Digitized by Google

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

1847. 2.
1135

Sechster Jahrgang.
I. Semester. II. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1847.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 14. Die Warnungen des Hungerjahres. S. 1. — Der unglückliche Hofmeister. Novelle von Uffo Horn. I. S. 5. — Dresden im Winter. I. S. 18. — Das österreichische Anlehen. S. 24. — Tagebuch: Aus Bremen. S. 28. — Aus Paris 1 u. 2. S. 32. — Aus Wien. S. 36. — Graf Rudolf Stadion. S. 37. — Aus Lemberg. S. 39. — Aus Prag. S. 42. — Die Jesuiten in Tyrol. S. 44. — Kleine Schriften von Prutz. S. 46. — Vom preußischen Landtag. S. 48.

Nr. 15. Die politische Pause in Frankreich. S. 49. — Der unglückliche Hofmeister. Novelle von Uffo Horn. Zweite Abtheilung und Schluß. S. 53. — Einige Verwaltungsfragen der böhmischen Stände. S. 72. — Der preußische Landtag. S. 77. — Tagebuch: Vom preußischen Landtage. Erste Woche. S. 83. — Aus Wien 1, 2 u. 3. S. 90. — Aus Paris. S. 96. — Aus London. S. 98.

Nr. 16. Empfangsfeierlichkeiten. S. 101. — Der preußische Landtag. S. 113. — Parteistimmen aus Oesterreich. S. 117. — Tagebuch: Michelet's Geschichte der Revolution. S. 129. — Aus Berlin. S. 132. — Die Adreßdebatte des preußischen Landtages. S. 134.

Nr. 17. Griechenland, die Schutzmächte und die Türkei. S. 149. — Der Papst und seine Reformen. S. 158. — Oesterreich und die Wendung in Preußen. S. 165. — Tagebuch: Aus Paris. S. 169. — Aus Frankfurt a. M. S. 171. — Die Deutschen in Galizien. S. 173. — Aus Lemberg. S. 174. — Vom preußischen Landtage. Dritte Woche. S. 176. — Aus Wien. 1, 2, 3 u. 4. S. 180. — Eine constitutionelle Stimme aus Würtemberg. S. 187.

Nr. 18. Wandertage in Oberösterreich. S. 189. — Die gute Sache der Freiheit. S. 206. — Tagebuch: Frankreich und die Ereignisse in Preußen. S. 211. — Aus Berlin 1, 2 u. 3. S. 213. — Aus Schwerin. S. 219. — Aus Dresden. S. 221. — Antiständisches aus Böhmen. S. 223. — Aus Wien 1, 2 u. 3. S. 227.

Nr. 19. Ein deutscher Postcongreß und Postverein. I. S. 233. — Erzherzog Karl. Vom französischen Gesichtspuncte. S. 239. — Tagebuch: Aus Paris 1 u. 2. S. 256. Aus Berlin. S. 261. — Tyrolische Geschichtsschreibung. S. 262. — Aus Prag 1, 2 u. 3. S. 267. — Aus Galizien. S. 271. — Erzherzog Karl. S. 273. — Notizen. S. 275.

Nr. 20. Moderne Historiker. I. Droysen's Freiheitskriege. S. 277. — Ein deutscher Postcongreß und Postverein. II. S. 299. — Tagebuch: Aus Wien. 1, 2 u. 3. S. 309. Aus Paris. S. 315. — Aus Prag. S. 318. — Aus Frankfurt a. M. 1 u. 2. S. 318. Aus Berlin. S. 322.

Digitized by Google

Nr. 21. Erinnerungen an Achim von Arnim. S. 325. — Bu-Maza. S. 340. — Royaliſtiſche Aphorismen. I. II. S. 344. — Tagebuch: Aus Paris. S. 348. — Vom preußiſchen Landtage. S. 351. — Die böhmiſche Ständeverſammlung. S. 353. — Die Wiener Akademie der Wiſſenſchaft, S. 356. — Der Polenprozeß. S. 358. — Aus Wien 1 u. 2. S. 360.

Nr. 22. Plaudereien aus London. S. 265. — Deutſche Literaturgeſchichte in neueſter Zeit. S. 373. — Tyroler Zuſtände. S. 383. — Tagebuch: Aus Paris 1 u. 2. S. 392. — Aus Berlin 1 u. 2. S. 398. — Aus Prag. S. 402. — Aus Wien. S. 405.

Nr. 23. Conſtantinopel im Jahr 1847. S. 409. — Die böhmiſchen Stände gegen die Cenſur. S. 417. — Ungarn und Oeſterreich. S. 422. — Leopold Schefer. Ein Literaturbild. S. 426. — Tagebuch: Die Pariſer Kunſtausſtellung. S. 441. — Aus Wien 1, 2 u. 3. S. 447. — Aus Berlin 1, 2 u. 3. S. 453.

Nr. 24. E. M. Arndt und die Demagogenzeit. S. 457. — Städtiſche Fragen aus Wien. S. 470. — Ein neues Tendenzdrama in Paris. S. 477. — Tagebuch: Aus Paris. S. 484. — Aus Berlin. S. 486. — Aus Tyrol. S. 489. — Aus Stuttgart. S. 491. — Aus Süddeutſchland. S. 493. — Aus Prag 1 u. 2. S. 494. — Notizen. S. 498.

Nr. 25. Friedrich Hebbel. S. 501. — Die Ereigniſſe in Portugal. S. 514. — Das Lottoſpiel in Oeſterreich. S. 518. — Die Judenfrage auf dem preußiſchen Landtage. S. 524. — Tagebuch: Aus Wien 1, 2, 3 u. 4. S. 532. — Aus Brünn. S. 540. — Aus Paris. S. 541. — Aus Berlin. S. 544. — Notiz. S. 547.

Nr. 26. Spital-Memoiren aus Wien. S. 549. — Moderne Hiſtoriker. II. S. 566. — Tagebuch: Münchener Zuſtände. S. 575. — Aus Paris. S. 579. — Aus Berlin 1, 2 u. 3. S. 582. — Aus Wien. S. 587.

Digitized by Google

Die Warnungen des Hungerjahres.

Paris im April.

Rouſſeau fragt ſich ſelbſt irgendwo: „Aber wozu hat denn Gott die Schmerzen geſchaffen?“ und er antwortet ſich ſelbſt: „Sie ſind eine Warnung, die uns anzeigt, daß etwas verkehrt iſt, daß wir vom Wege der Natur abweichen, daß wir unſere Kräfte übertreiben, daß Rückkehr zur Natur und Ruhe uns nöthig ſind.“ — Man kann dieſelbe Frage in Bezug auf die Mangeljahre ſtellen und wird ungefähr zu derſelben Antwort gelangen. Auch ſie ſind eine Warnung, die da bekundet, daß etwas verkehrt iſt, daß wir auf falſchem Wege ſind, daß Rückkehr, mehr Ordnung, eine beſſere Einrichtung nothwendig ſind. Wer ſieht nicht, daß das irländiſche Elend endlich den Engländern die Augen über die Nothwendigkeit durchgreifender Hülfe für Irland geöffnet hat? Und nicht nur für England iſt das irländiſche Elend eine Warnung, ſondern für alle Völker, die Augen zum Sehen und Ohren zu Hören haben. Uns aber insbeſondere ſagt ſie, daß wir nie vergeſſen ſollen, wie alle unſerm Schutze anvertraute Volksſtämme, die die Geſchichte an unſer Geſchick gefeſſelt hat, unſere Brüder ſind und nur durch eine Bruderpolitik für uns gewonnen werden können, nur in ihrem eignen Wohl auch die Pflicht finden werden, dem unſerigen nicht nur nicht im Wege zu ſtehen, ſondern im Gegentheil mit für daſſelbe einzutreten. Alle ſlaviſch-deutſchen Provinzen ſind unſer Irland; das Nothjahr und ſeine Folgen aber rufen uns mit lauter Stimme zu: Hütet Euch, ihnen gegenüber Engländer zu ſein, ſeid ihnen Brüder und Ihr werdet Euch Brüder in ihnen erziehen.

Die Warnung des Nothjahres iſt überall thätig, ſie tritt vor uns in einem Augenblicke, wo ſich kein Menſch mehr darüber täuſchen darf und täuſcht, daß wir einer neuen Zeit entgegengehen. Sie ſteht an der Grenze derſelben, und es wird unſere Schuld ſein, wenn wir ſie nicht verſtehen, und dieſe Schuld wird bleiſchwer auf uns und unſere Nachkommen fallen, wenn wir ſie nicht von uns abweiſen. Die Hülferufe des Hungers ſind ein Be-

Digitized by Google

weis, daß die Geſellſchaft krank iſt; und die Geſellſchaft mag in ſich gehen und ſich ſelbſt an den Puls fühlen, damit ſie die Krankheit erkenne. Und es iſt nicht einmal ſchwer, die Diagnoſe zu ſtellen und in etwa die Heilmittel anzudeuten. Es iſt klar, daß ein großer Theil der Geſellſchaft und grade der ſchwächſte, der ärmſte, rein dem Zufalle überlaſſen iſt, und dieſer Zufall jahraus jahrein das Hungerſchwert über ſeinem Haupte hält, und dann ein wenig Regen oder Dürre genügt, um es auf Millionen herabfallen zu machen. Das iſt ein ewiger Krankheitsſtoff, und dieſem Zufalle muß die Geſellſchaft durch Ordnung und Vorſicht vorbeugen. Warum gibt es ein Miniſterium des Handels und der Induſtrie für alle höhere Schichten des Geſellſchaftslebens und keines für die untern, nämlich für die Arbeit? Warum gibt es ein Miniſterium des Ackerbaues, das über die Intereſſen der Cultur wacht und nicht an die der Ackerbauer ſelbſt, der Maſſe, der Proletarier, der kleinen Höfler und Arbeiter denkt? Warum ſorgen die Regierungen halbwegs für den Ackerbau als Gewerbe, als Kunſt, ohne an ihr als der nothwendige Nährvater der ganzen Geſellſchaft zu denken? Sollte nicht die erſte Pflicht jedes Ackerbauminiſteriums grade die ſein, zu wiſſen, wie viele Früchte das Land zeugen muß, um alle Söhne des Vaterlandes zu nähren? Erſt dann würde es nicht gezwungen ſein, bei eintretender Mißerndte Alles dem Zufalle, der Privatſpeculation, der Sucht aus dem Hunger Gold zu ſchlagen, zu überlaſſen, ſondern könnte in der Zeit ja ſorgen. Es gibt Conduitenliſten über jeden Schritt, den die Beamten thun, Spione, um jeden Schritt der Nichtbeamten zu bewachen; aber keine, die da bekunden, wie viel Kartoffeln, wie viel Korn und Gerſte das Land braucht und zeugt. Die Regierungen verſchwenden ihre beſte Zeit mit Sachen, die gar keine Bedeutung haben, und haben dann keine Zeit mehr für die Angelegenheiten, von denen das Heil oder Unheil ihrer Völker, von Millionen von Menſchen abhängt. Alles Regierungsweſen iſt in gewiſſer Beziehung nur ein äußeres, die eigentlich inneren Angelegenheiten des Landes aber ſind überall vernachläſſigt. Es ſoll dies kein Vorwurf ſein, ſondern wir ſprechen nur eine Thatſache aus. Und dieſe Thatſache ſelbſt entſchuldigt und erklärt ſich ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß ſeit Jahrhunderten, ſeit dem Glücke, das die engliſche Nation durch ihr Weſen gemacht hat, die Völker und Staatsmänner ſich gewöhnt haben, die Urſache dieſes Glückes in der äußern Form zu ſehen. Montesquieu, Rouſſeau ſelbſt in vieler Beziehung, die ganze franzöſiſche Revolution, die Reſtauraten, alle Führer der europäiſchen Staaten theilen dieſen Irrthum mehr oder weniger. Das Hungerjahr aber rief

Digitized by Google

Allen die laute Warnung zu: „Denkt an das Weſen, an die inneren Bedürfniſſe der Völker!“

Deswegen iſt aber die Form, und ganz beſonders die der Regierung, der Staatsorganiſation nicht weniger als eine Nebenſache. Sie iſt das Mittel zur Verwirklichung des Geiſtes, und überall, wo die Form ſelbſt der Art iſt, daß ſie nur einen Theil des Volkes umfaßt, iſt es natürlich, daß die Vertreter dieſer Form auch nur mit Ergebenheit an die Intereſſen dieſes Theiles, den ſie vertreten, denken, aus Eifer für ihn ſorgen. In Folge der nach und nach ſich geltend machenden Erkenntniß, daß die inneren Angelegenheiten die Hauptſache ſind, tritt gegenwärtig eine Reaction ein, die die äußeren, die Form für vollkommen gleichgültig anſieht. Aber dieſe würde ſicher bald auf ebenſo bodenloſe Wege gerathen, als die ſind, auf deren jetzt der Staatswagen feſtgefahren iſt. Wollen hoffen, daß die verſtändigen Völker nach grade die rechte Bahn erkennen lernen und einſchlagen.

In Frankreich hat ſich die Stimme der Warnung ebenfalls in der letzten Zeit mitunter geltend gemacht. Man hörte ſie aus den höchſten und zugleich aus den tiefſten Regionen widerklingen. In dem Ackerbaucongreſſe, der in der letzten Woche ſtattfand, wurden mehrere Klagen laut. Man warf der Regierung ihre Rath- und Thatloſigkeit, ihre vollkommene Unwiſſenheit über die innere Lage des Ackerbaues vor. Wir hörten dort, daß die tüchtigſten Ackerbauer die Regierung zur rechten Zeit gewarnt, daß aber die Regierung trotz der Warnung die Hände in den Schoos gelegt, ja, im Gegentheile, durch ihren Agenten im Intereſſe des Augenblickes, um die Wahlen nicht zu ſtören, die Völker nicht zu beunruhigen, dieſe Warnungen ſelbſt öffentlich in ihren Cirkularen und Zeitungen für unbegründet und übertrieben erklärt habe. Das iſt die Auffaſſungsweiſe unſerer Zeit. Aber auch von einer andern Seite zeigte ſich dann wieder die Denkart der Leute ſelbſt, die in dieſem Congreſſe vertreten waren, das heißt die der großen und reichen Ackerbauer und Wieſenbeſitzer. Die Viehzucht iſt in Frankreich geſchätzt und ſehr vortheilhaft. Sie kann aber mit Erfolg nur von reichen und großen Herrſchaften betrieben werden. Dieſe dringen nun darauf, den gegenwärtigen Fruchtmangel dazu zu benutzen, die Nahrung des Volkes zu ändern, und das Brot durch Fleiſch zu verdrängen. In England geſchah nach der letzten engliſchen Revolution etwas Aehnliches in Folge der Form der Regierung, die die Herrſchaft in die Hand der großen Grundbeſitzer gab. Die neue franzöſiſche Ariſtokratie arbeitet auf ein gleiches Ergebniß hin, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß auch ſie es halbwegs erreichen, und bald mehr Fleiſch als Brot verzehrt werden wird. Es mag das ſeine

guten Folgen haben; aber es wird vor Allem die erreichen, den kleinen Ackerbau auf Kosten der großen Viehzüchter herabzudrücken, und zwar weil hier wie überall das Bedürfniß nicht von einem Geiste allgemeiner Uebersicht und Anordnung, sondern von dem der Privatspeculation ohne höhere Aufsicht und Leitung, beherrscht wird.

Auch in Bezug auf die Organisation des Staates, die Form der Regierung, ließ sich eine schüchterne Stimme in der Pairskammer hören. Herr Viennet machte darauf aufmerksam, daß viele Gemeinden Steuern für ihre Armen ausgeworfen, aber bis jetzt die Zustimmung der Regierung von Paris für diese Ausgaben nicht hätten erhalten können. Der Unsinn der Uebercentralisation wurde ein klarer. Jede Gemeinde muß nach Paris berichten, und ihr Bericht die endlose Kettenreihe von Instanzen und Bureau's durchlaufen, wenn sie einschreiten will, um zu verhindern, daß ihre Armen verhungern. Das ist der Grundsatz bis ins Absurdum durchgeführt. Aber der Grundsatz herrscht überall mehr oder weniger, nicht allein der der Uebercentralisation, sondern insbesondere der der Bewachung jeder äußeren Handlung, jeder äußeren Thätigkeit der Menschen, der Gemeinde, des ganzen Staates, mit vollkommener Vernachlässigung der inneren Bedürfnisse der Völker unserer Zeit.

Das waren die Stimmen der höheren Regionen. In den untern wurde eine andere laut. Mit Aufstand, Brandstiftung, Plünderung und Mord hieß es hier: „Nieder mit der Bourgeoisie!" Jene waren die Warnung der Gegenwart, diese die Drohung der Zukunft, wenn diese überhört werden sollte. Und die Verhältnisse gleichen sich überall mehr oder weniger.

Das Hungerjahr redet ein lautes Wort: „Wahrt Euch!" Wird seine Warnung verstanden werden? Wo nicht, dann wird die Drohung sich verwirklichen. Rechnet darauf! —

J.—y.

Der unglückliche Hofmeister

oder

Wie es in Böhmen noch ist.

Novelle von **Uffo Horn.**

I.

Der Reisewagen.

Der große Reisewagen stand aufgepackt im Schloßhofe, nur die Bache wurde noch festgeschnallt und die Pferde aus dem Stalle gezogen. Die dick ausgefütterten Braunen trugen heute das stattlichste Geschirr; Wenzel, der Kutscher, hatte den neuen Hut mit der Goldborte auf und betrachtete zum öftern mißvergnügt seine Beine, die in knappen, rehfarbigen Kamaschen steckten. Die bequemen Juchtenstiefeln, die er sonst zu tragen pflegte, hingen dick mit Speck beschmiert, zusammt der Zipfelmütze, über seinem Bett wie eine Trophäe — beides hatte auf ausdrücklichen Befehl der gnädigen Frau im Stalle zurückbleiben müssen. Aber nicht allein diese theuern Gegenstände, auch Anne, die Schloßköchin, mußte Wenzel im Stiche lassen und das drückte ihn bei weitem mehr, als die Kamaschen. Für die Stiefeln brauchte er keine Sorge zu haben, denn die hätten doch keinem Menschen im Schlosse gepaßt, aber Anne — mehrern Leuten, besonders Vincenz, dem Gärtner, der schon lange Wenzel's gefährlichster Nebenbuhler war. Vincenz hatte einen großen Vortheil über Wenzel, er duftete nach Reseda, wenn er aus dem Glashause kam, während dieser immer erst einige Minuten auf dem Hofe hin und her spazieren mußte, bevor er sich in der Küche präsentiren durfte. Zum Unglück inclinirte Anne durchaus nicht zur Schwindsucht, und Wenzel hatte mit seiner Versicherung, daß der Stallgeruch hundertmal gesünder sei als der von Rosen und Nelken nie den gewünschten Effect hervorbringen können. Daher kam ihm bei Tische der Gärtner auch immer zuvor und konnte, wenn die Glocke zum Essen rief, sogleich in die Küche springen und sich des be-

neidenswerthen Platzes bei Anne versichern, während Wenzel von allen Furien der Eifersucht gequält, sich im Hofe noch auslüften ließ.

Karl, der Jäger, der bei dem gnädigen Herrn zurückblieb, war seiner Sache viel gewisser, obgleich ihm wieder seine Geliebte, das Stubenmädchen der Baronin, entführt wurde. Er stand, den schwarzen Schnurbart drehend, in der Hausthüre und kokettirte mit Betti, die noch Ein und das Andere an ihm vorbei in den Wagen trug, drückte ihr verstohlen die Hand und bemühte sich, ihr seine Treue auf das Eindringlichste zu versichern. Innerlich aber fühlte er keine Unruhe, er war ganz unbesorgt, daß er aus dem Herzen seiner Geliebten verdrängt werden könne. Der Uebermüthige! Er, im grauen Flaus — der nur an Sonntagen oder, wenn Gäste kamen, den grünen Rock und den Hirschfänger anlegen durfte, konnte mit seinen glänzenden Collegen in der Residenz rivalisiren, Tag für Tag die bordirten Röcke und Hüte mit weißen Federbüschen tragen und unmittelbar von dem Anstand ihrer Herren profitiren. Karl spottete über Wenzel's klägliches Gesicht, aber Betti's verklärte Züge hätten den eitlen Mann mit einer finstern Ahnung erfüllen sollen!

Oben in der Wohnstube saß die Herrschaft noch beim Kaffee. Der alte Baron war schon auf der Jagd gewesen und hatte das Dutzend Rephühner vollzählig gemacht, das seine Frau mitnehmen sollte. Er war von dem nassen Boden und dem Kartoffelkraut sehr übel zugerichtet und sah wirklich einem Fuhrmanne ähnlicher, als einem Freiherrn, welche Irrung durch die bereits in's Cochenillefarbige spielende Nase ziemlich bestärkt ward. Der alte Herr zählte seufzend und brummend ein Päckchen Banknoten um das andere ab, dabei blies er eine dicke Wolke nach der andern über den Tisch. Seine Frau, die im Stillen mitzählte, ließ sich diesmal den blauen Dunst gefallen; jetzt mischte der Baron die Noten zusammen und machte Miene, ein Päckchen, das er noch in der linken Hand hielt, wieder in die Schreibtafel zu stecken. „Leg' die Zweihundert nur noch dazu, Vater!" sagte die Baronin, einen Versuch zur Schmeichelei machend, der aber der langen Ungewohnheit wegen nicht zum Besten ausfiel — „du weißt, ich verwerfe gewiß kein Geld, aber wenn man nach so vielen Jahren wieder einmal auf längere Zeit in die Stadt kömmt, muß man doch gehörig auftreten."

Dazu hätte die gute Baronin keines Geldes bedurft, aber der alte Herr legte die zweihundert Gulden doch auf den Tisch, blies aber dabei eine Wolke, die sein Antlitz auf eine Minute ganz verbarg und die Baronin auf das Heftigste zum Husten reizte. Diesmal aber ließ sie das Attentat auf ihre Kehle ruhig hingehen, und nachdem sie die Summe in einen kleinen Kalen-

der gepackt und an ihrem Busen untergebracht hatte, erhob sie sich und setzte den Capuchon mit dem grünen Schleier auf.

„Such' nur einen ordentlichen Hofmeister aus, der verfluchte Junge braucht einen, der Haare auf den Zähnen hat."

Die Baronin, welche stets ein Faible für Schnurbärte gehabt, hatte gegen diese Bestimmung nichts einzuwenden.

„Mein Advokat wird dir die Leute in's Haus schicken, er hat auch dem Grafen Kostina einen Hofmeister und mir einmal einen Amtschreiber verschafft, such' nur einen heraus, der kein Hasenfuß ist."

Darunter verstand der Baron, daß der Hofmeister eine gute Natur haben, einige Spirituosen vertragen, Tabak rauchen, Hasen schießen, auf einem Sattelpferde reiten und über Zuchtvieh Bescheid wissen solle.

Die Baronin, obwohl diesen ritterlichen Künsten nicht eben abgeneigt, hatte jedoch eine ganz andere Idee. Sie wünschte einen interessanten jungen Mann, mit dem sie vor den Dienstboten Französisch sprechen und zum Besuch in die Nachbarschaft fahren, der Abends vorlesen und die etwas rostig gewordene Cultur der gnädigen Frau neu aufputzen könne. Der Baron war sinnend ein paar Mal auf- und abgegangen, ob er nichts Wichtiges vergessen habe. „Richtig! Winterhosen brauche ich zwei Paar, aber ohne Struppen, graue für den Schmuz, und ein Paar ordentliche — aber nun habt Ihr Zeit — Sakerment! schon neun Uhr, der Weg ist schlecht, Ihr werdet spät hineinkommen. Na, Gott behüte dich und schreibe gleich, wie Ihr angekommen seid!"

Eine Umarmung des freiherrlichen Paares erfolgte; der Baron setzte seine Mütze auf und begleitete seine Frau zum Wagen. Während dieser von dem ganzen Hausvolke die Hand geküßt und glückliche Reise gewünscht wurde, worauf sie mit einigen guten Lehren replicirte, war der Baron um den Wagen herumgegangen, hatte probirt, ob Alles fest aufgepackt sei und endlich dem Kutscher, der immerfort wehmüthig nach Annen hinsah, einen Stoß gegeben. „Das sag' ich dir, Wenzel, daß du mir die Pferde nicht zu Schanden fährst und nicht umwirfst! In Berkowitz könnt Ihr füttern und in Hronow wässern — Ihr habt Zeit genug, wenn Ihr um neun Uhr nach Prag kommt! Die gnädige Frau wird dir schon sagen, wo du hinzufahren hast!"

Wenzel stieg auf den Bock. Der Baron half seiner Frau einsteigen, küßte die beiden Kinder und ermahnte sie, sich gut aufzuführen und gab endlich mit einem „Na, fahr' zu mit Gott!" das Zeichen zur Abreise. Der Wagen schwankte zum Thore hinaus und der Baron ging, nachdem er ihm

eine Weile nachgesehen, auf seine Stube zurück. Im Hofe ruschelte und murmelte es, unter dem Federvieh wie unter den Dienstboten; Vincenz, der Gärtner, lachte höhnisch und trat zu Anne, die einer Ente den Hals abschnitt, und Karl, der Jäger, besann sich, daß die Bauer im Dorfe eine hübsche Tochter habe, die ganz geeignet sei, ihn über Betti's Abwesenheit zu trösten.

Der Candidat.

Bei ihrer Schwester, die an den Grafen Horonski verheirathet war, hatte die Baronin ihr Absteigequartier und nun, da sie den Capuchon abgelegt und statt dessen eine stattliche Haube aus dem Atelier der Madame Caspar auf die etwas rostigen Haare gesetzt hat, wollen wir sie näher beschreiben. Die würdige Dame ist an die vierzig Jahre alt, ziemlich beleibt und hat draußen auf dem Lande weniger auf ihren Teint und ihre Hände geachtet, als es eine Dame von Stande thun soll. Daher ist ersterer etwas braun, letztere sind etwas hart und breit geworden, was ihr beim Anziehen der Handschuhe hinderlich wird. Aber sie ist erträglich conservirt, hat alle Haare behalten und keine Zahnlücken; wenn sie aufgeputzt ist, kann sie getrost für eine hübsche Frau passiren. Sie sitzt sehr bequem in die blau überzogene Causeuse zurückgelehnt, hat aber das Unglück, ein kirschrothes Kleid zu tragen, was dem Effekt sehr hinderlich ist, den dieses und ihre schwarzen Locken hervorbringen sollen.

Neben ihr sitzt die zwölfjährige Caroline, die nächster Tage in ein Kloster gehen soll, um dort „für die Welt" erzogen zu werden, und ergötzt sich an einem ruppigen Papagei, der im Salon der Tante im Verein mit einem Pintscher- und einem Wachtelhunde die Eintretenden immer früher empfängt, als es die Hausfrau thun kann. Bekannte traten daher bei der Gräfin nie ohne Stock in den Salon, namentlich wenn man durch die Glasthüre den schwarzen Pintscher darin erblickt. Jaromir, das Söhnchen der Baronin, spielt mit diesem Ungethüm, und während der allgemeinen Heiterkeit klopft ein junger Mann bescheiden an, aber ohne gehört zu werden. Jetzt reißt sich der Pintscher aus den Armen Jaromir'chens los und fährt bellend gegen die leise geöffnete Thür, und der braungefleckte Wachtelhund, der auf der Fußdecke schlief, folgt erwachend seinem Beispiele. Der junge Mann traut sich nicht recht einzutreten, bis die Baronin zu schelten anfängt und die Hunde knurrend sich zurückziehen. Es ist gewiß der erwartete Hofmeister — diese profunde Bescheidenheit wäre sonst bei Niemand Andern zu entschuldigen. Der junge Mann ist recht hübsch und gut gewachsen, seine Handschuhe sind neu, aber sein Hut ist alt, seine Stiefel, obwohl sehr blank

gewichst, breit umgetreten und die Weste scheint, dem Kragen nach, alle Ursache zu haben, sich unter dem zugeknöpften Frack zu verstecken. Er fährt mit der Hand über die Stirn, streicht die sorgfältig abgetheilten, glänzend geschmierten Haare ein wenig bei Seite und spricht bis über die Augen erröthend nach einer etwas scharrenden Verbeugung: „Entschuldigen gnädigst, Euer gräflichen Gnaden -- der Herr Doktor von Mohr schickt mich hierher —" Die Baronin, welche den jungen Mann beifällig betrachtet hat, nickt herablassend mit dem Lockenhaupt und deutet auf ein Tabouret. Der Candidat theilt die Schöße seines Fracks auseinander, um sich niederzusetzen, hat aber das Unglück, dieses Manövre gerade Angesichts der Gräfin Horonski auszuführen, welche in diesem Augenblick in den Salon zu ihrer Schwester tritt, und mit einem sehr geringschätzigen Gesichte dem aufgeschnellten Candidaten zuwinkt, sitzen zu bleiben. Die beiden Schwestern haben sich heute noch nicht gesehen, sie umarmen und küssen sich daher, dann sprechen sie erst eine Viertelstunde über allerhand geringfügige Dinge, während welcher Zeit der arme Candidat wechselweise Jaromirchen, seinen muthmaßlichen Eleven, und den Papagei betrachtet, der „bon jour" sagt und häufig Lust bezeigt, Carolinen in die Finger zu beißen. Dabei blickt er jedoch jeden Augenblick verstohlen nach den beiden Herrschaften, die jetzt zusammen flüstern. Augenscheinlich ist die Rede von ihm, sein Herz pocht ungestüm — und als sich Beide nun direkt ihm zuwenden, vergeht ihm auf einige Sekunden der Athem.

„Sie wünschen bei der Baronin als Hofmeister einzutreten" nimmt die Gräfin das Wort und sieht ihn dabei sehr imponirend an. Die Gräfin ist um ein Paar Jahre älter als ihre Schwester, glänzender verheirathet und hat außer der Toilette den beständigen Aufenthalt in der Hauptstadt vor ihr voraus. Der Candidat verbeugt sich und flüstert „unterthänigst aufzuwarten."

„Was studiren Sie?"

„Das dritte Jahr der Rechte."

„Und verderben Sie ihre Carrière nicht, wenn Sie hinausgehen? Sie werden sehr anständig bezahlt, aber auf eine Pension haben Sie keine Ansprüche."

„Sonst aber werden Sie Alles haben," fiel die Baronin ein, welche bereits eine leise Furcht empfand, der hübsche junge Mann werde durch ihre Schwester abgeschreckt, den Antrag ablehnen. Die Gräfin zwinkerte mit den Augen und sagte: „Sie erhalten dreihundert Gulden jährlich, und wenn Sie die Erziehung vollenden, die Justiziärstelle auf der Herrschaft meines Schwa-

gers oder eine Abfindung von zweitausend Gulden. Jaromir soll zum Militär, wird daher nur bis zum achtzehnten Jahr studiren."

„Und zum neuen Jahre gibt mein Mann noch ein Extradouceur —"

Die Gräfin zwinkerte wieder: „In acht Tagen reist meine Schwester ab, überlegen Sie sich die Sache bis morgen und sagen Sie dann dem Doktor Mohr, ob Sie sie annehmen oder nicht. Im Falle Sie hinausgehen wollen, so können Sie wiederkommen, und sich mit dem Knaben bekannt machen — Jaromir, vênez" — „Sie sprechen ja französisch?"

„Ich habe ein gutes Zeugniß," gräflichen Gnaden. —

Die Gräfin lächelte geringschätzig — und als Jaromir zu ihr kam, küßte sie ihn auf die Stirne und erhob sich dann auf das Piano zugehend, das sie öffnete. „Spielen Sie vielleicht auch?"

Der Candidat stellte seinen Hut auf den Stuhl, und da es fast keinen böhmischen Studenten gibt, der nicht musikalisch wäre, spielte er mit sicherer und geläufiger Hand einen furiosen Galopp, daß die Baronin, die trotz ihrer Corpulenz immer noch mittanzte, wenn sich auf dem Lande die Gelegenheit ergab, unter dem Tische mit zu taktiren anfing und der kleine Jaromir aufjauchzte und umhersprang.

Die Gräfin verzog jedoch keine Miene, sondern blätterte anscheinend gleichgültig unter den daliegenden Musikalien herum, und als der Candidat mit einem tüchtigen Schlage aufhörte, schüttelte sie sogar unzufrieden das Haupt.

Die Baronin war mit den musikalischen Fähigkeiten des jungen Mannes vollkommen zufrieden, aber die Gräfin legte ihm erst noch das „Lob der Thränen" hin, was er allerdings mit weniger Bravour als den Galopp spielte. „Für den Anfang wird es gehen", flüsterte sie ihrer Schwester zu, und beide Damen winkten ihm, daß er entlassen sei. Als er die dritte Verbeugung gemacht hatte, und schon zum zweitenmal mit der verkehrten Hand nach der Thürklinke faßte, rief die Gräfin: „A propos, wie heißen Sie denn?" —

„Theodor Nestásny, aufzuwarten," antwortete der Jüngling und entwich mit erleuchtender Seele aus dem Salon.

Soirée dansante.

Die Abreise der Baronin war um vierzehn Tage verschoben und Theodor, der arme Student, als Hofmeister aufgenommen worden. Die Gräfin hatte ihm eine kleine Hinterstube, in welcher der Jäger ihres Schwagers zu schlafen pflegte, wenn dieser auf einige Tage nach Prag kam, angewiesen und diese stieß unmittelbar an das Zimmer der Baronin. Theodor hatte

die Zeit über nichts zu thun, als den jungen Herrn ſpazieren zu führen, und ſeine Zuneigung zu gewinnen, was in ſofern nicht beſonders ſchwierig war, als er geduldig ſtehen blieb, wenn der junge Freiherr den Spielen der Gaſſenjungen zuſah und als daß er ſich alle Tage vier bis fünfmal über die Moldau führen ließ, was dem Knaben unſäglichen Spaß machte. Die Baronin hatte ihre Tochter indeß im Kloſter untergebracht und blieb nur noch in Prag, weil der Mann ihrer Schweſter auf's Land zur Jagd gegangen war, und ſie dieſe nicht allein laſſen wollte. Obwohl die Geſellſchaft noch nicht vollſtändig beiſammen, und grade der eleganteſte Theil derſelben noch auf dem Lande war, gab doch die Gräfin ihrer Schweſter zu Ehren eine glänzende Soirée, bei der ſie ihr alle Bekannten des Hauſes vorſtellen wollte. Die Gräfin gehörte nämlich nicht zur crême der Geſellſchaft, und ſo ſtolz ſie war, und ſo viel Geld ſie ausgab, gelang es ihr doch nicht recht, in der höchſten Region feſten Fuß zu faſſen, ſondern ſie mußte mit einzelnen Ausſpringern derſelben vorlieb nehmen. Sie hatte daher die beſte Ausrede, wenn ihre Schweſter nach einem oder dem andern glänzenden Namen fragte, der nicht auf der Liſte ſtand, dieſen Grund vorzuſchützen, und da einige der jungen Herren, die überall zu haben ſind, wo ſie Spaß und hübſche Geſichter vermuthen, im Salon der Gräfin erſchienen, war ihre ländliche Schweſter vor Stolz und Freude außer ſich. Wenn der gute Baron, ihr Mann, geahnt hätte, welche gefährliche Vorſätze in dieſem Augenblick die Seele ſeiner Frau durchkreuzten, ſo würde er den heiligen Hubertus angerufen und ſeine Naſe ſich bis zum ſchönſten Ponceauroth kolorirt haben. Sie ſah ſich auch als Sonne eines ſolchen Himmels und war heute ſo geſprächig und animirt, daß die Herren, welche das Glück hatten, ſich mit ihr zu unterhalten, aus dem Lachen gar nicht herauskamen. Die Gräfin, in einiger Angſt über den zweifelhaften Charakter dieſer Heiterkeit gab den Bitten einiger Herren nach, eine Quadrille ſpielen zu laſſen, die damals nach 20jähriger Verbannung in den Salons wieder Aufnahme fand. Der neue Hofmeiſter wurde daher, ſobald der Thee herumgegeben war, aus ſeinem Kämmerlein in den Salon citirt und als er verlegen und erröthend ſich verneigt hatte, ſogleich an das Piano geſchoben, wo man ihm die „haute-volée Quadrillen vorlegte, die übrigens ihre Wirkung auch auf dem ordinären Boden eines Bürgerhauſes thun. Mit den erſten Tönen der Quadrille war der Stern der Baronin untergegangen und ſie von allen Herren verlaſſen worden; Jeder lief, ſich eine Tänzerin zu holen, und da ſelbſt die älteren Damen — ganz alte lud die Gräfin nicht — bei der Ueberzahl der Herren vergriffen waren, mußte ſie allein auf dem Sopha ſitzen bleiben. In ihrem ſtillen ländlichen

Asyl war ihr la poule nur als zweibeiniges Federvieh, l'été nur als schweißbringende Jahreszeit und Pantalon als ein nothwendiges Garderobestück ihres Gatten bekannt — von der weitern Bedeutung dieser Worte hatte sie nur eine ganz unvollkommene Idee, und mußte daher den Herren, die sie aufforderten, mit wehmüthiger Stimme absagen. Als die Quadrille zu Ende war, winkte sie ihre Schwester herbei und flüsterte ihr die leise Bitte in's Ohr, der Hofmeister möge doch den schönen Galopp spielen, den er heute früh zum Besten gegeben. Die Gräfin entsetzte sich wie billig über diesen Wunsch: „Da Du die Quadrille nicht getanzt hast, so darfst Du gar nicht tanzen — was würden denn die Leute sagen, wenn Du auf einmal — mit Deiner Corpulenz — galoppiren wolltest!"

Die Baronin beschied sich mit stiller Trauer, denn tanzen ist auf dem Lande, wo man so wenige plaisirs hat, eines der hauptsächlichsten und man entsagt keinem schwerer, als diesem.

Der Hofmeister mußte eine Menuet, dann noch eine française spielen. Bei dieser letzteren wurde das Mißvergnügen der Baronin auf den höchsten Grad gesteigert. Sie saß, sich bequem ausstreckend, auf dem Sopha und war bereits schläfrig und verdrossen. Mit einem Male hüpfte eine Dame etwas zu nahe an dasselbe, und ihr Tänzer trat der Baronin mit bewundernswerther Schnelligkeit zwei Mal auf den engbeschuhten Fuß. Sie zog ein jämmerliches Gesicht, daß der Tänzer sein „Pardon Madame!" nur mit größter Anstrengung, das Lachen zu verbeißen, herausbrachte. Sie erhob sich daher freilich etwas zappelnd, und machte Miene sich zu entfernen: die Gräfin, die das Tanzen ebenfalls überdrüßig war, winkte dem Bedienten ihr voran zu leuchten, und als Betti sie in ihrem Zimmer auskleidete, war sie im übelsten Humor und stand dabei fortwährend auf einem Beine.

Das Hühnerauge.

Als Betti hinausgegangen war, untersuchte sie ihren getretenen Fuß, dessen kleine Zehe mit einem bohnengroßen Leichdorn — hierlands Hühnerauge — behaftet und brennendroth angelaufen war. Sie goß Wasser in das Lavoir, und preßte den Fuß hinein, umsonst — es wollte nicht helfen. Da hörte sie denn, daß, nachdem drüben die Musik verstummt war, der Hofmeister auf seine Stube kam, die, wie schon gesagt, an die Ihrige stieß. Sie hüpfte daher an die Thüre, was in Betracht ihrer Corpulenz, nicht ohne alles Geräusch möglich war, im Gegentheil alle Meubles in der Stube mit sammt dem Ofen in eine vibrirende Bewegung brachte, schob den Nachtriegel zurück und klopfte. Der Hofmeister, eben im Begriffe den Rock auszuziehen,

erſchrak auf das Tödtlichſte: das Klopfen wurde ſtärker, und er vernahm die etwas tiefe Stimme der Baronin.

„Was befehlen Euer Gnaden," ſagte er halblaut und zitternd.

„Haben Sie ein ſcharfes Federmeſſer?"

Der Arme erſchrak auf's Neue, denn er glaubte, die Baronin habe es auf einen Selbſtmord abgeſehen. Er eilte an den Tiſch und holte es, während die Baronin die Thüre öffnete und einen prüfenden Blick auf die Toilette des Hofmeiſters warf.

„Kommen Sie nur herein!"

Der Hofmeiſter gehorchte.

Die Baronin ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl — zu deſſen Füßen beide Lichter ſtanden, ihre ganze Erſcheinung war etwas Feierliches. Das Lavoir mit dem Waſſer, die brennenden Lichter und der graue Schlafrock bildeten ein myſtiſches Enſemble, der Hofmeiſter ſtand zitternd, in ſcheuer Entfernung, das blitzende Meſſer in der Hand, die Baronin hob den bloßen Fuß etwas in die Höhe und fragte, „ſehen Sie es?"

„O ja Euer Gnaden," ſtammelte der Hofmeiſter.

„Verſtehen Sie ſich darauf?"

Der Hofmeiſter wurde purpurroth, und da er zum Unglück etwas kurzſichtig war, ſah er weder das Hühnerauge, noch hatte er überhaupt einen Begriff, was er eigentlich verſtehen ſolle.

Die Baronin, der die Attitüde unbequem war, ſagte endlich, „ſo kommen Sie doch näher!"

Der Hofmeiſter wankte bis zu ihr.

Sie ſtreckte ihm wieder den leidenden Fuß entgegen — „Nun ſo beeilen Sie ſich, der Schmerz iſt fürchterlich — aber thun Sie mir nicht weh!"

Jetzt ſah er das Hühnerauge, und ein Stein fiel ihm vom Herzen; indeß war ſeine Angſt noch immer tödtlich. Er probirte erſt, ob das Meſſer ſcharf ſei, ſtrich es ein Paar Mal an der flachen Hand und begann endlich die Operation. So vorſichtig er war, ſchnitt er doch zu tief: die Baronin ſchrie laut auf und fiel mit einiger Vehemenz auf den Stuhl — der arme Hofmeiſter blieb entſetzt auf den Knieen, und in dieſem Augenblick trat, ein Licht in der Hand die Gräfin herein, um ihrer Schweſter gute Nacht zu ſagen.

Die Situation war kritiſch. Die Baronin ſchreiend, der Hofmeiſter vor ihr auf den Knieen — die Gräfin ſtellte daher das Licht reſolut auf den Tiſch und rief mit zornbebender, wenn auch vorſichtig gedämpfter Stimme:

„Was unterſtehen Sie ſich, impertinenter, frecher Menſch, in das Schlafzimmer meiner Schweſter zu kommen?“

„Ihre freiherrlichen Gnaden!“ ſtotterte der Hofmeiſter.

„Es iſt nichts, Amalie!“ verſicherte die Baronin, „gar nichts — mir hat Jemand auf den Fuß getreten.“

Die Gräfin winkte nun beruhigt dem Operateur zu, daß er entlaſſen ſei und verriegelte ſelbſt die Thüre hinter ihm, während ſie ihre Schweſter noch einige wohlgemeinte Vorwürfe über dieſe Vergeudung ihres Vertrauens machte. Die Baronin hatte aber für den Jüngling, der bald das Opfer ſeines Gehorſams geworden wäre, eine ſtille Theilnahme gefaßt; ſie beſchloß ſchon den andern Morgen ihm einen Beweis zu geben, daß ſie ſeine ſtille Tugend zu würdigen wiſſe und mit der Garderobe des Gemahls auch die des Hauslehrers zu vervollſtändigen. Er ſollte bei ſeinem erſten Debüt im freiherrlichen Schloſſe zu Riſchlowicz nicht kümmerlich, nein, blühend und ſtrahlend auftreten, und bei dem erſten Beſuch in der Nachbarſchaft von ſich reden machen.

Theodor erſtaunte daher nicht wenig, als der Schneider und zwar der Buchhalter des faſhionablen Herrn Krach, der den Grafen ſelbſt bediente, mit vieler Artigkeit bei ihm erſchien und ihn erſuchte, ſich Maaß nehmen zu laſſen. Theodor erröthete bis über die Augen, als er die gnädige Fürſorge ſeiner Gönnerin erfuhr und ging in confuſer Stimmung in den Salon, um ihr zu danken.

Die erſte Prüfung.

Beide Damen waren mit Jaromir ausgefahren, im Salon befand ſich Niemand als der Papagey und Betti, das Stubenmädchen der Baronin, die etwas aufgeräumt hatte. Betti war eines jener friſchen blühenden Mädchen, die in Böhmen häufiger ſind, als in irgend einem Lande der Welt, braunbackig, hatte ein rundes Geſicht mit kecken braunen Augen, und war jederzeit guter Dinge. Sie hatte den neuen Hofmeiſter, ohne daß er es ahnte, bereits protegirt, indem ſie der Baronin beim Ankleiden ſchon geſtern zugeredet hatte, ihn zu behalten. Betti war die Tochter des herrſchaftlichen Bräuers, und diente eigentlich nur um ſich zu bilden. Sie war Wenzels, des Jägers, vollends überdrüßig geworden, als ſie ſah, wie in Prag ein Büchſenſpanner keineswegs eine ſo hervorragende Perſönlichkeit ſei, wie auf dem Lande, wo Wenzel ſogar dem Oberförſter Widerpart hielt. Die böhmiſchen Mädchen haben alle Sinn für Muſik und Poeſie — ihnen haben wir die tauſend ſüßen Lieder und Melodien zu danken, die noch heute aus allen Fenſtern, auf allen Wieſen und Bergen klingen — Wenzel aber war

unmuſikaliſch, und ſang gar nicht, ſprach ein ſchlechtes Deutſch und ein gemeines Böhmiſch — er war aufgegeben, als Betti den Candidaten der Hofmeiſterſchaft zum erſtenmal geſehen und ſpielen gehört hatte. Andererſeits hat den Töchtern der Bräuer, Wirthſchaftsbeamten und Handwerker gegenüber jeder böhmiſche Student den friſchen kecken Muth, der ihn augenblicklich verläßt, wenn er einer deutſchgebildeten, etwas geſteiften und geſchnürten Dame gegenüber ſteht. Dieſe Töchter ſind ſeinesgleichen, ihnen zu Ehren ziehn die Studenten auf dem Lande herum, ſingend und jubelnd — und nehmen die alte Gaſtfreiheit in Anſpruch, mit ihnen tanzt man auf den ländlichen Bällen und begleitet ſie zärtlich nach Hauſe. Theodor begann die Converſation, — wie ſich von ſelbſt verſteht, in böhmiſcher Sprache, denn deutſch ſpricht ein guter Böhme nur, wenn er muß: „Guten Morgen, Betinka! — die gnädige Frau iſt nicht da?“

„Sie ſind fortgefahren, Herr Neſtásny, aber ſie werden bald wiederkommen — die Frau Baronin will nur für ihren Herrn einkaufen! Na, in acht Tagen gehen wir nach Riſchlowicz zurück.“

„Ich freue mich ſchon darauf; wie iſt es denn dort?“

„O, ſehr hübſch — Sie werden ſchon ſehen, wir unterhalten uns prächtig — es iſt nicht weit nach Hollin, nur eine Stunde, und da kennen wir die ganze Stadt. Meine Schweſter iſt dort an den Grundbuchführer verheirathet, dann fahren wir nach Chow zu die Graf Koſinskiſchen und nach Styrwicz, zu die Baron Eckſteiniſchen, da ſind Schreiber und ein ſehr luſtiger Kaplan! Von Daubleb kommen auch die Offiziers und da iſt immer was!“

„Es wird mir freilich ſchwer ankommen, von Prag wegzugehen.“

„J, was iſt denn in Prag? nur Theater, ſonſt aber bin ich lieber in Riſchlowicz, hier ſind die Mädeln alle ſo falſch und bilden ſich ein, wer weiß was ſie ſind! Na, die Marie von der Gräfin, kaum daß ſie mit einem ſpricht — was iſt ſie denn? Kammerjungfer bin ich auch, ihr Vater war Juſtiziär, aber wiſſen Sie — hat weggehen müſſen, und hat ſie die Gräfin nur aus Gnaden genommen, und mein Vater iſt Bräuer!“

Ein Bräuer iſt in Böhmen eine wichtige Perſon — er heißt „Herr Alter“ und genießt des größten Anſehens bei den Bauern, iſt guter Freund des Pfarrers, ſehr intim mit den Amtſchreibern und ſteht auf dem anſtändigſten Fuße mit dem Amtsdirektor. Eine Bräuerstochter gehört unbedingt zu den Honoratioren, rangirt nach den Beamtentöchtern und geht auf dem Lande in den meiſten Fällen der Pfarrerköchin vor, welche ſie kurzweg mit ihrem Vornamen nennt. Theodor hatte kaum den Stand ſeiner neuen Freun-

din erfahren, als er sein ganzes Betragen änderte — der Ton wurde sogleich um eine Oktave vertraulicher gestimmt, und Beide setzten sich auf das Sopha, vor dem Theodor wenige Tage früher in devotester Attitüde gestanden. Theodor aber warf doch einen prüfenden Blick durch die Glasthüre ins Vorzimmer und fragte: „Wird aber auch Niemand kommen?"

Betti gab ihm Recht. „Wir können ja hinüber zu uns gehen!" und sie nahm ihre Arbeit auf den Arm und Beide gingen über den Corridor in die Wohnung der Baronin. Hier waren sie ungestört und setzten sich daher mit aller Ruhe auf den Divan. Beide waren einig mit sich — sie gefielen sich Beide und seit Theodor wußte, daß Betti eine Bräuerstochter war, stand seiner Liebe kein weiteres Hinderniß im Wege. Er schlang daher den Arm um Betti's schlanke Taille und sie litt es, obwohl nicht ohne jene unnachahmlichen Minauderien, mit denen alle böhmischen Mädchen, und wären es Dorfmägde, die ersten Angriffe eines Mannes entgegnen. Sie bog sich wie eine Gerte und rief: „Aber gehen Sie! Lassen Sie mich!" — Theodor aber ging nicht und ließ sie nicht, sondern faßte sie am Halse, drehte ihr den Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß, der, obwohl unter beständigem Zucken und Widerstreben, eine volle Minute dauerte.

„Aber Sie sind ein schlimmer Mensch, Herr Nestásny!"

„Ich, Betinka? ich bin gar nicht schlimm — Sie sind's, warum haben Sie so schöne Augen?"

„Aber wenn wir nach Rischlowicz kommen, so müssen Sie zu uns kommen, das Bräuhaus ist ganz nahe beim Schloß, und mein Vater wird die größte Freude haben — er hat auch studirt vier Schulen, in Leutomischl, und mein Bruder auch, der ist jetzt Bräuer in Postarschitz und hat die Tochter von einem Kaufmann! Wo sind denn Sie gebürtig?"

„Ich? aus Nezdaschow — bei Moldauthein!"

„Ach dort haben wir einen Vetter, einen Bruder von meiner Mutter, er ist Burggraf beim Erzbischof, kennen Sie ihn vielleicht, er heißt Neruda!"

„Freilich, sehr gut, er war früher Amtschreiber in Rozental!"

„Ja! Ja!"

„Nu wir haben uns oft sehr gut unterhalten! Er geht hinter der Tochter vom Rentmeister —

„Ja! er hat uns davon geschrieben — ein hübsches Mädchen, nicht wahr?"

„Na, passirt!" —

Das Bündniß ihrer Seelen wurde immer fester, Theodor kannte den Vetter Neruda, und somit war er auch der Frau Brauermeisterin bestens empfohlen. Die Conversation erlitt eine Störung durch den zum Thore

hereinraſſelnden Wagen, der die beiden Damen nach Hauſe brachte. Theodor wurde durch das Schlafzimmer der Baronin in ſein Kämmerchen gelaſſen. Betti riegelte hinter ihm zu und begab ſich in die Hinterſtube, die ſie mit der Jungfer der Gräfin bewohnte, ſeit Theodor im Hauſe war. Es dauerte nicht lange, ſo wurde der Hofmeiſter hinüber citirt und betrat den Salon mit derſelben Aengſtlichkeit und Befangenheit, wie geſtern. Dazu kam, daß ihm Betti den Kopf vollends verwirrt gemacht hatte und ihr heißer Kuß noch auf ſeinen Lippen brannte. Die Damen hatten ihre Hüte abgelegt, Jaromir fütterte den Papagei mit Kuchen und war ſo gutherzig, auch ſeinem Gouverneur ein Stück davon anzubieten.

Die Baronin glaubte, der beſonders nachdrückliche Kuß, den Theodor auf ihre Hand drückte, ſei ein Ausbruch der Dankbarkeit für die Vorſorge, welche ſie heute an den Tag gelegt, ſie blickte ihn daher mit gütiger Würde an, ſo daß der arme Junge blutroth wurde und ſeinen Dank nur ſehr unvollkommen abſtattete. Die Gräfin lehnte die Huldigung ab und ſagte mit ernſtem aber gedämpftem Tone: „Ich habe Ihnen nur zu bemerken, Neſtásny! daß Sie ſehr wenig Acht auf Ihr Deutſch geben — ich fürchte, daß Jaromir es ſich noch mehr angewöhnen und wie die Grünweiber auf dem Ringe ſprechen wird! Das wäre mir ſehr unangenehm — es iſt ganz nothwendig, daß Sie die Ausſprache des Kindes überwachen und ſich ſelbſt alle Mühe geben.

„Werde mich befleißen, gräfliche Gnaden —

„Dann müſſen Sie jedesmal mit dem Hut in den Salon kommen — es ſieht ſonſt aus, als ob Sie hier zu Hauſe wären, und nicht ſo viele Complimente machen, das ſieht ordinair aus! Sie ſind noch ein junger Menſch, der wenig Gelegenheit hatte, in anſtändige Geſellſchaft zu kommen und müſſen ſich formiren — Ihre Complimente ſind wirklich beängſtigend!"

„Mama," jubelte Jaromir, „der Herr Neſtásny macht ein ſolches Compliment, ſiehſt Du?"

Er hatte mit vielem Geſchick einen jener Bücklinge nachgeahmt, welche die Gräfin beängſtigend fand, noch ehe Mutter und Tante ihn daran verhindern konnten. Beide Damen riefen zwar einſtimmig: „Jaromir! was iſt denn das für eine Art?" aber die Gräfin meinte es lange nicht ſo ernſt, wie die Baronin, welche ihrem Sprößling eine ernſthafte Ohrfeige gab. Sie hatte auch ſo viel Gutmüthigkeit und richtigen Takt, daß ſie die Ermahnungen ihrer Schweſter kurz abbrach, indem ſie dem Hofmeiſter den Auftrag gab, den „ungezogenen Buben" mit auf ſeine Stube zu nehmen, was ſogleich mit würdevollem Ernſte von Seiten des Hofmeiſters ausgeführt ward.

(Zweite Abtheilung und Schluß im nächſten Hefte.)

Dresden im Winter.

I.

Die Dresdner haben einen feierlichen Schluß für die kalte Jahreszeit: das Concert am Palmsonntag. An diesem Tage wird der Winter im eigentlichen Sinne des Wortes heimgegeigt; die Auferstehung Christi ist für die Stadt nicht blos ein religiöses Auferstehungsfest. Auf der Terrasse werden die Wege mit braunem Sand bestreut, Bohemia und Germania, die beiden Elbdampfer, die friedlicher neben einander schiffen, als die Czechen und die Deutschen, streichen ihre Schlote mit neuem glänzenden Lacke an; auf den Promenaden werden die Miethszettel der Quartiers und Appartements garnis à louer mit goldenen Fremdenhoffnungen, gleich Fischnetzen ausgehängt und Dresdens Tortoni, der hier Torniamenti heißt, abonnirt wieder auf das während des Winters abgeschaffte Journal des Débats. Die Schwalben kommen! Nichts geht dem Dresdner über die Schwalben. Der süße Schwärmer! Er liebt die Zugvögel, selbst wenn sie mit vier Pferden und zwei Reisewagen angefahren kommen, obgleich er sonst kein Vorurtheil auch gegen Eisenbahnreisende hat und mit gleicher Gastfreundschaft von Allen gern profitirt.

Nicht Jeder kann Alles haben; andere Städte leben nur ein Winterleben. Paris, Wien, Berlin muß man im Sommer nie in Paris, Wien und Berlin suchen. Dresden dagegen ist nur im Sommer Dresden; diese stille Blume im Kranz der geräuschvollen deutschen Städte schließt ihren Kelch beim ersten Schnee und öffnet ihn erst, wenn die Mai- und Goldkäfer kommen. — Dresden lebt nicht von innen heraus, sondern von außen hinein. Was die Stadt an agirenden, unternehmenden und producirenden Kräften hervorbringt, gibt sie alljährlich an Leipzig ab, welches als Hochofen für ganz Sachsen dient, während Dresden gewissermaßen der Aufbewahrungsort für das ausgekühlte Eisen ist, für Alles, was den Werdeproceß bereits hinter sich hat!

Innerhalb einer so receptiven Stadt würden die Fremden auch dann schon ein dominirendes Element bilden, wenn sie nicht wie hier ein altes

privilège de coutume hätten. Seit den Zeiten, wo Sachſens Herzöge die Krone von Polen trugen in der Elbreſidenz, Verſaille und Tuillerien ſpielten, bildeten Franzoſen, Polen und Italiener immer eine anſehnliche Colonie in Dresden. Während Letztere allmälig ſich verloren, vermehrte ſich die Zahl und der Einfluß der erſtern durch die Verbindung mit Napoleon. Als endlich der Umſchwung der Dinge ſeit dem Pariſer Frieden auch ſie zum Rückzug veranlaßte, da entdeckten plötzlich die Engländer die Stadt. Sir John mit dem magern Bauche, der die Welt durchzieht, um zu ſehen, an welchem Orte man für die wenigſten Pfunde die meiſte Anmaßung haben kann, kam hierher; er ſah das Land und fand, daß es gut und wohlfeil ſei. Zu ihm geſellte ſich allmälig auch der Rubel auf Reiſen, der in den böhmiſchen Bädern alljährlich für das im moskowitiſchen Orgion verpraßte Mark ſeiner Leibeigenen und ſeines eigenen Leibes Stärkung ſucht und die Straßen des großen Czaren zu ſchlecht und zu öde findet, um zwiſchen einer Badeſaiſon und der andern die Heimreiſe zu unternehmen. So gewann die Stadt durch aus der Fremde zuſtrömende Elemente wieder, was ſie an Wohlhabenheit und Glanz durch den Pariſer Frieden als Centrum eines früher viel umfangreichern Landes verloren hat.

In den letzten zwei Jahren hat Preußen jedoch auch hierin den Sachſen zu Ader gelaſſen. Die Vollendung der Eiſenbahn hat viele Fremde, die ſonſt den Winter in Dresden verlebten, nach Berlin geführt. Ob dieſe dabei einen vortheilhaften Tauſch gemacht haben? Wir glauben kaum. Berlin iſt ein tyranniſcher Ort. Es nimmt keine Notiz von fremden Individualitäten und dringt ihnen despotiſch ſeine eignen Lebensgeſetze und Bräuche auf. Die Dresdner Atmosphäre iſt conſervativ, politiſch wie ſocial, ſie conſervirt und ſchont den Fremden, das Waſſer färbt nicht ab, der Fremde ſteigt aus dem Bade grade ſo, wie er hineingeſtiegen iſt. Die Stadt hat den Culminationspunkt ihrer Geſchichte hinter ſich und iſt nun zu bequem, zu müde, zu nachgiebig, zu höflich, zu wenig energiſch und ſelbſtſtändig, ſie hat zu wenig Stahltheile in ſich, um auf die moraliſche Haut, auf den geiſtigen Organismus der Fremden einen Einfluß zu üben. Die Berliner Luft dagegen iſt ätzend, ſcheidewaſſerartig, die junge Stadt, in aufſteigender Linie begriffen, iſt kampfluſtig, eroberungsſüchtig, und wie jede junge Nationalität durch die Reibung mit einer andern ſich zu ſchärfen und zu ſtärken ſucht, ſo wetzt Berlin ſeinen Schnabel an allem Andersgearteten, Widerſtehenden, und dieſe viermalhunderttauſend Schnäbel (in denen die gelben eine große Rolle ſpielen!) reißen den Fremden, gegen den ſie ſich wenden, manche ſeiner Lieblingsfedern und Gewohnheiten aus.

Es gibt wenig Menschen, die Berlin mit Gleichgültigkeit verlassen, entweder sie hassen es oder sie lieben es, entweder die Stadt hat sie tiefinnerlich verletzt oder sie hat sie gereizt und magnetisch angezogen. Die Zahl der Ersteren ist in Mehrheit, dennoch wird Berlin, eben weil es eine bedeutende Individualität ist, Viele aus Neugier, aus Interesse anlocken. Es läßt sich zwar annehmen, daß die Mehrzahl der Ausländer, die einen Winter dort verlebten, den nächsten Winter nicht wiederkommen wird, doch wird die Zahl der Zuströmenden immer größer werden, denn „wo Tauben sind fliegen Tauben zu", ein Sprüchwort, das auch von Vögeln gilt, die grade keine Tauben sind. Für Dresden bleibt es immer eine gefährliche unterminirende Concurrenz, denn die kleinere Stadt fühlt jeden Abzug der ihr gemacht wird.

So ist auch in der abgelaufenen Jahreszeit von den Dresdner Einwohnern über die Abnahme der Fremden, die hier gewohnheitsmäßig ihre Winterquartiere nahmen, viel geklagt worden. Engländer namentlich gab es in sehr spärlicher Zahl. Die Russen sind seit 1830 ohnehin immer seltner geworden. Ihre Constitution konnte die sächsische nicht vertragen und der weise Czar sieht sie lieber anderwärts, wo der propagandistische Rubel einflußreichere Seelen gewinnen kann und von wo aus die Generaladjutanten und Staatsräthe geheime Depeschen über Dinge senden können, die nicht in den Zeitungen zu lesen sind. Nur die Polen sind Dresden treu geblieben. Wie sollten sie nicht? Ist es doch hier, wo sie auf freier Erde durch vielfache historische Beziehungen sich zurückerinnern können an die Zeit, wo der weiße Adler noch unverstümmelt sein Königshaupt erhob? Sachsen hat sich aus Anhänglichkeit für jene historischen Bezüge immer am freundlichsten gegen die Polen gezeigt und nicht blos wenn sie ihre Einkünfte zu verzehren sich hier niederließen, sondern auch, wenn sie als Flüchtlinge Schutz suchten, in dem Lande, das einst unter einem Herrscher mit ihnen stand. Die Tissowskysche Episode ist ein schönes Blatt in der sächsischen Tageschronik. Möge es der Regierung ein Beispiel sein, wie sehr Standhaftigkeit sich belohnt, auch wenn sie gegen mächtige Nachbarn gerichtet ist. Als im vorigen Jahre der Aufstand in Galizien und Posen ausbrach, enthielt eine der ersten Depeschen Guizots (an den Grafen Flohault in Wien) die Weisung, den polnischen Flüchtlingen, die Pässe nach Frankreich verlangten, solche ohne Verzug zu ertheilen. „Die französische Regierung" — sagte Guizot in dieser Depesche — „wünscht sich Glück zu der Macht, die sie in den Stand setzt, den Unglücklichen ein Asyl zu geben und gleichzeitig dem Wiener Kabinet jene Mäßigungs- und Klugheitspolitik zu erleichtern, die es

wünſchen laſſen, die Zahl der Opfer nicht zu vergrößern.“ Die Tiſſowskyſche Angelegenheit gibt Sachſen ein Recht zu einer ähnlichen Behauptung. Es hat der öſterreichiſchen Regierung den großen Dienſt geleiſtet, es hat ihm einen weithinhaltenden Act der Strenge erſpart, es hat ihm Gelegenheit gegeben, ſich verſöhnlich und mild zu zeigen. Warum erſchwert man Sachſen bei andern Gelegenheiten dieſe Ausübung ſeiner ſouveränen Macht? Es geht das Gerücht, Preußen beantrage bei der ſächſiſchen Regierung eine Verordnung gegen die Anſiedelung fremder Schriftſteller. Es iſt ein Gerücht — aber ein nicht unwahrſcheinliches. Wird Sachſen, das zum Nachtheile ſeines großen Büchermarktes ohnehin ſo bedeutende Conceſſionen ſeiner Großnachbarn macht, auch hierin ſich nachgiebig zeigen? Als ein gutes Symptom iſt zu bemerken, daß der Anſiedelung des Profeſſor Fröbel aus Zürich, der in dieſem Winter nach Dresden überzog, nach einigen anfänglichen Schwierigkeiten keine weitern Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden.

Sieht man zurück auf die letzten Wintermonate, ſo tauchen aus dem weißen Schnee, der diesmal hartnäckiger als je die Giebel und Straßen bedeckt hielt, wenig Punkte hervor, nach denen man die Monotonie der abgelaufenen Zeit abtheilen könnte. In Politik ſahen wir den Landtag ſich langſam und langweilig durch eine Wuſt von Zahlen durcharbeiten die von großen Localen aber ohne alles politiſche Intereſſe ſind. Dramatiſch wurde er nur einen Augenblick, als der heißköpfige Vicepräſident plötzlich eine perſönliche Uebereilung zu einer politiſchen Frage erhob, und in ſehr unparlamentariſcher Gereiztheit der Verſammlung mit ſeinem Ausbleiben drohte und die Sitzung aufhob. Herr von Thielau iſt ein Mann von ebenſo viel Talent als unzeitiger Leidenſchaft, und gerade Männer, wie er, dienen als ſchlagender Beweis für den Werth und die Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit der Verhandlungen. In einem unconſtitutionellen Staat wäre Herr von Thielau vielleicht zu einem hohen Verwaltungspoſten berufen geweſen, er würde ſeines Talentes willen im Lande als ein unerſetzlicher Mann, als ein Staatsmann von großem Verdienſt ausgeſchrien ſein, während doch im Stillen ſeiner Leidenſchaftlichkeit tägliche Opfer fallen würden. Ein Mann, der ſchon in der Kammer, die doch zur Debatte da iſt, bei jedem Widerſpruch gereizt iſt, wie wird er im Dienſte den Widerſpruch unberechtigter Parteien ertragen? Wenn man die deutſche Beamtenwelt durchmuſtern möchte, da würden ſich der Art Beiſpiele genug finden — nicht blos in der Verwaltung, ſondern auch in der Magiſtratur; die Oeffentlichkeit allein iſt's, die den Mann zwingt nicht blos Talent und Kenntniſſe zu haben, ſondern auch — gerecht zu ſein.

Die bildende Kunſt, ſonſt ein Hauptfactor in dem ſtillen und beſchaulichen „Elbflorenz“, hat während der letzten Monate wenig Zeit zur Schauſtellung gehabt. Eine Wanderung durch die Ateliers — in welchem manche bedeutende Schöpfung ſich vorbereiten ſoll — iſt im Winter ein unerquicklicher Genuß. Es hat etwas drückendes die Kunſt in geheizten Ateliers arbeiten zu ſehen wie Leinweber und Schneider; es iſt mit jedem Kunſtwerk unwillkürlich die Idee des Freien und der Freiheit in der Natur verbunden, der Gedanke an den Süden, an die Werkſtätten der italieniſchen Meiſter drängt ſich uns ſtets auf und der Anblick des räucherigen Winterateliers mit ſeinen verſchloſſenen Fenſtern und offenen Holz- und Steinkohlenſtößen beengt die Bruſt und läßt den Künſtler und ſein Kunſtwerk wie einen Vogel im Käfig erſcheinen. Das wichtigſte Ereigniß unter den Dresdner Künſtlern, war der bereits im Anfang des Winters ſtattgefundene Amtsantritt des Münchner Schnorr's (Julius) als Direktor der Gemäldegallerie und Profeſſor an der Akademie.

Leider kam der neue Galleriedirektor zu ſpät, um für den Neubau der Gallerie einen beſſern Platz zu erwirken, als derjenige iſt, den man dafür ausgewählt. Dieſe kleine Geſchichte iſt charakteriſtiſch nicht nur für Dresden, ſondern für deutſche Zuſtände überhaupt. Die ſchlechte Localität der berühmten Gemäldegallerie hat einen Theil der Bilder Verderben gebracht. Um deſſen Umſichgreifen zu verhindern und den großartigen Kunſtſchätzen ein würdigeres Gehäuſe zu geben, votirten die Stände eine ziemlich mäßige Summe zur Erbauung eines neuen Muſeums. Nach dem vorgelegten Plane ſollte das neue Muſeum in der Nähe des Zwingers, dicht neben dem Theater, der katholiſchen Kirche und des Schloſſes erbaut werden. Aber wenn die Rathsherren vom Rathhauſe kommen, fallen ihnen erſt die beſten Gedanken ein; ſo auch hier. Nachdem der Neubau von den Ständen bewilligt war, fiel es den Dresdnern erſt ein, daß ſie einen viel zweckmäßigern, und für die Schönheit der Stadt, ungemein vortheilhaftern Platz für den neuen Gemäldepallaſt beſtimmen mußten. Da iſt die Brühl'ſche Terraſſe, dieſer herrliche, unvergleichliche Punct, den Berthold Auerbach treffend, den Balkon von Dresden nannte, durch ein vis à vis verunziert, welches die Perſpective, die man von hier aus über den Elbſtrom genießt, auf das Unangenehmſte ſtört und beeinträchtigt, an dem jenſeitigen Elbufer dehnt ſich nämlich, mehrere tauſend Schritte lang ein häßlicher Pontonſchuppen aus. Wenn man dieſen niederreißen und das neue Muſeum an ſeine Stelle hinſetzen würde, gewönne Dresden, durch die längs der Elbe ſich hinſtrek-

lende Façade unendlich an Schönheit und Reiz und das Elbflorenz würde grade an der Elbe seinen florentinischen Charakter zeigen!

Ich ging unlängst mit einem geistvollen Schriftsteller, der ehemals ein Demokrat war, über die Brühl'sche Terrasse und wir freuten uns dieser reizenden Anlage, die in Deutschland nicht ihres Gleichen hat. „Sehen Sie", sagte mein Begleiter, „der Absolutismus hat auch seine großen Verdienste und es ließe sich eigentlich ein schönes Buch schreiben über die glänzenden Resultate, die er vollbracht. Dieser Graf Brühl hat allerdings das Land ausgesaugt, aber er war ein Mann von Geschmack und er hat ein Denkmal seiner Zeit zurückgelassen, so schön und aristokratisch prächtig, wie es unsre constitutionelle Zeit, wo man die Volksvertreter erst um ihre Zustimmung fragen muß, gewiß nicht ausführen wird." Ich antwortete ihm, daß unsere Eisenbahnen Ergebnisse der Demokratie seien, die in jener aristokratischen Zeit, wo die großen Bauten und Anlagen zur Bequemlichkeit und Freude des Volkes, sondern nur durch die egoistische Prachtliebe, Bequemlichkeit und Eitelkeit der großen Herren geschaffen wurden, gewiß nicht entstanden wären. Im Stillen aber dachte ich: wenn sie doch das neue Museum der Brühlschen Terrasse gegenüber bauten! Es wäre ein Triumph, eine Pflicht der neuen Zeit, den stolzen, dem Volke abgezwungenen Monumenten aristokratischer Herrlichkeit, ein Denkmal, welches das freie Volk erbaut, gerade gegenüber zu setzen und Auge ins Auge Monument gegen Monument den Beweis zu liefern, daß die Kunst und das Schöne nicht blos im Gefolge der Aristokratie zu suchen ist, wie der Adel und seine Erben die Bankhelden prahlen.

Doch so subtil denkt man in Sachsen nicht. Der Museumsbau dicht am Elbufer würde wegen des Dammes und des Pfahlwerkes, das er zur Abwehr gegen die Ueberschwemmung bedürfte, eine doppelte Summe in Anspruch nehmen. So wird denn um der Wohlfeilheit willen der Platz am Zwinger beibehalten, trotzdem, daß Alles, was Sinn für Kunst, Schönheit und Zweckmäßigkeit besitzt, sich einstimmig dagegen ausspricht. Auf jenem Platze befindet sich bereits das Schloß, die katholische Kirche, das Theater, der Zwinger und nun stopft man auch noch das Museum hinein und hebt so, durch die Masse der Gebäude, die schöne und großartige Wirkung auf, welche sie im Einzelnen zweckmäßig vertheilt, hervorbrächten. Doch es ist wohlfeiler!

Das österreichische Anlehen.

Aus Wien.

Das jüngst geschlossene Anlehen ist noch immer Gegenstand häufiger Besprechung, und wohl mit Recht hat es die Meinung aller unbefangenen Sachverständigen in einem Maaße gegen sich, wie dies noch bei keiner andern Transaction der jetzigen Finanzverwaltung der Fall. Bei den Lobliedern gewisser Blätter über den trefflichen Stand unserer Finanzen, die wir während der letztverflossenen zwei Jahre hörten, mit Anrühmung der reichlich fließenden Einnahmen und der weisen Beschränkung der Ausgaben, waren selbst nüchterne Naturen, die nicht so leicht einzuschläfern, wie der große Haufen, und die es wußten, was von jener Blüthe der Finanzen zu halten sei gegenüber der schwebenden Schuld bei der Bank und der vermehrten Ausgabe der Centralkassenanweisungen, doch überrascht, daß der Bedarf zur Weiterführung der Eisenbahnbauten — denn nur diese können die Unzulänglichkeit der so gerühmten Finanzlage einigermaßen erklären — unter Umständen contrahirt werden mußte, die in jeder Beziehung als höchst ungünstig erscheinen. Vor Allem auffallen mußte es, daß die Zeit zu dieser Negociation so unglücklich gewählt war, wo die Lage des europäischen Geldmarktes in einer allgemeinen Crisis, wie seit zehn Jahren nicht, und wo noch besondere Umstände hinzutraten, die das Geld gesuchter, daher theurer machten. In dem Augenblicke, wo in England der Lord des Schatzes von dem Parlamente die Ermächtigung erhält, „auf den Markt zu gehen und Geld zu borgen", wo die herrschende Geldnoth die Bank von Frankreich zwingt, den Disconto zu erhöhen und 40 Millionen in England zu borgen, wo in Deutschland das Hannöversche Anlehen abgeschlossen wird, Würtemberg mit seinem musterhaften Finanzwesen sich gezwungen sieht, für sein Eisenbahnanlehen $4\frac{1}{2}$ % Zinsen zu bewilligen, Sachsen im Begriff ist, eine Anleihe zu machen, und die öffentliche Meinung — ob mit Recht oder Unrecht, ist hier gleichviel, denn nur die Meinung entscheidet bei Creditfragen — der Zusammen-

berufung der preußiſchen Stände die Abſicht einer abzuſchließenden Anleihe mit unterlegt — — in einer Zeit, wo der ohnehin koſtſpielige Credit noch in ſolcher Art von mehreren Seiten zugleich in Anſpruch genommen und vertheuert wird, war es wohl am allerwenigſten für Oeſterreich der rechte Moment, Geld zu ſuchen, für einen Bedarf, deſſen erſte Rate im Monat Juni eingezahlt, daher wohl dann erſt nöthig ſein wird; hätte man bis dahin, wo mit großer Wahrſcheinlichkeit (?) eine Beſſerung der allgemeinen Geldverhältniſſe zu erwarten (?) nicht temporiſiren können? In den letzten Wochen erſt hatte man ſich von dem willigen und raſchen Ankaufe der nur drei Procent Zinſen tragenden Centralkaſſenanweiſungen, ſelbſt in den Provinzen, überzeugt; hätte man nicht noch willigere und raſchere Abnehmer gefunden, wenn man um dem nächſten Bedürfniſſe, falls dieſes wirklich ſo dringend zu genügen, den Betrag, der in den Monaten Juni, Juli und Auguſt fälligen drei erſten Raten des 5 % Anlehens, zuſammen im Belaufe von nicht ganz 3¾ Millionen durch die Ausgabe von 4 oder 5 Millionen nöthigenfalls 4 % Centralkaſſenanweiſungen zu decken geſucht hätte, die gewiß raſch ab- und für 6 Monate in bleibende Hände übergegangen wären? — Hätte man dann zu jener Zeit nicht unter günſtigeren Bedingungen Geld erhalten können? — Und abgeſehen hiervon, war wohl jetzt die Lage des Geldmarktes geeignet, eine Anleihe abzuſchließen, die in 65 Monatsraten eingezahlt, alſo erſt mit Ende des Jahres 1852!! in 5½ Jahren!! gänzlich realiſirt werden ſoll? — Iſt der Geldmarkt im Jahre 1847 der Moment, um für die Bedürfniſſe der nächſten 6 Jahre zu ſorgen? — Lauter Fragen ſo inhaltsſchwer, daß vielleicht die hieſigen, nie verlegenen Optimiſten der Augsburger Allgemeinen oder die Finanznotabilitäten des Trieſter Lloydjournals eine Antwort darauf, wohl aber gewiß keinen unbefangenen Sachverſtändigen finden werden, dem dieſe Antwort genügen kann! Was werden Sie von einem Hausvater ſagen, der bei den Getraidepreiſen vom Februar 1847 ſich auf 5½ Jahre im Voraus ſeinen Brodbedarf ſichern wollte, und zum jetzigen Marktpreiſe mit ſeinen Brodlieferanten abſchließen würde, für ſeinen Bedarf, der nach und nach in 65 Monaten abgeliefert werden ſoll?? — — —

Einmal entſchloſſen in ſolcher Zeit in die Hände der dreieinigen hieſigen Geldmacht, ohne Verſuch einer Concurrenz ſich zu ergeben, ſind die andern großen Nachtheile der ganzen Transaction nur eine natürliche Folge des erſten Fehlers. Man hat 40 Millionen Gulden zu 3⅜ und 80 Millionen zu 2½ ⅜ negozirt, alſo 120 Millionen verſchrieben, wofür nebſt vielleicht 2 Millionen Agio 80 Millionen dem Staate wirklich eingezahlt werden. Iſt

aber dieſe ſcheinbar geringe Verzinſung von $2\frac{1}{2}\,\%$ ein genügender Erſatz für die doppelte Verſchreibung deſſen, was man empfangen? Der Vortheil iſt freilich dabei, daß dieſe $2\frac{1}{2}\,\%$ Schuldverſchreibungen ſehr bald in feſte Hände übergehen, und nicht ſo bald gekündigt werden; bei dem vorigen Anlehen haben die Contrahenten ſich einen 15jährigen Termin bedungen, binnen welchem das Schuldverhältniß nicht geändert werden darf, es iſt aber für ihre Anſicht über die Zukunft unſerer Finanzen charakteriſtiſch, daß ſie diesmal eine beſondere Stipulation hierüber für ganz unnöthig hielten, und wohl überzeugt ſein mögen, daß — — — es noch weit über 15 Jahre dauern wird, ehe unſere Finanzverwaltung $2\frac{1}{2}\,\%$ Schuldverſchreibungen kündigen wird, um ſelbe zum Nominalwerthe, d. h. mit doppelt ſo viel zu bezahlen, als ſie dafür empfangen hat.

Bei dieſer Calamität — denn als eine ſolche wird dieſe ganze Negoziation von jedem ſachverſtändigen Freunde unſeres Staates betrachtet — haben wir doch den einzigen Troſt, daß dadurch wenigſtens das Vertrauen zu der Perſon unſeres Finanzchefs und zu ſeinen guten Willen nicht erſchüttert wurde, ſeitdem man weiß, daß dieſe Art des Abſchluſſes keineswegs nach ſeinem Plane war und er ſich dabei nur einem höheren Willen fügte. Herr von Kübek hatte nämlich, wie Eingeweihte erzählen, die Abſicht, mit Umgehung der drei bisherigen Contrahenten unſerer Anlehen, für das jetzige eine Subſcription in den größeren Städten der Monarchie zu eröffnen. Abgeſehen davon, daß eine ſolche Maaßregel freudig begrüßt worden wäre, als ein von Selbſtvertrauen zeugender Act der Finanzverwaltung und ihrem Beſtreben ſich von dem Rothſchild-Sinaiſchen Monopol des Geldmarktes zu emancipiren, und ſich dafür auf die andern Geldkräfte der Monarchie und ihrer Verbindungen im Auslande zu ſtützen, ſo wäre der Erfolg auch für die Staatsfinanzen ſicher und vortheilhaft geweſen, beſonders wenn man — wie dies doch auch jetzt geſchehen — die Einzahlung in Raten geſtattet hätte. Es gibt in Oeſterreich eine ſehr große Anzahl von Geldmännern, die bisher aus Grundſatz keine großen Geſchäfte in Staatspapieren machen, weil ſie bei der üblich geweſenen Art des Abſchluſſes nur das Riſiko hätten, keineswegs aber den Vortheil, den die bisherigen 3 Kontrahenten, eben ſo wie früher gemeinſchaftlich mit Geymüller, immer im Voraus für ſich allein hinwegnahmen. Bei einer Betheiligung Vieler aber, denen alle Ausſicht auf die vom Staate gewährte Proviſion und einen Theil des Gewinnes geöffnet iſt, den bisher nur die drei Auserwählten einſackten, würde es wahrlich bei uns eben ſo wenig, als in andern Staaten an zahlreichen Subſcribenten zu der

jetzigen Anleihe nach dem urſprünglichen Kübek'ſchen Plane gefehlt haben. Freilich den Beherrſchern des Geldmarktes konnte ein ſolcher Plan nicht zuſagen und — daß ihre Macht eine unüberwindliche zeigte leider der Erfolg, indem im Staatsrathe ihre Offerte angenommen, das erwähnte Programm des Finanzminiſters aber, als von angeblich zweifelhaftem Erfolge, für diesmal nicht beliebt wurde.

† d.

Tagebuch.

I.

Aus Bremen.

Holtei und seine Vorlesungen. — Der schlesische Dialekt. — Unanständige Bescheidenheit. — Die beiden Zeitungen. — Wilhelm Jordan. — Bürgermeister Smidt. — Zur Charakteristik der Stadt. — Die Cigarrenmacher. — Theater und Geistlichkeit.

Herr von Holtei macht hier bei uns mit seinen Vorlesungen Shakspear'scher Stücke, deren er bereits fünf gehalten hat, ein außerordentliches Glück. Der Saal des Krameramthauses, welcher gegen 3—400 Menschen faßt, war bei allen Vorlesungen in einer Weise gefüllt, die für sehr viele Zuhörer sogar den Genuß bedeutend beeinträchtigte. Da die Vorlesungen immer gegen drei Stunden dauern, und schon eine Stunde vorher die Gesellschaft der Plätze wegen sich sammelt, so hat man in der That die Ausdrücke zu bewundern, mit welcher unser Publicum sich einen Genuß erkämpfte, den ihm leider hier wie anderwärts die Bühne selbst versagt und versagen muß. Diese Holtei'schen Vorlesungen sind in der That ein schlagender Beweis, wie sehr unsre Zeit nach ächter und gehaltvoller dramatischer Poesie sich sehnt, und wie wenig fast überall in Deutschland die Theaterzustände geeignet sind, diesem Bedürfnisse zu entsprechen. Denn Niemand wird behaupten wollen, daß auch die virtuosenhafteste Vorlesung im Stande sei, die wirkliche und würdige Verleiblichung eines dramatischen Kunstwerks durch die Bühne zu ersetzen. Aber so wie gegenwärtig die Sachen stehen, wo ein künstlerisches Zusammenwirken zu einer vollendeten Vorstellung eines Shakspear'schen, Goethe'schen und Schiller'schen Drama's auf unsern Theatern in das Reich der Fabeln gehört, kann freilich das Virtuosenthum eines Vorlesers allein einen solchen Ersatz gewähren. Herr von Holtei ist ein solcher Virtuose. Die leidenschaftlich erregten Partien, die Individualisirung der männlichen Charaktere, komischer wie tragischer Art, gelingt ihm vortrefflich, weniger die edel getragenen Partien, die grübelnde Reflexion Hamlets, die freie hoheitvolle Grazie, der adelige Schwung in der Sprache der Fürsten, und am wenigsten alle weiblichen Rollen. Hier wird sein Vortrag, der die männliche Leidenschaft mit herzerschütternder Wahrheit zu malen versteht, breit und farblos, der Stimmton erhält einen ältlich weichen Beigeschmack, und entbehrt ebenso sehr den halben sichern Vollklang

als die feine Nüancirung des Pathos in der Empfindung. Unangenehm auffallend iſt es auch, daß ſich Herr von Holtei in ſeiner Ausſprache nicht von Provinzialismen freigemacht hat, und uns z. B. Tack ſtatt Tag, ſakt ſtatt ſagt zu hören gibt. Wenn er die beiden berühmteſten dramatiſchen Proſaiker unſerer Zeit Tieck und Immermann an Mächtigkeit und Fülle des Organs in Darſtellung des hochtragiſchen Pathos und der entfeſſelten Leidenſchaft übertrifft, ſo ſteht ſeine Leiſtung dieſen Vorgängern, als Ganzes betrachtet, nach.

Als einen Mißgriff aber muß man es bezeichnen, daß er in einer, freilich leicht erklärlichen Eitelkeit, unmittelbar auf den Vortrag eines tragiſchen und komiſchen Meiſterwerks von Shakſpeare mehrmals den geſangmäßigen Vortrag eignem ſogenannter Liederſpiele folgen ließ. Die Berufung auf das alte drama satyricum, das dem antiken Trilogien folgte, iſt hier aus zehn Gründen unzureichend; einer von dieſen Gründen iſt, daß ſolch ein drama satyricum immer auch denſelben Dichter, der die Tragödien gedichtet, zum Verfaſſer hatte, und daß es ſeinem Inhalte nach in heiter poetiſchem Zuſammenhange mit der Fabel der voraufgegangenen Kunſtwerke ſtand. Wir hörten z. B. nach Shakſpeare's „Was Ihr wollt" Herrn von Holtei einen ſolchen ſehr mäßigen Liederſcherz „Ein Buch Papier" in ſeiner bekannten Stabſängermanier vortragen. Nach einer Komödie ſchien dafür ſchon eher der Ort, und doch — ſo erquicklich eine gute Berliner „kühle Blonde" im heißen Sommer dem Dürſtigen mundet, ſo wenig wird ſie doch Dem behagen, der unmittelbar vorher die feinſten Schäumereien der Champagner genoſſen hat. Und nun gar eine ſolche Blüette auf den Hamlet zu ſetzen, wie Herr von Holtei neulich gleichfalls gethan, iſt wohl noch weniger vor dem Forum des guten Geſchmacks zu entſchuldigen. Herr von Holtei hatte davon auch ein Bewußtſein, wenn er die Zuhörer aufforderte, falls ſie ſich durch ſolchen Contraſt geſtört fühlten, den Saal zu verlaſſen. Das klingt ehrlicher, als es doch genau genommen gemeint ſein kann; und wenn Herr von Holtei die Kritik über dieſe ſeine Kleinigkeiten durch die Aufforderung entwaffnete, ſie nach Belieben ſchlecht zu finden, „da dieſe ſeine Kinder, wie ihr Vater, Schande und Spott gewohnt ſeien," ſo liegt in ſolchem Geſtändniß auch ein gewiſſes Etwas, das uns für Den, welcher es ausſpricht, verletzt. Man kann auch in der Beſcheidenheit zu weit gehen, und wo dies in dem bezeichneten Maße geſchieht, hört die Selbſtachtung auf. Immer aber hat uns Herr von Holtei mit ſeinen Vorleſungen einen großen dankenswerthen Genuß bereitet, und die Aufnahme, welche er hier gefunden hat, kann auch ihrerſeits ein Zeugniß für die poetiſche Bildung und das Intereſſe an ächter Kunſtleiſtung bei unſerm Publicum ablegen. Bremen iſt auch in dieſer Hinſicht vielfach mißkannt worden. — Die hieſigen Zeitungen, die in Preußen noch immer als gifthaltig angeſehen werden müſſen, da das gegen ſie geſchleuderte Verbot noch jetzt nicht zurückgenommen iſt, erfreuen ſich dafür in dem übrigen Deutſchland einer deſto größeren Theilnahme, und gehören offenbar zu den gediegenſten und gehaltvollſten deutſchen, politiſchen Organen. Die Weſerzeitung iſt unter Leitung ihres Redacteurs des Herrn Dr. Thomas Arens raſch emporgeblüht, verdient ihr Glück, und die alte Bremer Zeitung, welche einſt unter Redaction des Herrn Profeſſor Bergt, der jetzt den Rheiniſchen Beobachter mit großem Erfolge zu dem unbeliebteſten deutſchen Blatte gemacht hat,

in den Jahren, bald nach den Freiheitskriege, an der Spitze des demokratiſchen Fortſchritts ſtand, und mit Herrn von Gentz deshalb ſchlimme Händel hatte, dieſe Bremer Zeitung, die dann ſpäter hinkränkelte, hat ſich ſeit den anderthalb Jahren, wo der ehemalige Redacteur der Kölniſchen Zeitung Dr. Karl Andree ihre Leitung als verantwortlicher Redacteur übernommen hat, zu einem ganz neuen Leben aufgeſchwungen. Andree iſt unſtreitig einer unſerer kenntniß- und charaktervollſten deutſchen Publiciſten, und ſeine Anweſenheit iſt für uns ein Gewinn, den man in Bremen zu ſchätzen weiß. Allgemeine Freude erregte es daher, als man hörte, daß derſelbe einen ehrenvollen Ruf als Hauptredacteur der in Heidelberg neu zu begründenden Zeitung abgelehnt hat, und bei uns in Bremen bleiben werde. Für die Bremer Zeitung würde ſein Verluſt bei der Concurrenz mit der mächtig aufſtrebenden Weſerzeitung ſehr ſchwer zu erſetzen geweſen ſein. Was ihn nächſt den geſellig ſehr angenehmen Verhältniſſen in Bremen feſſelt, ſind ſeine amerikaniſchen Studien, für welche ihm allerdings hier Hülfsmittel in großartigſter Fülle zu Gebote ſtehen, wo hunderte praktiſcher Männer, die alle längere oder kürzere Zeit in allen Theilen Amerikas heimiſch waren, ſeinen Studien eine Begünſtigung gewähren, wie ſie keine Bibliothek der Welt erſetzt; zudem ſteht das Leben hier mehr wie anderswo in Deutſchland mit Amerika in ſtetem Zuſammenhange. Die Bremer Zeitung entbehrt ein Feuilleton in Vergleich zur Weſerzeitung, welche dafür ihr Sonntagsblatt beſitzt. Einzelne Artikel, in denen wir oft Arbeiten aus der Feder Adolph Stahrs begegnen, liefern dafür nicht den gehörigen Erſatz. Herr Dr. Jordan hat ſich nach ſeiner Verweiſung aus Sachſen bei uns niedergelaſſen und eine Theilnahme gefunden, welcher er durch ſeine Leiſtungen und ſein Verhalten zu entſprechen ſich angelegen ſein laſſen wird. Er hält phyſikaliſche Vorleſungen im hieſigen Muſeum.

Der Nothſtand dieſes Winters, der ſich auch hier fühlbar machte, iſt bis jetzt durch die großherzigen Opfer, welche die Vermögenden zum Beſten ihrer unvermögenden Mitbrüder gebracht haben, vielleicht weniger als in irgend einem andern Orte Deutſchlands empfunden worden. Bremen iſt auch in dieſer Beziehung, Dank ſeinem Selfgovernement, vor vielen andern Städten und Ländern glücklich, und zeigt inmitten der zunehmenden Verarmung der büreaukratiſirten deutſchen Staaten eine Blüte, welche als ein Produkt der angeſtammten Energie und Intelligenz ſeiner Bürger angeſehen werden muß. Dieſe Stadt, welche, heute mit Preußen vereint, morgen nur lauter „beſchränkten Unterthanenverſtand" in ihren Mauern haben würde, dem es nicht geſtattet werden könnte, das Maas ſeiner unzureichenden Einſicht in die Handlungen und Entwürfe auch nur eines Regierungs- oder Provinzialpräſidenten zu legen, — dieſelbe Stadt beſitzt gegenwärtig in ihrem Perikles Smidt einen demokratiſchen Lenker, der kaum eines größern Schauplatzes bedarf, um den erſten Staatsmännern der Zeit an die Seite geſtellt zu werden, und ſie umſchließt in ihren Mauern mehr als einen Mann, der als Handelsminiſter des Intelligenzſtaates ſelbſt ſeine Stelle vollkommen ausfüllen würde. Dieſes Bremen und Hamburg können ſtolz ſein, denn kein großes gemeinſames Vaterland hat ſie, wie Großbritannien ſein London und die Vereinigten Staaten ihr New-York, emporgetragen zu dieſer Blüte ihres Handelsreichthums und ihrer Weltgeltung. Sie ſelbſt haben es gethan, trotz aller Hemm-

niſſe, ohne Stütze eines einigen Deutſchlands, ohne deutſche Flagge, die ſie ſchützte, ohne eine deutſche Marine, kurzum ohne Alles, was ein ſehnlicher Wunſch des geſammten deutſchen Landes iſt. Ihre Klugheit, ihr Fleiß, ihre Energie, ihre raſtloſe Thätigkeit, haben ſie zu Dem gemacht, was ſie ſind, und wenn ſie dennoch gute Patrioten ſind, jetzt, wo ſie beneidet daſtehen von dem Vaterlande, deſſen Stolz ſie unter günſtigern politiſchen Verhältniſſen ſein müßten, ſo iſt ihnen ihr deutſcher Patriotismus doppelt hoch anzurechnen. Die Bremer aber ſind deutſche Patrioten von den beſten, freiſinnigen, ſtarkmuthigen, bedächtigen aber energiſch-zähen Naturen, und ihr kleines Gemeinweſen mit ſeiner Redlichkeit, ſeiner Sorge für das Wohl Aller, für alle öffentlichen Anſtalten, die auf dieſes Wohl Aller hinzielen, ſeinem tüchtigen Schulweſen, ſeinen Verſorgungsanſtalten für Arme und Leidende, ſeinem weltbekannten Wohlthätigkeitsſinn, ſeiner polizeilichen Ungenirtheit, ſeiner feſtgewurzelten Familienſittlichkeit, kann, wenn wir zu dem Allen noch die Blüte ſeines Handels und ſeiner Rhederei, den gründlichen Reichthum und die allgemein verbreitete Wohlhabenheit hinzurechnen — wohl als ein Muſterſtaat in ſeiner Art angeſehen werden. Auch an Beſtrebungen im Sinne des neuern ſocialen Humanismus fehlt es nicht. So iſt unter Anregung mehrerer wohlgeſinnter Männer hier ſeit einem halben Jahre ein Verein der Cigarrenmacher (welche Bremens Hauptfabrikarbeiter bilden) gegründet. Der Verein heißt „Vorwärts", ſeine Mitglieder ſind Arbeiter und Männer aus dem Stande der Kaufleute und Advokaten. Edle Erholung durch Lectüre, Geſang, Unterhaltung und Bildung des Geiſtes, durch Vorträge, welche Mitglieder außerhalb des Standes der Arbeiter halten, ſind der Zweck des Vereins. Die Sache iſt noch im Anfange, aber ſchon zählt der Verein gegen anderthalb hundert Mitglieder.

Von theatraliſchen Dingen iſt wenig zu berichten. Unſere Bühne krankt an dem Gebrechen faſt aller deutſchen Bühnen, an der gehörigen künſtleriſchen Leitung. Weder das redende Schauſpiel noch die Oper wollen recht gedeihen; bei der letztern haben wir einen ſehr guten erſten Tenor an Wiedemann, der aber bald weiter ziehen wird. Das neue, ſehr theure Haus laborirt überdies an großen Mängeln und Uebelſtänden und hat in ſeinem ganzen Charakter etwas Oedes und Unbehagliches, das ſich jedem Beſucher, namentlich bei minder beſetzten Räumen, fühlbar macht.

Außer dem Handel bildeten bisher Paſtoralien das Hauptintereſſe des geiſtigen Lebens von Bremen. Die Paſtoren hatten hier vor allen andern Orten noch etwas von dem Weſen und der Stellung proteſtantiſcher Kirchenfürſten. Reich beſoldet, angeſehen und hochgeehrt, die Berather der Familien, drehte ſich ſonſt um ihre häufigen Streitigkeiten das allgemeine Intereſſe. Das iſt jetzt ſeit einigen Jahren anders geworden, namentlich ſeit der bekannten Nagel'ſchen Fehde, die ihrer Zeit auch in auswärtigen Blättern viel von ſich Reden machte. Was der Myſticismus und die kraſſe Orthodoxie an Terrain verlieren, gewinnt der Gedanke der Humanität, der das wahre Chriſtenthum nicht in Glaubensſtreitigkeiten und Paſtorengezänk, ſondern in der thätigen Liebe und der Anerkennung jeder ehrlichen Ueberzeugung findet. Es fehlt nicht viel, daß es mit dem Chriſtenthume vorbei ſei, wie gewiſſe radikale Schwätzer ohne Kenntniſſe und hiſtoriſche Bildung behaupten. Vielmehr will es uns bedünken, daß jetzt erſt der Anfang

ſeiner wahren Erfüllung beginne. So viel für heute. Nächſtens, wenn es Ihnen recht iſt, thun wir einmal einen Blick auf den Charakter der Bremiſchen Geſellſchaft und auf die ſociale und politiſche Phyſiognomie der braven Stadt, die ich um ſo eher loben kann, da ich ihr nur als temporärer Gaſt angehöre.

L.

II.

Aus Paris.

1.

Moraliſche Mattigkeit. — Die Nation und ihre Vertreter. — Ein Philiſter im cirque olympique. — Die Revolution ad usum delphini.

Jemehr ich Paris kennen lerne, jemehr ich umher gehe, beobachte, unter der Hand den Lebenspulſen nachforſche, deſto klarer wird es mir: Paris, dieſer mächtige, ungeheure Krater, der mit ſeinen Ausbrüchen die Erde umſchmolz, der ſeine traurigen Wurfgeſchoſſe bis in die fernſten, verlorenſten Thäler der Civiliſation ſchleuderte, Paris, dieſer ewige Vulkan, iſt im Ausbrennen. Dies Leben, ſo reich, üppig, betäubend, es iſt nur Vegetation; immer kühler wird der Boden, immer dichter die Aſchenſchichten unter den Füßen der wandelnden Geſchlechter. Kaum daß noch von Zeit zu Zeit ein Rauchwirbel, von unterirdiſchem Donner begleitet, wie ein fernes Erinnern der feurigen Zeit in die Luft ſchlägt — um Niemanden zu ſchrecken — eine unſichtbare Hand ſcheint dieſer Stadt ihre Weltumſtaltende, menſchheitsgeſchichtliche Bedeutung für immer entriſſen zu haben.

Wieder einmal hatte ich einer Debatte der Deputirtenkammer beigewohnt, und war enttäuſcht, niedergeſchlagen davon gegangen. Sind das die Vertreter der großen franzöſiſchen Nation, dieſe Männer, faſt durchgängig mit dem rothen Bändchen im Knopfloch, die wie ungezogene Schulkinder auf ihren Bänken ſchwatzen und lärmen, achtlos deſſen, was der arme, athemloſe Redner auf der Tribüne mit gewaltigen Geſtikulationen vorträgt, achtlos des Präſidenten, der ſich da droben nicht zu helfen weiß und alle Minuten auf den Tiſch klopft: Silence, Messieurs! Attention, Messieurs! Kaum hie und da ein Zuhörer auf den Galerien und von Theilnahme keine Spur! „Das iſt die franzöſiſche Deputirtenkammer!“ ſagte mein Begleiter, als wir über den Platz de la Concorde hingingen. „Glauben Sie, daß die Nation ſich in ihr vertreten fühlt? Glauben Sie, daß irgend ein Menſch, der es mit dem Vaterlande und der franzöſiſchen Sache redlich meint, noch Antheil nehmen könne an dem ewigen Dilemma: Guizot oder Thiers? Daß die Kammer abgenutzt iſt, darüber täuſcht ſich Keiner. Guizot's Gegner und wahrſcheinliche Nachfolger haben nicht mehr Achtung vor den Rechten der Nation, als er ſelber, und Jeder weiß, was es von ihnen zu halten hat. Womit haben ſich in all dieſen letzten Monaten Miniſterium und Kammern beſchäftigt? Mit der ſpaniſchen Heirath und den daraus entſtehenden Verwirrungen. Klopffechtereien und Verhöhnungen! Endlich kommen Guizot und Normanby beim öſterreichiſchen Botſchafter zuſammen und ſchütteln ſich die Hände. Indeſſen rollen ſich vor den Aſſiſſen der Ludre die gräßlichſten Bilder auf. Auch

Frankreich hat ſein Irland und ſeine weißen Sclaven! Aber die Hungeremeuten werden mit den Bajonetten zur Ruhe gebracht. Trauriges Geſchick der Völker! werden die Vertreter ein Herz und Sinne haben für ihre wahrhaften Bedürfniſſe und ſich ſtets in den Künſten einer fühlloſen Diplomatie genügen?"

Des Abends ging ich dann zum Boulevard du Temple. Dort wird im Cirque Olympique zum mehr denn hundertſten Mal ein Drama: „la Revolution française" gegeben. So oftmaliges Aufführen eben dieſes Stückes ſcheint mir doch dafür zu ſprechen, daß das Volk noch im Zuſammenhang mit ſeiner größten Geſchichtsepoche ſteht. Ich erwartete ſtürmiſche Begeiſterung, ein Aufgreifen aller das Nationalbewußtſein berührender Stellen, wie wir es doch auch in deutſchen Theatern kennen, ich erwartete Sturm und Jubel, die Marſeillaiſe von tauſend Stimmen geſungen, geſchwungene Hüte, Thränen in den Augen! Neue Täuſchung! Nichts von allem dem! Die Menge war gekommen um die Reiterkünſte zu ſehen, der Applaus galt den Decorationen, den Treffen und Schlachten, dem Ballet, dem bengaliſchen Feuer! Das Haus wogt voll, weil das Stück einen brillanten Spektakel macht. Der erſte Akt ſchließt damit, daß auf der Bühne die Marſeillaiſe geſungen wird. Niemand im Publikum dachte daran, mit einzuſtimmen; die anderen Akte, die die Kriegsthaten der republikaniſchen Armee in Holland und der Schweiz zum Inhalt haben und Aufrufe enthalten, den alten Waffenruhm zu erneuern, brachten keine Hand zum Applaus. Und doch iſt der Cirque olympique ein Volkstheater, es ſind Blouſenmänner, die auf dieſen Parterrebänken ſitzen! Neben mir ſaß ein Mann, der ſeines Handwerks ein Färber ſein mochte, denn er trug blaue Handſchuhe von ſeiner eigenen Haut. Drei Akte lang war er ſtill und wiederholte nur behaglich ſchmunzelnd vor ſich: „Ei, ei! das iſt Danton, das iſt St. Juſt; im vierten Akt erſt erlaubte er ſich eine eigentliche Bemerkung. Da ſpielt die Scene am Rhein, der General Marceau wohnt einer Bauernhochzeit bei und die Rheinländer im Coſtüm von Wallachen oder Montenegrinern führen einen ungariſchen Tanz auf. „Tiers," ſagte der gute Mann, indem er mich grinſend anſah: „l'est allemand, c'est choucronte!" Sollte ich den Hohn dieſes franzöſiſchen Philiſters für eine Kriegserklärung nehmen? Sein gutmüthiges rundes Geſicht, ſein fettes Lächeln hätte das reizbarſte Gemüth entwaffnet. Es war ein Bourgeois, der ſich über die alte Revolution längſt hinaus glaubt, der im Julikönigthum ſeine Stütze findet und dereinſt ſich's ſogar ſauer wird werden laſſen, es zu erhalten. Man ſpricht immer vom deutſchen Michel, aber es gibt auch einen franzöſiſchen Michel, und dieſer ſcheint mit jedem Tage dicker und ſtärker werden zu wollen, indeß der deutſche Michel zuſehends den Bauch verliert.

Das waren die Gedanken, die ich weit und weiter ausſpann, auf der Parterre-Bank des Cirque olympique, bei der Vorſtellung der Revolution française. Und um die Wahrheit zu ſagen, das Stück war der Art, daß es mich nicht aus den Friedensträumen gewaltig aufriß. War doch dieſe Revolution française ſo lammfromm zugeſtutzt, ſo ganz ihrer Löwenmähnen beraubt, daß man ſie kaum erkannte! Sie war die Revolution, wie ſie die Julidynaſtie auffaßt. Bekanntlich brachte man den kleinen Grafen von Paris in dies Stück, es war das erſte Mal, daß er ein Theater ſah. Die Journale erzählen, daß er bei den patrio-

tiſchen Stellen trefflich klatſchte. Das iſt kein Wunder, es iſt die franzöſiſche Revolution in einer Ausgabe ad usum Delphini!

A....d.

2.

Martin du Nord und Dlle. Mars. — Die Königin Chriſtine. — O'Connell. — Das große Bild von Couture.

Ende März.

Paris hat im Verlaufe einer Woche zwei merkwürdige Begräbniſſe geſehen: erſtlich die Beſtattung eines gehaßten und von jeher wenig achtbaren Staatsmannes, das bei allem Pomp doch ein leerer Spektakel war; dann das Begräbniß einer großen Schauſpielerin, die 50 Jahre lang die Freude und der Stolz der Stadt war, und nun bei dem Zudrang von Zwanzigtauſenden zu Grabe getragen wurde. —

Es war ein ſchöner Frühlingsmorgen als ſie Martin du Nord zum Pere Lachaiſe hinaustrugen. Ganz Paris war auf den Füßen, von der Madlaine bis zum Boulevard du Temple hinab waren alle Fenſter voll Köpfe, alle Trottoirs voll Zuſchauer. Langſam ging der ſchwarze Trauerwagen hin, die königlichen Wagen, die Equipagen der Miniſter folgten. Dann kamen Regimenter nach Regimenter Municipalgarden zu Fuß, Municipalgarden zu Pferde, Uhlanen mit beflorten Piken, Jäger gebräunt von der afrikaniſchen Sonne; die Fahnen flatterten, die Kapelle ſpielte die neueſten Quadrillen von Moſard, aller militäriſcher Pomp war entfaltet, ſelbſt die alten polternden Kanonen wurden ſpazieren geführt. Es iſt begreiflich, daß Martin du Nord's Tod wenig Anlaß zu Trauer gab, es war ein mechant intriguant, wie der National ihn noch in den letzten Tagen nannte, übrigens ein frommer Mann, den die Jeſuiten lenkten und ſich in ſeiner Miniſterſtellung ein Sümmchen von 1,800,000 Fr. erſpart hatte. In der letzten Zeit hatten ihm bekannte Gerüchte — ſo greulich und abſcheulich, daß man in einem ehrſamen deutſchen Blatte gar nicht von ihnen ſprechen kann, den Garaus gegeben, er erlag unter Demüthigungen und Kränkungen; umſonſt, daß man dem kranken gebrochenen Mann den Grafentitel ſchenkte, wie ein Kinderſpielzeug, das ihn tröſten ſolle, er ſtarb und der Haß der Journale verfolgte ihn bis zum Grabe, des frommen Spruchs de mortuis... nicht eingedenk.

Dlle. Mars, die berühmte, gefeierte Mars, die durch 50 Jahre die Freude der Pariſer geweſen, ſtarb am 20. An dieſem Tage pflegt der wunderbare Kaſtanienbaum im Tuileriengarten mit einem Schlage ſeine Knospen zu entfalten — zur Gedächtnißfeier der Rückkehr des großen Corſen — ſagt das Pariſer Volk, das poetiſch iſt, wie jedes Volk. Aber in dieſem Jahre, wo die Mars ſterben ſollte, hielt der Baum ſeine Knospen zurück. Seltſam, überraſchende Poeſie des Zufalls! Stand doch die Mars ſelber in Beziehung zu dieſem Kaiſer, dem nun die Letzten ſeiner Generation nachſterben. Ich habe Dlle. Mars nicht geſehen, aber ſie iſt noch im Herzen und im Munde von aller Welt. Sie war als die Liebenswürdigkeit des Weibes perſonificirt, die Liebenswürdigkeit die keiner Nation excluſiv angehört und gleichmäßig zu allen Herzen ſpricht.

Wer mich ſo von nichts anderem als von Begräbniſſen reden hört, der ſollte meinen, es ſei hier wie in der Heine'ſchen Ballade:

Nur wenn ſie Einen begraben,
Bekommen wir 'was zu ſehn.

Dem iſt aber nicht ſo. Ich könnte füglich von der Ankunft der Königin Chriſtine erzählen, die ſich in der **Rue de Courcelles** eine bleibende Reſidenz eingerichtet zu haben ſcheint, von der Durchreiſe des alten O'Connell, den ich ſelbſt im vierſpännigen Reiſewagen über die Boulevards rollen ſah, von der ſchmählichen Niederlage der jungen Conſervativen, die jetzt das Geſpräch von ganz Paris bildet. Aber Alles dies ſcheint mir ziemlich unwichtig, ich will Ihnen lieber ſagen, daß der Salon eröffnet iſt und in einem Bilde von Couture „**les Romains de la Decadense**“ ein Gemälde enthält, das zu dem außerordentlichſten zählt, das die neuere franzöſiſche Schule hervorgebracht.

Das Bild ſtellt eine Orgie dar. Um die hochaufgerichtete Bildſäule des Hausgottes, auf üppigen Triolinien liegt eine Schaar üppiger Gäſte. Nackte und halbnackte Frauen, nackte Männer den Kranz von Weinlaub und Roſen im Haar ſind im wunderbaren Durcheinander gelagert. Die Nacht iſt in Rauſch und Wolluſt vergangen, nun tagt der Morgen und findet die Zecher bleich und ermüdet. Sie ſind ſchön, dieſe entnervten Urenkel Rom's, dieſe blaſſen Epigonen, ob auch in ihren Adern kein Tropfen Milch von der alten römiſchen Wölfin mehr rinnt. Die Weiber haben noch die ſtolze Schönheit der Lucrezia, das gebietende Auge, das verachtende Lächeln, die Männer noch den ſtämmigen Wuchs, das heiße Feuer des Blicks. Und doch ſind ſie alle gerichtet. Die Statuen der großen Väter: Coriolan, Cincinatus, Brutus ſchauen auf ſie herab und erheben wie drohend die marmornen Arme. Waffen, alte Waffen der großen Zeit hängen an der Wand; der Arm der Lebenden wird ſie nicht mehr ſchwingen. Im Vordergrunde ſtehen zwei ernſte Männer, an ihrer trauernden und grollenden Miene ſieht man, es ſind die letzten Stoiker, ernſte Moraliſten; vielleicht iſt der eine von ihnen ſogar Juvenal ſelber, der den ganzen Wirrſal jener Zeit in einem ehernen Verſe geſchildert: **Saevior armis Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem.**

Ein frecher Zecher iſt an der Bildſäule des Brutus emporgeſtiegen und will ihm eine Schaale Weines reichen — er wagte es nicht, wäre dieſer Brutus eben nicht ein kalter Marmor. Gegenüber iſt die blaſſe ſchmächtige Geſtalt eines Poeten eingeſchlafen: ja die Poeſie ſtirbt in ſolchen Zeiten des Verfalls. Heiß und ſinnlich wie das Bild iſt, bei der überwältigenden Kraft und Energie der Zeichnung, es übt auf die Seele des Beſchauers einen Eindruck, wie ein Capitel des Tacitus. Ja, eine ernſte, ethiſche Idee ſpricht aus dem Bilde! Wir ſehen, wir faſſen es klar: über alle dieſe Häupter ſchwebt ein — Fatum! Der Uebermuth der Sieger trägt den Fluch in ſich. Wohl umſchlingen ſich dieſe Arme im wollüſtigen Taumel, wohl ruht Haupt an Haupt, Lippe an Lippe, aber die Herzen können eines düſtern Grauens nicht Herr werden, die Augen ſind ſtarr, als ſchauten ſie den kommenden Verfall, als ahnten ſie den ſtrafenden Zorn der Gerechtigkeit. Die Seele des Beſchauers fragt: Wenn dieſe Orgie vorüber iſt, was wird dann kommen? Der Schlaf, der Tod, die Vernichtung! — O ſpottet nicht, ſchwächliche Kinder eines kranken Jahrhunderts, der alten Heldenbilder, mit

ausgeſtrecktem Arme! Vielleicht bricht die Decke gar bald, der Purpur verbleicht mit dem nächſten Tage und der Reſt iſt Grauen und Entſetzen.

So ſpricht Thomas Couture, der große Maler, in dieſem Bilde, das das Jahrhundert überleben wird. Unwillkürlich aber fragen wir: Iſt es wirklich die **Decadence des Romains**, die er ſchildern wollte, oder iſt es nicht vielmehr la **Decadence des Français**? Der alte la Bruyere dachte an Paris, wenn er den Untergang der ſtolzen Palmyris prophezeihte und ſeine Weiſſagungen erfüllten ſich nur zu furchtbar; nun erhält Paris eine ähnliche Prophezeihung in Farben und die „Römer des Verfalls" ſind nur ein Vorwand, den Franzoſen eine ernſte Mahnung aufzurollen. Nein, keine Römer ſind die Zecher dieſes Bildes, es ſind die Kinder des neuen Frankreichs, die ſich wie dieſe in Orgien verzehren. Die Waffen der Väter ſind zu ſchwer für ſie geworden, die großen Heldengeſtalten, der Revolution, die Brutuſſe, Cincinnatuſſe, Coriolane des 18ten Jahrhunderts ſprechen vergebens zu ihnen. Noch dünken ſie ſich die Herren der Welt, das erſte Volk Europa's, die erſten Kinder der Civiliſation, und ahnen nicht, daß ſie der kommende Morgen müde und überwunden finden wird.

Ja, Thomas Couture, Tacitus in Farben, Du mahleſt gut.

A....d.

III.

Aus Wien.

Erkrankung zweier Staatsmänner. — Publiciſtenſchickſale. — Baron Andriany und Heinrich Simon. — Brandunglück. — Der muthmaßliche Polizeidirector in Prag. — Caſtelli und ſein Pegaſus.

Seit mehrern Tagen erregt die Erkrankung des Bundestagsgeſandten Grafen Münch-Bellinghauſen und des Präſidenten der Hofkanzlei, Freiherrn von Pillersdorf, die Theilnahme der höhern Kreiſe, welche ſich bei dem Letztern auch auf die mittlern Klaſſen erſtreckt, da der Freiherr durch ſein liebenswürdiges Benehmen, durch ſein auf den Fortſchritt gerichtetes Streben viele Sympathien im Publicum hat; man fürchtet den Ausbruch eines typhöſen Fiebers, möge ein freundliches Geſchick ein böſes Ende abwenden.

Der Verfaſſer von „Oeſterreich und ſeine Zukunft", Baron Andriany, hat ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſte, die er im vorigen Jahre ſelbſt nachgeſucht, erhalten. Der Schritt dieſes Publiciſten verdient um ſo mehr Anerkennung, je ſeltener ein ſolches Beiſpiel von Unabhängigkeit des Charakters bei uns iſt. Gern aber wollen wir der Regierung Beifall zollen, daß ſie von den ehemals ſo beliebten Verfolgungen abſieht, und keinen unzeitigen Proceß dem Autor anhängig macht*). Die Schrift „Oeſterreich und ſeine Zukunft" hat mutatis mutandis einige Aehnlichkeit mit der Schrift von Heinrich Simon über die preußiſche Conſtitution; hier, wie dort, findet die Kritik, welche an die Regierung gelegt

*) Die Zeitungen melden auch, daß ein Criminalprozeß gegen Moritz Hartmann wegen Majeſtätsbeleidigung niedergeſchlagen wurde, ſo daß der talentvolle Dichter bei einer Heimkehr in ſein Vaterland keine Unannehmlichkeiten mehr zu befürchten hat.

wird, die Zustimmung aller Freisinnigen, aber hier wie dort stoßen die Praxis-Vorschläge der genannten Publicisten auf großen Widerspruch. In Preußen ist man mit dem „Ablehnen" der neuen landständischen Ordnung, die Heinrich Simon beantragt, nicht einverstanden, während man hier mit dem „Annehmen" oder vielmehr mit dem Wiederaufnehmen der alten landständischen Verfassung keineswegs allgemein sich befreunden will. Beide Schriften aber sind gleich wichtig und folgereich wegen der Anregung, die sie bis in die weitesten Kreise hin verbreiten.

Vor einigen Tagen brannte der Bahnhof in Gänserndorf, zweite Station von Wien, ab; während des Brandes wurde die Kasse erbrochen und nahe an 2000 Fl. daraus entwendet; es scheint, daß der Brand zu diesem Zweck angelegt war. Ebenso geht uns die Nachricht von einem verheerenden Brande in Mölk, fünf Poststationen von Wien zu; zum Glück ist das auf einer Höhe liegende Benedictinerkloster, in welchem Michael Enk sein trauriges Ende fand, verschont geblieben, und das reiche Stift wird gewiß nicht zögern, die plötzlich hereingebrochene Noth zu dämmen.

Aus Prag hört man, daß der Erzherzog Stephan, der dieser Tage dorthin zurückgekehrt ist, mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Als Nachfolger des Grafen Deym, durch dessen neue Stellung in Krakau der Posten eines Stadthauptmanns und Polizeidirectors in Prag erledigt wurde, bezeichnet man den Grafen Robert Wratislaw, bisherigen Gubernialrath und Secretair des Erzherzogs Stephan.

Der hiesige Büchermarkt wurde durch den Doctor Ignaz Franz Castelli, jetzt auch Präsident des Antithierquälervereins, mit einem Wörterbuch der niedern österreichischen Dialectsprache vermehrt; es findet großen Absatz, weil der österreichische Anakreon Wörter darin aufgenommen hat, die man selbst in schlechter Gesellschaft aus väterlichem Schamgefühl selten zu hören bekommt; es muß eine unglaubliche Wonne für einen Dichter sein, dergleichen niederzuschreiben. Gegen den Druck sollte sich das Anstandsgefühl bäumen. Aber das Buch findet eben darum guten Absatz, weil bei Hrn. Castelli sich nichts bäumte. Ein entschieden besseres Verdienst hat er sich durch die Gründung des obengenannten Vereins erworben. Der alle Zeit fertige Wiener Witz erzählt, daß der Pegasus bereits eine Dankadresse dafür eingereicht habe, daß Hr. Castelli ihm nicht mehr besteigen werde. Der alte Herr ist übrigens Humorist genug, um sich über derlei Witze nicht zu ärgern.

o — o

IV.

Graf Rudolf Stadion.

Aus Oesterreich.

Als die tausend verschiedenartigen Wirren und Unruhen in Polen es nöthig machten, irgend thatkräftig einzuwirken, damit der ausgebrochene Brand nicht mit Blitzesschnelle das ganze Land verheere, sandte man den jüngern Stadion als kaiserlichen Commissär in dieses Labyrinth von Verschwörungen und glaubte damit genug gethan zu haben. Allerdings war es etwas, daß man zu dieser Sen-

dung einen Mann, wie Graf Stadion, erwählte, — allein es war nicht genug konnte nicht genug sein, denn was vermag die Thatkraft, die Einsicht eines Einzelnen, wenn dieser Einzelne vereinzelt dasteht und nirgend Unterstützung, ja nicht einmal Anerkennung findet? So erging es, wie es vorauszusehen war, dem Grafen Stadion. Wie man einen Baum nicht mit einem Streiche fällt, war es auch ihm nicht möglich, in wenigen Wochen Das zu leisten, wozu man Jahre brauchen wird. Graf Stadion ging als kaiserlicher Commissär nach Galizien, um der gesetzlosen Willkür Schranken zu setzen, um die Ordnung wieder herzustellen; das war seine Aufgabe, und dieser hat er mit Geist und kräftigem Willen Genüge gethan. Nun schreit aber das ganze Heer der begüterten Polen Zeter über ihn, er hätte ihre Rechte beeinträchtigt und dergl. mehr, und vergessen dabei, daß Graf Stadion den größten Theil seiner Güter auch in Polen besitzt, und wenn eine Schmälerung der Rechte wirklich da ist, er nicht minder der leidende Theil ist, als sie Alle. Allerdings war es dem hochherzigen und ernsten Staatsmanne nicht darum zu thun, blos ein Pflaster auf die augenblickliche Wunde aufzukleben und die Ordnung momentan zu erringen; er wollte den Grundstein zu einer bessern und gesicherten Zukunft legen durch eine entschiedene Robot-Ablösung. Allein dagegen lehnten sich die so sehr patriotischen Polen, die „Blut und Leben" für das geliebte Vaterland hingeben, vor der Hand aber die Privatinteressen jenen des Vaterlandes vorziehen, in Massen auf, und Oesterreich, das vor jeder Reform wie vor einem Alles verschlingenden Ungethüm zurückschreckt, gab nach! Wie man oft im Leben der Mehrzahl gegen den Einzelnen beistimmt, so stimmt jetzt auch Oesterreich in den Krähengesang der polnischen Aristokratie und über den kaiserlichen Commissär wird der Stab gebrochen. Nun will man den ältern Stadion, den Grafen Franz, nach Galizien senden, damit der vollbringe, was dem Jüngern mißlang; — schon um dieses Mißlingen zu bestätigen, wird der galizische Grundadel diesem Beifall zurufen, wenn er auch in Manchem nur fortsetzen wird, was der Bruder begann. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese neue Sendung zu einem befriedigenden Resultate führen wird, denn Oesterreich könnte sich im Ganzen Glück wünschen, wenn überall die Zügel der Regierung Männern, wie die Gebrüder Stadion, anvertraut wären; allein wir werden auch sehen, wie viel Zeit und Mühe darauf gehen werden, um an das gewünschte Ziel zu gelangen, wenn überhaupt Oesterreich in dieser Angelegenheit ein Ziel vor Augen hat und nicht lieber die Augen schließt, um es gar nicht zu sehen. Vielleicht wäre es Oesterreich diesmal sogar lieber gewesen, nur schnell den Schein gerettet zu sehen, geschehe es wie immer; man hätte dabei den Vortheil gehabt, daß manche kahle Wahrheit und manche Blößen in diesem Scheine untergegangen wären; aber wenn man dies gewollt, so hätte man Männer hinsenden sollen, die in diesem Zweige österreichischer Diplomatie besser bewandert sind, als genannter Graf Stadion, den wir in diesem Punkte wirklich der größten Untüchtigkeit zeihen müssen. Uns bleibt nur noch zu wünschen, daß derlei Verkennung geleisteter Dienste, seien sie an sich auch noch so gering, was hier nicht der Fall war, das edle Wirken so ausgezeichneter Männer nicht hemme. Doch das zu glauben ist uns fern, denn erstens muß ein Staatsmann von jedem Andern, von jeder Nebenabsicht abstrahiren und sich allein mit dem Bewußtsein edlen Wollens und Handelns begnügen,

und zweitens iſt Graf Rudolf Stadion nicht der Mann, der ſich durch äußere Eindrücke entmuthigen ließe, wenn er von der Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß ſein Wollen und Trachten das Wohl des Staats befördere, dem er angehörte. Und ſomit wollen wir mit Geduld der Dinge harren, die da kommen werden.

G. —

V.

Aus Lemberg*).

März.

Die neue Eintheilung. — Eine Carricatur. — Die Trauerringe. — Das adelige Caſino. — Armuth und Hunger. — Spenden des Kaiſers und der Regierung.

Wird Galizien in zwei Gubernien getheilt oder nicht? iſt die Frage des Tages, welche Hauseigenthümer und Geſchäftsleute nicht wenig beunruhigt und erfreuend nur auf jene Beamteten wirkt, die durch etwaige Verſetzung einer Be-

*) Wir haben in letzterer Zeit mehrere Correſpondenzen aus Galizien bei Seite legen müſſen, weil ſie eher für die weiland Adelszeitung, als für unſer Blatt paßten. Gewiſſe Herren in Galizien ſind offenbar der Meinung, daß, wenn man an ein liberales Blatt Einſendungen macht und dieſe reichlich mit Invectiven und Schimpfereien garnirt, werde die Redaction gleich zugreifen und über den ſonſtigen Kern der Paſtete hinwegſehen. Wir müſſen jedoch jenen Herren bemerken, daß unſere Polemik gegen Regierungsmaßregeln nur im Civiliſationsintereſſe des neunzehnten Jahrhunderts ſtattfindet, nicht aber im Feudalintereſſe des ſechzehnten und ſiebzehnten. Wir polemiſiren gegen die neueſte Robotentſchließung, weil ſie uns als eine flaue und halbe Maßregel erſcheint, weil ſie ohne einige wichtige Nebenpunkte und zumal ohne Errichtung einer Hypothekenbank, nur ein Scheinding bleibt. Es gibt viele edle Männer unter den böhmiſchen und namentlich unter den niederöſterreichiſchen Ständen, welche dieſe Anſicht theilen. Der galiziſche Adel jedoch zürnt, weil dieſe halbe Maßregel ihm auch ſchon viel zu viel iſt, weil er Alles, Alles behalten will, was das Mittelalter aufgehäuft, mit Inbegriff auch Desjenigen, was der Roſt der Zeit noch außerdem an Mißbräuchen angeſetzt hat. Unſere heutige Correſpondenz, obſchon ſie in der Einleitung von allgemeinern Geſichtspunkten ausgeht, iſt doch im Grunde nur ein Ausfluß der feudaliſtiſchen ablöſungsfeindlichen Adelsſtimmung. Sie iſt ein Ton aus der „Geſellſchaft" und zwar aus der „Geſellſchaft" eines Landes, das keinen Mittelſtand kennt. Der Herr Einſender möge uns verzeihen, wir haben keine große Sympathie für jene „genialen" Carricaturen, in welcher der edle Rudolf Stadion, der allerdings das Robotübel bei ſeiner Wurzel zu faſſen ſuchte, lächerlich gemacht wird, weil er „dem Adel die Hoſen ausziehen wollte, um ſie unter die Bauern zu vertheilen." Der arme galiziſche Bauer hat allerdings kaum die Blöße zu bedecken, während dem reichen Adel immer noch viel koſtbares Pelzwerk übrig bliebe, auch wenn er ein Paar alte Hoſen weggeben würde. Hinterdrein ſchildert der Herr Einſender mit hochrothen Farben den Pauperismus und die Hungersnoth der unterſten Klaſſen. Wie ſollte dieſe auch ausbleiben, wenn ſchon das letzte Robotdecret trotz aller Flauheit auf ſolches Geſchrei ſtößt und als Regierungscommunismus geſchildert wird? Was würde man erſt zu dem Communismus in Preußen, Sachſen, Baden und Würtemberg ſagen, wo die Frohnen zum großen Theil bereits abgelöſt ſind, obſchon der Adel allerdings manche Inexpressibles dabei opfern mußte.

Anmerk. d. Red.

förderung entgegenſehen. Ob das ganze Land zu einer Theilung ſich Glück wünſchen darf, iſt noch ſehr zweifelhaft, obgleich der Wiener Correſpondent der Allgemeinen Zeitung uns gern überzeugen möchte, daß die Regierung dafür eine herzliche Dankſchrift verdiente. Nicht die ſechs oder ſieben Tage, welche aus den weſtlichen Kreiſen eine Reiſe nach der Hauptſtadt erfordert, nicht eine vielleicht zu geringe Beamtenzahl ſind die Urſachen der faſt unglaublich trägen Geſchäftserledigung, durch die ſich Jeder gedrückt fühlt, ſondern das pedantiſche Feſthalten an ſtarren, lebensloſen Formen. Würden die Behörden nicht um jede Kleinigkeit von Einzelnen und Gemeinden ſich kümmern, ſondern bedenken, daß wir in einer nach den Bedürfniſſen geregelten Gemeinde- und Städteverfaſſung für uns ſelbſt ſorgen könnten, würde ſtatt der geheimnißvollen Aktenſchreiberei, die für die Geſammtheit wie für den Einzelnen nachtheilig und koſtſpielig iſt, eine offene, lebensfriſche Handhabung der Geſetze eintreten: dann brauchten wir nicht dieſe Schaar von Federhelden und geſchäftiger Müßiggänger, welche die Angelegenheiten der Privaten und der Regierung oft mehr verwirren als ordnen helfen.

In Privatkreiſen macht eine ſehr ergötzliche wahrhaft geniale Karrikatur auf das neue vielgeprieſene Robotpatent verdientes Aufſehen. Man erblickt nämlich in einem Saale, wie eine Schaar von Edelleuten uniformirte Gubernialräthe die Hoſen abziehen, welche feierliche Handlung, damit ſie auch gehörig vollzogen werde, vom Vice-Präſidenten des Guberniums beaufſichtigt wird. Die verſchiedenen meiſt charakteriſtiſchen Stellungen der Sans-culottes ſind pikant und von komiſcher Wirkung. Nur Ein Edelmann behält ſeine Hoſen und er allein hat auch das Recht, mit ſtolzen Schritten ſelbſtgefällig einherzuſchreiten. Es iſt der k. Landes-Vorſchneider v. Guraiski, der ſeine Güter vor dem Ausbruche der letzten Unruhen verkauft hatte. Auf der Gaſſe ſieht man den kaiſ. Kommiſſair, Grafen Stadion emſig in der Mitte eines Volkshaufens, dem er die ihm überbrachten Hoſen zuwirft. Das Intereſſe an dieſer Zeichnung wird aber beſonders dadurch erhöht, daß alle Perſonen wohlgetroffene Portraits ſind. — Der talentvolle Maler iſt ein ſehr junger Mann, der aber ſeine Kraft in Kleinigkeiten zu zerſplittern ſcheint und dem der hieſige Aufenthalt ſchwerlich von erheblichem Nutzen ſein wird. Da ſich unter dem Adel ſo viele Bewunderer ſeines Talentes finden, wie kommt es, daß ſich kein reicher Edelmann entſchließt, ihm zu einer Reiſe nach Rom oder Paris eine mehrjährige Unterſtützung zu geben?

Ein an ſich unbedeutender Vorfall, der aber Beamtete und Bauern charakteriſirt, möge, da er gleichfalls die Robot betrifft, hier ſeinen Platz finden. Bei Verleſung des neuen Robotpatentes hielt ein von ſeinen Pflichten ganz beſeelter Kreiskommiſſaire für nöthig, die kaiſerliche Vatermilde und Gnade beſonders zu erheben und anzupreiſen. Aber ſeltſamer Weiſe erlaubte ſich ein Bauer dies nicht begreifen zu wollen und hatte dagegen Folgendes zu erwidern: „Unſer Großvater und Vater haben gearbeitet für den Gutsherrn und wir thaten es auch und thun es noch und ſo iſt's auch recht, denn wir haben ja von ihm das Feld, das uns ernährt. Wenn man nun von unſerer Arbeit uns Tage nachläßt, ſo gibt man uns was man dem Herrn genommen hat und das iſt vom König keine Gnade. Will er uns aber eine ſolche erweiſen, ſoll er uns etwas vom Seinigen geben.“ Die Beamteten, die, wenn ſie nicht für ihren eigenen Vortheil ar-

beiten, nur nach Instruktionen und Paragraphen denken, reden und handeln, dachten daher, der Bauer müsse gleichfalls nach einer geheimen Instruktion gesprochen haben und er wurde nach der Kreisstadt Przemisl in Gewahrsam gebracht, wo weitläufige Untersuchungen angestellt wurden, um die Verführer des Sprechers zu entdecken. Die Herren der Feder können nicht begreifen, daß so ein schlichter Mann mehr gesunden Verstand und Selbständigkeit im Urtheil besitzen soll, als sie, die Hochstudirten, die, wie das Sprichwort sagt, die Weisheit mit vollem Löffel gegessen zu haben vermeinen.

Vor Kurzem sind hier patriotische Trauerringe von schwarzer Farbe verkauft worden. Sie trugen innen die Schrift: „Eine ewige Thräne," welche durch eine außen hängende Perle angedeutet war. Die Polizei, die sich sonst um Thränen wenig kümmert, möge sie ein Einzelner, eine Familie oder ein ganzes Volk weinen, war sehr besorgt um diese ewige Thräne und fahndete auf sie mit lächerlicher Aengstlichkeit und Hast, welche fast der Bemühung gleich kam, alle viereckigen Nationalmützen als staatsgefährlich zu unterdrücken, indem man selbst den Schulknaben eine Ecke daran abschnitt. Von den Goldarbeitern, die jener Ringe wegen in Erwerb und Geschäft nicht wenig gestört wurden, soll einer, der vielfach belästigt wurde, dem Polizei-Direktor gesagt haben: „Lassen Sie diese Ringe einem Polizei-Komissair tragen und Sie werden sehen, kein Pole trägt sie mehr."

Daß ein Jockey-Clubb, der fast ausschließend nur Edelleute als Mitglieder zählt, hier bestehe, dürfte bekannt sein, nicht aber, daß der von der Gesellschaft gewählte Sekretair, welcher die Journale zu besorgen und den Eintritt der Nichtmitglieder in's Kasino zu verhindern hat, jedes Mal von der Polizei der Bestätigung bedarf. Um aber die Genehmigung dieser Behörde zu erlangen, muß dieses Individuum sich verpflichten, über daselbst gehaltene Reden gewissenhaften Rapport abzustatten und Fragen wie folgende zu beantworten: „Gestern war bis gegen Morgen Licht im Kasino; wer war so lange dort? Man spielte, welche Spiele? was sprach man? und was darüber, daß die Nummer des Journal des Débats gestern von uns weggenommen wurde?" Da alle Mitglieder des Vereines wissen, daß ihr Sekretär ein Agent der Polizei sei, ja sein müsse, wenn der Verein sich der Gnädigen Duldung erfreuen will, so wird der dadurch beabsichtigte Zweck der Polizei: Verhinderung jeder freimüthigen Besprechung unserer politischen Angelegenheiten auch erreicht.

Nothgeschrei hallt durch ganz Europa und in den Hütten der Armen zeigen sich allüberall die gräßlichsten Jammer- und Schauderbilder. Nur in Oesterreich scheinen Alle in gesegnetem Wohlstand zu leben und wenigstens nicht darben zu müssen. O glückliche Kinder dieses Landes! o ihr noch glücklicheren Lenker desselben, die ihr durch eure hohe Staatsweisheit alle Schrecken des Hungers so klug entfernt zu halten wußtet! Wohl ziehen hier zahlreiche Schaaren halbnackter Greise, Mütter und Kinder von Dorf zu Dorf bettelnd umher, wohl legt sich Mancher von diesen, weil man ihn aus der Hütte stieß, auf den Dünger und stirbt, und mancher Andere, dem man Brot und Obdach versagen mußte, weil ihrer zu viele kommen, kehrt Nachts zurück und rächt sich durch Brandlegung. Wohl schlachtet hier ein Bruder die dreijährige Schwester für sein Mahl, wohl zwingt zu

Diebſtahl, Raub und Mord die Noth, die Niemand ernſtlich lindern mag, wohl iſt das Brot aus geſchrotnem, nicht gemalnem Hafer mit geriebner Baumrinde gemengt, wohl haben Viele dieſes nicht, ſondern ſammeln ſich Buchnüſſe und eſſen ſie — und ſterben. Wohl erzeugt dieſes grauenerregende Elend die verheerendſten Krankheiten, wohl dringt auch aus den übrigen Provinzen uns genug des Jammers und der Verzweiflung zu; aber alles Dies wird entweder mit Schweigen umhüllt, oder gradezu geleugnet, oder höchſtens als einzelne ſtets nothwendige Ausnahmen im Staate zugegeben. Man weiſ't nach den eiternden Wunden von England, Belgien und Frankreich und meint dadurch die eigene Krankheit zu beſchönigen. Wie, hat uns auch die allzu überhandnehmende Induſtrie ſo arm gemacht? O ihr glücklichen Kinder dieſes Landes, ja dieſer Monarchie!

Geſtern am 21. März kamen aus dem Staatsſchatze 300,000 Gulden C.-M. für Straßenbau (über die Karpathen) um Brotloſe zu beſchäftigen, an und eine gleiche Summe ward zu anderſeitiger Abhülfe der Noth dem hieſigen Gubernio im Baaren zugeſchickt. Dieſem waren 100,000 Gulden C.-M. vom Privat-Vermögen des milden Kaiſers beigeſchloſſen. Es freut mich, dies berichten zu können, obwohl ich in dieſer Handlung der Regierung nur Genügeleiſtung einer Rechtspflicht wie in der gütigen Spende des Kaiſers nur Erfüllung einer moraliſchen Pflicht*) erkennen kann, ohne aber deshalb die Unterthanen des dafür ſchuldigen Dankes entbinden zu wollen. Gebe Gott, daß dieſe Summen redlich und zweckmäßig verwendet werden, um doch einigermaßen die Noth zu lindern, denn getilgt wird ſie dadurch nicht. Der Schaden liegt wohl überall tief; bei uns in Oeſterreich dürfte er aber ſchwerer zu beſeitigen ſein, als anderswo, wo er durch die den Volksvertretern geſtattete Theilnahme an der Berathung und Sorge für das allgemeine Wohl leichter erkannt und zu deſſen Heilung die wirkſamſten Mittel eher aufgefunden werden können. Eine Ständeverfaſſung iſt es alſo, die wir wollen, weil wir ſie brauchen und wäre ſie auch unvollkommen, wie die preußiſche.

V.

Aus Prag.

Der Proceß wegen der Jeſuitenſchrift. — Der Erzbiſchof und die Abgeordneten des Jeſuitenordens. — Erklärung des böhmiſchen Episcopats. — Zwei Geiſtliche und einige Anſpielungen, welche die Redaction nicht verſteht. — Erzherzog Stephan. —

Wir athmen freier, das heranziehende ſchwere Jeſuitenwetter hat ſich verzogen, Dank unſerem erleuchteten Kirchenfürſten, Dank auch dem Pamphletiſten

*) Es iſt alſo eine Pflicht der Regierung, Summen, die aus den andern Provinzen fließen, nach Galizien zu ſenden, es iſt eine „Pflicht" des Kaiſers, eine ſo großartige Gabe grade nach Lemberg zu ſchicken; es iſt aber nicht Pflicht des Adels, etwas von ſeinen Robotausſaugereien nachzulaſſen! Schöne Logik! Wir wünſchten dem galiziſchen Adel nichts ſehnlicher, als einige Jahre unter franzöſiſcher Herrſchaft zu ſtehen; das wäre eine Schule, in welcher er bald lernen würde, was Pflicht iſt! D. R.

Arnold, der ſein Flugblatt noch immer im proviſoriſchen Arreſte abbüßt, und wohl in der möglichſt verlängerten Unterſuchung allein ſeine Strafe empfangen, wenn auch nicht verdienen wird, denn es läßt ſich ein ſtrafbares Verbrechen oder Vergehen nicht recht formuliren und die Uebertretung der Cenſurvorſchriften, welche ohnehin dem Drucker zunächſt zur Laſt geht, kann an ſich Arnold's Einkerkerung nicht rechtfertigen, man gibt ſich alle Mühe communiſtiſche und czechiſche Umſturztendenzen in ihn hinein zu inquiriren, doch wird das ohne Erfolg bleiben; zu beklagen iſt es jedoch, daß Arnold in jenem Flugblatt die deutſchen Böhmen, ſomit die Amtsperſönlichkeiten, ſo direct beleidigt hat.

Möge Arnold's Märtyrerthum ſeine guten Wirkungen auch auf die Dauer bewähren; ſo viel iſt ſichergeſtellt, daß allen Miethern jenes Hauſes, das man zur Jeſuitenhöle gewidmet, die Miethe für den Monat Mai gekündet geweſen, daß man jedoch neuerlich die Kündigung wiederrufen und die Miether zum Bleiben aufgefordert habe.

Die freudigſte Senſation machte die verbürgte Kunde, daß unſer Fürſt Erzbiſchof den Sendlingen des Jeſuitenordens, welche verkappten Gewandes hier geweſen in drei wohlgenährten Exemplaren um förmlich die Aufnahme in den Sprengel und Ertheilung der Jurisdiction zur Seelſorge zu erbitten, die feſte Erklärung gegeben habe, er werde ſich nie und nimmer dieſem Anſinnen fügen, das gegen ſeine Anſicht, gegen ſeine Ueberzeugung, gegen ſein Gewiſſen ſei, und es verdient dieſe mannhafte Erklärung, dieſe ächt kirchenväterliche Fürſorge des Fürſten um ſo mehr unſern warmen Dank, da jene Sendlinge ſich ſogar auf Empfehlungen und Wünſche von Perſonen berufen haben ſollen, deren Deſiderien man bisher Befehlen gleich hielt, und dennoch ward die Admiſſion verſagt, dennoch ward dieſelbe auf Veranlaſſung des geiſtlichen Fürſten auch von den drei übrigen Biſchöfen Böhmens in einer Collectivnote an den Erzherzog-Landeschef als ungeſtattlich erklärt.

Intereſſant ſind die Details der Unterredung jener Eindringlinge mit dem geiſtlichen Fürſten, welche im Publikum erzählt und als verbürgt geglaubt werden; jene Sendlinge haben ihre Race durchaus nicht verleugnet, ſie ſind ganz daſſelbe unheilſchwangere Ungethüm, wie ſie es unter Clemens XIV., Maria Thereſia und Joſeph waren, die uns von ihnen befreiten, und ihre zurückgelaſſenen Termitenbaue, gemeinnützigen Zwecken widmeten; und gar lüſtern blicket heute die ſpäte Nachbrut, die unausrottbare, nach dieſen Bauen, um ſich von Neuem darin einzuniſten.

Heil dem edlen Fürſterzbiſchof, deſſen erleuchteter Weltblick, ächter Glaubenseifer, von jenem tückiſchen Nachtgebilde, Wahrheit von Trug zu unterſcheiden weiß, und hinter der gleißneriſchen Maske und dem ſchwarzen Talar den verſteckten Pferdefuß gar wohl erkannte. Zu allgemeiner Freude wurden ganz kürzlich zwei Prieſter des erzbiſchöflichen Seminariums, welche an die Jeſuiten als Vorläufer verdungen, das Verdammungs- und Verfinſterungswerk an den armen Alumnen ſorgfältig übten und ſüße Andächteleien zum Herzen Jeſu, im Roſenbuſch des Herrn, mit Dienſt boten, und mitunter auch hohen Herren cultivirten, energiſch entfernt.

Entzückt ſind alle Gutgeſinnten darüber, Licht und Vernunft dort leuchten

zu ſehen, wo man dämmerige Finſterniß zu finden gewohnt war; während die Finſterniß heute in Regionen vorwaltet, welche uns ehedem mit Licht verſorgten, Doch mag immerhin mancher Finſterling jene Andächteleien zum Herzen Jeſu, und jenen Roſenbuſch ungern miſſen, ſich nach denſelben, wie auch nach Wiedereinführung der Tortur, chriſtlich ſehnen, ſolche Rückſchritte ſind heute nicht mehr möglich, und auch die Unmöglichkeit ſolcher Leute in höherer Stellung ſtellt ſich täglich deutlicher heraus und wird, wir hoffen es, nächſtens zur Thatſache werden.

Der liebenswürdige Erzherzog Landeschef iſt ſeit Kurzem wieder in unſern Mauern, um, wie es heißt, noch einige Monate für Böhmen zu wirken. Alle, die es redlich mit Böhmen meinen, athmen freier ſeit des Herzogs Rückkehr, deſſen langes Wegbleiben in der Geſchäftsſtagnation bedeutend fühlbar wurde; wir hoffen, es werde dem wohlmeinenden energiſchen Prinzen gelingen, feſte Grundlagen des Beſſerwerdens aufzurichten, auf welchen ſein uns verheißener Nachfolger wird fortbauen können; ſind erſt nur die tagblinden Fledermäuſe verſcheucht.

S. S.

VI.

Die Jeſuiten in Tyrol.

Aus Inſpruck.

Es gab eine Zeit in Oeſterreich, wo die liebe Jugend durch volle ſieben Jahre mit Auswendiglernen lateiniſcher Worte, Redensarten, Verſe und Regeln ihr Gedächtniß martern, durch ſolchen Sprachkram allen Sinn für geiſtige Auffaſſung abſtumpfen, und ſelbſt von den ſogenannten alten Claſſikern nicht dichteriſche Anſchauung und Geſchichte, ſondern nur Latein lernen mußte; zu dieſem Ende wurden dann noch durch zwei fernere Jahre Ovid und Curtius, Virgil und Cicero in Küchenlatein aufgelöſt. Dies nannte man damals das Gymnaſium. Um die Schüler nebſtbei zu guten Dienern der Kirche zu bilden und lebelang an ihre Führer zu knüpfen, nahm man ſie beim Eintritt in die Studien in eine geiſtliche Geſellſchaft, die marianiſche Congregation, auf, und rechnete ihnen die Werke der Frömmigkeit als Verdienſte im Fortgang an, z. B. das Abbeten des Roſenkranzes ſtatt der Unterhaltungsſtunden. Man lieſt es wohl am Rande, daß die Lehrer, von denen unſere Vorältern ſolche Wiſſenſchaft und Religion einſogen, die Jeſuiten waren. Kaiſer Joſeph II., unſer großer unſterblicher Joſeph, verbeſſerte — und bei welcher Einrichtung in Oeſterreich verdanken wir nicht ihm das Beſte? — den alten Schulplan, verwarf jene Lehrweiſe und ihre Bücher, und ſchrieb für die Gymnaſien Natur- und Weltgeſchichte, Erdkunde und Mathematik vor. Auch in die dunkeln Schulſtuben brach Licht, es ſollten darin nicht mehr Mönche und Kanzleiſklaven, ſondern Menſchen und denkende Beamte erzogen werden. Allein der edle Kaiſer ſtarb zu früh für ſein Oeſterreich, die tonſurirten Herren, die in der Erziehung der Jugend ſtets die Wurzel ihrer Macht erkannten, ließen nicht ab, vorzuſtellen, wie nur ſie die treueſten Diener der Krone und des Vertrauens würdig wären, die Jugend zu lenken; ſie blieben am Ruder und ſorgten fort und fort, daß das heranwachſende Geſchlecht nicht koſte vom Giftbaum des Wiſſens, nicht ahne, daß es noch treffliche Dichter, Geſchichtſchreiber, Denker gebe, die nicht die Sprache von Rom führen. Was lag ſolchen Be-

ſtrebungen näher, als die Wiedereinführung der Jeſuiten? Natürlich war die Sache damit noch nicht abgethan, man mußte ihnen freies Spiel gewähren, ſie ſollten die ſchlimmen joſephiniſchen Neuerungen beſchränken und uns allmälig auf den guten alten Stand zurückbringen dürfen. Männer von dieſer Farbe ſcheinen es geweſen zu ſein, die das Decret unſerer Studienhofcommiſſion vom 16. April 1836 erſchlichen, das den Jeſuiten geſtattet, „die von ihnen beſorgten philoſophiſchen und Gymnaſialſtudien nach ihrer ratio studiorum einzurichten.“ Es iſt ihnen zwar zur Pflicht gemacht, ſich „an die für öffentliche Schulen beſtehenden oder noch zu erlaſſenden Vorſchriften in der Art zu halten, daß die aus ihren Schulen Austretenden daſſelbe gelernt haben, was in den übrigen Schulen gelehrt wird, und der Uebertritt von einer dieſer Anſtalten zur andern ohne Nachtheil ſtattfinden kann“, aber wie ſoll ſich dies mit ihrer ratio studiorum vereinen, mit dem Kinde jenes Geiſtes, deſſen wir anfangs erwähnten? Noch tröſtlichere Ausſicht gewährt uns die wiederholte Erwähnung ihrer philoſophiſchen Anſtalten. „Wenn der Vortrag in ihren philoſophiſchen Studien“, heißt es daſelbſt weiter, „lateiniſch iſt, ſo ſind ſie vom Vortrage der lateiniſchen Philologie, überhaupt aber vom Vortrage der Religionsphiloſophie als eines Obligatſtudiums der Philoſophie enthoben.“ Somit haben wir in thunlichſter Bälde Jeſuiten ſogar auf den Kanzeln der Philoſophie zu gewärtigen. Was dieſe Leute wohl vom Denken lehren werden? Bekanntlich iſt es ihren Novizen verboten, Fragen über Gott und Freiheit zu erörtern, woraus wir uns auch die Nachſicht der Religionsphiloſophie für ihre Studien erklären mögen.

Die Früchte, welche die Saat der Jeſuiten trägt, kommen bei uns immer erfreulicher zu Tage. Von ihrem Seelſorgs- und anderm Eifer iſt ſchon Manches in „Steub's drei Sommer in Tyrol“ und dieſen Blättern berichtet, wir wollen hier nur des Einfluſſes erwähnen, den ſie bereits auf Fragen des öffentlichen Lebens gewonnen, ſie laſſen am beſten beurtheilen, welches Feld dem Jeſuitismus bei uns ſchon eingeräumt iſt. Ich berichtete Ihnen unlängſt *) von einer Entſchließung der k. k. Hofkanzlei, wodurch zwei proteſtantiſchen Fräuleins aus Magdeburg der Ankauf der Ruine Kropfsberg geſtattet wurde; die Jeſuitenpartei brachte es dahin, daß die Bewilligung aufgehoben und den Käuferinnen bedeutet wurde: „daß Dasjenige, was im Zillerthale durch allerhöchſte Verordnung vom 12. Januar 1837 den k. k. Unterthanen verboten wurde, eben dort proteſtantiſchen Ausländern nicht geſtattet werden dürfe.“ Schon erſchwert man ſelbſt akatholiſchen Arbeitern aus den gewerbtreibenden Klaſſen den Eintritt in hierländiſche Fabriken. Die Unternehmer jener in Matrei wußte man zur Erklärung zu bewegen, keinen dergleichen anzunehmen; ſei doch, hieß es in der an ſie gelangten Zuſchrift, nicht ſowohl auf techniſche Geſchicklichkeit als auf moraliſche Eigenſchaften, d. h. den Glauben, zu ſehen. Man beſorgt ſogar, daß dieſe Leute unter lauter Katholiken ihre Religionspflichten nicht erfüllen können, da akatholiſche Bethäuſer nicht erlaubt ſeien; auch dürften ſie ſich nie ſchmeicheln, hierlands

*) Siehe Heft 41 des vorigen Jahres.

das Staatsbürger- und Meisterrecht zu erwerben. Noch gefährlicher sind natürlich die Akatholiken vom Schreib- und Verschleißpersonal, deren mit besonderer Verwahrung gedacht ist, so wie auch alle bei der Fabrik beschäftigten Individuen unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden. Aehnliches ist betreffs einer andern bei Bozen verfügt. Man glaubt sich fast in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückversetzt, wo eben die Verfolgung aller Protestanten durch die Jesuiten recht in Gang kam, und erbebt beim Gedanken, daß es diese Missionäre des Lichtes sind, denen die Hut unseres jungen Adels, die Kanzeln der Humanität, die Bildung der Jugend in unserer Provinzialhauptstadt anvertraut ist.

VII.

Kleine Schriften von Prutz*).

Aus Sachsen.

Unter den Schriftstellern, welche sich an den lebendigern Bewegungen des deutschen Geistes auf dem politischen und literarischen Gebiete in den letzten Jahren betheiligt haben, nimmt Prutz eine ehrenwerthe Stelle ein. Ernste philologische und historische Studien und eine seltene Elasticität des Geistes bewahrte ihn vor den Extravaganzen der jungen philosophischen Schule, welcher auch er angehörte, sie bewahrten ihn vor dem Katzenjammer, in welchem manche seiner Genossen ihren frühern Grundsätzen und Bestrebungen untreu wurden. So sind denn die so eben erschienenen kleinen Schriften, in welchen Prutz einen Theil seiner zerstreuten Aufsätze, die früher in Zeitschriften erschienen waren, nach sorgfältiger Umarbeitung nebst einigen noch nicht gedruckten Abhandlungen zu einer Sammlung vereinigt hat, noch immer voll Interesse für den Leser; theils als historische Documente, welche Fragen und wie diese Fragen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens in den letzten zehn Jahren angeregt und behandelt worden sind, theils weil darin ein Bildungsstoff verarbeitet wird, dessen Elemente die Masse der Gebildeten bei weitem noch nicht durchdrungen haben. Zudem geht in der That (wie der Verfasser in der Vorrede sagt) durch alle diese mannichfaltigen Aufsätze der Faden einer gemeinsamen Ueberzeugung. Die Schwächen der Zeit und der Nation, die Hindernisse unserer Entwickelung werden überall mit Schärfe kritisirt und mit Offenheit zugestanden; auf der andern Seite aber werden die in unserer jetzigen Lebensentwickelung schlummernden Keime einer bessern Zukunft überall nachgewiesen und freudig begrüßt, ohne Eigendünkel und Selbstgenügsamkeit. Prutz schreibt für ein größeres gebildetes Publicum und seine theilweise elegante Darstellung mag wohl geeignet sein, ein solches Publicum für die ernsten Gegenstände zu gewinnen, die hier abgehandelt werden. Vielleicht nimmt dieses auch an der zu behaglichen Breite keinen Anstoß, mit der sich der

*) Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur von R. E. Prutz. Merseburg, Garke 1847. 2 Bde.

Verfaſſer öfters in ſeinen Auseinanderſetzungen ergeht. Aber Andern dürfte dies weniger zuſagen. Was ſoll z. B. in dem: „Dichter und Krieger“ überſchriebenen Aufſatze über den öſterreichiſchen Dichter Hilſcher die drei Seiten lange Einleitung, daß hier weder von Cervantes, noch Lope de Vega, noch von Mendoza, nicht von Kleiſt und Körner, noch von den malcontenten Sonette dichtenden Lieutenants unſerer Zeit, ſondern von einem 1837 in der Garniſon zu Mailand lebenden öſterreichiſchen Unteroffizier die Rede ſei, der Gedichte gemacht und den Byron überſetzt habe*)? Sind die auf einer Seite Bd. 2 S. 285 zuſammengeſtellten Phraſen: „die Verbreitung, deren ihr Name genießt, der Ruf, der ſie ſchmückt, das Intereſſe, das ſie begleitet“, oder: „literariſche Leiſtungen, ſchriftſtelleriſche Werke“ u. ſ. w. nicht Pleonasmen? Ref. glaubt, daß Prutz ſehr wohl thäte, ſich künftig etwas mehr zuſammen zu halten und gedrängter zu ſchreiben, denn bei dem großen Publicum würde er dadurch nichts verlieren und bei Denen, welche in ſeinen Schriften mehr als eine gediegnere Unterhaltung zu ſuchen berechtigt ſind, nur gewinnen.

Es iſt uns noch übrig, die Aufſätze beider Bände zu verzeichnen und einige Bemerkungen beizufügen. Der politiſchen Aufſätze ſind vier: Der nächſte Krieg, Vaterland oder Freiheit? Theologie oder Politik? und über die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland. — Darunter iſt der zweite Aufſatz beſonders intereſſant. Es iſt eine geiſtvolle und lebenswarme Herzensergießung Prutzens gegen ſeines frühern Kampfgenoſſen, Ruge's, Losſagung vom Vaterland, womit er gewiß überall, nur nicht bei Dem Anerkennung finden wird, der es ſich beſonders zu Herzen nehmen ſollte. — Der dritte Aufſatz enthält eine größtentheils treffende Kritik der in jüngſter Zeit Alles überwuchernden theologiſchen Polemik, und die Aufforderung, ſeine Landsleute möchten ſie, wenn nicht um des Vaterlandes und der Freiheit, doch wenigſtens um des guten Geſchmacks willen aufgeben!

Von den literariſchen Aufſätzen mögen die Ueberſchriften genügen, die Aufmerkſamkeit der Leſer zu erregen: Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungsliteratur, beſonders Sophokles; über die niederländiſche Literatur im Verhältniſſe zur deutſchen; über Reiſen und Reiſeliteratur der Deutſchen; über die Armuth der komiſchen Literatur, beſonders der deutſchen; Stellung und Zukunft des hiſtoriſchen Romans; Nik. Lenau, eine intereſſante Charakteriſtik, in welcher der Einfluß des Magyarismus auf das Leben und Dichten des unglücklichen Dichters nachgewieſen wird; die politiſche Poeſie; das deutſche Theater; über die Unterhaltungsliteratur, beſonders der Deutſchen; Wilhelm Waiblinger; Dichter und Krieger; Shelley und die Poeſie des Atheismus. Angehängt als Lückenbüßer ſind noch zwei Erzählungen.

C. B.

*) Joſ. Em. Hilſcher's Dichtungen, herausgegeben von L. A. Frankl. Peſth 1840.

IX.

Vom preußischen Landtag.

Aus Berlin.

Mehrere von den einflußreichsten Landtagsdeputirten sind bereits eingetroffen und die liberale Opposition hält allabendlich Berathungen über den gemeinschaftlich festzustellenden Feldzugsplan. Der preußische Adel bildet den Mittelpunkt; der Oberburggraf von Brünneck und der Landschaftsrath von Auerswald stehen an der Spitze; aber alle Tage wird die compakte Masse dichter, selbst aus Pommern und der Mark haben sich schon mehrere Abgeordnete mit Entschiedenheit angeschlossen. Bülow-Cummerow hat Einige mitgebracht. Sie haben folgende Idee: Im Allgemeinen sind sie mit den von Simon ausgesprochenen Ansichten einverstanden. Sie sind entschlossen, auf keine Berathung irgend welcher Art, auf keine Abstimmung einzugehen, bevor nicht das Punctum saliens entschieden ist. Sie wollen sich aber nicht für incompetent überhaupt erklären, sondern nur für incompetent insofern, als ihnen nicht die verheißenen, die den Reichsständen zukommenden Rechte, beigelegt werden. Ein in Preußen sehr angesehener Mann, Graf Fabian Dotina auf Finkenstein, der den spanischen Krieg mitgemacht, sich überhaupt überall höchst energisch und entschlossen bewiesen hat, der aber bis jetzt ganz gegen die oppositionelle Bewegung war, hat jetzt in diesem Sinne an die Landstände eine Art Sendschreiben erlassen, das durch die Vermittelung des Hrn. von Brünneck in der Weserzeitung veröffentlicht ist. Es scheint, daß sich die ungeheure Mehrzahl der preußischen Stände in diesem Sinne erklären wird.

Eine andere Ansicht haben die rheinischen Deputirten, so viel sich bis jetzt ausgesprochen haben. Sie wollen auf die extrahirte Verfassung eingehen und dieselbe benutzen, unmittelbaren Gewinn für die liberale Sache zu ziehen: Preßfreiheit, Geschworene ꝛc. Wie Sie wissen, ist diese Ansicht auch die meinige. Aber es ist zu erwarten, daß die preußische Opposition durchdringt. Sie ist entschiedener und bildet eine compacte Masse. Das Gouvernement soll unentschlossen sein; es heißt, daß den 11. April, nach Abhaltung eines feierlichen Gottesdienstes, die Berathungen drei Tage ausgesetzt werden sollen.

Jeder Aufschub vermehrt den Einfluß der Opposition. Die Mitglieder derselben wollen nichts Anderes, als ihre sofortige Auseinandersprengung, und in Folge dessen in Kurzem eine neue, wirkliche Constitution.

Worauf gründen sie ihre Voraussetzung? — Durch die Auflösung der Stände würde unmittelbar der Credit des Staats untergraben werden. Schon jetzt, da diese Gerüchte anfangen, sich zu verbreiten, fallen die Staatspapiere.

Die Mißstimmung der Deputirten — die übrigens in der Regel mit ihren Committenten ganz einverstanden sind — wird noch erhöht durch einzelne kleinliche Belustigungen, in Betreff ihrer Diät ꝛc. Doch ist das Nebensache. In kurzer Zeit ist der Würfel gefallen. In einigen Tagen erhalten Sie mehr Neues.

— Neukölln. —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Die politiſche Pauſe in Frankreich.

Paris im April.

Selten hat eine ſo vollkommene Windſtille in dem pariſer Leben geherrſcht, wie in dieſem Augenblicke. Man muß an den Ufern ſtehen, um zu merken, daß das Meer, trotz der Ruhe ſeiner Oberfläche, dennoch den ewigen Geſetzen der Bewegung nach wie vor gehorcht. Aber ſelbſt an den Ufern ſind die Wellen der Brandung ſo unbedeutend, treten ſie ſo geräuſchlos vorwärts und zurück, daß man kaum die Nähe des furchtbaren Elements erräth. Es gibt auch Leute genug, die ſich einbilden, daß es mit dem franzöſiſchen Volke aus und am Ende ſei. Aber wer dieſen Glauben theilen und auf ihn bauen ſollte, würde noch oft genug Gelegenheit finden, ſich zu enttäuſchen. Frankreich iſt ſeit 1830 in eine Bahn hineingerathen, die nicht zum Guten führt, auf der ſich ſeine Kraft, wenn nicht ſein guter Stern es dereinſt wieder aus ihr hinauswirft, höchſt wahrſcheinlich vollkommen abnutzen wird. Aber noch iſt dieſe Kraft ſtark genug, dem Volke ſelbſt auf dieſer Bahn die mächtigſten Anſtrengungen zu erlauben. Die Sucht, raſch ſo reich als möglich zu werden, hat das ganze Volk ergriffen und zehrt an ſeinem geſunden Kern. Die Begeiſterung für eine Idee, das ritterliche Weſen des ehemaligen Frankreichs ſchwindet immer mehr; aber die materielle Kraft der Nation iſt nichts weniger als abgenutzt, ja wird durch den Geiſt, der ſie jetzt beherrſcht, eher vermehrt als vermindert. Wo die Intereſſen Frankreichs es zum Kampfe auffordern werden, wird ſich ſehr bald zeigen, daß gegenwärtig die ganze proſaiſche und berechnende Kraft der Nation noch immer Wunder zu thun im Stande. Es iſt vielfach in derſelben Lage, in der England bereits ſeit einem Jahrhundert und länger iſt. Auch hier fehlte der höhere beſeelende Funke, auch von England ſagen ſchon ſeit einem Jahrhundert die Denker *), daß es im Verfalle begriffen, während es immer

*) So unter anderm Rouſſeau und Friedrich II.

wieder mächtiger und größer aus jedem neuen Kampfe hervorging. Und dennoch hatten die Denker Recht, und dennoch ſpinnt ſich die innere Kraft Englands ſeit länger als einem Jahrhundert eher ab als auf. Aber nur Wenige bedenken, daß die Völker wie die Menſchen, lange aufhören ſtärker zu werden, wenn ſie auch noch immer dicker werden. Rom war noch Jahrhunderte die unbeſiegbare Macht der Welt, als es bereits im Innern faulte. Es iſt zu fürchten, daß auch Frankreich nicht mehr ſtärker, vielleicht aber noch viel größer werden wird, als es gegenwärtig iſt.

Man wittert oft die innere Fäulniß hier, ohne daß man ſtets den Finger auf den faulen Fleck legen kann. Sie ſitzt aber tiefer, ſie nagt am Kern und läßt die Schaale unberührt. Dieſe glänzt noch immer wie in beſſern Zeiten. Das ſtaatliche Leben hat ſeine äußere Strahlen ſo gut wie je, was auch die Feinde der Regierung ſagen mögen. Wer bezweifelt, daß Louis Philipp ſeit funfzehn Jahren faſt in allen Lebensfragen der Völker verneinend oder bejahend den Ausſchlag gab? Belgien wurde nach ſeinem Plane geordnet; Polen wurde nach ſeinen Anſichten geopfert; Spanien nach ſeinen Wünſchen regiert, bis zuletzt die ſpaniſche Königskrone halbwegs zu ſeinen Füßen liegt. In Italien, in der Schweiz gibt ſein Einfluß den Ausſchlag. England ſelbſt lenkte ſeine Politik nach den Rathſchlüſſen der Tuilerien.

Auch das geiſtige Leben Frankreichs hat noch immer ſeine glanzvolle Seite. Vielleicht kein Land der Welt würde heute im Stande ſein, eine Schaar ſo ſtrahlender Berühmtheiten aufzuzählen wie Frankreich. Georg Sand, Lamartine, Eugen Sue, Victor Hugo, Scribe, Alexander Dumas, und wie ſie alle heißen, ſind in der ganzen civiliſirten Welt ſo bekannt, wie in Paris, während die erſten Schriftſteller aller andern Nationen kaum bis an die Grenze der Sprache, die ſie reden, oft nicht bis über die des Kirchſpiels, in dem ſie leben, dringen.

Dieſer Glanz aber iſt mehr im Aeußern als im Innern. In Frankreich ſelbſt ſind alle dieſe vielberühmten Namen faſt ohne jeden Einfluß. Sie fahren wie Schiffe über einen Waſſerſpiegel hin, der nur eine Weile in Schaum die Spur ihres Weges zeigt, um dann für immer zu verſchwinden. Man lieſt ſie, man freut ſich ihrer Gedankenſpiele, ihrer geiſtigen Feuerwerke, aber wie ſie abgebrannt ſind, tritt augenblicklich wieder das frühere Dunkel ein. Die Seele des Volkes iſt nicht mehr mit ihnen, ſie finden keine geiſtige Gleichſtimmung mehr, die ihre Bilder aufnimmt und bewahrt. Namen, die geſtern noch in aller Welt Mund waren, ſind heute wie verſchollen, und grade die tüchtigſten unter dieſer Schaar Tüchtiger

ſind am meiſten dieſer geiſtigen Todesurtheile ausgeſetzt. De Lamenair, der noch vor Jahren die ganze franzöſiſche Jugend aufzuregen ſchien, iſt heute ein Lebendigbegrabener. Die tiefen und geiſtreichen Werke Balzac's gehen nur noch wie Geſpenſter in den unermeßlichen Anzeigen der Journale um. Selbſt Georg Sand, vielleicht die größte Erſcheinung ihrer Zeit, iſt ſchon heute ohne allen innern und lebendigen Reiz für Frankreich, und lebt nur noch von dem Anklange, den ſie meiſt fand. Victor Hugo iſt in der Academie beigeſetzt. Eugen Sue hat ſeine Abſchiedsproceſſe, und Alexander Dumas wurde zum Spott und Gelächter derſelben Geſellſchaft, die kaum vor Wochen noch die Prinzen des königlichen Hauſes, die Miniſter der Regierung, die erſten Namen der haute volée veranlaßte, ihm den Hof zu machen.

Die Männer fehlen nie einer Nation, die zum geiſtigen Leben erwacht iſt — aber, wo dieſe Nation ſelbſt ſich dem geiſtigen Leben entzieht, ſich in den Strudel der materiellen Beſtrebungen hinabſtürzt, da fehlen bald der Nation die Männer. Ich denke, das iſt heute in Frankreich der Fall, und dauert dieſer Zuſtand lange genug, ſo kommt dann auch bald die Zeit, wo die höhern Geiſter der Nation zu fehlen beginnen. So etwas iſt unſtreitig ſchon heute in England der Fall. Das Land Schakeſpeares, das Land Sternes, Byron's, Walter Scott's iſt heute an geiſtiger Bethätigung das ärmſte der ganzen civiliſirten Welt, aber hat zum Erſatz die coloſſalſten ſtatiſtiſchen Werke, die je die Welt geſehen hat.

Ich fürchte, Frankreich iſt auf demſelben Wege, und wird noch lange, wie früher England, an äußerer Macht zunehmen, aber auch an innerer geiſtiger Thätigkeit hinſchwinden. Und es iſt ein erfreuliches Zeichen, daß Deutſchland grade jetzt weniger als je unter dem Einfluſſe Frankreichs ſteht, denn dieſer Einfluß kann heute nur vom Böſen ſein; was aber keineswegs verhindert, daß Frankreich noch immer das Land iſt, was Deutſchland am meiſten zu bieten, von dem es am meiſten zu fürchten hat, und noch mehr zu hoffen, wenn es, ſeine innere Selbſtſtändigkeit bewahrend, ſich in ſeinen äußern Bewegungen eher den Franzoſen als irgend einem andern Volke anſchließt. Aber erfreulich iſt es, daß Deutſchland ſeit funfzehn Jahren immer mehr den innern politiſchen und literariſchen Einfluß Frankreichs abgeſchüttelt hat, während alle andern Nationen ihm vor wie nach gehorchten. Daran iſt vor allem das eigne geiſtige Leben, das immer kräftiger in Deutſchland hervortritt, Schuld. Es iſt daſſelbe vielleicht noch lange nicht auf die Stufe angelangt, auf der Frankreich einſt ſtand, und deren ſich fortpflanzender Wellenſchlag wir noch heute in Frankreich ſehen. Aber das geiſtige

Leben in Deutschland ist ein wahrhaft volksthümliches, regt die Tiefen auf, während das französische nur noch die Oberfläche berührt. Die Namen unserer Schriftsteller sind, mit seltener Ausnahme, heute noch immer nicht so glänzend als die Frankreichs. Aber selbst in ihrer bescheidenern Bahn haben sie einen ganz andern Einfluß als heute die weltberühmten Heroen der französischen Literatur. Auch der kleinste deutsche Schriftsteller sieht die Spur hinter sich, die er zurückläßt. Es ist ein heiliges Feuer in ihm, das nicht erlöscht, wenn es auch nicht so sehr Flamme schlägt, als das Kunstfeuerwerk anderswo. Das deutsche Volk hat noch ein Herz für den Gedanken, und in dieser Einen Beobachtung liegt eine ganz andere Bürgschaft schönerer Zeiten, als in dem Prunke, der anderswo noch oft genug blamirt. —

J. —y.

Der unglückliche Hofmeiſter.

Novelle von **Uffo Horn.**

Zweite Abtheilung und Schluß.

Die Heimreiſe.

Wenzel ſaß oben auf dem Bock mit einem ſeelenvergnügten Geſichte, es ging nach Riſchlowicz zurück, zu Anne und den Juchtenſtiefeln, denn auch eine dreimonatliche Praxis hatte ihm die Kamaſchen noch nicht beingerecht gemacht. Betti und Theodor theilten ſich in den Rückſitz des Wagens, im Fond ſaßen die Baronin und der junge Herr. Theodor war, da ſein Mäntelchen die mittlerweile empfindlich gewordene Kälte nicht ſattſam abgehalten hatte, in einen alten Pelz des Grafen, den lediglich Betti's Fürſorge in der Garderobe entdeckt hatte, gewickelt worden und ſaß der Baronin gegenüber, deren Fußſack ihn nöthigte im Wagen zu ſitzen, wie ein Reiter auf dem Pferd. Jaromir war nach Wenzel der Glücklichſte, denn die zankende und hofmeiſternde Tante war ihm gründlich zuwider geworden und er ſehnte ſich nach dem koſtfreien Leben im väterlichen Hauſe. Betti hatte es einzurichten gewußt, daß ſie ihre Hand aus dem Mantel herausſtecken konnte, und Theodor hatte ſich unter dem Schutze des Pelzes ſogleich derſelben bemächtigt. So ſaßen ſie glücklich und ſchweigſam. Betti empfand nur ein Unbehagen, wenn ſie an Karl den Jäger dachte — er konnte freilich auch Förſter werden, aber das iſt ein Förſter gegen einen Studenten, der Amtsdirector, Magiſtratsrath oder gar Bürgermeiſter werden kann; ſie machte ſich die lebhafteſten Vorwürfe, ihr Herz leichtſinnig verſchleudert zu haben und wußte nicht, wie ſie ihre Verirrung Theodor mittheilen ſolle. Vorgebeugt mußte aber werden: denn wenn Karl beim Wiederſehen eine etwas zu lebhafte Freude an den Tag legte, ſo konnte das Theodor ſtutzig machen. Die Baronin beſchäftigte ſich ebenfalls mit dem Hofmeiſter; eine Ahnung ſagte ihr, daß er den Beifall ihres Gatten nicht haben werde, aber daran lag ihr bei weitem weniger, als daß ſie nicht recht einig war, wie ſie eigentlich

den neuen Hofmeiſter in ihrem Hauſe ſtellen ſollte. Sie war faſt ſo ſehr in Verlegenheit, als ob ſie einen Liebhaber in ihr Haus einſchwärzen ſollte, denn ſo ungetrübt die freiherrliche Ehe bisher verlaufen war, ſo kam es der Baronin doch in den Sinn, daß ſich das ändern werde. Der ſchüchterne Juriſt mußte etwas magnetiſches in ſeinem Weſen haben, denn das Herz der Baronin, das allen Offizieren der Umgegend bisher tapfer widerſtanden hatte, ſchlug mit großer Unruhe und jeder Blick auf ſein bleiches hübſches Geſicht ließ ihr das ihres freiherrlichen Gemahls röther und kupferfarbiger erſcheinen. Betti errieth mit jener wunderbaren Hellſichtigkeit, welche verliebten Frauenzimmern eigen iſt, den ganzen Gemüthszuſtand ihrer Gebieterin und wurde vermöge ihres lebhaften Temperamentes immer unruhiger, während der Gegenſtand dieſer rivaliſirenden Empfindungen die allgemeine Stille durch allerhand ſchüchterne Geſprächsverſuche zu unterbrechen ſich bemühte. So hatte man einige Meilen zurückgelegt, war von der Chauſſée abgebogen und holperte nun auf einem jener Landwege, die im November regelmäßig unfahrbar werden, bis der Schnee ſich darüber legt. Es ging langſam dem Hronower Wirthshauſe zu, wo Wenzel ſeinen erſchöpften Gäulen Raſt gönnen ſollte. Ein böhmiſches Wirthshaus in ſolcher von der Hauptſtraße abgelegenen Gegend iſt ein langweiliger hoffnungsloſer Anblick. Eine Mauer von gelben Bruchſteinen, oder ein hözerner Zaun, deſſen Thor und Pförtchen aber allenthalben ſteinern ſind, zieht ſich um das Gebäude, das niedrig und ſchmutzig hinter einem grünen Ententeiche ſteht und, wenn es nicht abgebrannt iſt und von Ziegeln neu erbaut und mit Ziegeln neu gedeckt wurde, auch mit einer Dachſchlafmütze von bemooſtem Stroh und ſchwarzgrauen halbverfaulten Schindeln an die alte ſchlechte Zeit erinnert. Im Hofe ſteht eine nothdürftig gedeckte, nach allen vier Seiten offene Remiſe, knurrt ein ſchwarzer Spitz an der Kette, wälzen ſich ein Dutzend Ferkel und ſchnattern einige Gänſe und Enten den Wagen an. Trotz alles Hungers verliert man ſchon beim Einfahren den Appetit und bei aller Müdigkeit wird man beim Eintritte in diſe ſchmutzigen Stuben, wo es nach Fett und Branntwein riecht, unruhig ſtatt ſchläfrig. Als Wenzel in den Hof einbiegen wollte, traten zwei bekannte Geſtalten vor das Thor, — der Baron und Karl der Jäger. Den Freiherrn hatte die Sehnſucht nach ſeiner Frau und ſeinem Sohne zu einem Actus der Galanterie vermocht, er hatte die Britſchka anſpannen laſſen und war ſeiner Frau entgegengefahren. Karl hatte ihn gebeten mitfahren zu dürfen und ſo warteten ſie ſchon ſeit einigen Stunden mit großer Ungeduld. Wenzel drehte ſich um und rief in den Wagen: „Unſer gnädiger Herr iſt hier!“ aber ſchon hatte Karl geſchäftig

die Thüre aufgeriſſen und hinter ihm erſchien die breite Geſtalt des Freiherrn im grünen Pelz mit Aſtrachan ausgeſchlagen und mit Schnüren beſetzt, aus deſſen Pekeſche ſich ſtolz das kupfernaſige Haupt, mit einer Jagdmütze ſtattlich bedeckt, wie die Sonne aus ſchwarzen Wolken hob. Er blies erſt eine Rauchwolke in den Wagen, dann nahm er die Pfeife aus dem Mund, drückte ſeinen Sprößling an das Herz und endlich erfolgte auch eine zärtliche Umarmung der beiden Gatten. Die Baronin wiſchte ſich nach dem Kuſſe den Mund, Karl küßte ihr die Hand und als der ganze Inhalt des Wagens ſich auf dem Hofe befand, wurde auch Theodor bemerkt, der mit großer Beklommenheit in ſeinem Pelze ſtack und auf den Augenblick wartete, wo man ſeiner anſichtig werden würde. Die Baronin ſah den Gemahl prüfend an, der den Hofmeiſter ganz mit derſelben Miene wie die Branntweinochſen muſterte, wenn ſie zur Maſtung in ſeinen Hof getrieben wurden, und endlich die Oberlippe hin und herziehend, denken mochte: „wollen ſehen, ob er nicht wachſen wird, wenn er in beſſeres Futter kommt!“ — „Wenzel! ich hab' die Schecken mit, laß Dir eine halbe Bier einſchenken und ſpanne ſie an die Kutſche, wir werden gleich wieder weiter fahren — der Honſa ſpannt die Braunen an die Britſchka und wird langſam nachkommen! Habt Ihr Hunger?“ — „Ja, Vater.“ — „Ich habe auch einen kalten Haaſen und ein Paar Rephühner mitgebracht.“ —

Jaromir jubelte laut, Theodor im Stillen bei dieſer Nachricht. Die dicke Wirthin, ſtrahlend von Fett und Ofenhitze, kam nun aus dem Hauſe und küßte der Baronin die Hand. „Ei, ei, unterthänigſte Dienerin! küſſe tauſendmal die Hand! Alſo aus der Prag wieder da! beliebten lang drinn zu bleiben gnädige Frau Baronin! Aber ſehen ſehr gut aus, ſo ſchön, ſo jung — und das junge Baronchen, ja, ja, junger Herr! hähähä! Gott behüt's!“ — „Gut, gut, Wotipkin! was hat Sie denn Warmes?“ — „Schönes Schweinbratel, gnädiger Herr! wie Mandeln ganz friſch und von geſtern noch Gans, aber wie eine Torte!“ — „Wie machen wir es denn mit dem Nachhauſefahren?“ fragte nun der Freiherr ſeine Gattin, „wir laſſen den Hofmeiſter, die Betti und den Karl in der Britſchka nachfahren.“ — „Was fällt Dir ein, Deinen Hofmeiſter und Deinen Büchſenſpanner in einem Wagen?“ „Nu, was wär's denn?“ — „Der Karl kann auf dem Bock ſitzen.“ — „Es iſt aber ſehr kalt!“ — „Wenn's der Wenzel von Prag her aushalten kann, wird der Karl auch nicht erfrieren!“

Die Baronin hätte ſich noch großmüthiger gezeigt und den Hofmeiſter in ihren eigenen Wagen genommen, wenn ſie es nicht für zweckmäßiger erachtet hätte, ihren Mann unter vier Augen erſt zu ſondiren und zu Gunſten

ihres Schützlings zu ſtimmen. Das mitgebrachte Wildpret wurde nun raſch verzehrt, der Kutſcher und Karl mußten eben ſo eilig zu Mittag eſſen und dann wurde abgefahren. Karl beſtieg mit ſichtbarem Ingrimm den Kutſchbock — Betti, die es vermieden hatte, auch nur ein Wort mit ihm zu reden, die ihm ſogar ſichtlich ausgewichen war, hatte ſeine waidmänniſche Eiferſucht rege gemacht, nur wußte er noch nicht, wer ihn verdrängt habe. Er hatte einen ſeiner Prager Collegen in Verdacht und war doppelt wüthend, daß er ſeinen Zorn nicht an ihm auslaſſen konnte: dazu drei Meilen in der Kälte auf dem Bock zu ſitzen — das war zu viel des Unglücks auf einmal! Als er ſich beim Hinausfahren noch einmal umwendete, ſah er, wie Betti dem Hofmeiſter die Hand bot: nun war ihm Alles klar. — „Alſo der? himmeltauſendſakerment!“ — Er wäre gern vom Bock geſprungen, aber die Schecken, denen Wenzel in ſeiner Ungeduld, Anne wiederzuſehen, einen tüchtigen Schmitz gab, rannten wie beſeſſen davon und entführten ihn mit ſeinem Zorne. Betti war das Herz um eine Centnerlaſt leichter geworden — das erſte gefürchtete Wiederſehen mit dem entlaſſenen Liebhaber war glücklich vorübergegangen, nun hatte ſie gewonnenes Spiel. Obwohl Honſa, der ſtruppige Hofknecht von der Herrſchaft den gemeſſenen Auftrag erhalten hatte, die Braunen volle drei Stunden ausruhen zu laſſen, bewog ihn Betti doch durch einige Gläſer Bier, eine Stunde früher aufzubrechen, und die Zeit lieber durch langſames Fahren einzubringen; denn vor ſechs Stunden durfte er es nicht wagen, auf dem Schloſſe zurück zu ſein. Der Baron war ein Hyppophile von ſo reinem Waſſer, wie Wilberforce ein Negrophile war, die Braunen waren zudem ſeine Staatspferde und nahmen nach Frau und Kind den erſten Platz in ſeinem Herzen ein. Die Wirthin ſetzte ſich zu Betti, die ungeduldig am Fenſter ſtand, während Theodor den Honſa zur Eile trieb.

„Na, Jungfer Betinka!“ begann ſie mit ſtrahlendem Lächeln, „wie hat es Ihnen denn in Prag gefallen? ich war auch ſchon einigemal dort, das letztemal vor zehn Jahren zu Johanni!“ — „Es hat mir ſehr gefallen, Frau Wotipka!“ — „Das kann man ſich denken, aber was iſt denn das für ein ſchöner Jüngling, den Sie mitgebracht haben?“ — „Der neue Hofmeiſter des Herrn Barons!“ — „Hofmeiſter? ſo! ein hübſcher Menſch,“ Jungfer Betinka ſieht ſo jung und ſo blaß aus — aber ſchelmiſche Augen hat er, he!“ — Die Vettel kicherte dabei und ſah Betti ſelbſt ſehr ſchelmiſch an. — „Der Herr Karl hat ſich die Augen aus dem Kopfe geſehen, drei Stunden hat er hier mit dem gnädigen Herrn gewartet!“

Die Betti ärgerte ſich im Stillen über das boshafte Weib, aber ſie bemühte ſich, möglichſt gleichgültig zu bleiben. — Da machte Theodor der

Conversation ein Ende, indem er mit der Meldung hereintrat, Honsa sei bereit, und nach kurzem Abschiede stieg das Pärchen in die Britschka. Die Frau Wotipka sah ihnen mit einem vielsagenden Blicke nach und wiegte pfiffig das Haupt hin und her — eine böhmische Wirthin sieht durch die Wände!

Der erste Abend.

Als Theodor und Betti, die mittlerweile Zeit genug gehabt hatten, sich auszusprechen, Liebe und ewige Treue zu schwören, und sich hinter dem Rükken des Honsa, der vollauf beschäftigt war, die ungeduldigen Braunen im Schritt zu halten, feurig zu küssen, in den Schloßhof hineinfuhren, war es ganz finster geworden. Die Hunde bellten im Dorfe, im Schlosse schimmerte eine Reihe Fenster, und der rauhe Novemberwind pfiff durch die hohen Ulmen und Linden, die im Hofe standen. Am Thore standen Karl und der Gärtner mit einer Laterne — die Beiden stiegen aus und der Gärtner belud sich mit ihrem Gepäck. Karl rührte keine Hand — seine Augen funkelten wie die eines Raubthieres durch die Nacht. Als Betti die Treppe hinaufstieg, ging er neben ihr her, sie sprach kein Wort mit ihm. An der Thüre ihres Zimmers sagte er halblaut: „Schon gut so! wir werden sehen!" — Betti maß ihn von oben bis unten mit majestätischem Blick und antwortete: „Mit Ihnen habe ich nichts mehr zu reden!" — worauf sie die Thüre zuwarf. Karl stieß ein rauhes Gelächter aus und ging in den Speisesaal, denn der Baron hatte befohlen, daß gleich nach der Ankunft des Hofmeisters angerichtet werden solle. Seine Hände zitterten, er hätte am liebsten unter die Teller und Gläser geschlagen und seinem eben eintretenden Nebenbuhler die große Suppenschüssel an den Kopf geworfen, die er in die Küche tragen sollte, um sie füllen zu lassen.

Der Speisesaal war hell erleuchtet, die Baronin saß am obern Ende in einem Lehnstuhl, rechts und links neben ihr der Gemahl und der Pfarrer, den man eilends hatte einladen lassen, um ihm den neuen Hofmeister vorzustellen. Er war eine behäbige Figur, roth und ausgefüttert, trug einen langen blauen Rock mit schmierigem Kragen, auf den die langen, aber spärlichen Haare herunterfielen. Er war früher Kapelan an der Kirche und der Ajo des alten Barons gewesen, der ihm dann auch die einträgliche Pfründe verliehen hatte. Im Hause galt er sehr viel, war fügsam gegen den Baron, erlaubte, daß am Sonntage geschnitten und eingeführt werden durfte, und fing das Hochamt nie früher an, bis die Patronatsherrschaft von ihren rothgepolsterten Kirchstühlen mit allem Gepränge Besitz genommen hatte. Zudem

war er ein eifriger Patriot, Mitglied des vaterländiſchen Muſeums, arbeitete ſogar an der böhmiſchen Monatſchrift mit und war ein tüchtiger Oekonom und Bienenzüchter. Der Baron bildete ſich daher auf ſeinen Pfarrer große Stücke ein, und ſchwur nicht höher, als bei ſeiner Gelehrſamkeit. Als daher Theodor in das Zimmer trat, wies ihm der Baron den Platz neben Jaromirchen, der in einem fort ſchrie, daß er fürchterlichen Hunger habe und dem Pfarrer gegenüber, an, der die reſpectvolle Verbeugung des Studioſen mit väterlicher Würde erwiederte und dann die Hände zum Tiſchgebet zuſammenſchlug, was von der ganzen Familie nachgeahmt wurde. Endlich ſagte der geiſtliche Herr mit ſalbungsvoller Stimme „Amen!“ und die Baronin legte vor. Das feierliche Stillſchweigen dauerte bis nach dem Braten, dann ſchob der Hausherr den Armſtuhl zurück, ſtreckte die Beine aus und rief „Karl!“ — Alsbald wurde ihm eine große Meerſchaumpfeife gebracht und angezündet, der Pfarrer nahm eine Priſe und auch Theodor ſchnupfte aus Höflichkeit mit. Der Baron fragte nun, „ſagen Sie mir Neſtásny“ —

Theodor nieſte.

„Was werden Sie dem Buben da Alles lehren?“

Theodor nieſte wieder — die Augen gingen ihm über — er wollte antworten, aber der rappirte Galizier, den der Pfarrer führte, rumorte noch eine gute Weile und machte es dem armen Menſchen unmöglich zu antworten.

„Man ſieht es, daß Sie kein Schnupfer ſind!“ bemerkte der Pfarrer, eine dicke Priſe nehmend. — „Junge Leute ſollen auch nicht ſchnupfen!“ warf die Baronin mit gerunzelter Sirne ein — Jaromir aber freute ſich und rief: „der Herr Neſtásny muß noch immer nieſen!“ — „Pſt Jaromir! nicht vorlaut ſein!“ ermahnte der Freiherr, „nun, mit was wollen Sie alſo anfangen?“ — „Ach Gott, damit hat es ja Zeit bis morgen!“ fiel die Baronin ein, „das können Sie mit dem Herrn Pfarrer beſprechen! heute wird ſo nichts zu reden ſein, wir ſind Alle müde vom Weg und von der Kälte! Karl ſchenk' ein!“

Karl ſchenkte dem Hofmeiſter ein, er hätte ihn am liebſten vergiften mögen. Der Pfarrer trank ſeinen Humpen aus: „Das Bier von dieſem Gebräu iſt wieder ſehr gut, Herr Baron!“

„Ja! das vorige hat zu wenig getrieben — ich hab's dem Brauer gleich geſagt, daß es trübe bleiben würde.“ — „Ich habe auch einen halben Eimer vom vorigen liegen, aber es geht jetzt auch damit! er hat beim Regen ausfühlen laſſen, das war der Fehler!“ — „Können Sie das Fortepiano ſelbſt ſtimmen, oder ſoll ich morgen nach dem Schullehrer ſchicken?“ unter-

brach die Baronin abermals das proſaiſche Geſpräch. — „O bitte unterthänigſt, das kann ich ſelber —". — „Spielen Sie auch Orgel?" — „Ja, hochwürdiger Herr!" — „Und Geige auch?" — „Auch, hochwürdiger Herr!" — „Da können Sie gleich Sonntag in der Kirche mitſpielen, was Sie wollen, Orgel oder Violin, wir haben recht gute Muſikanten hier, der Schullehrer hat einen Mordbaß — und der Janda von Komar war Trompeter bei Kaiſer Küraſſier, den müſſen Sie bei der Auferſtehung hören! Der Gehülfe ſpielt Baſſettel*) und ſingt Tenor — und die älteſte Tochter vom Schulmeiſter könnte alle Tage auf dem Theater ſingen!" — „Wenn ſie nur nicht ſolche Geſichter machte," warf die Baronin ein — Jaromir aber ahmte gleich die arme Sängerin nach, verdrehte die Augen und kreiſchte „Gloria, Gloria!" in den höchſten Tönen — „So macht's die Schulmeiſterpepka, Herr Neſtásny!" — „Jaromir! Du wirſt gleich ſchlafen gehen, ungezogener Junge Du!" — „Der Herr Neſtásny wird ihm das ſchon vertreiben," ergänzte der Freiherr und brachte das Geſpräch, das ihm zu poetiſch wurde, auf ſeine Braunen. — „Haben die Pferde ordentlich gefreſſen, Neſtásny?" — „Aufzuwarten, freiherrlichen Gnaden! von ein Uhr bis vier Uhr." — „Sie ſingen ja auch, Herr Neſtásny?" fragte die Baronin. — „Unterthänigſt aufzuwarten, ja! ich habe beim Chor im böhmiſchen Theater mitgeſungen!"

Jaromirchen hatte mittlerweile Brodkugeln gedreht, jetzt fing er an zu gähnen und legte den Kopf auf den Tiſch — die Uhr ſchlug zehn, der Pfarrer ſteckte die Doſe ein und brummte „hora canonica"!

„Gute Nacht allerſeits" — „Karl! leuchten!" — „Geruhſame Nacht! Küſſe die Hand Euer Gnaden!" — „Wohl zu ſchlafen, Herr Pfarrer!"

Das freiherrliche Paar und der Pfarrer gingen nach verſchiedenen Seiten ab, Theodor und Jaromir warteten noch auf Karl, der mit Stiefeln und Kleidern über dem Arme erſt nach langer Weile wiederkam und ohne ein Wort zu ſprechen den Hofmeiſter und ſeinen Eleven in ihr Zimmer leitete. Hier ſtellte er ihnen Waſſer und Handtücher zurecht, und empfahl ſich mit einem unverſtändlichen Brummen. Theodor, der in ſeinem Leben Niemand aus oder angezogen hatte, fand das ganz in der Ordnung, nicht aber Jaromirchen, der ſich auf einen Stuhl ſetzte und rief „Wer wird mich denn ausziehen?" — „Das müſſen Sie ſelbſt lernen!" ſagte Theodor! — „Das ſoll der Karl machen, der zieht auch den Papa aus!"

Theodor mußte, nachdem er zu müde war, um ſeinem Zögling noch eine Anleitung über die Vortheile und Handgriffe dieſer nachadamitiſchen Erfin-

*) Violoncello.

dung zu geben, den jungen Herrn ausziehen und zu Bett bringen, wobei wir nur bemerken wollen, daß dieſe Function noch nicht die letzte war, ſondern daß Jaromirchen noch einige recht naive Anforderungen an ihn ſtellte.

Endlich ſtreckte er die müden Glieder aus, verlöſchte die Nachtlampe und ſchloß die Augen. Betti erſchien dem Schläfer im Traum und tröſtete für die Leiden des Abends.

Der erſte Morgen.

Um acht Uhr wurde gefrühſtückt — aber Theodor war ſchon um ſieben Uhr auf den Beinen und räumte ſeine geringe Habe in den Schrank ein — ein Dutzend Bücher, einige Quartette, ein ſauber geſchriebenes Liederheft, einen geringen Vorrath von Wäſche, und ſeine ebenſo beſcheidene Garderobe. Das wurde zwar in drei Schubfächer vertheilt, hätte aber ſehr gut in einem Platz gehabt. Er war ſonſt gewohnt, den Tag mit Stiefelputzen anzufangen, aber der Aufenthalt bei der Gräfin hatte ihn bereits belehrt, daß in herrſchaftlichen Häuſern die Bedienten dieſes Geſchäft zu verſehen pflegen. Er ging daher blosfüßig und in den alten Pelz, den ihm Betti zugewendet, gehüllt in der Stube auf und ab, erwies Jaromirchen eine Gefälligkeit, die mit der Ausbildung des Geiſtes nichts zu thun hat und wartete in ſeltſamer Beklommenheit der Dinge, die da kommen würden. Eingeheizt war bereits worden — der Morgen ließ ſich roth und ſonnig an, vor den Fenſtern rauſchten ein paar halbentblätterte Ulmen und die Sperlinge trieben ihr Unweſen auf den gegenüberſtehenden Dächern. Da kam endlich Karl — nahm die abgelegten Kleidungsſtücke über den Arm und ging wieder fort, ohne ein Wort zu ſagen. Theodor ſtutzte, aber Jaromirchen, der im Bette ſich herumwälzte, nahm dieſe Unhöflichkeit ſehr übel: „Der Karl hat nicht geſagt: guten Morgen junger Herr! Das werde ich dem Papa ſagen!“

Theodor nahm ſich vor, dem groben Büchſenſpanner zu imponiren — als der mit den Kleidern zurückkam, faßte er Muth und ſagte über und über roth werdend, denn eine ſo heroiſche Aeußerung hatte er in ſeinem Leben noch nicht gethan: „Karl! ziehen Sie den jungen Herrn an!“ Der kleine Freiherr aber war mit dieſer Genugthuung noch nicht zufrieden und ſchrie: „Ich werde es der Mama klagen, daß Du uns geſtern nicht die Stiefeln ausgezogen haſt!“ — Karl gehorchte mit verbiſſenen Lippen, ſein rothbrauner Schnurrbart ſtachelte hin und her, und als der junge Freiherr gewaſchen und gekämmt wurde, handhabte er Kamm und Handtuch dergeſtalt, daß Jaromirchen alle Augenblick ſchrie und endlich zu weinen anfing. Theodor nahm ſich zu einem zweiten Beweiſe von Energie zuſammen und ſagte:

„Aber ſo gehen Sie doch mit dem Kinde nicht ſo grob um! Sie thun ihm ja weh!“ — „Ich bin kein Kindweib,“ antwortete trotzig der Waidmann und verließ das Zimmer. Die Frühſtücksglocke läutete wiederholt, und eine Minute darauf klopfte es beſcheiden an die Thüre. Es war Betti, welche dienſteifrig gegangen war, die jungen Herren zum Frühſtück zu rufen, eigentlich aber, um Theodor zuzuflüſtern, ſie würde um zwölf Uhr bei ihren Eltern ſein, er möchte doch ja dahin kommen. Theodor hatte nicht Zeit ihr darauf zu antworten, denn Karl kam die Treppe herauf und lächelte voll Ingrimm und Bosheit, als er an ihnen vorbeiging und die Thüre zum Speiſeſaal öffnete, in dem jetzt auch das Frühſtück genommen wurde. Der Baron in einem grauausgeſchlagenen Pelz, eine Hausmütze von rothem Sammet auf dem Kopfe, ſaß bereits vor einer dampfenden Taſſe, die Baronin, ebenfalls winterlich angethan, mit einer Kazoweika die mit falſchem Hermelin verbrämt war, und eine warme Haube auf den noch unfriſirten Haaren, ſchenkte den Erwarteten ein. Jaromir wurde erſt von Mama, dann vom Papa geküßt, der Hofmeiſter befragt, wie das Söhnchen geſchlafen habe, und als Alles auf's Genaueſte rapportirt worden, ihm eine Taſſe hingeſchoben. Theodor befand ſich überaus wohl, — o wie ſchmeckten ihm dieſe hausbackenen Kuchen und Brezeln, in deren Bereitung die böhmiſchen Köchinnen nicht ihres Gleichen haben, um ſo mehr, als eine hingeworfene Aeußerung der Baronin ihm verrieth, daß Betti diesmal die Künſtlerin geweſen ſei. Theodor aß mit Begeiſterung, dieſe zarte Aufmerkſamkeit wirkte gleich mächtig auf ſein Herz und ſeinen Magen — deshalb küßte er jede Brezel erſt, bevor er ſie anbiß. Gleich nach dem Frühſtück wurde Jaromirchen in das Frauenzimmer geſchickt, damit ihm die Haare eingedreht würden, und Theodor befand ſich mit ſeinen Gebietern allein. Ein freundlicher aufmunternder Blick ſeiner Gönnerin beruhigte ihn etwas. Der Freiherr zündete ſeine Rieſenpfeife an und ſetzte nun dem aufhorchenden Hofmeiſter ſein pädagogiſches Syſtem auseinander.

„Anſtrengen dürfen Sie mir den Jungen nicht,“ begann er, „der Bub' braucht nur zu lernen was nothwendig iſt, was man ſo braucht, um doch ein gebildeter Mann zu ſein, er ſoll gar nicht zum Politiſchen ſondern zum Militär. Da lernt man Ordnung und das iſt die Hauptſache. Bevor mein Vater ſtarb und ich die Herrſchaft übernahm, war ich auch Rittmeiſter bei Klenau Dragoner, was jetzt Kinski heißt, und ſo ſoll es mit dem Jaromir auch ſein. Die kleinen Schulen können Sie mit ihm hier bleiben und zur Prüfung nach Prag hineinfahren, und wenn er in die Philoſophie ſoll, ſo werden wir ganz hinein ziehen, wenigſtens meine Frau mit den Kindern!

Halten Sie ihn nur recht ſcharf; wenn er nicht parirt, ſo geben Sie ihm nur — der Freiherr fuchtelte dabei mit der rechten Hand in der Luft herum — der Bub' iſt ein Teufelsbraten, aber wiſſen Sie, Buben müſſen lebhaft ſein, ſie laufen ſich ſchon die Hörner ab!"

Theodor und die Baronin hörten dieſe ungewöhnlich lange und fließende Rede des Freiherrn mit tiefem Stillſchweigen an — aber die Blicke der Baronin verriethen, daß ſie noch mehrfache Additionalia zu dem Educationsentwurfe ihres Gatten zu machen habe. Dieſer wandte ſich nun an den Hofmeiſter mit einigen nicht minder wichtigen Fragen.

„Wie denn, mein lieber Neſtásny, gehen Sie denn auch auf die Jagd?" — Theodor geſtand mit großer Verlegenheit, daß er dieſe edle Beſchäftigung zu treiben bisher keine Gelegenheit gefunden habe. — „Da müſſen Sie mitgehen — ich will Ihnen ſchon Luſt dazu machen — ich verſichere Sie, mein lieber Neſtásny, es geht gar nichts über die Jagd — ſpielen Sie auch „Tarok" oder „Sechsundzwanzig?" — „O ja, freiherrliche Gnaden!" — „Na, da wird es ſchon gehen!" Der Freiherr nickte huldvoll mit dem Haupte und erhob ſich — wenn er ſeine Familie geſehen hatte, trat er jeden Morgen die Wanderung durch ſämmtliche Ställe an. — Der Freiherr war den ganzen Vormittag ein Muſter von Gemüthlichkeit — er klopfte jedem Pferde auf den Hals, ſtreichelte jeden Maſtochſen und liebkoſte jedes Kalb — die Kuhmägde ſtatteten verſchämten Antlitzes die ausführlichſten Berichte über das Befinden der gehörnten Wöchnerinnen ab, und in dem weichen Fließ ſeiner Schafe wühlte er mit demſelben Vergnügen, wie Amyuth oder Daphnis in den Locken ſeiner Chloë. Als er daher die Sammtmütze mit einer andern von Edelmarder vertauſcht, und derbe rehlederne Handſchuhe angezogen hatte, ging er ſeine gewöhnlichen Viſiten zu machen — den Hofmeiſter hielt ein Wink der Baronin in dem Saale zurück.

„Sie müſſen das nicht ſo genau nehmen, was der Baron geſagt hat," hub ſie mit gütigem Lächeln an, „nehmen Sie den Knaben nur immerhin etwas zuſammen und fangen Sie bei Zeiten an, ihn auf dem Piano und im Franzöſiſchen zu unterrichten, ich werde ſelbſt alle Tage eine Stunde mit Ihnen wiederholen. Wenn man ſo lange auf dem Lande iſt, vergißt man vieles, und ich habe beides einmal recht hübſch gekonnt! Verſuchen Sie doch einmal unſer Piano!"

Theodor, dem eine unerklärliche Befangenheit befallen hatte, ſchlug den Deckel zurück und fing an zu ſpielen. Das Inſtrument war ganz verſtimmt und verſtaubt; er hatte eine Stunde lang zu thun es wieder in Stand zu bringen. Seine Gebieterin ſah ihm dabei zu, als wollte ſie es ihm abler-

nen. Karl räumte das Frühſtück ab, Betti kam herein, die Baronin zu fragen, ob ſie nicht Toilette machen wolle, und Theodor zu erinnern — als er aber unausgeſetzt an ſeinem Flügel handthierte, bat ſie ſich mit lauter Stimme die Erlaubniß aus, ihre Eltern beſuchen zu dürfen. Die Baronin gab ihr dieſe und wandte ſich wieder zum Piano, auf dem Theodor jetzt ein paar Takte ſpielte. Er war von der eifrigen Anſtrengung leicht geröthet. — Betti warf beim Fortgehen einen ſeltſamen Blick auf ihn und die Baronin, die ihr viel zu theilnehmend und ganz ungewöhnlich muſikeifrig vorkam. Es gibt kein unglücklicheres Verhältniß in einem Hauſe, als eine Intrigue mit Frau und Zofe zugleich, namentlich wenn die letztere ernſtlich verliebt iſt — da kommt der glückliche Liebhaber gewiß nicht dazu, mit der Dame fünf Minuten allein zu ſein — und, als Betti hinausging, nahm ſie ſich auch feſt vor, ihre Gebieterin auf das ſchärfſte zu kontroliren. Dieſe bekam mit einmal Luſt, vierhändig zu ſpielen und ſuchte aus dem Vorrath alter Noten, die auf einer Etagère lagen, eine früher oft exercirte Sonate heraus, rückte ſich einen Stuhl neben Theodor und fing an mit ihm zu muſiciren. Vierhändig ſpielen iſt von jeher ein Hauptkniff des Liebesteufels geweſen, da berühren ſich die Finger, da tritt in der Begeiſterung die Dame ſtatt auf das Pedal dem Herrn auf den Fuß, und dieſer kommt mit ſeinen Lippen in die unmittelbarſte Nähe der von dem Feuer der parnaſſiſchen Göttinnen angeſtrahlten Wangen. Beim Piano werden Vorbereitungen, die ſonſt unendlich viel Zeit, Mühe und Vorſicht brauchen, rapid überſprungen, und es muß ſchon ein ſehr eiferſüchtiger und ganz unmuſikaliſcher Ehemann ſein, der nicht lieber auf und davon geht, als zuhört!

Die Sonate wurde durchgeſpielt — zum großen Erſtaunen ſämmtlicher Hausleute, die von dem ungewohnten Klange angezogen, ſich auf dem Corridor vor dem Speiſeſaale verſammelt hatten. Als die Execution des alten Duſchek vorüber war, wandte die Baronin ſich mit einem bezaubernden Lächeln zu Theodor. „Nicht wahr, lieber Neſtásny, es wird gehen?“

Der Hofmeiſter antwortete zaghaft: „Ja, freiherrliche Gnaden, es wird gehen!“ — „Wenn wir nur öfter geſpielt haben werden! Aber warum ſind Sie denn auch immer ſo befangen? es kommt mir vor, als gefiele es Ihnen noch immer nicht bei uns!“

Theodor wurde wieder roth — eine dunkle Ahnung ſagte ihm, er würde mit edler Kühnheit hier eben ſo weit kommen, wie bei Betti, aber das Vorurtheil, der angeborne Reſpect gegen Standesperſonen war mächtiger, als der Drang ſeines guten Genius — er ſtotterte etwas und küßte mit Aufwand aller moraliſchen Kraft die compacte Hand ſeiner Gönnerin. Sie ent-

zog ihm ihre rothen Finger nicht, aber er ließ sie nach einer kurzen Weile selbst los und zitterte förmlich vor den Folgen seiner Kühnheit. Diesmal war seine Schüchternheit übrigens ganz an Ort und Stelle gewesen, denn Betti trat in sichtbarer Aufregung herein und fragte mit spitziger Stimme: „Werden sich Euer Gnaden noch nicht anziehen lassen?"

Die Dame erhob sich und ging — Betti war unter einem Vorwande zurückgeblieben und flüsterte Theodor zu: „In einer halben Stunde bin ich bei meinen Eltern, kommen Sie gewiß!"

Theodor blieb nachdenklich im Saale zurück. Es befiel ihn eine große Bangigkeit und er wäre am liebsten von dieser Insel der Calypso auf und davongelaufen. Dann aber hielt es ihm wieder wie mit unsichtbaren Händen und richtete ihm den Kopf so weit in die Höhe, daß er in den gegenüberliegenden Spiegel blicken konnte. Vor der Hand war Betti noch die Alleinherrscherin seines Herzens, aber in seinem Innersten zuckte bereits der Dämon des Ehrgeizes, wie ein Küchlein im Ei — noch erdrückte ihn die Wucht des Gedankens, von einer Baronin geliebt zu werden! aber es hatte ihm die Möglichkeit durchblitzt und Jaromir, der tobend hereinsprang, entriß ihn sehr gefährlichen Träumereien.

Kabale und Liebe.

Im Garten, der freilich entlaubt, kahl und düster aussah, wartete Betti auf ihren Geliebten. Das Gewächshaus war zugedeckt, alle Beete mit Stroh bedeckt, junge Baumstämme umwunden und die Springbrunnen spielten nicht mehr. Sie fror und wurde ungeduldig, Theodor kam noch immer nicht, statt seiner erschien Karl mit einem Vorstehhunde, den er eben ausgeführt hatte. Betti schlug einen entgegengesetzten Weg ein, aber Karl nahm davon keine Notiz und sprang über die kahle Hecke, die ihn von Betti schied. Er lächelte tückisch und ließ seine Jagdpeitsche knallen. „Warum denn so eilig," hub er an, „warum laufen Sie denn so, Betinka! fürchten Sie sich vor mir?" — „Ich möchte wissen warum," antwortete sehr resolut die Kammerjungfer und sah ihn nach Möglichkeit geringschätzig an — „ich fürchte mich vor gar Niemand." — „Freilich, jetzt wo Sie einen Studenten haben, bin ich Ihnen zu schlecht," fuhr der gereizte Jäger heraus, „aber Sie werden schon sehen: ich schieße ihn todt, den Prager Kerl!" — „Das werde ich der Herrschaft sagen!" — „In Gottes Namen, ich gehe so aus dem Dienst — ich bekomme überall einen Dienst und eine Braut, aber Sie sollen an mich denken! Ich sehe Sie noch nicht in der Kirche mit ihm, Jungfer Betti!" — „Jetzt gehen Sie Ihrer Wege!" — „Gleich, gleich — aber

ich will doch noch ſagen, daß Sie ſich nicht zu ſehr freuen, der Herr Student kann grade ſo geſchwind wieder nach Prag zurückgeſchickt werden, wie er herausgekommen iſt!"

Betti wandte ſich ab und ging raſcher — der Jäger verlängerte ſeine Schritte ebenfalls und fuhr fort über Theodor zu ſchimpfen und zu läſtern bis an die Thüre des Brauhauſes, die ihm Betti vor der Naſe zuwarf. Ganz erhitzt vor Eile und Aerger kam ſie bei ihren Eltern an, die ſie geſtern nur auf einen Sprung beſuchen konnte — Karl war mittlerweile umgekehrt und ging in's Schloß zurück. Da begegnete ihm Theodor. Der Jäger zog ſeine Mütze und hielt den Hofmeiſter an. „Der Herr Baron hat mir befohlen, Herr Neſtásny, daß ich auf heute Nachmittag Alles in Ordnung bringen ſoll, wir werden nach Poſtupitz auf die Jagd gehen! Wollen Sie ein leichtes Gewehr?" — „Ja, ein leichtes wäre mir lieber!" — „Möchten Sie ſich nicht eines ausſuchen, daß ich es Ihnen vorbereiten kann?" — „Das wird wohl Alles eins ſein." — „Ich bitte ſehr, das iſt nicht Alles eins — es könnte ein Unglück geſchehen." —

Obwohl Theodor nicht recht einſah, wie ſo ein Unglück deshalb paſſiren könnte, weil er ſich ſein Gewehr nicht ſelbſt ausgeſucht, kehrte er doch, wenn auch verdrießlich, mit dem Jäger um, über deſſen Geſicht ſich ein häßliches boshaftes Lächeln zog. Wie ſie neben einander hergingen, ſagte er mit ſcheinbar gleichgültigem Tone: „ich bin aber unſerer Jungfer begegnet, ſie iſt in's Brauhaus gegangen!"

Theodor wandte ſich ab, dem Jäger die fliegende Röthe zu verbergen, die ſeine Wangen färbte. Er huſtete verlegen und zwang ſich zu einem gleichgültigen: „So?" — „Die möcht' gern heirathen," fuhr Karl fort, „aber es will nicht recht zuſammen gehn. Ich hätte ſie genommen, aber es iſt nichts mit ihr." — „Iſt es weit nach Poſtupitz?" fragte Theodor. — „Eine kleine Stunde — ich habe mit ihr über ein Jahr Bekanntſchaft gehabt, aber — na, ich will nichts ſagen — wenn Sie Ihnen gefällt, ſie iſt gut, ſehr gut, ſie ſchlägt einem nicht ſo leicht etwas ab!" — „Wozu ſagen Sie mir denn das?" antwortete ihm Theodor aufs tiefſte empört, und drehte ſich raſch gegen den Jäger, der von der Heftigkeit dieſer Anrede betroffen, einen Schritt zurückwich, aber bald gefaßt mit einem höhniſchen Lächeln antwortete: „Wenn ich gewußt hätte, Herr Neſtásny, daß Sie —" — „Wenn die Betti erfährt, daß Sie ihr nachreden, ſo kann ſie es der Herrſchaft klagen, und dann weiß ich nicht, ob die Frau Baronin damit zufrieden ſein wird!" — „Das ſage ich ihr in's Geſicht," ſagte keck den Kopf emporwerfend der Jäger, „ſie hat mich hundertmal geküßt, die Leute alle

haben es geſehen, der Wenzel, die Anne, es iſt kein Hund im Schloſſe, der das nicht weiß!"

Karl öffnete bei dieſen Worten die Thüre, die aus dem Garten ins Schloß führte und ſtieg die Treppe zur Gewehrkammer des Barons hinauf, die wirklich reich und mit vortrefflichen Waffen ausgeſtattet war. Theodor wählte die erſte Doppelflinte, die ihm der Jäger darbot und bemerkte in ſeiner Gemüthsbewegung nicht, daß dieſer mit einem boshaften Lächeln fragte: „dieſe hier? ich will ſie gleich ausputzen und laden!" — In heftiger Stimmung kehrte er auf ſeine Stube zurück — die Worte des Jägers waren ihm zentnerſchwer aufs Herz gefallen.

Die arme Betti hatte mittlerweile ihren Eltern von dem eben überſtandenen Aerger erzählt, ihr neues Verhältniß zu Theodor verſchämt mitgetheilt und war namentlich von der Mutter höchlich belobt worden, daß ſie die Liebſchaft mit dem Jäger aufgegeben habe. Aber ſo oft ſie auch hinter den Fuchſien und dem Blutblatt, das in grünen Töpfen in den Doppelfenſtern prangte, nach dem Schloßgarten hinſah — war es immer umſonſt. Theodor kam nicht und nach einer langen Stunde ſchickte ſie ſich unmuthig zur Rückkehr an. Sie konnte ſich gar nicht vorſtellen, warum Theodor nicht gekommen ſei und ging ſogleich unter irgend einem Vorwande nach der Stube der jungen Herren. Theodor war wieder ausgegangen und lief zwiſchen den hohen kreiſchenden Pappeln umher, welche den Teich neben dem Schloſſe einfaßten und zu beiden Seiten des Fahrweges ſtanden. Er beſann ſich, daß ihm Betti auf der Reiſe mehrfache Andeutungen gemacht, daß ſie ſo verlegen und befangen geweſen ſei, als ſie mit dem Jäger im Wirthshauſe zuſammengetroffen — das Schickſal zog durch alle ſeine roſig gaukelnden Träume einen häßlichen ſchwarzen Strich.

Als er ſeine Wanderung um den Teich beendigt hatte, nöthigte ihn der rauhe pfeifende Wind, der ſich erhob und alle Wipfel rauſchend hin und herſchwenkte, zur Rückkehr. Als er in ſeine Stube trat, fand er Betti nachdenklich an ſeinem Schreibtiſche ſitzend. Bei ſeinem Eintritte erhob ſie ſich und eilte auf ihn zu — er blieb unſchlüſſig mit finſterer Stirn in der Thüre ſtehen. Aber das kluge Mädchen hatte den wahren Zuſammenhang nach kurzem Nachdenken errathen und ohne ſich an die gerunzelte Stirn zu kehren, nahm ſie ihn bei der Hand und zog ihn neben ſich auf den Divan. Theodor hatte ſich unter den rauſchenden Pappeln eine Anrede ausſtudirt, die von vernichtender Wirkung hätte ſein müſſen, wenn ihn Betti dazu kommen ließ, ſie zu halten.

„Ich weiß ſchon, der Karl hat mich bei Ihnen verklatſcht," fing ſie an,

„ich bitte Sie, ſagen Sie, was er mir Alles nachgeredet hat, ich möchte damit zur Herrſchaft gehen!“ — „Und Sie haben ihn geliebt,“ ſagte Theodor mit vorwurfsvollem Ernſt, „vielleicht iſt er für alle ſeine Liebe und Treue ein Opfer Ihrer Unbeſtändigkeit geworden? Nein Betti, mit einem Herzen darf man nicht ſpielen!“

Der pathetiſche Ton verfehlte ſeine Wirkung, Betti war zu ſehr an natürliche, wenn auch minder erhabene Ausbrüche männlicher Eiferſucht gewöhnt, als daß ſie viel Furcht vor dieſer Weiſe gehabt hätte. Sie wiederholte daher mit Heftigkeit „Was hat der Karl von mir geſagt?“ — „Daß er Sie geliebt hat, daß Sie ihn auch geliebt haben, Betti!“

Nun war Betti doch roth geworden. „Ja wir haben Bekanntſchaft zuſammen gehabt, aber ſonſt nichts. Wenn er mehr geſagt hat, ſo iſt er ein ſchlechter Kerl, den unſer Herrgott ſtrafen wird! Ich bitte Sie, er iſt der Sohn vom Roketnitzer Oberförſter und ſoll hier eine Anſtellung bekommen, ich war vor zwei Jahren noch ein ganz dummes Mädel“ — ein Thränenſtrom ſchoß aus ihren Augen, die ganze drückende Schwere der Schaam, ſich mit einem Büchſenſpanner eingelaſſen zu haben, fiel ihr auf das Herz.

„Die Frau Baronin hat ſchon Recht gehabt,“ ſchluchzte ſie, „wenn ſie mit mir gezankt hat, daß ich mich mit dem Karl eingelaſſen habe; ſie hat immer geſagt, das ſchickt ſich nicht und ich hätte ihr gleich folgen ſollen! Ich bitte Sie, ſagen Sie mir, was hat der Karl über mich geſprochen?“

Theodor war unter den Thränen, die ſeinetwillen floſſen, bereits weich wie Wachs geworden, aber er nahm ſich zuſammen und ſagte finſter „Sie haben ihn ſehr oft geküßt, vor allen Leuten geküßt — hören Sie Betti, wenn das ſo —“

„Der Lügner,“ ſchluchzte Betti, „der abſcheuliche ruchloſe Lügner, er thut als ob ich wer weiß was mit ihm vorgehabt hätte, und es iſt Alles nicht wahr! Er hat mich geküßt, wenn ich mir's nicht verſehen habe, aber vor den Leuten gewiß nicht, da hätte ich ihm eine Ohrfeige gegeben!“

Mit dieſer Drohung ſind die böhmiſchen Mädchen, die ſchönen Enkelinnen der Amazonen, gleich bei der Hand und es ſind ſchon ſo häufige Beiſpiele vorgekommen, daß ſie wirklich zuſchlugen und in homeriſchen Zweikämpfen ihr Recht behaupteten, daß es nie gerathen iſt, ſie beim Wort zu nehmen.

Es iſt wahr, Betti's Rechtfertigung war etwas mangelhaft, aber auf den gutherzigen Theodor hatte ſie eine hinreichende Wirkung ausgeübt. Als daher Betti überwältigt von Wehmuth an ſeine Bruſt ſank, machte er nur noch einen ſchwachen Verſuch, ſie abzuwehren. Aber auch dieſer erſchien der

Enkelin Wlaſtà's als eine Grauſamkeit — ſie trocknete daher die Thränen, ſetzte ſich auf und blickte Theodor feſt an.

„Damals habe ich Sie noch gar nicht gekannt," ſagte ſie, ihre ſchluchzende weiche Stimme bis zum Tenor kräftigend, und wenn ich Jemand verſprochen habe, ihm treu zu ſein, ſo bleibe ich es auch für mein ganzes Leben. Aber Sie, Sie haben ſchon heute" — die Stimme ward wieder weich und die Thränen ſtrömten unaufhaltſam. — „Was denn? was denn?" fragte Theodor etwas erſchrocken. — „O ich hab's recht gut geſehen, wie Sie mit der Frau Baronin heute — ach das iſt auch nicht ſchön von Ihnen — wenn ſie auch eine Baronin iſt, und ich nur ein armes Mädchen."

Theodor bekam einen ſo ſichtbaren Schreck, daß Betti aufhörte zu weinen und ihre vorige entſchiedene Haltung wieder annahm.

„Ich weiß ſchon, daß Sie der Baronin gefallen — ich habe es ſchon in Prag und auf der Reiſe geſehen, aber ich laſſe mir meinen Geliebten nicht nehmen, nicht war mein Gold? Du haſt mich lieb — die Baronin iſt doch ſchon ein altes Weib."

Sie küßte Theodor und ſchlug die Arme um ihn — und der von all' den wechſelnden Empfindungen, in die Betti mit aller Haſt ihn hineingezogen, förmlich übergoſſene Liebhaber war froh, wieder etwas ſo Beſtimmtes zu fühlen, wie ein Kuß von dem friſchen blühenden Munde Betti's. Aber in dem Augenblicke, wo er ſie an ſeine Bruſt zog, wurde die Thüre aufgeriſſen und die Baronin trat mit einem junoniſchen Blicke in das Zimmer. Obwohl das Paar beim erſten Geräuſch weit auseinanderfuhr, ſo war die Situation doch eine ſo kritiſche, daß alle drei betroffen ſtill ſchwiegen.

Die Baronin faßte ſich zuerſt, lachte höhniſch und ging hinaus, die Thüre mit einiger Vehemenz hinter ſich zuwerfend. Theodor war vernichtet — Betti fand, wie die Gebieterin draußen war, ihre Faſſung wieder und ſagte „Was iſt denn d'ran!"

Es wurde zu Tiſch geläutet — Betti ging mit dem Troſte, daß es ja am Ende gleichgültig ſei ob es die Baronin wiſſe oder nicht, — Theodor aber wankte in den Speiſeſaal wie ein Miſſethäter, ſogar ſein akademiſcher Hunger war ihm vergangen und er verbrannte ſich den Mund an der Suppe, biß ſich in die Zunge und zuletzt blieb ihm ein Hühnerknochen dergeſtalt im Halſe ſtecken, daß er aufſpringen und hinausgehen mußte. Der Baron aß unbekümmert weiter, die Baronin aber machte eine biſſige Bemerkung um die andere als Theodor mit einer Leichenbittermiene wiederkam und in ſeiner Herzensnoth ein Glas um das andere austrank.

Das concilium abeundi.

Die Jagd hatte bis in den ſpäten Abend gedauert. — Die Baronin, ſtatt, wie ſie ſich früh vorgenommen hatte, den Herren entgegenzufahren, war zu Hauſe geblieben und hatte Betti, wie man ſagt, in's Gebet genommen. Betti hatte ihr ohne weiteres ihre zärtliche Neigung für den Hofmeiſter eingeſtanden und war außer einigen lebhaften Vorwürfen, daß es ſehr unſchicklich ſei, zu einem jungen Manne auf das Zimmer zu gehen und ihn dort zu küſſen, mit der Verſicherung entlaſſen worden, daß, wenn noch einmal eine derlei Scene vorfiele, die Baronin ſie nach Hauſe ſchicken und ihren Eltern Alles mittheilen werde.

Der Baron war im übelſten Humor von der Jagd zurückgekommen, und Niemand im ganzen Hauſe zeigte ein frohes Geſicht, als Karl, der mit einem ſataniſchen Lächeln die Gewehre an Ort und Stelle brachte und ſich dann händereibend in die Küche begab, wo ihn ſein Abendbrot erwartete.

Es mußte etwas ganz Unerhörtes vorgefallen ſein, denn der Baron ſprach beim Souper kein Wort, die Baronin ſchützte Kopfweh vor und verließ ſchon um neun Uhr die Tafel, ſo daß nur der Baron, der Pfarrer und Theodor zurückblieben, der wo möglich noch zerknirſchter ausſah, als zu Mittag, und deſſen Naſe offenbar geſchwollen war. Der Pfarrer führte allein das Wort, aber als Jaromirchen zu gähnen anfing und der Baron keine friſche Pfeife verlangte, ſtand auch er vom Tiſche auf und Alles ging zur Ruhe. —

Als der Freiherr in Pantoffeln und Schlafrock, das Licht in der Hand, in das Zimmer ſeiner Frau trat, fand er dieſe noch wach und wurde ſogleich mit der Frage empfangen, „was denn eigentlich vorgefallen ſei?“ — „Der Hofmeiſter iſt ein Eſel!“ war die zornige Antwort, „denk' Dir, ſchießt mir der dumme Kerl meinen Sultan todt!“ — „Den Sultan? ach das arme Thier —“. „Einen Butterſchnitt ſoll man ihm geben und kein Gewehr — nein, mit dem iſt nichts, einem Menſchen, der nicht einmal einen Hund von einem Haſen unterſcheiden kann, ſollen wir unſern Buben anvertrauen? Ich hab's dem Menſchen gleich angeſehen, daß er ein Eſel iſt! Ich weiß gar nicht, was ich anfangen ſoll, ich bekomme für alles Geld keinen Hund, wie der Sultan war!“ — „Nun, ich bin auch hinter etwas gekommen, der Menſch würde uns ſchöne Geſchichten im Hauſe machen — denke Dir, er hat eine Liebſchaft mit der Betti. Ich komme heute zufällig in das Zimmer und finde ſie bei ihm.“ — „Ach, dummes Zeug, wenn ich nur meinen Hund wieder hätte, ſo kann er noch die Alte mit dazu nehmen! Der Karl ſagt ihm noch,

geben Sie Acht, daß ſie kein Unglück haben! Aber der dumme Menſch bekommt erſtens einen Schlag in's Geſicht, wie er abſchießt, daß wir Alle meinten, er hätte den Tod davon — und wie er den zweiten Schuß macht, ſo trifft er den Sultan. Ich dachte der Teufel holte mich, wie das arme Thier gewinſelt und geheult hat!" — „Nun, ich war auch außer mir, wie ich die zwei beiſammen finde." — „Nein, den ſchicken wir wieder fort — ſchade um das Geld, aber ich habe mir's gleich gedacht, wie Du hineinfuhrſt, daß Du mir einen ſolchen Schafskopf herausbringen werdeſt —". „Jetzt bin ich am Ende noch Schuld?" antwortete heftig die Baronin, „weißt Du was, fahre Du ſelbſt um einen Andern hinein —". „Und der Advokat empfiehlt ſo einen Menſchen —". „Nun, wer hätte ihm das auch angeſehen, man möchte glauben, der Menſch kann nicht drei zählen!" — „Der arme Hund — Gut' Nacht!"

Der Freiherr löſchte das Licht aus und ſchnarchte, trotz ſeines Aergers, ſchon in der nächſten Minute — die Baronin brauchte längere Zeit, um über die Treuloſigkeit Theodors zur Ruhe zu kommen. Der arme Student, deſſen Schickſal ſo eben in der ehelichen Conferenz entſchieden wurde, ſtand indeß vor dem Spiegel und legte kalte Umſchläge auf ſeine Naſe, die wirklich übel zugerichtet war. Karl, der boshafte Urheber dieſes Schlages, half ihm unter ironiſchem Mitleidsbezeugungen. Der argloſe Theodor ahnte gar nicht, daß ſein Gewehr abſichtlich überladen worden und deshalb ſo gewaltſam zurückgeprallt war, ſondern goß immerfort friſchen Branntwein auf die feuchten Lappen. Endlich empfahl ſich der Jäger und Theodor legte unverdroſſen bis ſpät nach Mitternacht die Bäuſchchen auf.

Es gibt kaum eine jammervollere Situation als die ſeine; mit gegeſchwundener Naſe und ſorgenſchwerem Herzen ſtand er fünf lange Stunden vor dem Spiegel und wünſchte ſich wehmüthig in ſeine Dachſtube nach Prag zurück, wo er zwar öfter hungrig als ſatt zu Bette gegangen war, aber nie eine ähnliche Beklemmung empfunden hatte. Noch Vormittags zogen ſtolze Träume durch ſeine nun ſo gedemüthigte Seele, und eine finſtere Ahnung ſagte ihm, daß ſein Leiden noch nicht zu Ende ſei. Als er am Morgen erwachte, legte ihm Karl einen Brief auf den Tiſch — er erbrach das Siegel mit dem freiherrlichen Wappen und las, daß der Baron ihm den Poſten kündige.

Die Leiden der drei Monate, die er noch im Hauſe zu bleiben hatte, waren namenlos. Im Schloſſe waren ſeine unglücklichen Abentheuer kein Geheimniß. Alle, ſogar Wenzel, der die Winterkälte zu ſeinem Vortheile ausbeutete und Hoffnung hatte, den Gärtner aus Anna's Herzen zu ver-

drängen und im Glücke übermüthig wurde, machten sich lustig über ihn. Die Geschichte von dem erschossenen Sultan drang sogar bis in die Nachbarschaft, und sein einziger Trost, Betti's Liebe, wurde ihm durch die große Strenge verkümmert, mit der die Baronin, die plötzlich wieder alle Lust an Musik und französischer Conversation verloren, die Arme überwachte. Kaum daß sie ihm einen Blick der Ermuthigung zuwerfen und ihm einige Worte zuflüstern konnte. Der Schnee der ellenhoch lag, machte jedes Rendezvous im Freien, die Kälte jedes tête a tête in den unbewohnten Räumen des Schlosses unmöglich, und wenn die Baronin abgehalten war, so versah Karl das Amt eines Spions mit äußerster Sorgfalt und Pünktlichkeit. Jaromirchen hatte es ebenfalls bald weg, daß sein Gouverneur bei Vater und Mutter nicht in besonderer Gunst stehe und machte ihm das Leben alle Tage saurer.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung — der Kasten fuhr mit der Steuer in die Kreisstadt, und der Hofmeister mit, um von dort auf dem Stellwagen bescheiden in das königliche Prag zurückzukehren, das er stolz in der freiherrlichen Equipage verlassen hatte. Ach, wie war ihm so wohl, als er wieder die altbekannten Straßen dahinlief, und Tags darauf saß er wieder in einer Dachstube und dankte Gott für seine Freiheit, wenn ihn auch sein begehrlicher Magen noch manchmal an die verlassenen Fleischtöpfe Egyptens erinnerte. Betti schrieb ihn schon in der ersten Woche — aber sie begnügte sich nicht mit geistigem Troste allein. Theodor wurde fast wöchentlich mit einer Victualiensendung bedacht, der jedesmal auch eine große Anzahl jener Butterbrezeln beigefügt war, die ihm auf dem Schlosse so sehr geschmeckt hatten. Zu Johanni vor Nepomuk kam die alte Bräuerin mit Betti nach Prag und vor einem Korbe voll Kuchen wurde der Schwur der Liebe und Treue wie vor einem Altar erneuert, wobei die Mutter Thränen der Freude weinte. Theodor hat nun das Glück eine Braut zu haben, deren Treue um so unerschütterlicher bleibt, je älter sie wird — wenn er nach funfzehnjähriger Ausdauer die Stelle eines Magistratsrathes in einer kleinen Landstadt erlangt, so wird er sogleich Anstalten zur Hochzeit machen und mit seiner mittlerweile der Baronin sehr ähnlich gewordenen Gattin einen feierlichen Einzug durch die Reihen der Schuljugend halten. Bis dahin bleiben ihm alle Freuden eines solchen erwartungsvollen Brautstandes als Gewinn und Erinnerung aus der Zeit, in welcher er die Ehre hatte, hochfreiherrlicher Hofmeister zu sein. Gott stärke ihn — und wir wollen wünschen, daß bei der Emancipation der Juden und der Frohnbauern auch die der Hofmeister nicht vergessen werde!

Einige Verwaltungsfragen der böhmischen Stände.

Prag, Mitte April.

Es darf wohl nicht verkannt werden, daß die böhmischen Stände in jüngster Zeit manchen Beschluß gefaßt, der zeugt als ob es ihnen Ernst sein wollte, für das Wohl des Volkes etwas zu thun. Mehrere Mitglieder erscheinen in der Mitte dieser Versammlungen mit wahrhaft staatsbürgerlichen Absichten, leider kämpfen sie vergeblich gegen die Hyder des Eigennutzes und die alles Leben verkümmernde Gleichgültigkeit, die bereits die Verwirklichung so mancher guten Intention vereitelten. Einen schlagenden Beweis hiervon liefert der Landtagsschluß vom 5. und 6. October v. J., der bereits in diesen Blättern gebührende und hier mit Beifall und Uebereinstimmung aufgenommene Würdigung gefunden hat. Die Thatsache muß anerkannt werden, daß im Schooße der ständischen Versammlungen der Keim zu mehreren Anstalten gelegt wurde, die gegenwärtig ununterbrochen ihre Wohlthaten über das Land ausströmen, aber auch war es wieder übelverstandene Sparsamkeit oder vielmehr Laune, die das Fortkommen und Gedeihen derselben verkümmerte. So war es der Fall mit der Sparkasse, die aus diesem Bereich der ständischen Verwaltung entfernt wurde, lediglich aus der Caprice, damit nicht ein fremdes Kassageschäft im ständischen Amtshause bestehe; wiewohl dies ohne positiven Nachtheil für die ständischen Interessen geschehen konnte. Die Ursachen liegen wohl nahe, welche man in dieser Beziehung geltend gemacht, allein es waren ganz andere Motive, die der Ausweisung der Sparkasse aus dem Landhause zu Grunde lagen. Hauptanlaß war die willkürliche und unbillige Vertheilung der Remunerationen unter den bezüglichen Beamten, wodurch Uneinigkeiten, Denuntiationen und Beschwerden laut wurden, die zu den Ohren der Stände kamen und die hierüber diskutirt den diesfälligen Beschluß faßten. Die Behauptung, daß durch die Sparkassageschäfte der ständische Dienst beeinträchtigt würde, mag allerdings die Wahrheit für sich haben, warum gilt aber diese Wahrheit nicht auch für die vier noch immer in Geschäften der Sparkasse mit nicht unbedeutendem Zeitaufwande verwendeten Individuen? Die Anstalt der Sparkasse hat zwar nicht aufgehört ihre Thätigkeit und folgenreiche Wirksamkeit fortzusetzen, aber daß ihr Credit großartiger, umfassender war, ist unleugbar, weil allgemein dafür gegolten, daß sie unter der Garantie der Stände stehe. Jedenfalls war es ein Fehler von Seiten der Letztern, daß sie diese Anstalt nicht in den Ressort ihrer Verwaltung aufgenommen haben, denn wie solche einerseits dem Publikum Gelegenheit bietet zu sparen und zu sammeln und das Ersparte zu vermehren, so würde sie andrerseits der befruchtende Canal geworden sein, durch welchen die eingesammelten Summen im Lande verbreitet werden, wenn nämlich das Elociren ihrer Capitalien auf die Besitzthümer der Bürger und Bauern ausgedehnt werden möchte, und nicht wie dies bisher blos ein Vorrecht der Besitzer von landtäflichen Gütern und prager Häusern war, durch welches Verfahren die wohlthätigen Wir-

kungen größtentheils neutralisirt werden. Unter den Auspizien der Stände wäre der Credit der Anstalt unerschütterlich gewesen, was jetzt, wenn die Sache subtil erwogen wird, nicht so ganz der Fall sein dürfte, zumal wenn berücksichtigt wird, daß für die Sicherheit der großen, hier zusammenfließenden Geldsummen gar Niemand einsteht. Durch das Verschmelzen der Sparkasse mit der zu errichtenden Hypothekenbank hätte sich aber das für beide Institute erfreuliche und nutzbringende Verhältniß gebildet, daß die baaren Geldüberschüsse des einen, für die Zwecke des andern vortheilhaft verwendet werden könnten, welcher Umstand dem Letztern um so mehr zu statten gekommen wäre, als ohnehin die Frage wegen Beischaffung der nöthigen Fonds für dasselbe die Hauptschwierigkeit bildet. Arm in Arm würden diese zwei Anstalten den Credit heben, dem das Mark des Bauers und Gewerbsmanns aussaugenden Wuchers steuern, die Circulation des Geldes fördern und so das Ziel erreichen, welches ihrer Errichtung zum Grunde gelegen. Nicht so gestalten sich derzeit die Verhältnisse, denn gerade die Sparkasse ist es, die zum größten Theil die Baarschaften absorbirt und solche in ihren eisernen Truhen versperrt hält, wodurch sie dem Verkehr entzogen werden. Zerstörend wirkt dieser Uebelstand vorzüglich auf den Land- und kleinen Gewerbsmann, indem der erstere, im Falle des Geldbedarfs, solches nur gegen hohe, sein Eigenthum verzehrende Zinsen erhält, der andere aber unter den obwaltenden Umständen weit bedauerlicher ist, wo alle Ersparnisse der Sparkasse zufließen, gar keine Darlehen, die ihm sonst immer bei Freunden zu Gebote ständen, erreichen kann; und so muß er verarmen, und zum Beschluß der allgemeinen Wohlthätigkeit anheimfallen. Um die durch die Sparkasse theilweise erzeugte Stagnation im Geldkurse zu vermitteln, wurde zwar von der Direction der Letzteren in Folge eines sachkundigen und prägnanten Artikels in der Prager Zeitung ein Wechsel-Escompte-Geschäft eingerichtet, in wiefern aber dies dem Zwecke entsprechen wird, muß die Zeit lehren. Dem Anscheine nach dürfte dieses Mittel dem Handelsstande wohl förderlich sein, allein außer dieser Sphäre werden die Verhältnisse ziemlich unverändert bleiben.

Weit bedauerlicher ist, daß die Stände nicht die Brandschädenversicherungsanstalt unter ihre Obhut gestellt und solche zu einem Geschäftszweig ihrer Verwaltung erklärt haben, umsomehr als ihre Interessen und selbst die des Staats mit derselben in unmittelbarer Berührung stehen. Immer sind es Steuerpflichtige, die vom Brandunglück Betroffenen, und so werden sie unfähig, sowohl die Steuer- als auch die obrigkeitlichen Giebigkeiten zu leisten. Unverkennbar sind die wohlthätigen Wirkungen und die ersprießlichen Folgen, welche dieses Institut über das Land verbreitet hat; denn in welcher Richtung immer der Reisende Böhmen durcheilt, überall werden ihm nicht nur neugebaute Häuser und Gassen, sondern ganze Dörfer und Städte vor die Augen treten, die im wahren Sinne des Wortes als Phönixe aus ihrer Asche hervorgestiegen sind und die vorzüglich, was ihre stattliche Bauart anbelangt, nur dem gedachten Institute ihr Dasein verdanken, denn Viele hätten es Jahre lang entbehren müssen, unter eigenem Dach und Fach zu leben, noch mehrere aber würden dieses Glück nie erreicht haben. Nichtsdestoweniger darf nicht verschwiegen werden, daß die Leistungen dieser Anstalt noch an Bedeutung gewinnen, und dieselben universel werden können, wenn der Beitritt nicht von freiem Willen abhängig, sondern, daß jeder Hausbesitzer gebunden wäre, Mitglied dieses ihn gegen das gräßliche Brandunglück schützenden Vereins zu sein. Die Beitragsgebühr würde unter solchen Umständen zu einer unmerklichen Auslage werden, so wie dies in Sachsen und Baiern der Fall; während sie gegenwärtig besonders in Jahren, wo sich die Brände häufen, für die im Verhältniß zu den eventuellen Brandschäden geringer Anzahl von Mitgliedern als eine empfindliche Beisteuer erscheint. Man

hat in früheren Jahren, wo vorzüglich in einigen Kreisen der Provinz, die durch Bosheit entstandenen Feuersbrünste bedeutende Verheerungen angerichtet haben, um die Ausfälle der Fonds zu decken, das ungeschickte Mittel in Anwendung gebracht, daß man die Theilnehmer mehr als das Doppelte der ohnehin nicht unbedeutenden Versicherungsgebühr bezahlen ließ, was zur nothwendigen Folge hatte, daß Tausende die Anstalt verließen und zum Theil ihr Heil anderwärts suchten, oder mit ihren Baulichkeiten außer dem Bereiche einer Versicherung blieben. Da der Bauer gleich ursprünglich Mißtrauen hegte und der festen Meinung war, daß aus diesen freiwilligen Leistungen mit der Zeit eine bleibende Steuer entstehen könnte, so erschreckte ihn die stattgefundene unverhältnißmäßige Erhöhung der Versicherungs-Policen umsomehr, er riß daher aus, und war nicht wenig froh, einer Gesellschaft los geworden zu sein, die ihm schon von vornherein nicht behagte. Natürlich unklug gedacht, aber der schlichte Bauernverstand konnte seinen Vortheil nicht begreifen. Deshalb und durch die nothwendig gewordene Vergütung bedeutender Brandschäden schwanden die Geldmittel der Anstalt so sehr, daß zu einer Anleihe Zuflucht genommen werden mußte; aber in neuerer Zeit haben sich diese Fonds bedeutend gesteigert, und dieselbe gebietet dermalen über ziemlich ansehnliche Capitalien, was sie dem Umstande verdankt, daß in dem letzten Lustrum verhältnißmäßig wenig Brandschäden vorgefallen sind. Die Geschäfte der Anstalt werden durch eine Generaldirection mit Beiordnung einer Verwaltungskanzlei geleitet, an deren Spitze einer der ehrenwerthesten böhmischen Cavaliere steht, der aber leider durch andere wichtige Geschäfte dergestalt in Anspruch genommen wird, daß er der Anstalt diejenige Aufmerksamkeit nicht widmen kann, deren sie mit Recht bedarf. Unter diesen Umständen liegt das Wohl und Wehe dieses Instituts in den Händen eines Individuums, das in seinem Wirkungskreise größtentheils willkürlich und nach eigenem Ermessen zu schalten gewohnt ist, ob zwar seine Handlungen den geschickten Anstrich erhalten, als ob sie der Ausfluß der Statuten wären. Jahrelang weiß sich Niemand einer Generalversammlung zu erinnern, in welcher über die wichtigern Angelegenheiten der Anstalt berathen worden wäre, so wie es das organische Statut vorschreibt. Die Amtsanlässe werden hier prima vista auf dem sogenannten Wege der Rolla(!) verhandelt, aber die Mysterien sind nicht so undurchdringlich, daß nicht bekannt werden sollte, wie beschlossene Gegenstände aus Gründen, die unerörtert bleiben mögen, nicht nur Monate lang verzögert, sondern auch gar nicht erledigt werden. Als Beweis spricht folgender gewiß nicht unwichtige Fall: Den karg bezahlten Beamten der Anstalt wurde auf Grundlage eines, von dem bewußten erleuchteten und humanen Directions-Mitgliede B. H. gestellten wohl motivirten Antrags eine Gehaltsvermehrung fast einstimmig bewilliget. Nur eine Stimme war gegen diese rechtliche und billige Verfügung, und diese, staune o Leser, gehörte einen der Dignitarien unserer Geistlichkeit an! Die bei ihrer luxuriösen Lebensweise und bei ihrem Ueberflusse an allen denkbaren irdischen Gütern, die sich vorzüglich in den Wein- und Bier-Kellern, dann Speise- und Vorrathskammern aufgespeichert finden, behaupten wollte, daß eine Beamten-Familie mit 300 Fl. in der Hauptstadt hinreichend auskommen könne. Eine Absurdität, der es nicht verlohnt, einige Worte hierüber zu verlieren. Trotz des Beschlusses aber, der sogleich Wirksamkeit erhalten sollte, wurde er durch das menschenfreundliche Zuthun der vorwärts gedachten Persönlichkeit im Zwinger ihres Aktentisches mehr denn ein Jahr verschlossen gehalten, während die dürftigen Beamten mit ihren Familien bei der zu jener Zeit täglich zunehmenden Theuerung schmachteten, bis ihr endlich die gnädige Laune beikam, solchen ins Leben treten zu lassen. Sollte dem Manne der Spruch unbekannt sein, daß schnelle Hülfe, doppelte Hülfe ist? —

Eben so einseitig und eigenmächtig wird mit manchen Geldangelegenheiten umge-

gangen, namentlich in Betracht der Capitalisirung der überschüssigen Kassabaarschaften, da es vorgekommen, daß in den Händen eines bestellten Agenten bedeutende Baarschaften gesehen wurden, die zum Ankauf von Staatspapieren bestimmt waren, und die, nachdem sie einer einzelnen Person ohne Controle und Dafürhaftung anvertraut waren, vom Gesichtspunkte der diesfalls bestehenden Normen immer als gefährdet betrachtet werden möchten.

Dies wäre aber um so mehr der Fall, wenn die eingekauften Papiere (so wie solches wirklich verlautet hat), nicht in der möglichst kürzesten Frist, da wo sie hingehören deponirt worden wären, denn es könnte unter diesen Verhältnissen immer angenommen werden, daß mit den Geldern negocirt werde, was um so verlockender erscheint, als mit diesen Summen nicht unbedeutende Gewinne erzielt werden könnten. Freilich geht dies auf Risiko des Oberkurators, Stellvertreters und der Directoren, welche vermöge ihres Amts jeden aus dieser unzulässigen und mangelhaften Manipulation entspringenden Verlust decken müßten, aber das Vertrauen zur Anstalt wird dadurch geschwächt und muß ihr jedenfalls zum Nachtheil gereichen.

Es ist anzunehmen, daß diese Unzukömmlichkeiten vermieden worden wären, wenn die Stände dieser wohlthätigen Anstalt ihr Protectorat hätten angedeihen lassen, denn sie wäre damit gewissermaßen aus dem Privat- in das öffentliche Leben getreten, ihre Verwaltung hätte unter einer steten gehörigen Aufsicht gestanden; und es ist dafür zu halten, daß die Stände, sobald sie sich mit dem Wohle dieser Verwaltungsbranche beschäftiget hätten, in ihren Berathungen, denen viele aufgeklärte Männer beiwohnen — die Idee verwirklicht hätten, daß alle Baulichkeiten des Landes ohne Unterschied unter die Beschirmung der Brandschadenversicherungsanstalt gestellt worden wären, wodurch das Heil der Gesammtheit, mithin auch jenen Hausbesitzern zu Theil geworden wäre, die aus Mißverständniß ihres eigenen Interesses der Anstalt bisher fremd geblieben sind*).

Immer bleibt es aber unerklärlich, daß die Regierung, die sich doch die oberste Controle aller öffentlichen wie immer benannten Institute vorbehalten hat, gar keine Notiz von der in Rede stehenden Anstalt nimmt, die unbezweifelt unter den wohlthätigen Anstalten des Landes in vorderster Reihe steht.

Seiner Zeit ist in den Grenzboten erwähnt worden, daß die Stände ihren Beamten in gerechter Berücksichtigung der drückenden Zeitverhältnisse und der mit dieser im nachtheiligen Widerspruche stehenden Gehalte, Zuschüsse aus dem Domesticalfonde be-

*) Es wurde zwar von Seite eines Landstandes ein Memoire eingereicht, in welchem die Absicht ausgedrückt war, daß die Anstalt dem Bereiche der ständischen Administration einverleibt werden möchte, allein als dasselbe zur amtlichen Begutachtung an die Geschäftskanzlei der gedachten Anstalt gelangte, nämlich um die Art und Weise kennen zu lernen, wie solches am zweckmäßigsten zu bewerkstelligen sei, da wurde die Angelegenheit von einem dadurch empfindlich Getroffenen aus persönlichen Interessen changirt und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Der Patriot hat eingesehen, daß er bei Umgestaltung des Instituts in ein ständisches Departement entbehrlich geworden wäre, und 1800 fl. nebst Anhängseln für die pr. Tag halbstündige Anwesenheit im Bureau verliert man nicht gern. Und so mußte eine gute Absicht Privatrücksichten weichen, wie es häufig im Leben vorkommt. Dieser Ritter ohne Eigennutz und Tadel, wußte es durch eine geschickte Tactik zu Stande zu bringen, daß seine Besoldung von Zeit zu Zeit erhöht wurde, und seine Tendenz geht dahin, solche bis 2000 fl. zu steigern, und da er weiß, daß diese Stufe nach dem allgemeinen Besoldungssysteme nicht übersteigen, er aber nachher nicht gefährdet werden kann, so erscheint ihm dermal das Wohl der Anstalt, die ihm eine ergiebige Melkkuh war, gleichgultig. Aus seinem Streben leuchtet ziemlich deutlich hervor, daß er der Entwicklung dieses folgenreichen Instituts nicht fördernd, sondern vielmehr hinderlich entgegentritt, um damit seine Arbeiten vermindert werden und er seine Zeit mehr der Advocatur widmen könne, die ihm eine größere Ausbeute in Aussicht stellt.

willigt haben. Leider fand die Sache bei Hof keine gute Aufnahme. Man sah es scheel an, daß die ständischen Beamten systemisirte Theuerungsbeiträge erhielten, während den Staatsbeamten blos Unterstützungsbeträge gereicht wurden. Die Auszahlung dieser Zuschüsse wurde von Wien aus scharf gerügt, indeß behielt sie für das Jahr 1846 ihren ungestörten Fortgang. Nunmehr aber hört man Zweifel äußern ob die Stände für 1847 diese Zuschüsse bewilligen würden; allein bei Cavalieren, deren Reichthum europäischen Ruf hat, unterliegt es keinem Zweifel, daß sie dieselben für das Jahr 1847 um so zuversichtlicher anweisen werden als es für sie zur Ehrensache wurde und sie zuverlässig die Consequenz beibehalten werden, da sie in ihrem vorigen Landtagsbeschluß ausdrücklich bestimmten, diese Beiträge auf die ganze Dauer der Theuerung zu bewilligen.

Und daß die Theuerung aller Lebensmittel und in Folge davon aller übrigen Lebensbedürfnisse bedeutend größer ist als im Jahre 1846 braucht keiner Beweise, da sie jeder in seinem Haushalte genugsam erfährt. Es bleibt immerhin ein Räthsel, wie eine Beamtenfamilie mit einem Gehalte unter 800 fl. existiren könne. Sie muß entweder lediglich Brot und Erdäpfel essen, aber auch diese sind theuer, oder sie muß Schulden machen, die sie nie bezahlen kann. Die Folgen werden und können nicht ausbleiben und es werden Veruntreuungen und Unterschleife zum Vorschein kommen, die den Ruin der Familie herbeiführen müssen. Eine traurige Thatsache, wenn dem Beamten als Lohn für seine Leistungen, zu deren treuer und emsiger Erfüllung er mit den heiligsten Eiden gebunden ist, Noth und Entbehrungen auferlegt werden! Offenbare Immoralität, die auf geradem Wege zum Meineid führt.

Die Besoldungen der Beamten sind unter den gegenwärtigen Umständen zur Bestreitung der einfachsten Bedürfnisse nicht mehr ausreichend, denn die Bemessung derselben rührt aus einer glücklicheren Zeitperiode der Regierung Maria Theresia's her, wo die Lebensbedürfnisse und selbst Gegenstände des Luxus dergestalt wohlfeil waren, daß die große Kaiserin in der Bestallung für einen k. k. Fähnrich sagt: ich verleihe ihm deshalb eine monatliche Gage von 19 fl., damit er anständig und sorgenfrei leben und zu seiner Bequemlichkeit eine Equipage halten könne. O Zeiten wo seid ihr hin? und wann kehret ihr wieder?

P.

Der preußiſche Landtag *).

Aus Berlin.

Stimmungen. — Die liberale Oppoſition. — Zweierlei Richtungen derſelben. — Practiſche Klugheit und Ehrgefühl. — Worüber man einig iſt? — Heinrich Simon. — Die Schrift von Gervinus. — Der ſittliche Conflict.

Es gibt Zeiten, wo der Pulsſchlag des Lebens raſcher geht; wo man mit einer gewiſſen Art banger Erwartung, mit einem Herzklopfen, das halb Hoffnung halb Furcht iſt, dem Schlage einer jeden Stunde lauſcht, was ſie bringen möge. Die Zeit iſt aus ihrem Alltagsgeleiſe getreten; die Geſchichte wird Wahrheit.

Es iſt eine fieberhafte Anſpannung, die ſich gegenwärtig aller Herzen bemächtigt hat, ſo viel noch überhaupt für Ideen empfänglich ſind. Poeten, Romantiker, die ſonſt lieber Tagelang den muſikaliſchen Combinationen lauſchten, welche der Wind in einer Aeolsharfe erregte, die dem Intereſſe für die ſittliche Entwickelung des Geiſtes ganz abgeſtorben zu ſein ſchienen, ſind mit ergriffen von dem Hauch der Begeiſterung, der plötzlich der Zeit Schwingen gibt. Dieſe Begeiſterung iſt deshalb von nicht geringerer Bedeutung, weil ſie bedingt, weil ſie, ich möchte ſagen, unſicher iſt. Sie iſt mit einem doppelten Mißtrauen zerſetzt: Mißtrauen gegen die Macht, in der ſie ſchon geneigt iſt, nur den Widerſtand gegen ihre Ideen zu ſehen; Mißtrauen gegen die Männer, denen die große Aufgabe zu Theil wurde, ſie zu leiten. Man iſt nicht zweifelhaft über ihre Geſinnung und ihre Einſicht, man hat aber Bedenken über ihren Charakter.

Die gute Geſinnung reicht aus in den gewöhnlichen Fällen, wo Alles ungefähr denſelben Trab geht, an den man ſich nun ſeit Jahrzehenden gewöhnt hat. Aber ein außergewöhnlicher Fall, der keine Analogien zuläßt, erfordert einen feſten, harten Muth. Und wie ſchwer iſt es da, auf ſittliche Stärke, auf einen zugleich gebildeten und feſten Willen zu rechnen in einer Zeit, deren eigentlicher Charakter die Halbheit iſt, das Schönthun mit guten Geſinnungen, die Coquetterie mit aller Welt, das Drehen und Wenden nach den entgegengeſetzten Polen ſittlicher Magnete? Doch zur Sache.

---

*) Als Einleitung zu dem Bericht im Tagebuch. D. R.

Dem allgemeinen Streben, eine Conſtitution für Preußen zu erringen, liegt eine doppelte Idee zum Grunde, ſoweit überhaupt in dieſem Drängen von einem klaren Bewußtſein die Rede iſt: man betrachtet die Verfaſſung, oder, um es gleich beſtimmter zu ſagen, das politiſche Weſen überhaupt, als Mittel oder als Zweck. Ich hebe dieſen ziemlich trivialen Gedanken darum hervor, weil er maßgebend ſein wird für die Beurtheilung der verſchiedenen Richtungen in der liberalen Oppoſition, wie ſie ſich gerade in den gegenwärtigen Verhältniſſen geltend machen. Der rein politiſche Enthuſiasmus bewegt ſich im Ideellen und wird vorzugsweiſe in ſolchen Lebenskreiſen zu finden ſein, die dem unmittelbaren Bedürfniß entweder enthoben ſind, oder die es noch nicht ſo weit gebracht haben, an die Befriedigung deſſelben denken zu können: Adel und Volk. Der Mittelſtand wird überall ſuchen dem politiſchen Weſen die praktiſche Seite abzugewinnen, wenn er nicht durch einen, ſeinem eigentlichen Weſen fremdartigen Enthuſiasmus mit fortgeriſſen wird.

Es kommt noch ein anderer Punkt dazu. Jene ideelle, ich möchte ſagen politiſche Richtung der Politik wird mehr in ſolchen Ständen, in ſolchen Lebensverhältniſſen hervortreten, in denen das Gefühl der perſönlichen Würde lebhafter erweckt und ausgebildet iſt, während der an beſtändige Arbeit gewöhnte Mittelſtand ſich zuerſt nach dem Zweckmäßigen umſieht. Ich bin fern davon, eine oder die andere dieſer Richtungen als die ausſchließlich anzuerkennende behaupten zu wollen. Es gibt Zeiten, in denen die eine oder die andere hervortreten muß. Es gibt Verhältniſſe, in denen es lächerlich wäre, ſein Ehrgefühl anzuſpornen, ſich in ſeine Würde zurückzuziehen, wo dann das Wohl und Wehe eines ganzen Volks von einem beſonnenen Entſchluß abhängt. In ſolchen Augenblicken wird der Kaufmann das Wort führen. Aber es gibt ebenſo Verhältniſſe, wo es niederträchtig iſt, dem gekränkten Gefühl Schweigen zu gebieten; wo die Ehre mehr zu ſagen hat, als alle Klugheit der Welt. In ſolchen Fällen muß der Kaufmann ſchweigen.

Ueber drei Punkte ſind die meiſten Stimmen einig.

Erſtens. Die Staatsform, wie ſie aus dem Patent vom 3. Februar hervorgeht, bietet den Ständen weniger Rechte, als die früheren Verſprechungen es verheißen haben; unendlich weniger, als ein lovales und intelligentes Volk zu erwarten berechtigt iſt. Faſt jeder Paragraph iſt mit einer an Mißtrauen grenzenden Vorſicht abgefaßt.

Zweitens. Dieſe Staatsform gewährt rechtlich weniger als ſelbſt der gegenwärtige Zuſtand, denn ſie hebt gerechte Anſprüche auf.

Drittens. Sie kann dennoch, bei einer ſorgfältigen, behutſamen

Pflege, vielleicht zu größerer Wirkſamkeit gebracht, zu größerem Gedeihen des Volkswohls angewendet werden, als der bisherige Zuſtand.

Die Frage iſt nun die. Sind die Beſchränkungen, welche ſie den Repräſentanten und den durch ſie vertretenen Ständen auflegt, ſo beeinträchtigend für die Ehre derſelben, daß kein Nutzen ſie aufwiegen kann?

Um einen Beitrag zur Löſung dieſer Frage zu geben, werde ich eine kurze Skizze der bisherigen „Verſuche und Hinderniſſe" folgen laſſen, die den vereinigten Landtag bei ſeinem Entſtehen begleiteten.

Vorher aber muß ich noch aus der unendlichen Menge von Flugſchriften, die über dieſen Gegenſtand erſchienen ſind, zwei herausheben. Die eine, von Simon, iſt ſchon vielfach beſprochen. In der Darſtellung des Faktiſchen wird man wohl in den meiſten Fällen mit ihm übereinſtimmen. Der Rath dagegen, den er den Ständen gab: „ſich für incompetent zu erklären;" dem Volk: „die octroyirte Verfaſſung zurückzuweiſen," war aus zwei Gründen bedenklich. Einerſeits rief er einen offenen Kriegszuſtand hervor, wo man noch Hoffnungen auf einen aufrichtigen Frieden hegen konnte, und verſchloß jeden Weg der Verſtändigung; andererſeits war er dazu geeignet, wie jeder Entſchluß der Reſignation, ein deprimirendes Gefühl hervorzurufen, das eben nicht geeignet ſein konnte, die Vorkämpfer des Volks zu neuen Anſtrengungen zu begeiſtern.

Die Stände haben nach meiner Meinung Recht daran gethan, dieſem Rath nicht zu folgen; ſie haben Recht daran gethan, auch wenn der Erfolg gegen ihren Entſchluß ſprechen ſollte. Jenes Patent, wenn auch auf eine bedauernswerthe Weiſe mit Mißtrauen durchwebt, war immer an ſich ſelbſt ein Act des Vertrauens; es war die Pflicht der Stände, dieſem Act mit Vertrauen entgegenzukommen, wenn auch mit Behutſamkeit.

Die andere Schrift, die zu nennen iſt, hat Gervinus verfaßt; ein Mann, den herabzuſetzen ein Hauptgeſchäft der ſogenannten „radikalen" Schwindler geworden zu ſein ſcheint. Folgendes iſt der weſentliche Inhalt ſeiner Darſtellung.

„Die vereinigten Landſtände ſind durch das Patent vom 3. Februar zu einem Antheil an geſetzlichen Beſtimmungen berufen, wofür in den ältern Geſetzen Reichsſtände mit einem verſchiedenen Berufe vorgeſehen wurden, ſie können ſich aber nicht füglich, weder in Form noch Weſen, für dieſe Reichsſtände halten. Entweder alſo ſind die vereinig. Reichsſt. jene Reichsſtände in der That ſo wenig, als ſie ſo heißen, dann aber können ſie auch deren Functionen nicht erfüllen; oder ſie ſollen dieſe Functionen erfüllen, dann aber müſſen ſie

auch mit allen Rechten und Formen als Reichsstände ausgestattet sein. So lange dies nicht geschehen ist, wäre nichts möglicher, als daß sie es ablehnten, sich leichtfertig in eine schwere Verantwortlichkeit vor der Nation zu stürzen; nichts möglicher, als daß sie sich entweder für incompetent, oder auch für mehr competent erklärten, als das Patent will."

Ja diese Erklärung sollte fast unzweifelhaft scheinen, da sie in den schicklichsten Formen geschehen könnte und nach aller Natur des Rechts, nach der gewissenhaftesten Prüfung des Verstandes, nach dem Anstoß des reinsten Gefühls geschehen mußte.

Die Allgem. Preuß. Ztg. hat unlängst, sobald das Wort Incompetenz zum erstenmal gefallen war, geäußert, man stelle sich damit außer dem Gesetz. Außer welchem Gesetze? Wenn die Allgem. Preuß. Ztg. meint, außer dem Gesetze vom 3. Februar, und wenn sie dies schon für die Discussion unstatthaft findet, dann freilich wäre die preußische Verfassung vollendet, dann aber hätte die Allgem. Preuß. Ztg. auch nur die Dankadressen registriren und nicht selbst in Discussionen eintreten müssen.

Meint sie aber: außer dem Gesetz im Allgemeinen, außer dem Boden des Rechts, so ist es sehr einfach, dagegen zu sagen, das Patent und die Verordnungen sagen es vielmehr, die sich unablengbar außer allen den frühern Gesetzen über die Bildung einer Repräsentation in Preußen gestellt haben. Die preußischen Regierungsorgane haben den bestehenden politischen und Rechtszustand in Preußen so oft eine Verfassung genannt; soll diese Bezeichnung irgend einen Sinn haben, so kann sie nichts anderes sagen wollen, als daß mit allen übrigen, auch die wenigen auf das Verfassungswesen beziehbaren Gesetze, die in Preußen existiren, verbindliche Kraft für Volk wie Regierung haben, und nicht einseitig verändert werden können.

Die Frage bleibt aber übrig, was, das streng Rechtliche bei Seite gesetzt, das politisch Räthliche in der Sache sei? Es fragt sich, ob hier ein Fall vorliegt, in dem man lieber sehe, daß sich die Klugheit auf die Seite eines begehrenswerthen gemeinen Nutzens stelle, als die Gewissenhaftigkeit auf die Seite des einfachen Rechts.

Wenn die Rechtsansprüche des preußischen Volks auf eine Verfassung, wenn der Widerspruch der jetzt gewährten Einrichtungen mit dem damals Versprochenen ein einfacher Rechtshandel wäre zwischen einfachen Gegnern, so möchte eine friedliche Schlichtung, ein gegenseitiges Ertragen allerdings das Rathsamste sein.

Ja, wenn es denkbar wäre, daß ein Verfassungsstatut, wie das vorliegende, die blos zufällige Arbeit weniger Einflußreichen um den Thron herum

wäre, die ein anderer Wurf des Zufalls ganz anders hätte geſtalten und wählen können, dann würde es vielleicht unkluger Eifer verrathen, eine auffallende Anſtrengung gegen ein Werk zu ſetzen, das der Zufall wieder hinwegnehmen möchte, wie er es brachte.

Allein es verhält ſich mit dieſem Verfaſſungswerke ganz anders. Wer ihm auch dieſe Geſtalt gegeben habe, und wie zufällig die Wahl dieſes Geſetzgebers geweſen ſein möchte, der ganze Geiſt, in dem die Verordnungen von 3. Februar abgefaßt ſind, gehört keineswegs einem einzelnen Menſchen an. Es iſt ein Geiſt vielmehr, der in der Geſchichte unſerer Tage weit zurückreicht, der ſeit 30—40 Jahren in allen Theilen Europa's ſich geltend macht; es ſind hier Anſichten und Grundſätze, Standestendenzen und Staatsmaximen geſetzlich verkörpert, die eine breite Wurzel in der Zeit geſchlagen haben. Es ſind die Nachwirkungen derſelben Kräfte, die nach 1815 in England mehrmals die habeas corpus Acte ſuspendirten, die in Deutſchland die Carlsbader Beſchlüſſe hervorriefen, die in Italien und Spanien die Revolution provocirten und nachher unterdrückten, die in Frankreich triumphirten und ſcheiterten, und die ſeitdem vorſichtiger, aber mit immer gleicher Conſequenz und Unabläſſigkeit thätig ſind. Natürliche Gutartigkeit und Milde, Geduld und Indolenz, Vertrauen und Schwerfälligkeit, die beſten und verächtlichſten Eigenſchaften unſers Volkscharakters, haben gemacht, daß in Deutſchland dieſe Kräfte auf der einen Seite nicht ſo aufreizend und unterdrückend gewirkt haben, wie in den romaniſchen Landen, daß auf der andern ihre Wirkung nicht ſo reizbar und elaſtiſch empfunden worden iſt; daß ſie weniger grell operirten, aber, wie wir nun in dieſem Verfaſſungswerke neu erfahren, deſto länger, zäher und ausdauernder.

Einem Menſchen, und menſchlicher Gemüthsart läßt ſich vertrauen; der Zufall und ſeine Wirkungen laſſen ſich abwarten; *aber mit einem mächtig gewordenen Prinzip in der Zeit, mit dem Geiſte entſchloſſener Parteien, mit Grundſätzen und ihrer folgerichtigen Wirkſamkeit läßt ſich nicht gefühlig und empfindſam tranſigiren.* Es ſtreitet hier nicht der anerkannte gemeine Nutzen mit einem ſtarren Rechte, ſondern Partei gegen Partei wirbt um den Preis, daß ihr der gemeine Nutzen, Glück und Befriedigung des Volks, die Palme zuerkenne. Um Thätigkeit handelt es ſich in ſolch einem Wetteifer auf alle Fälle zuerſt; es laſſen ſich Erfolge nicht *erträumen*, ſo wenig ſich die Befriedigung von Rechtsanſprüchen *erſchleichen* läßt. Sind beide Seiten erſt zu gleicher Thätigkeit geſtählt, dann iſt die glücklicher, die, die in alten Erinnerungen die Bürgſchaft großer Erfolge und Befriedigungen, und die ein ſtrenges

Recht für ſich hat: Klugheit und Gradheit treffen dann auf Einem Punkte zuſammen. Man muß dann ſein Recht zu bekennen und deſſen Verletzung abzuhalten wiſſen. Denn wie ſollte man ſonſt Vertrauen auf den Geiſt eines Volkes faſſen, das frei zu werden wähnt, ohne vorher wahr geworden zu ſein.

Sobald wir den Muth haben, wir ſelbſt zu ſein, mit dem Willen unſern Ueberzeugungen und unſern Anſprüchen nachzuarbeiten, ſo wird der Apparat jener reactionairen Scheinkräfte verſchwinden für immer, weil der ganze Geſichts- und Ideenkreis der Gegenwart, die ganze Sphäre der Thätigkeit und Beſtrebungen, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters bilden, weil die ganze Geſchichte der letzten Jahrzehenden mit einer ſiegesſichern Gewalt an ihrem Untergange arbeitet. —

Es kommt uns hier nur darauf an, die Anſicht nachzuweiſen, welche der berühmte Geſchichtsſchreiber über die gegenwärtigen Stände hat; ſein Werk enthält im Uebrigen Andeutungen, die einer nähern Beſprechung werth ſind. Vielleicht komme ich nächſtens darauf zurück.

Es iſt augenſcheinlich, daß, wenn auch kein beſtimmter Rath ertheilt wird, die Grundanſicht ſich im Weſentlichen der Simon'ſchen zuneigt. Nur iſt dabei noch eins zu bemerken. Gervinus iſt kein Preuße und kennt daher die noch immer unbezwingliche Ehrfurcht nicht, die auch die Häupter des preußiſchen Liberalismus mit dem Thron verbindet; er kann daher die Bedenklichkeit des ſittlichen Conflikts nicht überſehen, die auch dem unerſchrockenſten Herzen im Augenblick des Entſchluſſes ſich bemächtigt.

Tagebuch.

I.

Vom preußiſchen Landtage.

Erſte Woche.

Etwa eine Woche vor dem Beginn der ſtändiſchen Verſammlungen traf allmälig die Mehrzahl der Deputirten ein. Die liberale Oppoſition, die ſich vorher, wie es ihre Pflicht war, mit ihren Committenten berathen hatte, ſuchte ſich nun über einen Feldzugsplan zu verſtändigen. Zwei verſchiedne Anſichten über den Weg, den man einzuſchlagen habe, machten ſich geltend.

Die eine Partei, deren Kern im oſtpreußiſchen Adel beſtand, kam der Anſicht Simon's nahe: Wir ſind, nach der beſtimmt ausgeſprochenen Erklärung des Königs, nach allen einzelnen Beſtimmungen des Patents, weder der Form noch dem Weſen nach die Reichsſtände, welche dem Volk verheißen ſind; wir können alſo auch von ihren Functionen Nichts ausüben, ohne Hochverrath am Volke zu begehen; wir ſind Stände, wenn wir die den Ständen zukommenden Rechte haben; wo nicht, nicht.

Dieſe Partei war entſchloſſen eine Adreſſe zu entwerfen, in welcher der König gebeten werden ſollte, den Reichsſtänden diejenigen Befugniſſe in die Hände zu geben, die ihnen nach den Geſetzen zukämen; bevor dieſe Petition geſetzlich bewilligt wäre, wollte ſie ſich überhaupt auf Nichts einlaſſen, zu keiner Wahl, zu keiner Berathung ſchreiten. Die hervorragendſten Männer dieſer Geſinnung ſind aus Oſtpreußen. Der Landtagsmarſchall v. Brünneck ſelbſt, v. Auerswald, v. Bardeleben, Graf v. Dohna-Weſſelshöfen, Siegfried, Heinrich aus Königberg, der ſpäter hinzukam. Ich nenne dieſe Namen, weil ſie in ihrer Provinz die bekannteſten ſind, und vom beſten Klange.

Es lag in dieſem Plane etwas bedenkliches. Wer ſind jene Männer! Nicht etwa leichtfertige, ungeſtüme Jünglinge, ſondern begüterte, erfahrene Männer, voll von der aufrichtigſten Hingebung an das königliche Haus. Es müßte dies für ſie ein ſchwerer Schritt ſein, gegen den ſich das Gemüth empörte. Wenn das Gewiſſen dem Gemüth widerſpricht, ſo tritt ein ſentimentaler Zuſtand ein, bei dem ein

Hauch, ein unvorhergesehener Zufall, bestimmend und ändernd einwirken kann. Man übertäubt sich gewissermaßen mit dem Heroischen des Schrittes; aber diese Uebertäubung hält nicht Stand; man geht nicht mit dem rechten, frischen Muth ins Feuer; man bringt in die Schlacht das Vorgefühl und die Resignation der Niederlage mit. Ein Gemüth, das in einer sittlichen Collision liegt, kann nicht frei handeln.

Die andere Ansicht wurde von den Rheinländern vertreten, namentlich den berühmtesten Vorkämpfern derselben, Camphausen und Hansemann. Es sind in dieser Provinz die Städte, der Reichthum, die Industrie, die den Vortritt nehmen. Der Bürgerstand ist seinem Wesen nach praktisch; zu theoretisch-resignirten Eingebungen ist der Adel geneigter. Wenn nämlich in dem Patent ein doppeltes Moment enthalten ist: die Einberufung selbst und die Anweisung der Grenzen innerhalb deren sich die Stände zu bewegen haben; wenn die letztern so enge sind, daß alle Bedeutung der Stände durch sie aufgehoben würde, wenn sich also zunächst der theoretische Entschluß darzubieten scheint: lieber Nichts sein als etwas Halbes! so liegt dem praktischen Sinne ein zweiter näher. Wir sind nun als Stände hier; es ist die Frage, ob jene Grenzen nicht eine blos theoretische Bedeutung haben. Es ist uns verboten, sie zu überschreiten; wie weit aber dies Verbot hinreichen wird, müssen wir erst versuchen. Wir wollen unsre Rechte in einer Adresse verwahren; wir wollen keine Handlung vornehmen, durch die wir uns präjudiziren, z. B. nicht die Finanz-Deputation, nicht den Ausschuß wählen u. s. w., bis diese Rechte gesetzlich anerkannt sind; im Uebrigen uns aber nicht abhalten lassen, die wohlthätige Wirksamkeit, welche der vereinigte Landtag in seiner Hand hat, auszuüben.

Auch in diesem Vorschlag lag etwas Bedenkliches. Die Idee der Preußen war einfacher; sie durften nur einmal die Majorität für ihren Vorschlag gewinnen, dann war jeder weitere Kampf unnöthig; so aber müßte der Kampf bei jedem neuen Geschäft erneut werden; bei jedem müßte eine schwankende, unbestimmte Majorität entscheiden, ob es den Befugnissen der Provinzialstände, ob es dem des vereinigten Landtags nach dem Patent vom 3. Februar zukäme. Man konnte keinen Augenblick seines Bodens gewiß sein.

Aber diese Idee klang versöhnlicher. Theils dieser Gedanke, theils der Einfluß jener beiden ausgezeichneten Redner bestimmte die preußischen Stände, nachzugeben. Auch die später hinzukommenden Deputirten aus den andern Provinzen, namentlich Graf Schwerin, schlossen sich dieser Ansicht an. Man entwarf eine Adresse, — Camphausen war der Haupturheber — zugleich ehrfurchtsvoll, gemessen und bestimmt. Man glaubte der Majorität gewiß zu sein; man trug sich mit der Hoffnung, auch den König, wenigstens in den wesentlichsten Punkten, umzustimmen. Man hielt diese Hoffnung künstlich fest, obgleich einzelne Aeußerungen hoher Personen hinlänglich zu erkennen gaben, daß an keine Concession zu denken sei.

So nahte der 11. April. Indessen war das Gouvernement nicht müssig gewesen. Um jeden Anlaß zur Unzufriedenheit abzuschneiden, so weit das strenge Aufrechthalten der absoluten Monarchie dies zuließ, wurden unmittelbar vor Einsetzung der Stände in den Zeitungen eine Reihe neuer Gesetze publizirt, die alle

in liberalem Sinne abgefaßt waren. So vor allen Dingen das Patent vom 30. März, die Bildung neuer Religionsgesellschaften betreffend, publizirt am 9. April. Die praktisch wichtigste Bestimmung desselben war folgender Zusatzartikel von Seiten des Königs: „Wenn Ich denjenigen, welche ihre Kirche verlassen und zu einer besondern Religionsgesellschaft sich vereinigen oder einer solchen sich anschließen, nur insoweit, als ihre Vereinigung vom Staate genehmigt ist, den fortdauernden Genuß ihrer bürgerlichen Rechte und Ehren ausdrücklich zugesichert habe, so darf dieser Bestimmung, wie Ich dem Staatsministerium zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse hierdurch eröffne, nicht die Auslegung gegeben werden, als ob der Beitritt zu einer vom Staate noch nicht genehmigten Religionsgesellschaft ohne Weiteres den Verlust jener Rechte und Ehren zur Folge habe. Eine solche Auslegung würde ganz Meiner Absicht entgegen sein. Insbesondere mache Ich darauf aufmerksam, daß kein Militär- oder Civilbeamter blos deshalb, weil er sich von seiner Kirche getrennt und einer bisher noch nicht genehmigten Religionsgesellschaft angeschlossen hat, in den mit seinem Amte verbundenen Rechten, sofern nicht das Amt selbst, wie z. B. bei den Schullehrern u. s. w., durch eine bestimmte Confession bedingt ist, eine Schmälerung erleiden darf."

Ferner: „Der Austritt aus der Kirche kann nur durch eine vor dem Richter des Orts persönlich zum Protokoll abzugebende Erklärung erfolgen. Diese Erklärung hat nur dann rechtliche Wirkung, wenn die Absicht, aus der Kirche auszutreten, mindestens vier Wochen vorher dem Richter des Orts in gleicher Weise erklärt worden ist."

Wäre dies Patent einen Monat früher erschienen, so hätten manche gehässige Conflicte, namentlich in Königsberg, vermieden werden können, und es würde ein allgemeiner Jubel sich erhoben haben. Jetzt war man von dem freien Gedanken der Verfassung so erfüllt, daß jenes Gesetz — ich will nicht sagen ohne Theilnahme, aber doch ohne die rechte Wärme hingenommen wurde.

An demselben Tage erschien eine Verordnung, in welcher denjenigen Personen, die aus der Kirche ausschieden, die Civil-Ehe anheimgegeben würde. Ein höchst bedeutungsvoller Act, weil bei der Leichtigkeit, die Kirche zu verlassen, über kurz oder lang die Nothwendigkeit sich ergiebt, die Civil-Ehe allgemein einzuführen. Den folgenden Tag wurde die Oeffentlichkeit der Criminal- und Civil-Gerichtssitzungen festgestellt, mit Ausschluß von Frauen und unanständig Gekleideten; eine Einrichtung, die bei der in Kurzem bevorstehenden Erweiterung des bei den Berliner Gerichten eingeführten Verfahrens über die ganze Monarchie eine noch viel größere Bedeutung gewinnt.

Durch eine gleich darauf publizirte Verordnung wurde das Verfahren bei Competenzconflicten zwischen den Gerichten und Verwaltungsbehörden auf eine zweckmäßige Weise regulirt.

Wer sollte aber an dergleichen noch lebhaften Antheil nehmen, in einem Augenblick, wo die Eröffnung der Stände bevorstand, wo die Thronrede den Hoffnungen und Wünschen eines großen Theils des Volks entweder neuen Boden gewähren, oder alle und jede Aussicht abschneiden mußte.

Das letzte ist geschehen!

Ich werde mich hüten, die Ehrfurcht gegen die Majestät dadurch zu ver-

letzen, daß ich an die Rede des Königs den Maßstab der Kritik lege. Ich werde nur referiren.

Das Wesentliche ist, daß jede bedeutendere Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen vom 3. Februar auf das Entschiedenste im Voraus abgeschlagen ist; ja, daß das Aussprechen von Wünschen, die früher gesetzlich erlaubt waren, jetzt bei der Vollendung des Verfassungsentwurfs als ein Verbrechen bezeichnet ist.

Hören wir die eignen Worte des Monarchen, die geeignet sind, uns jeden Zweifel darüber zu benehmen.

„— Ehren wir das Andenken des hochseligen Königs auch in dem Stück, daß wir sein endlich und eben vollendetes Werk nicht gleich durch Neulingshast in Frage stellen. *Ich versage im Voraus jede Mitwirkung dazu.* Lassen wir die Zeit und vor Allem die Erfahrung walten, und vertrauen wir das Werk, wie sich's gebührt, den fördernden bildenden Händen der göttlichen Vorsehung." —

„Ich habe Mir die Befugniß vorbehalten, auch ohne die gesetzlichen Veranlassungen, diese große Versammlung dann zusammen zu berufen, wenn Ich es für gut und nützlich halte, und Ich werde es gern und öfter thun, *wenn dieser Landtag Mir den Beweis gibt, daß Ich es thun könne, ohne höhere Regentenpflichten zu verletzen.*" —

„Mein treues Volk hat die Gesetze vom 3. Febr. mit warmer Dankbarkeit empfangen, und wehe dem, der ihm seinen Dank verkümmern und ihn gar in Undank verkehren wollte." —

„Ich weiß gewiß, daß Manche dies Kleinod verkennen, daß es Vielen nicht genügt. Ein Theil der Presse z. B. findet von Mir und Meiner Regierung geradezu Revolution in Kirche und Staat, und von Ihnen, Meine Herren, Acte zudringlicher Undankbarkeit, der Ungesetzlichkeit, ja des Ungehorsams. Es sehen auch Viele, und unter ihnen sehr redliche Männer, Unser Heil in der Verwandlung des *natürlichen* Verhältnisses zwischen Fürst und Volk in ein *conventionelles*, durch Urkunden verbrieft, durch Eide besiegelt." —

„Es drängt Mich zu der feierlichen Erklärung: daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, Mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein conventionelles, constitutionelles zu verwandeln, und daß Ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unserm Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen." —

„Von Einer Schwäche weiß Ich Mich gänzlich frei. Ich strebe *nicht* nach eitler Volksgunst." —

„Ich wende den getrübten Blick von den Verirrungen Weniger (der Presse, der religiösen Neuerer) auf das Ganze Meines Volks. Mein Volk ist noch das alte."

„Von allen Unwürdigkeiten, denen Ich und Mein Regiment seit zwei Jahren ausgesetzt gewesen, *appellir' Ich an Mein Volk!* Von allen schnöden Erfahrungen, die Mir vielleicht noch vorbehalten sind, *appellir' Ich im ver-*

aus an Mein Volk! — Mein Volk will nicht das Mitregieren von Repräsentanten, die Schwächung der Hoheit, die Theilung der Souverainität, das Brechen der Vollgewalt seiner Könige, die ihm seine Geschichte, seine Freiheit, seinen Wohlstand begründet und seine theuersten Errungenschaften allein schützen können und — sie schützen werden." —

„Ich lese aber die Gesinnungen des Volks nicht in den grünen Pforten und im Jubelruf des Festes, noch weniger im Lobe und Tadel der Presse, oder gar in den bedenklichen, zuweilen verbrecherischen Forderungen gewisser Adressen, wie sie wohl an Thron und Stände oder sonst wohin gelangen; ich habe sie aber mit Meinen Augen in dem rührenden Dank der Menschen gelesen für kaum verheißene, kaum begonnene Wohlthaten, hier, wo breite Landstriche unter Wasser standen, dort, wo die Menschen kaum vor Hunger genasen: in ihrer schönen Freude, in ihren nassen Augen hab' ich sie gelesen vor drei Jahren bei der Königin und Meiner wunderbaren Lebensrettung!"

„— — In Meiner Monarchie steht Keiner der drei Stände über dem andern oder unter dem andern. Sie stehen alle in gleich wichtigen Rechten und in gleich geltenden Ehren neben einander, ein jeder aber in seinen Schranken, ein jeder in seiner Ordnung — das ist mögliche und vernünftige Gleichheit, das ist Freiheit!" —

„Noch ein Wort über die Lebensfrage zwischen Thron und Ständen. Der hochselige König hat das ständische Wesen nach reiferer Ueberlegung im geschichtlich-deutschen Sinn in's Leben gerufen und Ich habe an seinem Werke allein in diesem Sinne fortgebaut. Durchdringen Sie sich, Ich beschwöre Sie, mit dem Geist dieser uralten Einsetzungen. Sie, Meine Herren, sind deutsche Stände im althergebrachten Wortsinn, d. h. vor Allem und wesentlich Vertreter und Wahrer der eigenen Rechte, der Rechte der Stände, deren Vertrauen den bei weitem größten Theil dieser Versammlung entsendet. Nächstdem aber haben Sie die Rechte zu üben, welche Ihnen die Krone zuerkannt hat. Sie haben ferner der Krone den Rath gewissenhaft zu ertheilen, den dieselbe von Ihnen fordert. Endlich steht es Ihnen frei, Bitten und Beschwerden, Ihrem Wirkungskreise, Ihrem Gesichtskreise entnommen, aber nach reiflicher Prüfung, an den Thron zu bringen."

„Das aber ist Ihr Beruf nicht: Meinungen zu repräsentiren, Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung bringen zu sollen. Das ist vollkommen undeutsch und obenein vollkommen unpraktisch für das Wohl des Ganzen, denn es führt nothwendig zu unlösbaren Verwickelungen mit der Krone, welche nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach eigner freier Bestimmung herrschen soll, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren **kann und darf**, wenn Preußen nicht bald ein leerer Klang in Europa werden soll! Meine Stellung und Ihren Beruf klar erkennend und fest entschlossen, **unter allen Umständen** dieser Erkenntniß treu zu handeln, bin Ich in Ihre Mitte getreten, und habe mit königlichem Freimuth zu Ihnen geredet. Mit derselben Offenheit und als höchsten Beweis Meines innigen Vertrauens gebe ich Ihnen hier nun mein königliches Wort, daß ich Sie **nicht** hieher gerufen haben würde, wenn Ich den geringsten Zweifel

hegte, daß Sie Ihren Beruf anders deuten wollten und ein Gelüst hätten nach der Rolle ſogenannter Volksrepräſentanten. Ich würde es darum nicht gethan haben, weil alsdann nach Meiner tiefſinnerſten Ueberzeugung Thron und Staat gefährdet werden, und weil Ich es als Meine erſte Pflicht erkenne, unter allen Verhältniſſen und Schickungen Thron und Staat Meiner Regierung zu bewahren wie ſie ſind." —

„Bedenken Sie auch, daß die Zeit der Ungewißheit über die Geſtaltung des ſtändiſchen Weſens vorüber iſt. Manches, was die Nachſicht bisher mit dieſer Ungewißheit entſchuldigen konnte, hat hinfort kein Entſchuldigung mehr. Der 3. Februar dieſes Jahres hat, wie der dritte Februar 1813, den echten Söhnen des Vaterlandes die Bahn geöffnet, die ſie zu wandeln haben." — —

Wenn wir den Geiſt, der in dieſer Rede athmet, im Großen und Ganzen auffaſſen, ſo iſt es, wie der König es ganz richtig bezeichnet, eine großartige Offenherzigkeit, durch welche die Frage in das allein richtige Verhältniß geſtellt wird. Nur eine ſinnloſe Verblendung oder eine feige, kriechende Heuchelei können noch den Wahn hegen, im Einverſtändniß mit der Krone an der Entwickelung des conſtitutionellen Weſens, d. h. derjenigen politiſchen Einrichtungen zu arbeiten, nach welchen die Stände und das Volk abſolute Rechte, der Krone gegenüber, in Anſpruch nehmen dürfen.

Die Sache ſteht jetzt entſchieden anders, als vor drei Tagen. Es ſind im Weſentlichen die Anſichten der hiſtoriſchen Doctrin, die uns nicht nur als der unbedingte Entſchluß des Königs, ſondern als der Maßſtab der Geſetzlichkeit und des Rechts dargeſtellt werden. Was bleibt nun den Ständen übrig?

Es bleibt nach meiner Meinung, wenn ſie nicht alle ſittliche Würde der Nation untergraben, alle Achtung, die das deutſche Volk in Anſpruch nehmen kann, mit Füßen treten wollen, nur zweierlei übrig. Entweder entſagen ſie unbedingt und aufrichtig allen Hoffnungen und Illuſionen über eine conſtitutionelle Entwickelung des Staats; ſie gehen ohne Rückhalt auf den nun deutlich und unwiderruflich ausgeſprochenen Willen des Königs ein. Sie weiſen alle Petitionen, die gegen dieſen Sinn des Königs auftreten, entſchieden zurück, und ſuchen in aufrichtigem Einverſtändniß mit dem König und ſeiner Regierung das Gute, was ſich aus einer ſolchen Art des Staatsweſens, wenn die Stände wirklich das Vertrauen der Krone gewinnen, ergeben kann, zu finden. Sie mögen ihr Gewiſſen ernſtlich prüfen, ob ſie alle entgegenſtehenden Bedenken beſchwichtigen können; wenn das aber geſchehen, nur nicht auf dem Wege ſtehen bleiben! Es läßt ſich in der That Manches für einen ſolchen Ausweg ſagen. Der heimliche Krieg, wie er bis jetzt geführt worden iſt, wirkt demoraliſirend auf das Volk.

Können die Stände ſich aber, nach Pflicht und Gewiſſen, zu dieſer unbedingten Hingebung nicht entſchließen, ſo bleibt ihnen — oder denen unter ihnen, die entſchloſſen ſind, die Oppoſition fortzuſetzen — nur Ein Entſchluß übrig. Sie müſſen eine Adreſſe entwerfen, in der ſie erklären, in dieſem Sinn an der ſtändiſchen Wirkſamkeit nicht Theil nehmen zu können. Ob dieſe Adreſſe die Majorität erlangt oder nicht, iſt vollkommen gleichgültig. Wird dieſe Adreſſe, wie

zu erwarten steht, zurückgewiesen, so müssen sie ohne weiteres Zaudern ihre Vollmacht in die Hände ihrer Committenten zurückgeben. Jeder Mittelweg ist nicht allein moralisch verwerflich, er ist auch politisch verderblich, denn er sanktionirt die heimliche Fehde.

Jeder Einzelne steht hier für sich selbst; ein Verstecken hinter den andern ist nicht möglich. Es gilt nicht, etwas zu erreichen, sondern für seine Person die Pflicht zu wahren. — Es wird sich nun zeigen, was die Stände thun! —

Leider war der erste Eindruck, den die Thronrede auf die Stände machte, nicht eben erhebend. Sie fühlten sich deprimirt; ihr Herz zog alle Schleußen auf, und sie waren unschlüssig. Als ob die Thronrede, dem Wesen nach, etwas Unerwartetes enthalten hätte!

Ein guter Theil der entschiedensten Liberalen hatte nicht übel Lust, sofort abzureisen. Das hätte einer Flucht so ähnlich gesehen, wie ein Ei dem andern. Nicht auf das Gehen kommt es an sondern wie man geht.

Vorläufig wurde wenigstens eine Adresse beliebt; Graf Schwerin sollte sie in Antrag bringen. Ehe wir zu der Sitzung vom 12. April übergehen, müssen wir über die vorgelegten Propositionen und die Geschäftsordnung Einiges vorausschicken. Die Propositionen sind von großer Bedeutung und tragen durchaus einen wohlthuenden Charakter. Außer der Vorlage des Finanzetats — über den später — sollen nämlich folgende Gesetzvorschläge der Berathung unterzogen werden:

1) Eine Proposition, betreffend die Aufhebung der Mehl- und Schlachtsteuer, die Beschränkung der Classensteuer und die Einführung einer Einkommensteuer. (Mit welchem Jubel würde man diesen Gesetzentwurf begrüßt haben, wenn man nicht durch andere Empfindungen gestört wäre!)

2) Wegen einer aus dem Eisenbahn-Fond zu verzinsenden und zu amortisirenden Anleihe zur Ausführung der großen Preußischen Ostbahn.

3) Wegen Uebernahme der Garantie des Staats für die zur Ablösung der Reallasten von bäuerlichen Grundstücken zu errichtenden Rentenbanken.

4) Wegen Errichtung von Provinzial-Hülfskassen in sämmtlichen Provinzen der Monarchie, und zinsfreier Ueberweisung der dazu nöthigen Fonds aus Staatskassen.

Einen minder erfreulichen Charakter trägt das Geschäfts-Reglement des vereinigten Ausschusses. Abgesehen von einzelnen Bestimmungen, die der Würde des Landtags nicht gewäß scheinen, wie z. B. das Recht des Königl. Commissarius, die Veröffentlichung von Verhandlungen, die ihm unangemessen scheinen, zu inhibiren, trägt das Ganze das Gepräge eines detaillirten Mißtrauens, das grade, weil es so sehr in's Einzelne geht, in jedem Augenblick zu Collisionen Veranlassung geben, und eine beständige Bitterkeit unterhalten muß. — Als die Sitzung der Stände den 12. April eröffnet war, erhob sich der Graf von Schwerin, und beantragte (wie die P. A. Z. berichtet) eine Adresse an den König, in welcher der Dank für die Einberufung der Stände und die darin nicht zu verkennende wohlwollende Gesinnung abgestattet, zugleich aber auch die Bedenken über die Schmälerung der dem Volk und den Ständen rechtlich zustehenden Ansprüche ausgedrückt werden sollten. Vor diesem wichtigen Act dürfe nichts Anderes angenommen werden. Der Landtagsmarschall fragte, ob dieser Antrag von der nothwendigen Zahl unterstützt werde. Sofort erhob sich eine sehr große Majorität. Von

den Preußen blieben nur Wenige sitzen. Die Hauptstütze scheint die „conservative Partei" in der schlesischen Ritterschaft zu haben. Der Landtagsmarschall ernannte darauf das zur Entwerfung dieser Adresse bestimmte Comité, aus 18 Personen bestehend, darunter mehre liberale, v. Auerswald aus Preußen, Beckerath vom Rhein, Abegg aus Danzig ꝛc. Ueberhaupt ist das Comité so zusammengesetzt, daß von den 18 eine Majorität von 13 diejenige Meinung vertritt, welche in der Adresse eine ernstliche Verwahrung — ob mit Angabe der Eventualität, steht noch dahin — anzubringen für nöthig erachtet.

Darauf erklärte Hansemann (aus Aachen), er müsse wegen der dem vereinigten Landtag auferlegten Geschäftsordnung mannigfaches Bedenken und den Antrag stellen, daß sobald als möglich ein Comité erwählt würde, dieselbe zu revidiren. Der Landtagscommissarius machte ihn darauf aufmerksam, daß dieses nur auf dem Wege einer Petition angehe. Hansemann erklärte sich damit einverstanden, forderte aber den Königl. Commissarius auf, dafür zu sorgen, daß die Möglichkeit einer solchen Petition beschleunigt werde. v. Auerswald bemerkte, das liege nicht in den Befugnissen des Commissarius, die Geschäftsordnung gehe lediglich dem Landtagsmarschall an.

Ein Abgeordneter aus Posen suchte auseinanderzusetzen, daß es im Interesse einer jeden Versammlung liegen müsse, ihr Geschäftsreglement selbst zu entwerfen und nicht von anders woher zu erhalten. In seiner Rede kam der Passus vor: Gibt es einen König ohne Volk? — Nein, unterbrach ihn der Marschall, aber das gehört nicht zum Geschäftsreglement.

Bei dem Diner, welches Se. Majestät an demselben Tage den Ständen gab, zeigte sich dieselbe gegen die einzelnen Deputirten sehr huldvoll; erinnerte die Preußen daran, daß auf ihrer Provinz die Krone ruhe, daß sie die festeste Stütze des Thrones sei, die Westphalen, daß in ihrer Provinz der Stammsitz der deutschen Nationalität sei, u. s. w.

Den folgenden Tag hielt das Comité seine Sitzungen. Beckerath wurde mit Abfassung der Adresse beauftragt, die morgen (den 14. April) im Comité, übermorgen (den 15. April) in der Ständeversammlung berathen werden soll. Heute sind viele von den Deputirten bei dem Prinzen von Preußen.

† †

II.

Aus Wien.

1.

Friedrich List. — Nicolaus Lenau. — Hofrath Werner und seine Mission. — Krakauer Universität. — Die Akademie. — Leiden und Freuden Jenny Lind's. —

Die eben bekannt gewordenen Verhandlungen der Generalversammlungen des juridisch-politischen Lesevereins brachten auch den Antrag eines Mitgliedes zur Kenntniß, welcher eine Sammlung für die Hinterbliebenen Friedrich List's vorschlug. Eine Stimmenanzahl neigte sich dahin, daß der Verein, der das geistige

Element Wien's mehr als jeden andern Kreis repräsentirt, auch auf eine geistige Art das Andenken des deutschen Patrioten feiere durch Aufstellung einer Büste, Prägung einer Medaille oder dergleichen; um so mehr, da es in Wien bekannt ist, daß der reiche Schwiegersohn des Hingeschiedenen (Herr von Pacher) sich mehrfach verletzt gegen die öffentlichen Collekten aussprach, wobei freilich die Frage entsteht, warum er dies nicht öffentlich that. Wahrscheinlich durch seine bekannte Ansicht der Sache geleitet, begnügte sich der Verein in der vor einigen Tagen abgehaltenen Generalversammlung, List eine glänzende, gesinnungsvolle Denkrede durch den k. k. Professor Hye halten zu lassen, und die Mitglieder aufmerksam zu machen, daß ein hiesiges Großhandlungshaus eine Subscriptionsliste eröffnet habe, wohin die Mitglieder ihre Beiträge liefern könnten, indem überhaupt es mehr dem Gewerbsvereine und dem Handelsstande zukäme für seinen Vorkämpfer eine Sammlung einzuleiten. Wie richtig diese Ansicht auch immer sein mag, so können wir doch nicht unerwähnt lassen, daß es mehr als 1000 fl. Conv.-M. kostete, als man List zur Ehre ein Jahr früher ein Festessen gab und es in der Leipziger illustrirten Zeitung in Holz schneiden ließ. —

Wir freuen uns durch eine Notiz in Ihrem Blatte, rücksichtlich Lenau's seine Angelegenheit zur Sprache gebracht zu haben. Seine Freunde haben für drei Jahre den fehlenden Betrag zu seiner Subsistenz gesichert, die er in dem Görgre'schen Institute in Döbling bei Wien finden wird, nach dem die aus Winenden einlaufenden Berichte sein Leiden als unheilbar erklären. Noch läßt das Verweilen des Manuscripts seines fast vollendeten Don Juan, in den Händen des Hofraths R. in Stuttgart, einige Besorgniß übrig, indem es in keiner weitern Abschrift existirt, und ein Zufall oder ein Todesfall es leicht in Verlust gerathen lassen könnte. Mögen diese Worte genügen, um auf die Gefahr eines Nationaleigenthums aufmerksam zu machen. —

Freiherr von Pillersdorf befindet sich zur Freude Aller, die den freisinnigen Fortschritt in Oesterreich wünschen, wieder vollständig auf dem Wege der Genesung. — Hofrath von Werner, der mit einer außerordentlichen Mission nach Berlin abgeordnet war, ist nach einem kurzen Aufenthalte daselbst von wenigen Tagen, bereits wieder hier eingetroffen. Daß die Mission wichtig, sehr wichtig sein mußte, beweist, daß man grade diesen Staatsmann dazu gewählt, der zu den innigsten Vertrauten der Staatskanzlei gehört; daß es jedoch die preußische Verfassungsfrage nicht betrifft, davon dient schon der Umstand als Beweis, daß Baron Werner einen Tag vor der Thronrede von Berlin abgereist ist.

Professor Endlicher wird am 15. dieses Monats eine Reise nach Krakau antreten, um die dortigen Universitätszustände genau kennen zu lernen und über dieselben zu berichten. Leider fehlt ihm jede Kenntniß einer slavischen Sprache.

Komisch ist es, daß die seit einem Jahrzehent so heiß betriebenen Wünsche des Herrn v. Hammer so unerwartet in Erfüllung gehen, indem Oesterreich von der Republik Krakau eine Akademie der Wissenschaften geerbt hat, und es ist begreiflich, daß bei einem solchen embarras de richesse (die Monarchie besitzt jetzt vier Akademien der Wissenschaft: in Mailand, Prag, Pesth, Krakau) die Akademie in Wien nicht ins Leben treten will; wenigstens verläßt uns dieser Tage der Cura-

tor der nicht existirenden Akademie ohne Aussicht auf deren Realisirung. Das Aktenstück befindet sich jetzt in den Händen des Bundestagsgesandten, des Grafen Münch-Bellinghausen.

Vor mehrern Tagen hat Meyerbeer Wien verlassen, es sind ihm die glänzendsten Auszeichnungen in künstlerischen und gesellschaftlichen Kreisen zu Theil geworden. Was den Hof betrifft, so scheint der Sängerin Lind über den schöpferischen Künstler der Vorzug eingeräumt zu sein. Der Erzherzog Franz Karl warf der Sängerin einen Kranz auf die Bühne und die Erzherzogin nahm in ihrem Salon ein Braselet vom Arm und legte es der Lind an. Selbst die officielle Wienerzeitung, die noch immer dem groben Kanzleistyl des vorigen Jahrhunderts huldigt und kurzweg zu berichten pflegt: der Kaiser hat dem Professor oder dem Grafen so und so das und das verliehen, berichtete: der Kaiser hat „die ausgezeichnete Künstlerin", Jenny Lind, zur Kammersängerin ernannt. Uebrigens hat die Lind hier den Ruf einer rücksichtslosen Launenhaftigkeit, eines erziehungslosen Benehmens, gegen Personen und Familien die ihr mit dem größten Wohlwollen, das die Sängerin auch annahm, entgegengekommen sind, zurückgelassen. Nur dem Publikum sagte sie bei ihrem letzten Auftreten: „man habe sie in Wien am besten verstanden." Was meinen die Berliner dazu? Leider versteht man in Wien alle geschminkte Kunst besser als die ungeschminkten wichtigsten Wahrheiten und einige Staatsmänner sollen dies nicht ungern bemerken. —

o — o

2.

Das Anlehen. — Die große und die kleine Bank. — Eine Berechnung. — Die Reduction des Militäretats und die Büreaukratie. — Macht und Unmacht. —

Kaum hat sich der Wienerwitz über die providentielle Lola Montez beschwichtigt, an der er sich vermuthlich aus Theilnahme für den Hof so lebhaft interessirte, kaum erfreut sich der Wiener des Vortheils, daß Kain (klein) Minister ist, seit Abel abgetreten; so will hier die öffentliche Meinung im Gefühle ihres Berufs als Puls- und Taktschlag des staatlichen Lebens, unserm trefflichen Hofkammerpräsidenten, diesem energischsten aller Staatsmännern Oesterreichs, die Zumuthung unterschieben, gleichfalls abzutreten, weil gegen seinen Willen, ganz mit Vergessung des glänzenden Lobes, das die Augsburger Allgemeine dem blühenden Zustande unserer Finanzen spendete, dennoch ein solch enormes und abnormes Anlehen gemacht werden konnte, durfte und mußte. Dieser new way to pay old debts verdient wohl eine nähere Beleuchtung. Jenes Anlehen beträgt 80 Millionen zum Cours von 105; Provisionen u. s. w. abgezogen, reduciren ihn jedoch auf 102, so daß der Staat 102 bekömmt für jede 100, die er ausstellt, immer aber zum Cours von 5 Prozenten. Es ist in 65 monatlichen Raten zahlbar, wo die erste am 1. Juni 1847 beginnt. Die erste Hälfte von 40 Millionen besteht in 5 Proz. Staatspapieren, d. h. der Staat creirt um 40 Millionen Metalliques mehr zu 5 Prozent. Für die übrigen 40 Millionen

haben die Contrahenten, die Herren privilegirten Hofbankiers Rothſchild, Sina und Eskeles das Recht, Staatspapiere zu 5, 4, 3 und 2½ Prozente auszugeben. Sie erklärten ſich für die 2½ Prozentigen. Hieraus erfolgt, daß, weil die 5 Prozentigen zu 102 übernommen wurden, die 2½ Prozentigen zu 51 ſtanden, mithin der Staat für jede 51 Gulden eine Obligation von 100 Gulden verſchreiben muß. Hierdurch wird zwar die Zinſenlaſt nicht vermehrt, denn von 80 Millionen zu 2½ verintereſſirt, zahlt man nicht mehr als von 40 Millionen zu 5 Prozenten, aber das Schuldencapital wird verdoppelt, da für die eine Hälfte ein Capital von 80 Millionen creirt, daher mit jener andern auf den Betrag von 120 Millionen erhoben wird. Die übrigen Bedingungen ſind noch: Wenn binnen dieſer 6 Jahre der Cours unter einen gewiſſen Gefrierpunkt fällt, ſo ſind die Contrahenten ihrer Verbindlichkeiten enthoben, d. h. die Nationalehre, der Ruf und die Wohlfahrt unſeres Vaterlandes ſind an die Geldchatoullen der Herren Hofbankiers geknüpft; weil zu ihrer Bereicherung der Frieden um jeden Preis gewahrt werden muß. Ferner darf kein neues Anlehen innerhalb dieſer 6 Jahre gemacht werden, außer mit den Contrahenten ſelbſt. Das Monopol wäre geſichert, die kleine Bank, die Induſtrie und das Bürgerthum ausgeſchloſſen. Von der kleinen Bank werden nur jene Häuſer mit 2½ Prozentigen zu 51 betheiligt, welche bei den Herren Hofbankiers um dieſe Gnade bittlich einkommen, ſo z. B. Königswarter, Todesco u. ſ. w. Binnen 10 Tagen wurde die ganze Geſchichte, zum eigenen Erſtaunen der Contrahenten abgemacht, die kaum auf das Eingehen ihrer Propoſitionen zu hoffen wagten. Das Tadelnswerthe an dieſen Anleihen dürfte man, wie folgt, zuſammenfaſſen können: 1. Iſt es ein wenig zu wucheriſch gemacht, da der Nominalwerth auf 100 zu 2½ Prozente lautet, kein Menſch aber weiß, wenigſtens nicht wiſſen ſoll, daß der Staat dafür nur 51 bekommen hat. Ein bischen chriſtliche Decenz hätten die Herren doch beobachten und ſich nicht ſo ſehr auf das Geheimniß ſteifen ſollen. 2. Kann, ſo lange der allgemeine Zinsfuß nicht unter 2½ Prozat geſunken iſt, keine Reduction ſtattfinden. Die Partiſane der Contrahenten gebrauchen den Ausdruck: Es iſt keine Kleinigkeit bei den jetzigen Aſpecten und ſozalen Convulſionen 6 Jahre lang vor der Kanone zu ſtehen. — Ja, aber aus der Kanone haben ſie den Schuß herausgezogen. 3. Kann der Tilgungsfond auf jene Hälfte des Anleihens, die in den Händen der Bankiers iſt, gar nicht operiren, d. h. ſie kann nicht eingelöſt werden, weil die Papiere alſogleich eine Cours bekommen werden, der höher als 51 iſt. Sie ſtanden gleich kurz nach der Ausgabe auf 56; weshalb der Tilgungsfond vielmehr dafür zahlen müßte, als er Staat bekommen hat. Und 4. iſt es unpolitiſch, da gerade jetzt das Geld rar iſt, weil Rothſchild ſo vielen Puiſſancen unter die Arme zu greifen hat, ein Alehen auf 6 Jahre im Voraus zu machen. Gerade ſo, wie Einer, der für 20 Pferde den Hafer auf 6 Jahre vorauskauft, jetzt, wo er am theuerſten iſt. Warum nicht, da man Geld brauchte, lieber ein kleineres Anlehen machen, und dann auf die Conjuncturen warten? Zur Begründung dieſes Anlehens wurden die finanziellen Vorlagen gemacht. Trotz der um 8 Millionen geſtiegenen Staatseinnahmen betrug das Defizit von 1846 dennoch 7½ bis 8 Millionen, ein Defizit, das ſich auch in der Zukunft wiederholen muß.

Achzig Millionen in 6 Jahrgänge getheilt, geben jährlich . .	15	Mill.
Hiervon für obiges Defizit alle Jahre	8	"
Für den Fortbau der Mailänder-Eisenbahn . . .	2½ bis 3	"
Für den vertragsmäßigen Fortbau der übrigen Eisenbahnen, wozu die Mittel ohnehin schon auf das Minimum reduzirt worden, so daß sie mit geringerer Energie fortgesetzt werden müssen als bisher	6	"
Summa	17	Mill.

Also 2 Millionen mehr als die Jahresquote des ganzen Anleihens beträgt. Alle Auslagen für Galizien, die Befestigungen, den Nothstand und für unvorhergesehene Fälle sind noch gar nicht berücksichtiget. Deshalb ist die Nothwendigkeit eingetreten, eine Reduction im Staatshaushalte auf's Tapet zu bringen, wozu die Herren vom Civil natürlicher Weise das Militär auserfahrn. Diese Reduction soll 7 Millionen betragen, so daß nach Deckung des Defizitchens vom Defizit noch 5 Millionen als Extraordinarium disponibel blieben. I., die Armee soll abermals das Bad ausgießen, sie, die 300,000 Mann schwach, damit das Heer von 140,000 Beamteten und von 112,000 Provisionisten und Diurnisten mit mehr Ruhe für die Sicherheit und Ehre des Staates — ——— — schreiben können; eine Armee die als Kaste betrachtet, wenigstens nach Traditionen die Ehre bewahrt, wo Gemeine und die niedern Officiere sich ohnehin kaum satt essen können, soll von den Herren des Civils durch das Sieb der Oekonomie geschüttelt werden, damit nur der feine Sand bleibe und der körnige Kies auf die Seite geworfen werde. Und dies zu einer Zeit, wo Frankreich und Rußland auf der Börse einander in den Armen liegen, und Herz an Herz, d. i. Säckel an Säckel gedrückt, das große Bündniß der Ruhmsucht und des Ehrgeizes, die Gewährung der gallischen und moskowitischen Volks- und Kabinetsleidenschaften durch Berne und Kisseleff beschwören. Gewiß, es muß zu den interessantesten Forschungen der politisch-ökonomischen Historik gehören, sich Rechenschaft zu geben über jene Unmacht, die Anleihen der beschriebenen Art möglich macht, sich aufzuklären über die Wucht jener Bankokratie, die sich vermißt mit den Geschicken eines Staates wie Oesterreich zu spielen und sele an ihre Geldkoffer zu binden, dort mit Heine und Börne liberal zu prunken, hier aber durch die Büreaukratie der Wechselstube das Beamtenthum des Kaiserstaates zu gängeln. Diese Wucht ist der Zwang des Egoismus, des Säkls, auf welchen die Differenzen der Börse mehr Einfluß üben als schöne Augen auf schwache Herzen; jene Unmacht ist der Mangel der Oeffentlichkeit, es ist der Mangel des Vertrauens unseres Staates zu seinen Kräften, zu dem Willen und gesunden Sinne des Volkes.

— Von der Freiung. —

3.

Anfangs April.

Die Noth. — Der Bürgermeiſter vor dem Kaiſer. — Holzmonopol und Kornwucher. — Brünner und Peſther Märkte. — Die Bauernverblendung. — Culturzuſtände.

Der Winter, dieſe ſchwere Bürde des Armen, iſt endlich vorübergegangen; ſonnigen Blickes zieht das Frühjahr ein, den einen mächtigen Feind der Armuth, die Kälte, verſcheuchend. Des Elends viel hat der heurige Winter in dem üppigen Wien erzeugt; noch nie waren die Spitäler ſo überfüllt, noch nie war die Sterblichkeit ohne Seuchen ſo groß geweſen. Allerdings hat ſich die Regierung bemüht durch Geldvertheilungen das Elend zu mildern. Herzensgüte und Wohlthätigkeitsſinn, Menſchenliebe und Gnädigkeit ſind ja die auszeichnenden Attribute unſerer Kaiſerfamilie. Was nützen aber dem Armen ein paar Gulden von Heute auf Morgen, wenn er Uebermorgen abermals keine Arbeit und keinen Verdienſt findet, wenn er die Lebensmittel theuer bezahlen muß? — Er vervöllert die ſchmale Gabe, und hat „Durſt, viel Durſt.“ Nach der herben Noth, den Krallenſchlag der Angſt im Herzen, das fröſtelnde Schauern der Hoffnungsloſigkeit in den Adern tragend, will er vergeſſen, wenigſtens für Heute, für Morgen vergeſſen, was er gelitten, er will nicht daran denken, was er noch leiden muß. Die Wahrnehmung, wie das Elend dennoch trinkt und ſich betrinkt, mag wohl — ſo erzählt man — den Bürgermeiſter Czapka von Gewinnſtetten bewogen haben, dem Kaiſer auf die Frage: Ob es den untern Claſſen wirklich ſo ſchlecht ergehe? zu antworten, daß eigentlich keine Noth in Wien ſei, da alle Wirthshäuſer beſtändig gefüllt wären. Jedermann begreift dieſe Antwort in der Vorausſetzung, daß man von einem Wiener Bürgermeiſter Anno 1847 das Geſtändniß noch nicht erwarten dürfe, wie die Regierung keine Vorkehrungen getroffen, um durch ſtädtiſche Getraidevorräthe, welche zu Zeiten der Theuerung auf den Markt gebracht würden, dem Kornwucher, um durch ähnliche Maaßregeln dem Holzmonopol die Spitze zu bieten. Autonomiſch organiſirte Communen hätten ſich ſelbſt geholfen. Immer aber iſt hier der Preis des Waizens, im Vergleich gegen Baiern, um mehr als die Hälfte geringer. Geſegnetes, dreimal geſegnetes, daher um ſo ſtrafbareres Oeſterreich, wenn dennoch des Mangels grinſende Züge, wenn des Hungers Drängen den Friedlichen erſchrecken! Möge dieſe Lehre zur Warnung dienen. Leider aber gibt es keine Warnung ohne Oeffentlichkeit. Die Brünner und Peſther Märkte ſind trotz der wachſenden Induſtrie und des aufblühenden Handels — ſo ſchlecht ausgefallen, daß die Verkäufer nicht einmal die Waarenkiſten zu öffnen nöthig hatten. Viele Weber ſind brodlos geworden. Mehrere große induſtrielle Häuſer fallirten. Die National-Bank ſteht ja nur den Sina's und Conſorten offen. Man erzählt ſich von Tumulten gegen die Bäcker, von Zuſammenrottungen des Plebs in Prag. Auch hier ſoll Aehnliches ſtattgefunden haben. Ein Factum aber beſteht, nämlich daß in jeder Caſerne eine Compagnie mit zwei Offizieren in ſteter Bereitſchaft ſein muß. Dieſe Mannſchaft führt die Benennung: Politiſche Reſerve. Nach Raindorf wurde eine Polizeiabtheilung mit einem Polizeicommiſſär verlegt. Auch in Galizien — Viele lebten von Gras und Wurzeln, wie es die Autopſien zeigten — war die Noth

gräßlich; in Schleſien nicht minder. Die Robotablöſung ſoll dabei auf Renitenzen beim Landvolke ſtoßen. Arm und roh, daher mißtrauiſch und ſtörrig, will es nicht die Segnung erkennen, wenn der Werth der abzulöſenden Robot auf ſeinen Grund und Boden als erſte Hypothek vorgemerkt würde. Arm und roh gebraucht es die Waffen der Armuth und Rohheit, jene plumpe aber gewichtige Waffe des Nichtverſtehenwollens, der Vorliebe für das Alte, an das es ſo ſehr gewöhnt, für das es von Jugend auf erzogen worden. Jetzt ſoll es auf Ein Mal, Knall und Fall, Zeitgeiſt haben, aufgeklärt fühlen, liberal denken. Wie ſich alle Extreme berühren, ſo berühren ſie ſich auch hier. Sklaverei und Zügelloſigkeit, Rohheit und die inſtinctive Liſt des Egoismus, Unglaube und Aberglaube, waren von jeher Geſchwiſter, und lehren auch jetzt den Bauer ſich mit der Hoffnung tröſten: In ein paar Jahren haben wir die Robot- und Zehntablöſung umſonſt. Weit hinausgeſchobene, an der Selbſtſucht des status quo auf die lange Bank gelegte Zeitfragen laſſen ſich nicht übers Knie brechen. Die Aufklärung, die öffentliche Meinung müſſen ſich „de longue main“ vorbereitet haben. Beide hat man in Oeſterreich bei Thor und Thüren hinausgejagt, obwohl ihnen Joſeph den Einzug geſtattet hatte.

— Von der Freiung. —

III.

Aus Paris.

Anfang April.

Das Banquett der Fourieriſten.

Das franzöſiſche Volk, dies ſo oft als frivol und oberflächlich verſchrieene, hat doch einen idealiſchen Drang, eine Kraft des inneren Aufſchwungs in ſich, die ihm auch bei den widerſtrebendſten Naturen Bewunderung erringen muß. Das hab' ich geſtern bei dem zu Fourier's Gedächtnißfeier gegebenen Banquett geſehn. Die lautgewordene Begeiſterung in der Bruſt der Hunderte um mich herum, riß mich hin, daß ich ein anderer davonging, als ich hinzugekommen, daß ich ſagen mußte: eine Nation, wo Hunderte ſolches idealiſchen, ſolches rein humanitären Aufſchwungs fähig ſind, iſt doch ein großes, herrliches, bevorzugtes! Es ſind nun ſchon zehn Jahre her, daß die ſocialiſtiſche Schule Fourier's ein Feſtmahl zum Angedenken ihres Meiſters feiert. In der erſten Zeit war es nur von wenigen Adepten beſucht und hatte ſogar mit Hinderniſſen von Seiten der Regierung zu kämpfen. Aber man kann ſich keine Vorſtellung von der Hingebung, von der Begeiſterung machen, mit der die Schüler Fourier's, Victor Conſiderant an der Spitze, für die Ausbreitung ihres Syſtems arbeiteten. Journale wurden geſtiftet und in den erſten Jahren mit den größten Koſten erhalten! Die Erklärung der Fourier'ſchen Lehre, deß waren ſie überzeugt, ſollte alles thun. Sie ſelbſt ſehen in ihr den lebendigen Quell, die lebendige Offenbarung. Es hieße nur noch ſie deuten und den Maſſen zugänglich zu machen; die dem Worte inwohnende Kraft würde das Weitere thun. Nun ſteht die Fourieriſtiſche Gemeinde ziemlich feſt und die Zahl der Schüler wächſt. Das Fourieriſtiſche Mahl, dieſe

Manifeſtation des Socialismus in Paris und Frankreich war diesmal ſtattlicher als je. An tauſend Gäſte waren im Saal Valentino verſammelt, darunter wohl an hundert Frauen von allen Ständen. Auch Kinder, mit Blumen bekränzt, ſaßen an einer langen Tafel; dieſe „haben das Reich des Friedens, der Glückſeligkeit ſchon, für die die Väter ſtreiten und dulden.“ In der Mitte des Saals ſtand Fourier's Büſte aus Marmor. Kaiſerkronen, die Lieblingsblumen Fourier's, weil er ſie als Märtyrkronen gedeutet, umhüllten das Piedeſtal. Welcher Parthei man auch angehört, immer iſt es ein großer Anblick, Hunderte zur Verehrung eines Genius verſammelt zu ſehen. Da ſteht er, ihr Gott, ſie fühlen ſich in ihm und durch ihn gehoben, ſie leſen in ſeinen Zügen, in ſeinem Blick ſeine Gedanken. Ob ſolch ein Sichunterordnen aber nicht ein bewußtloſes Argument gegen den Socialismus iſt? — Fröhliche, rauſchende Muſik erſcholl und raſch und lebendig ging das Mahl vorbei. Es war ein Liebesmahl; man fühlte ſich vertraut und verwandt. Dann begannen die Toaſte. „Dem Genius Fourier's, dieſem Offenbarer der menſchlichen Geſchicke“ ruft der Eine. „Der friedlichen Begründung der Einheit aller Menſchen“ ruft der Andere. Andere Redner beſtiegen die Tribune. Sie bringen den Toaſt und den Gruß des Friedens „allen Völkern des geſitteten Europa.“ Deutſchland vor allem ſei gegrüßt! „Deutſchlands Völker werden Frankreich nicht abweiſen, wenn ſie überzeugt ſein werden, ſie kämen nicht als Eroberer, nein, wie befreiende Brüder.“ Dem ſterbenden Polen wird ein „Heil“ getrunken. „Es wird wieder erwachen, es kann nicht ſterben, denn ſeine Miſſion iſt noch nicht zu Ende. Der Vernichtung alles Kriegs auf Erden — dem Eigenthume und redlichem Beſitze — der allmäligen Emancipation des Weibes — der Ordnung und dem Geſetze!“ galten die anderen Toaſte. Auch der Todten, die für die Ideen der Menſchheit geſtritten, wird gedacht. „Sie bilden die unſichtbare Kirche, ſie ſind gegenwärtig bei dieſem Mahle, daß einem ihrer Brüder, einem der größten Genien der Menſchheit, Fourier, gilt!“ Und Thränen ſtürzen aus den Augen der Gäſte, Freunde umarmen ſich und alles ſtimmt in den Jubel ein. Selbſt der Fremdeſte muß von der Macht ſolcher Augenblicke ergriffen werden, was dieſe Männer weinen, was dieſe Augen feucht macht und Herzen an Herzen wirft, ſind doch im Grunde Loſungen der Zeit, Loſungen der Menſchheit. Unwillkürlich ſpricht eine Stimme im Herzen des fremden Gaſtes, vielleicht wohnſt du da einer Verſammlung der wahren, wenn auch noch unklaren und unterdrückten Kirche der Menſchheit bei. Gewiß, die große Aſſociation iſt das Ziel der Menſchheit. Manches wird anders werden, als dieſe Leute es denken und lehren. Ihr Friedensreich iſt Quietismus, ihre Anſicht, daß die ſociale Reform unter jeder Regierungsform möglich ſei, ein thörigtes Verdammen jeder That; aber ſie beſitzen dennoch manche Worte, die als Loſungen in die Zukunft hinüberkommen werden. Mit ſolchen Gedanken und innerlich gedrückt und doch nicht wenig gehoben verließ ich den Saal Valentino. Erinnere mich Niemand daran, daß ein paar Stunden ſpäter dieſe „Kirche“ in einen Ballſaal verwandelt wird und daß in denſelben Räumen, wo die Herrnhuter der Politik predigten und prophezeiten, ein paar Stunden ſpäter die pariſer Adamiten mit ihren Hohenprieſterinnen, Königin Pomare und Mogador die wilden Saturnalien und ſeltſamen cheonographiſchen Uebungen halten, die hier zu Lande cancan genannt werden.

IV.

Aus London.

Victoria als Mutter und Hausfrau. — Der kleine Kronprinz. — Steife Etiquette. — Czaar Nicolaus. — Die Gouvernanten in England. — Das deutsche Spital. — Biographien von Schiller und Friedrich II. — Varnhagen, Pückler, Freiligrath und Winterhalter. — Neue Romane. — Schrift über Krakau.

Die Königin von England ist als Gattin und Mutter in der Uebung ihrer Pflichten eine so musterhafte Frau, daß es zu wünschen ist, sie würde in dieser Beziehung von den übrigen Fürstinnen Europa's und besonders von den Frauen ihres eigenen Hofes nachgeahmt. Leider aber bleibt ihr Beispiel grade in ihrer nächsten Umgebung ohne Wirkung. Während sie selbst sich jeden Morgen um sieben Uhr erhebt, eine Stunde spazieren geht und dann vor neun Uhr schon frühstückt, erwachen die Damen der fashionablen Welt erst, wenn die Sonne im Mittag steht und genießen ihr Frühstück im Bette oder doch unangekleidet in ihrem Boudoir. Den ganzen Tag ist die Königin ununterbrochen beschäftigt. Außer mancherlei Staatsgeschäften, denen sie sich widmen muß, leitet sie auch die ganze Erziehung und Aufsicht ihrer Kinder durchaus selbst, und weiß zu jeder Zeit und Stunde des Tages, wie und womit diese beschäftigt sind. Die älteste Prinzessin, die jetzt fast sieben Jahre alt und das Ebenbild der Mutter ist, wird jeden Morgen nach dem Frühstück zu ihr gebracht, wo sie sie selbst im Englischen und in der Religion unterrichtet. Die Kleine ist über alle Beschreibung heftig. Die Königin ist sehr aufmerksam auf diesen Fehler und empfahl der Gouvernante, jedes Strafmittel anzuwenden, das ihr nützlich dünke, aber nie ihrem Eigensinne nachzugeben. Die Kinder alle sind daher auch überaus höflich und bescheiden gegen die bei ihnen angestellten Personen, und so schwierig auch die Stellung im Punkte strenger Pflichterfüllung und Aufmerksamkeit auf den Dienst ist, so können doch Alle die Großmuth, Güte und Freundlichkeit der Königin nicht genug rühmen. Um zwei Uhr werden die drei ältesten Kinder zu der Königin geführt, um bei dieser und unter ihrer Aufsicht das Mittagsmahl einzunehmen. Keine Dame des Hofes nimmt sich zu ihren Mutterpflichten Zeit, ja die meisten derselben sehen ihre Kinder nur dann und wann — bei Gelegenheit. Die älteste Prinzessin spricht vollkommen gut deutsch und französisch und hat jetzt bei der Mrs. Anderson Musikunterricht begonnen. Der Kronprinz, ein wunderschöner Knabe und das Ebenbild seines Vaters, ist ein gesundes, blühendes und sehr gut geartetes Kind; er ist fünf Jahre alt und soll eben jetzt einer deutschen Gouvernante übergeben werden. Die Kinder müssen täglich vier Stunden in der freien Luft sein, reitend, gehend oder fahrend. Die Königin selbst macht sehr viel körperliche Bewegung. Zu Pferde ist sie nicht muthig und reitet nicht gern ohne ihren Stallmeister zur Seite. Hat sie in ihren Morgenstunden ein wenig Zeit übrig, so benutzt sie diese, um mit Prinz Albert zu musiciren. Sie hat eine angenehme, aber keine bedeutende Stimme.

In den Abendzirkeln der Königin muß Alles stehen. Der Czaar Nicolaus soll gesagt haben, „Mais, mon Dieu! vous-êtes enormement debout-ici“ und hat darauf keinen Sitz für sich selbst annehmen wollen, so lange noch eine Dame gestanden. Dies hat die Königin genöthigt, während seiner Anwesenheit ein we-

nig in ihrer gewöhnlichen Hofetiquette nachzulaſſen und der Kaiſer hat auf dieſe Art alle Frauenherzen davon getragen. Beſſer wäre es freilich, wenn der ruſſiſche Kaiſer andere Feſſeln löſen würde, als die der Hofetiquette. In Warſchau wäre ſeine Güte beſſer an ihrem Platz als in London.

Da ich ſo eben von der Erziehung der Prinzeſſinnen ſprach, ſo muß ich eines Inſtituts erwähnen, welches unter dem Schutze der Königin Adelheid hier beſteht; es iſt dies eine „Anſtalt für bedürftige Gouvernanten," aus deren Fonds ſolche, die in ihrem 50 Jahre brodlos ſind, eine Unterſtützung erhalten. Leider ſind der Candidaten viel mehr, als der Dividenden. Bei der letzten Ausgabe fanden ſich 50 ſolcher, die bedürftig und zur Arbeit unfähig waren und zwei nur konnten eine Unterſtützung erhalten. Die Art, wie man auf dieſe Klaſſe ſelbſtſtändiger und ſich ehrenvoll ernährender Lehrerinnen herabſieht, iſt wirklich eines freien Landes unwürdig, und ein Schandfleck für die Nation. Zwei junge trefflich unterrichtete Mädchen, die keine Stelle finden konnten, und deren Geldvorrath erſchöpft war, vergifteten ſich vor 14 Tagen.

Eine andere wohlthätige Anſtalt, die uns Deutſchen namentlich nahe geht, verdient eine vortheilhaftere Erwähnung; es iſt dies das unter der Leitung des Herrn Dr. Freund angelegte „Hospital für Deutſche." Im Laufe von acht Monaten hat es 1200 Kranke aufgenommen, und durch die Wohlthätigkeit der deutſchen Damen von Mancheſter waren die Vorſteher ſogar im Stande, jedem Geneſenen bei ſeiner Entlaſſung aus der Anſtalt eine kleine Unterſtützung zufließen zu laſſen, die ihn gegen die Noth des erſten Augenblickes ſicherte. Im Juni nächſten Jahres wird ein großer Bazar zum Beſten des Hospitals veranſtaltet werden, wozu an alle deutſche Frauen ein Aufruf ergehen wird, damit ſie durch Einſendung kleiner Arbeiten ihren Antheil an dem Schickſal ihrer armen Landsleute in der Fremde bethätigen. Gewiß werden ſie auch diesmal den mit Recht von ihnen gehegten Erwartungen entſprechen. Der Generalpoſtmeiſter von Preußen hat freie Einſendung aller für das Hospital eingeſandter Sachen zugeſagt, und auch der hieſige Geſandte, Ritter von Bunſen, der ſich dieſer wohlthätigen Anſtalt mit ganzem Herzen annimmt, wird mit Vergnügen Alles vermitteln, was man ihm zuſtellen will.

Man bedauert in London ſehr, daß man in Deutſchland nicht ſo großmüthig geweſen, der „London Library" ein Exemplar der Werke Friedrich des Großen von Preußen zu verehren. Thomas Carlyle beabſichtigt eine große Biographie dieſes großen Königs zu ſchreiben und ſein Andenken dadurch von dem Schandfleck zu reinigen, den Lord Brougham demſelben durch ſein Urtheil in ſeinen „Men of letters" in England angehängt hat.

Schiller's dreißigjähriger Krieg ſo wie ſeine Geſchichte der Niederlande, ſind ſo eben im Engliſchen erſchienen. Ein engliſches Blatt ſagt, indem es „Briefe von und an Göthe, herausgegeben von Riemer" anzeigt: daß die Deutſchen eine Unmaſſe von Schriften über ihre bedeutenden Schriftſteller erſcheinen laſſen, aber nie eine Biographie derſelben liefern. So habe man es einem Schotten, Thomas Carlyle — überlaſſen, Schiller's Leben zu ſchreiben; ein Amerikaner habe das Jean Paul's verfaßt, und mit Nächſtem werde von einem Engländer eine Biographie Goethe's herausgegeben werden.

Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" werden so eben von Sir Alexander Gordon, dem Schwiegersohn der als Uebersetzerin so gekannten und geschätzten Mrs. Sarah Austin für die englische Presse vorbereitet.

Fürst Pückler Moskau hat sein ganzes Vermögen in der englischen Bank auf Leibrenten angelegt. — Freiligrath lebt hier ruhig, da ihm ein Buchhändler, Herr Huth, gleich bei seiner Ankunft auf seinem Comptoir eine Anstellung mit 300 L. anbot.

Der Maler Winterhalter ist in diesem Augenblicke hier und wird in Windsor damit beschäftigt, die ganze königliche Familie zu malen. Er ist ein kleiner bleicher Mann von unansehnlichem Aeußern, aber der Königin großer Liebling.

Auerbach's Schwarzwälder Dorfgeschichten sind von einer Deutschen, Meta Taylor, geborne Dochow aus Meklenburg in's Englische übersetzt worden. Dieselbe hat auch Grimm's Mährchen für das englische Publicum bearbeitet. Seit Fanny Tarnow ist dies die erste Frau, welche sich aus diesem Ländchen auf dem Felde der Literatur versucht.

Wales scheint seit einiger Zeit der beliebteste Schauplatz der neuen Romane, und die bis dahin unbekannte Welt seiner Helden und Zauberer, seiner Sitten und Vorurtheile eröffnet dem Dichter ein ganz neues, bisher unbetretenes Feld. Als das Beste in dieser Art wird gerühmt: „Llewelyn's Erbe oder Nord-Wales", ein Roman in drei Bänden, herausgegeben bei Smith u. Comp., Cornhill.

Ein gewisser Konbrakiewicz hat so eben in London erscheinen lassen: „Mittheilungen über Oesterreich und die kürzlich in Galizien und Krakau stattgefundenen Unruhen", in welchem Werke sich der Verfasser die gröbsten Irrthümer in Bezug auf Namen, Jahreszahlen und die frühere Geschichte des Landes zu Schulden kommen läßt, so daß man versucht ist auch den Rest seiner Mittheilungen in Zweifel zu ziehen und das wohl mit Recht.

— Amely*). —

*) Unsere Londoner Correspondenz (in Nr. 10) aus derselben Feder brachte einige biographische Notizen über Lola Montez, welche von mehrern Blättern und unter andern auch von der Kölnischen Zeitung nachgedruckt wurden. Die vielbesprochene Dame richtete in Folge dessen nachstehendes Schreiben an die Redaction der Kölnischen Zeitung: „So eben lese ich in der Kölnischen Zeitung vom 26. d. M die Abschrift eines Correspondenz-Artikels, welcher sowohl die Ehre meiner Person angreift, als meinen Charakter verdächtigt, indem man mich fälschlich mit einer Madam James in London verwechseln will einer Frau, von sehr übeln Rufe, noch lebend und wenigstens zweimal so alt, als ich. In Folge dessen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß mein Name Maria Dolores Porris y Montez ist, daß mein Vater ein carlistischer Offizier war, nach dessen Tode meine Mutter, eine geborene Habaneserin, sich mit einem irländischen Adeligen verheirathete. Ich bin im Jahre 1823 in Sivilla in Andalusien geboren, und in Folge unglücklicher Familienverhältnisse sah ich mich genöthigt, beim Theater mein Fortkommen zu suchen, was ich, seit ich mich in München häuslich niedergelassen, für immer verlassen habe.

Indem ich Sie ein für allemal bitte, meinen Namen nicht mit den politischen Angelegenheiten Baierns zu vermischen, mit welchen meine Person nicht das Geringste zu schaffen hat, ersuche ich Sie, diese meine Erklärung in Ihr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen, und so das Ihrige dazu beizutragen, daß der Wahrheit ihr Recht werde. Somit ich die Ehre habe mich zu nennen Ihre ergebenste

München, den 30 März 1847. Lola Montez.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Empfangsfeierlichkeiten.

Ein Genrebild.

Im Gasthofe zum goldnen Löwen war eine lebhafte Gesellschaft versammelt. Der Kellner an der Thür empfing die Eintretenden mit tiefen Reverenzen, obwohl er sich nicht erwehren konnte, hinter mancher Gestalt spöttisch her zu lachen; denn er hatte in einer großen Stadt früher servirt und dort den vornehmen Ton begriffen. — Ich glaube kaum, daß Du fragen wirst, welches Ereigniß diese sehr ehrbare Gesellschaft zusammenführte. Was anders könnte heutzutage Deutschland, jede Stadtgemeinde, jede Harmoniegesellschaft zusammenhalten als das Essen, welches andre Band besser die Herzen zusammenketten als die unter dem Kinn zugebundene Serviette? So war es auch hier im Gasthof zum goldnen Löwen, unter dessen Aegide - er hing an der Hinterwand des geräumigen Saales in grimmiger Gestalt und zerriß mit seinen Vorderklauen ein Stück Fleisch von ziemlicher Größe - - die Schützengesellschaft des Städtchens sich versammelt hatte zum Schmause und zur Berathung.

Man erlaube mir das Amt eines Cicerone zu übernehmen und dem geneigten Leser die ganze Schützencompagnie vorläufig vorzustellen.

Oben am Tische präsidirt der Major und Bierbrauer Wangenkern, ein gar stattlicher, dicker Herr, dessen volles Gesicht der Barometer war, an welchem man den Stand und das jezeitige Schicksal, Freuden und Leiden der ganzen Compagnie, so gut ermessen konnte, als daß er ein tüchtiger Kenner seines Gewerbes sei. Spottvögel pflegten ihn deshalb kurzweg „die Tonne" zu nennen und behaupteten, es sei die höchste Zeit einen Reif darum zu legen. Hüten wir uns, diesen Reif mit der hellgrünen Schärpe, die stattlich über seine rechte Schulter fällt, zu verwechseln. Der Major blickt mit unbeschreiblicher Wonne zuweilen auf dieselbe herab, wenn seine Augen grade nichts besseres zu thun haben, z. B. nicht die vorliegende Speise zu

prüfen, oder rechts und links nach den ſchweren, bordenreichen Epauletts zu ſchielen. Neben ihm zur Rechten ſitzt der Hauptmann Zimpler, ein emeritirter Magiſter mit dünnem, grauem Haar, der am liebſten von den Oden des Horaz ſpricht; zur Linken der zweite Hauptmann Roberſtein, ein kleiner unterſetzter Mann, mit geſtülpter Naſe und ſtechendem Blick; dann folgten rechts ſechs Lieutenants und links ſechs Lieutenants, rechts ſechs Gemeine und links die fünf übrigen Gemeinen. Die ſechſte Gemeinſtelle auf der Linken war vakant. — Der Hauptmann Zimpler, den man den Vorſtand der Compagnie nennen konnte, hatte den Major ſchon öfterer heimlich an der Schärpe gezupft und geflüſtert: „Herr Obriſtlieutenant, ich denke es iſt Zeit, die Rede zu halten;“ aber der Major hatte immer geantwortet: „Subordination, Herr Hauptmann, erſt wollen wir ſpeiſen, dann reden;“ worauf der Magiſter jedesmal aus ſeiner gebückten Stellung auffuhr, ungemein ſubordinirt ausſah und einige Minuten darauf wehmuthsvoll lächelte. Denn er glaubte, daß die herrliche Rede die er ausgearbeitet, mit gefülltem Magen geſprochen und genoſſen lange nicht den Eindruck bereiten werde, als wenn ſie nüchtern gehalten wäre. Er hatte Cicero's Reden gegen den Varros für die Rede, welche das Thema der heutigen Feierlichkeit abgeben ſollte, eigends noch einmal geleſen und zum Muſter genommen; ſehnlichſt erwartete er den Augenblick, wo ſeine Beredtſamkeit, wie der heilige Geiſt, über die Verſammlung ausgegoſſen würde. Endlich, als Herr Wangenkern den letzten Biſſen gehörig conſumirt hatte, ſchlug dieſer feierliche Augenblick. Der Major ſtärkte ſich noch einmal durch einen herzhaften Trunk, räuſperte ſich und begann: „Herr Hauptmann, gebieten Sie Ruhe!“

Der Hauptmann Zimpler rief mit ſeiner feinen, näſelnden Stimme: „Silentium!“ Das heißt: „Nicht gemuckſt!“ commentirte dieſe ſchwierige, aber claſſiſche Stelle der Hauptmann Roberſtein mit ſeiner Donnerſtimme. Vor dem Hauptmann Roberſtein hatte die ganze Compagnie ordentlichen Reſpect; er war männiglich wegen ſeiner ſtarken Fäuſte bekannt, und, um mit den letzteren nicht nähere Bekanntſchaft zu machen — ſie lagen auf dem Tiſche dräuend geballt — ſaß Alles mäuschenſtill und hörte, die Augen auf den Teller geheftet, folgende An-, Stand- und Anſtandsrede des Majors Wangenkern zu.

„Theuerſte Waffengefährten, Mitbürger, Freunde, vor allen Dingen, ſag' ich immer, Subordination! Es iſt nicht allein, daß der Menſch ißt; wenn er gegeſſen ziemt ſich auch wohl ein vernünftiges Wort, plenus venter, ſagt der Magiſter; und darum ſind wir verſammelt. Nämlich erſtens um die Uniformen, zweitens um den Erbprinzen und drittens — das hab' ich

wieder vergeſſen; der Magiſter wird's übrigens wohl behalten haben und gehörigen Orts einhelfen können."

Der Magiſter ſchwitzte Blut; denn der Major ſprach nicht ſeine parriniſche Rede, ſondern aus dem Stegreif. „Herr Major," flehte er mit gefaltenen Händen, „ich bitte —" — „Nichts, Subordination, Hauptmann Zimpler," fuhr der Major fort — „ja, das Dritte fällt mir jetzt ein, das geht die Fahne an, und darnach zerlegen wir die ganze Geſchichte in drei Theile: der erſte Theil beſteht aus den Uniformen, der zweite aus dem Erbprinzen, und der dritte aus der Fahne. Das wollt' ich nur vortragen, das übrige iſt Nebenſache und ſoll der Hauptmann auseinanderſetzen, weil mich das Sprechen zu ſehr angreift, und es dem Magiſter leichter wird, der die ganze Affaire ordentlich zu Hauſe auf's Papier gebracht hat." —

Der Magiſter zitterte an allen Gliedern. „Aber, Herr Major," ſeufzte er, „ſo war's ja gar nicht verabredet; ich habe in meinem Leben noch nicht öffentlich ohne Concept diſſerirt und erinnere mich in dieſem Augenblicke an gar nichts." — „Subordination!" ſagte Herr Wangenkern. — „Dummes Zeug, Kamerad!" donnerte Herr Roberſtein, mit ſeinen Händen auf den Tiſch ſchlagend. „Ihr ſollt reden!"

Der arme Magiſter fuhr bei dem heftigen Geſtus ſeines Kameraden erſchreckt zuſammen, richtete einen verzweiflungsvollen, kläglichen Blick auf den Ungeberdigen hinüber, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und begann:

„Alſo ad 1. Die Uniformen. Der Herr Major und der Herr Hauptmann Roberſtein ſind ſchon ſo gütig, eine dergleichen zu und gegenwärtig anzuhaben. Die alten Deutſchen lebten, nach Tacitus, ſehr einfach. Von den Thieren, die ſie erlegten, welches wohl meiſtens Auerochſen waren, nahmen ſie die Hörner zu Bechern und die Felle zur Kleidung, welches jedoch unſerm fortgeſchrittenen Zeitgeiſte nicht mehr ſo recht conveniren will. So geht es aber den Menſchen immer; cupiditas cupiditatum mater; unſer Stammvater war mit einem Feigenſchurz zufrieden, wir heutzutage können ohne Uniformen nicht exiſtiren. Doch braucht uns das nicht zu kümmern. Die Philoſophen ſind darüber einig, daß der Menſch, je mehr Bedürfniſſe er hat, deſto freier iſt. Und was die Freiheit beſagen will, das wißt Ihr, Kameraden, und wenn Ihr's nicht wißt, müßt Ihr die Haude- und Spener'ſche Zeitung, die Kölner Zeitung und zuweilen die Mannheimer Zeitung leſen. — Doch muß ich mir eigentlich ſelbſt zurufen: Quousque tandem! Mit den Uniformen verhält es ſich ſo: Der Tuchhändler, Herr Saalfließ, unſer erſter Lieutenant — er machte demſelben eine Reverenz, die tief und

ergebenſt erwiedert wurde — hat noch einige Reſte alten rothen Tuches, welche er um ein Billiges der Schützencommune abzulaſſen gedenkt. Da jedoch das Communalvermögen bedeutend durch das heutige Mittagseſſen aufgezehrt iſt, möchte die Gemeinheit, wenn ein Plenarbeſchluß gefaßt werden könnte, wohl geneigt ſein, diesmal eine Exemtion von der Regel zu ſtatuiren, und als eine außerordentliche Perſonalſteuer jedem einzelnen Mitgliede auferlegen, ſich zu uniformiren." (Unwilliges Gemurmel auf der Linken. Der Hauptmann Roberſtein blickt ſcharf hin. Alles iſt ſtill.) „Ich will jetzt verſuchen, die Vorzüge der Uniformen zu ſchildern, und dies wird den beſten Uebergang zu dem zweiten Punkte, ad 2 Erbprinz, bieten. Die Entſtehungsgeſchichte verliert ſich in das tiefſte hiſtoriſche Dunkel, doch finden wir ſchon frühe Anfänge derſelben. Adam hat unbeſtritten eine ſolche getragen, denn er war der erſte und einzige Menſch. Bei den Römern trug jedes Alter ſeine beſondere Uniform, und die römiſchen Jünglinge waren höchſt erfreuet, wenn ſie die toga virilis anlegen durften. Kanut der Große ſoll ſeinem ſämmtlichen Heergefolge Stierfelle zu tragen befohlen haben. Am meiſten begünſtigte aber wohl die Einrichtung der ſtehenden Heere dieſes Inſtitut. Da nämlich nichts ſchwerer iſt, als dem Feinde ein ſtehendes Heer entgegenzuſtellen, ſo hat man dieſe Stabilität in die Uniformen gelegt und läßt mit ſelbiger ordnungsmäßig oft ſechs hintereinander eintretende Rekrutenleiber überziehen. Der Ausdruck ſtehendes Heer ſagt alſo ſo viel ungefähr, als ſtehende Uniform. Welch ein erhebender Gedanke aber iſt es — hier gerieth der Magiſter in Begeiſterung, und die Rede hätte wie Gewitterſturm aus ſeiner Bruſt gedonnert, wenn die hektiſche Lunge es erlaubt hätte — welch ein Gedanke, ein ſtehendes Heer zu bilden, ſelbſt ein Mitglied des ſtehenden Heeres zu ſein!"

Dem Major, den zwölf Offizieren und eilf Gemeinen gingen die Augen vor Wonne und Selbſtgefühl über.

„Jeder Gedanke, jedes Gefühl," ging dann der Magiſter nach einer ſtillen Pauſe auf das Lob der Uniformen über, „muß ſein Symbol, ſeinen Ausdruck in der Wirklichkeit haben. Welche Gefühle, welche Gedanken können uns als Mitglieder der Schützengilde wohl erfaſſen und bewegen? 1) Das Gefühl der Liebe und Treue gegen unſeren verehrten Landesvater, die reinſte patriotiſche Geſinnung. 2) Der Gedanke: Wir bilden ein geſchloſſenes Corps, welches die Thatkraft und Kriegsluſt unſrer ſämmtlichen Mitbürger repräſentirt und das Recht hat, einen Schützenkönig aus ſeiner Mitte zu wählen. 3) Der Gedanke: Wer anders ſoll die Löſch-Wach-Boten-Wächter-Gefangenentransports-Bautendienſte übernehmen und zum Wohl der

Stadt verrichten, wenn die Miliz einmal ausrücken ſollte, als wir, die hochlöbliche Schützencompagnie?"

Bei dieſem begeiſterten, Allen einleuchtenden Paſſus brach ein allgemeiner Jubel aus, der ſich kaum legen wollte, ſo daß der Magiſter Mühe hatte, folgendermaßen fortzufahren:

„Alle dieſe Gedanken, alle dieſe Gefuhle finden ihren Ausdruck, ihre Repräſentation nach Außen in der Uniform. Zum Schluſſe laßt uns ein Beiſpiel aus dem öffentlichen Leben nehmen: Nur das Militär macht unſern Staat furchtbar und alſo geſichert. Was ſoll der Krieger in demſelben weiter ſein, als eine Menſchenvertilgungsmaſchine? Muß es auf den Feind aber nicht einen weit gefährlichern Eindruck machen, wenn ein ganzes Regiment uniformirter Soldaten ſeine Gewehre gegen ihn abfeuert — weil er weiß, daß dieſe Leute zu nichts anderem auf der Welt da ſind, als eben hierzu — als wenn er eine gleiche Anzahl zuſammengeraffter Bürger in ihren Werkeltagskleidern gegen ſich anmarſchiren ſieht, von denen die Meiſten bisher nur die Nadel oder das Scheermeſſer geführt haben? Iſt es nicht gefährlicher mit Maſchinen, als mit Menſchen zu kämpfen? Auch wir, Kameraden, wollen Eindruck machen, und zwar nicht nur auf die Weiber und Jungfrauen unſrer Stadt — obwohl auch hierzu der Glanz der Uniform uns eher verhelfen wird — ſondern auch (laßt es mich ſagen) auf die Feinde des Vaterlandes, wenn einſt der Erbprinz ruft zum Kampfe für Heerd und Familie!

Vorläufig aber macht er nur eine Vergnügungsreiſe. Wohin? ob nach London, oder Paris, oder Petersburg ſteht unſerem geringen Verſtande nicht an zu erfragen. Genug, er reiſet und wird übermorgen unſere Stadt mit ſeinem Beſuche beglücken. Nun wird er zwar — wie wir armſelige Creaturen durch das Leben — incognito durch die Stadt paſſiren und hat ſich deshalb Triumphbogen, Geläut, Kränze, Reden und Gedichte verbeten. Aber ein treues Unterthanenherz kann doch nicht umhin, ſeine Gefühle an ſolchem Tage laut werden zu laſſen. Darum trägt der Herr Major darauf an, daß das Schützencorps, als Repräſentant der Stadt, vor dem hieſigen Gaſthofe den Erbprinzen in Reih und Glied bewillkommne, und daß der Hauptmann Zimpler, der jetzt die Ehre hat zu ſprechen, eine Rede und ein Carmen ausarbeite. Dazu ſind nun, wie männiglich einſieht, wieder Uniformen nöthig. — —

„Nun weiß ein Jeder, was wir beabſichtigen," unterbrach hier der Major, „und wer ſich uniformiren will, der hebe die Hand in die Höhe. Wer's nicht thut, wird als ein Feind des Vaterlandes angeſehen."

Alle ſtreckten, und auch der Major ſelbſt die Hände wie zum Schwur in die Höhe. Nur Einer nicht, der Stubenmaler Matz Pump.

„Herr Pump," fragte der Hauptmann Roberſtein, während Alle den Unglückſeligen entſetzt anblickten, „warum heben Sie die Hand nicht auf?" — „Ich bitte um's Wort," verſetzte der Angeredete. „Schon oftmals hab' ich den Stab der Compagnie erſucht, auf meinen Stand Rückſicht zu nehmen und zu bedenken, daß ein Künſtler nicht füglich Gemeiner ſein kann. Der verehrliche Stab hat bis jetzt immer noch angeſtanden, mich zum Offizier zu befördern. Ich erkläre hiermit feierlichſt, daß ich mich gewiß nicht eher uniformiren werde, ehe man mich nicht zum Offizier ernannt hat. Ja, ich gehe jetzt noch weiter und drohe der Geſellſchaft förmlich an, daß ich, wenn man mir nicht willfährig iſt, dieſelbe nächſtens als Carricatur aufnehmen und an ſämmtliche deutſche Buchhandlungen verſchicken werde. Vorn auf dem Bilde, als Kopf und Kern des Kometen ſoll der Herr Major in Geſtalt eines Orthoſtes marſchiren, mit Epauletts und Bandelir, an der Seite den Degen. Dann ſoll der Magiſter kommen in der Geſtalt einer Gans und der Hauptmann Roberſtein als Bulldogg neben ihm her ſtolziren. Dann kommen zwölf Haſen mit Flinten und das geht auf die Offiziere, und dann die Gemeinen, natürlich ohne mich, mit geſenkten Köpfen und in Schafsgeſtalt. Ich bemerke nur noch, daß die Phyſiognomien aller Thiere gar nicht zu verkennen ſein werden, da ich ſie nach der Natur zeichnen werde. Kaulbach ſoll's nicht beſſer können."

Eine ſolche Bosheit war der Compagnie noch nicht vorgekommen. Alle ſaßen wie verſteinerte Leichen auf ihren Stühlen, ſelbſt der Hauptmann Roberſtein war blaß wie die Wand.

„Und das wollen Herr Pump an ſämmtliche deutſche Buchhandlungen verſchicken?" ſtammelte abgebrochen der Magiſter, als wie aus einem Starrkrampf erwachend. — „Sicherlich", erwiederte der Maler, kalt und triumphirend. „Ich werde jetzt ein neues Zimmer oben auf dem Rathhauſe anſtreichen, und wenn ich bis zur Vollendung dieſer Arbeit mein Patent nicht habe, ſo mach' ich mich an die Carricatur. Inzwiſchen mag die Geſellſchaft meinen Vorſchlag in Erwägung ziehen."

Hiermit empfahl er ſich mit ächtem Künſtlerſtolze.

Nun hörte alle Subordination auf. Alles ſtürzte über und durcheinander, als kaum der Maler die Stube verlaſſen hatte. Man umdrängte lärmend und ſchreiend den Major, der auf ſeinem Lehnſtuhle, wie auf dem Armenſünderſtuhle ſaß, während dicke Schweißtropfen ihm über die Stirne rannten. Jeder ſetzte ſeine Meinung ſchreiend und tobend auseinander und wie die Geſellſchaft auf ewige Zeiten durch die Carricatur blamirt ſein würde. Endlich donnerte der Hauptmann Roberſtein wieder auf den Tiſch, daß die Gläſer und Teller klirrend emporhüpften. „Heiliges Kreuz!" rief er, „jetzt

will ich eine Rede halten. Jeder ſei ſtill! Wir dürfen den übermüthigen Maler nicht zum Offizier machen; denn in acht Tagen droht er vielleicht wieder und will Hauptmann, oder gar Major werden. Malt er die Carricatur, ſo ſoll mich dieſer und der, ich zermalme ihn, wie ich dies Stück Brod hier zerquetſche!" — „Aber die Carricatur," wimmerten die zehn Gemeinen und zwölf Offiziere. — „Mir geht ein Licht auf," ſagte plötzlich der Magiſter mit freudeſtrahlendem Geſicht. „Ich bitte mich ruhig anzuhören." — „Aber nur keine lange Rede," bat Herr Wangenkern, wehmüthig und mit Thränen in den Augen, „ſonſt wird unter der Zeit die Stube auf dem Rathhauſe ausgemalt, und dann geht er an die Zeichnung, auf der ich das große Faß darſtelle." — „Wir thun", fuhr der Magiſter fort, „als wäre gar keine Unterbrechung in der Rede eingetreten und gehen ohne Weiteres über zum dritten Punkte, nämlich auf die Fahnenweihe. Sein Sie unbeſorgt, Herr Hauptmann Roberſtein; ich werde das übrige kurz und ſummariſch zuſammenfaſſen. Nämlich die Gemahlin unſeres verehrten Wirths zum goldnen Löwen hat der Compagnie eine Fahne, welche ſie, die Dame, eigenhändig geſtickt hat, verehrt. Das Wappen auf derſelben ſtellt daſſelbe dar, was das Wirthshausſchild, welches Sie auch hier im Saale abkonterfeiet finden, nämlich einen Löwen, welcher ein Stück Fleiſch zerreißt. Ich hätte gern über dieſe ſinnreiche Allegorie und ihre Beziehung zu unſerem Vereine einige bedeutſame Worte fallen laſſen, indeſſen non patitor bellum amorem et dulcem artem! Freunde — die Fahne iſt da, Leute, die zu derſelben mit bewegten Herzen ſchwören ebenfalls, nicht minder ein Prediger, der ſie einweihet. Aber das Affixum, ein Menſch, der dieſelbe tragen und von dieſem Heiligthum ſinnbildlich wieder getragen werden könnte, fehlt. Wie wär' es — hier wurde er ordentlich ironiſch und anzüglich auf Herrn Pump — wenn wir die Carricatur dadurch vermieden, daß wir den Malerpinſel zum Fahnenſtiele verlängerten?" — „Bravo, Magiſter," ſchrie Herr Roberſtein, und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Auch die übrigen Mitglieder der Compagnie ſtimmten unter lauten Freudebezeugungen dem Magiſter bei und noch bevor die Verſammlung ſpät ſich trennte, wurde beſchloſſen, den Magiſter als Abgeordneten an den Maler abzuſenden, um mit demſelben zu verhandeln und im Fall ſeiner Einwilligung demſelben die Inſignien ſeines neuen Amtes zu übergeben.

Ich muß Dir geſtehen, wie ein Kind hab' ich mich gefreuet auf all' den Glanz und die Pracht, welche von ſämmtlichen Einwohnern bei der Weihe

der von der Wirthin zum goldnen Löwen geſchenkten Fahne entwickelt wurde, und wie bei dieſer Gelegenheit der Maler Pump als Fahnenjunker die Ehre und Reputation der Compagnie durch ſein feines und anmuthiges Betragen wieder hergeſtellt. Indeſſen, es iſt Schade; der Stadtprediger Pendelbein hat durch ſeine ſalbungsvolle Rede uns den ganzen Spaß verdorben, und ich für meine Perſon würde lieber ſechs Reden des Magiſter Zimpler referiren, als nur eine Periode aus der Rede des Stadtpredigers. Nur eines Vorfalles, der dem armen Major beinahe übel bekommen wäre, will ich kurz gedenken. Während des Auszuges ſchritt nämlich ein junger fremder Menſch immer dicht neben dem Major, gravitätiſch wie der Major ſelber einher. Statt daß dieſer junge Mann nun aber dem Takt und Rythmus des Marſches hätte folgen müſſen, hob er immer, ſobald der Major das rechte Bein ausſetzte, ſelber das linke empor, welche Taktloſigkeit den Major ſo ſehr außer Haltung brachte, daß er fünf Minuten lang ſelbſt nicht wußte, ob er Rechten oder Linken zählen ſollte (welches er beſtändig leiſe bei ſich zu thun pflegte) und endlich, weil Alles vor ſeinen Augen ſchwamm und er kaum ſein Bein von dem des Nebenmannes mehr zu unterſcheiden im Stande war, Halt! commandiren mußte. Kaum war die Compagnie wieder im Takte, ſo trat jener junge Menſch nicht allein wieder falſch an, ſondern ſagte ſogar Folgendes, offenbar in boshafter Abſicht, als man bei dem Wirthshauſe zum goldnen Löwen vorbei defilirte, zu dem Major: „Herr Obriſtlieutenant darf nur befehlen und alsbald hol' ich das Duplikat der Compagniefahne, nämlich das Schild des Wirthshauſes zum goldnen Löwen herab und creire mich ſelber zum zweiten Fahnenträger.“ — „Rechten! Linken!“ zählte der Major ingrimmig weiter. — „Die Compagnie,“ fuhr ſein Spötter fort, „wird ſinnreich durch den Löwen repräſentirt. Das ſteht feſt. Aber das Stück Fleiſch, welches ſelbige Compagnie zwiſchen den Tatzen hält, iſt Gegenſtand vielfacher Auslegungen. Einige halten es für den Braten, welchen der Wirth zum goldnen Löwen der bei ihm ſpeiſenden Schützencompagnie vorzuſetzen pflegt und das Bild zeigt, wie ſauer es der letztern wird, denſelben zu zerreißen. Andere ſagen das Umgekehrte: der Löwe repräſentire den Wirth ſelber, und das Fleiſch ſeine Gäſte die Schützen, denen er bereits — —“ „Schikaniren Sie nicht!“ donnerte der Major, ohne von ſeinen Füßen aufzublicken. „Rechten! Linken!“

Der Fremde trat wieder mit dem unrechten Fuße an und ſagte kaltblütig: „Ich beabſichtige eine zweite Schützencompagnie zu bilden. Wir tragen keine Uniformen und wollen den jetzigen Schützen den Garaus machen; kampfbereit ſind wir und todesverachtend. Dann werden wir der Löwe ſein,

und das Stück Fleiſch, die nackte Schützencompagnie, deren Uniformen wir zerriſſen haben." — „Rechten, Linken!" ſchrie der Major außer ſich vor Wuth, keine anderen Worte zum Ausdruck ſeiner Gefühle findend, als die, welche er beſtändig vor ſich hingemurmelt hatte und — — hieb mit dem Degen nach dem Spötter. Geſchickt parirte dieſer den Hieb und verſchwand lachend in der Volksmenge. Inzwiſchen hatte er dem Major einen ſolchen Aerger bereitet, daß vier Flaſchen Bier, welche der Major heimlich während der Rede des Stadtpredigers trank, ſeinen Durſt nicht zu löſchen vermochten.

Nachmittags wurde der Erbprinz erwartet, und da er ſich alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten hatte, ſo hatte der Hochweiſe Magiſtrat nur das Rathhhaus bekränzt und mit Fahnen geſchmückt. Sonſt blieb Alles ruhig. Nur die Schützenmannſchaft nicht. Auf dem Krähenberg, welcher, dicht vor dem Thore gelegen, die ganze Heerſtraße beherrſcht, wurde ein Poſten mit geladenem Gewehr aufgeſtellt, ein Signal abzufeuern, wenn der Erwartete nahe. Die übrige Mannſchaft verſammelte ſich indeſſen im goldnen Löwen, wo der Erbprinz zu logiren gedachte, feſtlich geſchmückt und mit ernſthafter, feierlicher Miene. Ueber der Thür des goldnen Löwen hatte der Magiſter eine ausgeſtopfte Siegesgöttin von Gyps poſtirt und im Transparent darunter geſchrieben: Te duce vincam!

Da es übrigens ſehr lange währte, ehe das Signal ertönte, ſo ſuchte man ſich die Zeit mit Trinken zu vertreiben.

Es ſchlug vier Uhr; das Signal fehlte noch immer. Man befürchtete, der Poſten auf dem Krähenberge könne eingeſchlafen ſein; er wurde abgelöſ't.

Es ſchlug fünf Uhr. Die Geſichter wurden länger, manche vom Trinken ſchon erhitzter. Eine Stunde ſpäter machte ſich der Wind auf und wirbelte Staubwolken auf den Gaſſen empor. Schon brach die Dunkelheit, durch das aufſteigende Gewitter noch verfinſterter, herein. Viele von den Schützen konnten den Donner nicht gut ertragen; der Magiſter ſagte, er bekäme allemal Leibſchmerz bei einem heranziehenden Wetter. Man ſchickte dem Poſten zwei Reitermäntel zu. Viele wurden mißmuthig und ſchwuren: wenn der Erbprinz in einer halben Stunde nicht da ſei, ſo zögen ſie ab. Der Major, der der Flaſche ſchon wacker zugeſprochen hatte, theils weil er in Angſt war vor der, von ihm zu haltenden Anrede, theils wegen des vielen Aergers, den er unabläſſig heute ſchon gehabt hatte, mußte ſein Möglichſtes thun, ſie zurückzuhalten. Endlich, als einige nach den Federhüten griffen und ihre Drohungen durch ihren Abgang wahr zu machen ſich anſchickten, griff er zu dem letzten Rettungsmittel und ſagte: „Kinder, um

des Himmels Willen, verlaßt uns nicht, blamirt uns nicht! Ich gebe einige Bowlen Punſch zum Beſten, wenn Ihr bleibt!"

Das wirkte. Die Gewehre wurden hingeſtellt und bald dampfte der Napf mit dem ſüßen, berauſchenden Getränk auf der Wirthstafel. Ach, der arme Major! Er ahnte nicht, daß er, um die Ehre der Compagnie zu retten, ſich ſelbſt hinopfern mußte! Schon nach dem ſiebenten Glaſe ſank er dahin, bewältigt von den verſchiedenartigſten und mannigfachſten Einflüſſen, die heute ſein Innerſtes bewegt hatten; die beiden Hauptleute brachten ihn zu Bett, während die Uebrigen, theilnahmlos um ſeinen Fall, unbekümmert um ſein ſchweres Geſchick, auf ſeine Rechnung forttranken. Ach! das iſt der entſetzlichſte Gedanke, der uns im Unterſinken erfaſſen kann, daß diejenigen, für die wir uns opferten, lachend und uns vergeſſend, einen fortwährenden Leichenſchmaus durch ihr Leben über unſerm Grabhügel halten. Zum Glück war dem Major jeder und mithin auch dieſer Gedanke in ſeiner jetzigen Stimmung undenkbar; er neigte lächelnd ſein Haupt, als der Magiſter den ihm entſunkenen Commandoſtab aufraffte.

Sollen wir nun einen Blick in das Innere dieſes armen Succeſſors thun? Geneigter Leſer, er hatte drei Glas Punſch heute getrunken; all' ſeine Gedanken lagen im Kreiſen. Horaz, Cicero und noch einige andere alte Römer ſtanden als Accoucheurs daneben. Er nannte das Gaſthaus die Thermopylen, den Major Leonidas, die Compagnie ſeine Spartaner. Dann wieder einmal kam die liebe Jugend mit all' ihren ſehnſüchtigen Wünſchen, ihren goldnen Hoffnungen vor ſeine verſtaubte Seele zurück: „Commilitonen," rief er, „laßt uns den Landesvater ſingen!" Aber ach! an ihrer „Ruſticität" ſcheiterte jedes derartige Unternehmen. In all' dieſe brennenden und lodernden Feuerwerke verſendete der Abfall des Majors einen eiſigen Waſſerſtrahl. Der Magiſter wurde ſtiller, trank ein viertes Glas, es begann ihn zu frieren und die Röthe ſeiner Wangen wich allmälig zurück. „Himmel!" rief ſein innerer Menſch, während ſein äußerer krampfhaft die Hände verknotete, „vor dem Erbprinzen eine Rede halten! Ich!? Ach, wenn man nur Zeit, Gedanken, Papier und Bibliotheken hier hätte. Aber keinen Gedanken kann man faſſen, denn kann nicht ſchon in der nächſten Secunde das erwünſchte — Gott verzeih mir die Sünde — Signal ertönen!"

Er trat in ſeiner Bekümmerniß an's Fenſter. Tiefe Nacht war herabgeſunken, die Gaſſen waren leer und nur einige Nachtlampen ſchimmerten aus verſchiedenen Kammern und ſpiegelten ſich in den Sümpfen auf dem Straßenpflaſter wieder. Denn das Gewitter war zwar vorübergezogen, hatte ſich indeß in einen fürchterlichen Landregen aufgelöſt. „Wenn nur der

Schildwacht draußen das Pulver auf der Pfanne nicht naß geworden iſt!“ dachte der Magiſter, als es eben 11 Uhr ſchlug.

Sein letzter Gedanke war ein prophetiſcher. Denn kurz darauf trat die Schildwacht von dem Krähenberge, trotz ihrer beiden Mäntel bis auf's Hemde durchnäßt herein. „Der Teufel mag da länger ſtehen!“ ſagte der Mann. „Ihr habt's bequemer, wie ich ſehe. Auch hab' ich kein Pulver mehr auf der Pfanne.“ Hier trank er raſch hintereinander mehrere Gläſer Punſch.

„Aber Menſch!“ ſagte der Magiſter zerknirſcht, „durch Ihre Poſtenverlaſſung ſind wir gänzlich ruinirt. Woher wiſſen wir nun, wenn der Erbprinz kommt?“ — „Durch mich, verſetzte der Poſten; er wird in einer kleinen Viertelſtunde hier ſein, hat mir der Stallmeiſter geſagt, der ihm vorausgefahren und mit mir zugleich hier eingekehrt iſt.“ — „Zu den Waffen, Spartaner!“ ſchrie nun der Magiſter aus Leibeskräften. „Er naht, er iſt da!“

Ach, wie der Ruf des Feldherrn nach verlorner Schlacht, ſo ertönte der Ruf des Hauptmanns Zimpler. Können die Todten Antwort geben? Nur wenige Brave rafften ſich trotz ihrer brennenden Wunde auf und folgten der Fahne des Führers. Grabesſchweigen deckte das Gefild. So taumelten acht Schützen von den Stühlen auf und ergriffen die Büchſen und folgten dem Hauptmann, ſich auf dem Markte zu poſtiren. Strommeiſe ſchoß der Regen hernieder; ein Hund würde, um ſeinen rückkehrenden Herrn zu begrüßen, ſich nicht hinausgewagt haben — die hochlöbliche Schützencompagnie, ihr Reſt, wagte es. „Front!“ commandirte der Magiſter mit zitternder Stimme. Sie ſtanden, d. h. wankten bald mit den Köpfen, bald mit den Unterleibern vor, aber bildeten doch eine gerade Linie. Schon raſſelte der prinzliche Wagen über das Straßenpflaſter daher.

„Präſentirt das Gewehr!“ bebte der Magiſter.

Der letzte Flügelmann fiel den Pferden in die Zügel; der Magiſter ſchwankte an den Wagen heran. „Willkommen zu Thermopylä, Landesvater!“ ſtotterte und ſtammelte er, „ich bin der Magiſter Leonidas, der Knecht, das ſind die Spartaner, die ich commandire und Ew. Durchlaucht präſentire; wir weichen und wanken nicht und ſterben Alle wie Ein Mann zu Dero Füßen!“

Der Erbprinz bog ſich etwas aus der Wagenecke hervor, zog aber ſeinen Kopf wegen des ſtrömenden Regens haſtig wieder zurück und ſagte erzürnt aus dem Fond des Wagens: „Haben Wir nicht allen Empfang verboten? Albernes, kindiſches Zeug. Er muß ſich glücklich ſchätzen, Magiſter,

wenn ich ihn einen Eſel nenne. (Den Mantel wieder zuſammenfaſſend.) Kutſcher, fahr zu und die Kanaille über, wenn ſie nicht Platz macht!“

Der Magiſter taumelte wie bedonnert vom Kutſchenſchlage zurück, beſann ſich aber plötzlich wieder und ſchrie: „Seine Durchlaucht, unſer gnädiger Erbprinz lebe hoch!“

„Hurrah!“ ſtimmte die Compagnie verabredetermaßen aus voller Kehle ein.

„Was hat er geſagt, Herr Magiſter?“ umdrängten dann die Schützen den Hauptmann, „erzählt, erzählt!“ — „Er war ſehr gnädig, Kinder,“ erwiederte der bleiche Magiſter und wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne. „Er hat mich und die ganze Compagnie ſehr gelobt.“ —

Am andern Morgen gewährte die Siegesgöttin über der Thür des Gaſthauſes zum goldnen Löwen einen gar kläglichen Anblick. Der Regen der Nacht hatte den Gyps theilweiſe demolirt und die Stroheingeweide der Göttin und flatternden Lumpen hingen ihr aus dem zerfetzten Körper. Darunter aber prangte das verglimmende Transparent: „Te duce vincam!“

Auguſt Heſſe.

Der preußiſche Landtag.

Aus Berlin.

Die entſcheidende Schlacht iſt nun geſchlagen; ſie iſt für die conſtitutionelle Partei verloren. Iſt dieſes ein Unglück oder nicht? — Die Antwort können wir zunächſt dahingeſtellt ſein laſſen; machen wir uns vor Allem den Sinn dieſer bedeutungsvollen Tage klar. Es berührt dies eine allgemeinere Frage, die, nicht allein für Preußen, zur Sprache kommen dürfte. Iſt ein legaler Zuſtand, er ſei wie er wolle, unbedingt dem patriarchalen Vertrauens- und Aufſichtszuſtand vorzuziehen? Iſt eine halbe „Verfaſſung" beſſer als gar keine? Denn ſo ſteht es nun. Der einzige Augenblick, in welchem die Vertreter des Volks es beſtimmt auszuſprechen hatten, ob ſie die im Patent vom 3. Februar enthaltene Verfaſſung als diejenige begrüßen und anerkennen, auf welchem die Entwickelung des preußiſchen Staatsweſens vor ſich gehen ſollte, oder nicht, iſt nun vorübergegangen: keines von beiden iſt geſchehen. Nachdem ſeit dem Huldigungslandtag von 1840 die Landtage ſich aus allen Kräften abgemüht hatten, dieſen großen Augenblick herbeizuführen; nachdem Preſſe, Volk, Regierung, Stände, im verſchiedenartigſten Sinn gewetteifert, ihn möglich oder unmöglich zu machen, kommt dieſer große Augenblick; und — die Entſcheidung wird vertagt; aber vertagt in einer Weiſe, die eine ehrenvolle Wiederaufnahme des Kampfes nicht wohl möglich macht.

Da man dieſe einzige Gelegenheit, dem Fürſten, der mit königlicher Offenheit geſprochen, gegenüber dieſe ehrerbietige, aber volle Wahrheit auszuſprechen, vorübergehen ließ? Man könnte ſagen: „Es iſt im Weſentlichen noch nichts verloren; die liberale Oppoſition war nicht gehörig organiſirt; ſie iſt ungeſchickt, ſchlecht angeführt, aus zu heterogenen Elementen zuſammengeſetzt;" aber ſie iſt da, und was einmal verſäumt iſt, kann in günſtigen Momenten nachgeholt werden; dieſe Momente müſſen ſich finden, ja ſie ſind weſentlich durch die weiten Geſchäfte des Landtags bedingt. Zum Beiſpiel. Es iſt dem Landtage der Entwurf einer Anleihe zum Behuf der öſtlichen Eiſenbahn vorgelegt.

Er könnte etwa bei der Berathung dieſes Entwurfs erklären: er fühle ſich nicht competent, denſelben anzunehmen, ſo lange ihm nicht die Prädicate beigelegt wären, die nach den frühern Erklärungen dem Reichstage zukämen.

Er kann das in der That! Allein, was unmittelbar durch die Wirkſamkeit des gegenwärtigen Landtags erreicht wurde, war eigentlich Nebenſache; es kam darauf an, der Krone, dem preußiſchen Volk, der deutſchen Nation und dem Auslande gegenüber die ſittliche Würde, die politiſche Entſchloſſenheit, die klare Einſicht der Volksvertreter zu bethätigen. Es iſt im Allgemeinen in den deutſchen Ständen, oder ich will lieber ſagen, um nicht zu weit zu gehen, in der Auffaſſung der landſtändiſchen Verhältniſſe von Seiten der hiſtoriſchen Schule, die Anſicht die anregende geweſen, die Regierung als über den Ständen ſtehend zu betrachten; nicht nur an Macht, denn das verſteht ſich von ſelbſt, ſondern auch an Einſicht. Das Gouvernement verwirft nicht nur die Anſichten der Stände, es belehrt ſie; es ſetzt ihnen nicht nur Schranken, ſondern es weiſt ihnen nach, daß dieſe Schranken ihnen heilſam wären, ihrer politiſchen Unmündigkeit wegen.

Es kam nun darauf an, dieſen Begriff zu widerlegen. Es kam darauf an, der Regierung, die nicht als Regierung, ſondern als Schule ſprach, die nicht den Willen, ſondern den Verſtand der Volksvertreter zu lenken unternahm, durch ein ebenſo anſtändiges als beſtimmtes Verhalten zu zeigen, daß auch außerhalb ihrer Sphäre eine beſtimmte, feſtabgeſchloſſene Bildung, eine entſchiedene politiſche Geſinnung, eine durch Praxis und unmittelbare Anſchauung geſchulte Doctrin zu finden ſei.

Der König und ſeine Beamten, ſo weit ſie in ſeinem Namen handeln, haben das Recht, Geſetze zu geben, ſie auszuführen, zu richten, zu belohnen und zu beſtrafen. Sie haben das Recht, ſie haben die Macht. Aber wenn die Regierung meiner politiſchen Anſicht eine eigene entgegenſetzt, ſo ſtellt ſie ſich mir gleich. Es mag eine Frage des Rechts, es mag eine Frage der Politik ſein; die Akten liegen vor, wenn ich überhaupt ein Urtheil habe, ſo kann ich auch darüber urtheilen, ſo weit meine Kenntniß reicht, ſo weit meine Bildung mich trägt. Aber eine Meinung iſt werthlos, ſo lange man nicht den Muth ſeiner Meinung hat. Die liberalſte Geſinnung ohne Charakter iſt leer und eitel; die höchſte Bildung unfruchtbar, ſobald ſie nicht das Innere, das Gefühl läutert und erhebt. Ausländer und Einheimiſche haben gewetteifert, dem deutſchen Volk die Fähigkeit einer politiſchen Wirkſamkeit abzuſprechen. Nie gab es in der deutſchen Geſchichte einen Moment, in welchem dieſe Anſicht auf eine glänzendere Weiſe hätte widerlegt werden können. Der ſchönſte Lorbeer war feil!

Der preußiſche Landtag hat dieſe Gelegenheit vorübergehen laſſen; in ſeiner Adreſſe murrt und ſchmeichelt er gleichzeitig; hofft er und zagt; nimmt er Lehren an und opponirt. Wenn er den Kampf jetzt von neuem unternimmt, ſo kann er wohl den Zorn der Regierung erregen, aber nicht mehr ihre Achtung erzwingen. Ich möchte nicht gern mißverſtanden werden! Ich bezweifle nicht im Geringſten die vollkommene Ehrenhaftigkeit, die redliche Geſinnung, die ausgezeichnete Einſicht der einzelnen Mitglieder der Ständeverſammlung; aber als Geſammtheit können ſie aus dieſer Stellung, in die ſie durch die Adreſſe gerathen, nicht mehr heraustreten.

Die Verfaſſung vom 3. Februar leidet vielleicht an größern Mängeln als eine andere der mir bekannten; aber es gilt von ihr, was von allen „geſchriebenen Papieren" zu halten iſt, ſie wird unter den Händen entſchloſſener Männer zu dem, was ſie daraus machen wollen. Es war möglich, durch einen geſetzten, ſeiner ſelbſt ſichern Willen aus dem Factum der Einberufung die Grundlage eines geſetzlich geſicherten Baues zu machen. Dies iſt nicht geſchehen. Jene Verfaſſung beſteht nun zu Recht, wie man ſich ausdrückt, d. h. es gibt kein legales Organ mehr, durch das ſie angegriffen werden könnte. Allerdings haben die Stände erklärt, ſie hätten Manches an ihr auszuſetzen; ſie haben Meinungen, Wünſche, Hoffnungen vorgetragen, aber keinen Entſchluß.

Wenn ſie jetzt mit dieſer Erklärung nachträglich auftreten, ſo iſt die nächſte Folge ein durchaus unſittliches Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk; ein der Moral nach anarchiſcher Zuſtand, der auf die politiſche Bedeutung Preußens nur verderblich einwirken kann. Die einzelnen Mitglieder haben nicht einmal mehr das Recht, ſich zu entfernen, wenn ſie in der Minorität bleiben; und wenn die Oppoſition die Majorität gewinnt, ſo iſt es ein unſicherer, unklarer und darum unſittlicher Kampf. Einem Peſſimiſten, der nur aus der Fäulniß des Beſtehenden die Saat der beſſern Zukunft keimen ſieht, möchte ein ſolches Verhältniß gefallen. Wer es wohl mit dem Volke meint, kann einen ſo bedenklichen Weg nicht einſchlagen. Was ſollen denn alſo die Stände jetzt thun? Ich habe nur Eine Meinung darüber — Sie kennen dieſelbe ſchon aus meinem frühern Bericht. Nachdem die offne, feierliche, ehrenvolle Ankündigung der Fehde unterblieben iſt, bleibt nur ein ehrenvoller Friede.

Die liberale Oppoſition muß ihren prinzipiellen Widerſtand aufgeben. Sie kann noch Gutes und Vortreffliches wirken, wenn ſie aufrichtig dem neuen Rechtszuſtand ſich anſchließt, und aus demſelben im Einzelnen, auf eine organiſche und natürliche Weiſe das Beſſere ſich entwickeln läßt.

Damit iſt durchaus nicht geſagt, daß ſie überhaupt den Widerſtand aufgeben ſoll. Die Verfaſſung bietet eine Menge Widerſprüche und Inconvenienzen, die durch ſich ſelbſt, wenn Krone und Stände einig ſind, zu einer gedeihlichen Weiterausbildung veranlaſſen. Langſamer jedenfalls, aber vielleicht nicht nachtheilig für das Wohl des Ganzen, wird ſich auf dieſe Weiſe ein Rechtszuſtand herſtellen laſſen.

Man höre auf, die Fauſt in der Taſche zu ballen, mit liberalen Redensarten überall, wo es nicht am Ort iſt, ſich geltend zu machen. Das, ſo zu ſagen, dramatiſche Intereſſe der Verfaſſungsgeſchichte iſt vorüber; aber auch im Kleinen, im Einzelnen, in der proſaiſchen Alltäglichkeit des praktiſchen Lebens läßt ſich Gutes erreichen.

Man verzage nicht an der Sache der Freiheit, weil der zauberiſche Schein der Größe ſie nicht mehr umkleidet. Ein Großes iſt immer gewonnen, wenn der Unſicherheit, der Heuchelei, dem Mißtrauen ein Ende gemacht wird.

— „Ohne Reſultat," ſagt Biedermann in ſeiner Brochüre über den vereinigten Landtag — „und zwar ohne entſcheidendes Reſultat, kann, darf der vereinigte Landtag nicht auseinandergehen." —

Die Entſcheidung iſt erfolgt, in anderm Sinn, als Biedermann es meinte; ob ſie das Verderben des Volks nach ſich ziehen werde, — dieſe Frage kann nur eine abſtracte Theorie unbedingt bejahen.

††

Parteistimmen aus Oesterreich.

1.

Vorbemerkung der Redaction.

Die Kölnische Zeitung vom 15. April enthält einen größern Artikel über österreichische Zustände, in welchem unter Andern folgende Stelle vorkömmt:

„Ein Beispiel für Hunderte, daß es leichter ist zu Verbieten als Verbote aufrecht zu halten, liefern jetzt eben wieder die gegen die „Grenzboten" angeordneten Maßregeln. Das gegen selbe seit Jahren bestehende Verbot wurde in jüngster Zeit auffallend geschärft; vergeblich verwendete sich selbst der sonst noch mit einer gewissen Nachsicht behandelte hiesige juridische Leseverein, um für seinen geschlossenen Zirkel dieses Journal beibehalten zu dürfen. Man motivirte die mündliche Weigerung mit dem festen Entschlusse, jenes Blatt gänzlich von Oesterreich auszuschließen, dessen Redacteur eben, weil er ein Oesterreicher „den Ausfall empfinden soll," den man durch dieses allgemeine Verbot herbeiführen, und dadurch seine beharrliche Tendenz bestrafen wollte. Mit ungewöhnlicher Strenge wurden die Leipziger Ballen behandelt, manche in selben ertappte Lieferung jenes Blattes confiszirt, und diese Bemühungen mit einem Eifer fortgesetzt, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Ist aber irgend Etwas damit erreicht worden? Gewiß nicht. Denn die „Grenzboten" werden eben so eifrig in den weitesten Kreisen gelesen wie früher und ihre Art der Besprechung österreichischer Zustände hat sich auch nicht im Mindesten geändert. Abgesehen aber von dieser Erfolglosigkeit, so ist überhaupt schwer zu begreifen, warum gerade jenes Blatt mit solch einem wahren Luxus von Strenge zurückzudrängen versucht wird, da es doch neben der — freilich mitunter tief einschneidenden aber keineswegs gehässigen — Besprechung unserer Mängel andererseits sichtbar

bestrebt ist, wie wenig andere freisinnige Blätter, Allem, was bei uns Lobenswerthes geschieht, Geltung zu verschaffen, ja sogar manche wichtige Angelegenheit wie z. B. die ständischen Regungen meist in einer Art bespricht, die den Absichten der Stillstandspartei nur willkommen sein kann."

Die Redaction der Grenzboten glaubt gegen diesen letztern Satz entschiedene Einsprache thun zu müssen, um so mehr, als der Vorwurf, der hier gemacht wird, bei dem sonstigen Wohlwollen, den uns der Artikel schenkt, um so gewichtiger in die Wagschale fällt.

Wir müssen dem unbekannten Verfasser gratuliren, daß er in seiner Ansicht über die neuen ständischen Bewegungen in Oesterreich sich bereits so klar geworden ist, um sie als einen Fortschritt bezeichnen zu können. Wir unsererseits gestehen unverhohlen, daß wir noch nicht so weit sind.

Werfen wir einen raschen Blick auf die innere Lage Oesterreichs, so sehen wir uns an der Schwelle einer Uebergangsepoche, deren Endpunkte Niemand berechnen kann. Oesterreichs Stellung nach außen, Oesterreichs Verhältnisse nach innen lockeren mit jedem Tage das Festhalten an dem starren conservativen Prinzip mehr und mehr auf. Wie wird Oesterreichs Zukunft sich gestalten, von welcher Seite wird der Stoß, die Initiative ausgehen? Noch liegt Alles in den Händen der Regierung, noch kann sie die Initiative zu einer bessern Organisation ergreifen und im Interesse des Friedens, im Interesse des deutschen Geistes in Oesterreich, im Interesse der Hemmung russischer Intriguen in den slavischen und halbslavischen Provinzen, wünschen wir aus voller Seele, daß die Regierung die Zeit begreife und ihre Position durchschaue und nütze, ehe es zu spät wird. Und wehe dem Staat und wehe uns, wenn es zu spät wird! Eine Confusion in Oesterreich würde ein so fürchterliches Schauspiel bieten, wie die Geschichte ihrer nur wenige aufzuweisen hat. Denn hier stehen nicht blos Prinzipien, sondern auch Nationalitäten einander gegenüber, Provinzen der verschiedenartigsten Bevölkerung, von denen im Augenblicke der Verwirrung jede ihren eigenen Traditionen, jede ihrem eigenen Ehrgeiz folgen würde. Nicht blos jede Provinz für sich, sondern im Herzen einer jeden würden die verschiedenen Stämme ihre Leidenschaften gegen einander entzünden lassen, und die gleißnerische, lechzende Politik Rußlands würde ihre Hand mit zahllosen vergifteten Fingern in diese Wunden stecken und das Blut zersetzen in so viel Theile, als nur möglich. Man sieht, wir sind kein Freund einer Volksbewegung in Oesterreich, wir sind keine Liebhaber einer solchen Initiative, bei der das souveräne Volk der slovakischen Rastelbinder, und der galizischen Branntweinbauern eine Rolle zu spielen hätte, um hinterdrein von jener Macht

ausgebeutet zu werden, welche die Revolutionen an der untern Donau so schlau zu benutzen wußte.

Von diesem Gesichtspunkte aus haben die Grenzboten bisher die österreichischen Zustände betrachtet, von diesem Gesichtspunkte aus haben sie ihre Opposition gegen den unmoralischen, gedanken- und energielosen Mechanismus, des alten entnervenden und gefährlichen Prinzips gerichtet, das jeder freien Bewegung, jedem geistigen und nationalen Aufschwung abhold, gerade dasjenige hervorruft was er zu vermeiden erzielt, und in diesem Sinne sind sie entschlossen, sie fortzuführen, so lange sie Athem haben. Wir könnten hier mit vielem und nicht unbelohnendem Pathos die Schicksale und mannigfachen Verfolgungen aufzählen, welche die Redaction dieser Blätter für ihr Prinzip zu erleiden hatte und noch hat, aber die Grenzboten vertreten keine persönliche sondern eine allgemeine Sache. Nie haben wir über das Verbot unseres Blattes in Oesterreich und über die vielfachen Verschärfungen desselben ein Wort verloren, so wie wir nie einen Schritt gethan haben, um das Verbot zu mildern, oder gar rückgängig zu machen. Wir haben uns durch die Verschärfungen nicht erbittern lassen, so wie wir uns durch Milderungen nicht umstimmen lassen würden. Die Grenzboten kämpfen für ein Prinzip und nicht für ihren eigenen Nutzen, und so mögen denn diese Blätter immerhin in Oesterreich verboten und verfolgt werden, so lange die aufrichtigen Freunde Oesterreichs, so lange die Stimme der Wahrheit dort noch verboten und verfolgt bleibt! Auch unser Tag wird kommen und wenn wir die Zahl der Freunde und Meinungsgenossen in allen Kreisen unseres österreichischen Vaterlandes überschauen, so dürfen wir hoffen, daß dieser Tag nicht allzulange ausbleiben wird!

Bis zu diesem Tage aber werden die Grenzboten noch manchen bittern Kelch zu leeren haben; denn nicht blos der Strenge von oben müssen sie Stand halten, sondern auch auf die Verfolgungen, die ihnen von andern Nuancen der Opposition bevorstehen, müssen sie sich gefaßt machen. Die Grenzboten repräsentiren blos den Liberalismus des österreichischen Mittelstandes, dessen Wünsche unseres Erachtens die gerechtesten, die zweckmäßigsten und die am nächsten zu realisirenden, so wie sie unstreitig die am weitestverbreiteten sind. Aber neben dieser Opposition, die man die nationale nennen könnte, wenn Oesterreich so glücklich wäre, eine gemeinsame Nationalität zu besitzen, neben dieser dynastischen, mittelständischen, deutsch-österreichischen Opposition gibt es noch viele andere Nüancen: seperatistische, revolutionaire und aristokratische. Diese Elemente concentriren sich mehr nach innen als nach au-

ßen, sie haben in der Presse noch nicht ihr Organ gefunden, und wenn sie es gefunden, steht uns ein noch bitterer und erweiterter Kampf bevor, der fortgesetzte Kampf nach oben und der neue Kampf nach der Seite.

Die aristokratische Partei, als die reichste, wenn auch keineswegs die mächtigste, hat in letzterer Zeit zuerst versucht, sich ein Organ nach außen zu verschaffen, und sie hat dazu ein viel legaleres und breiteres Feld, als das Bürgerthum: ihre ständischen Versammlungen. Ziemlich zaghaft und mit halb unsichern, halb ungeübten Schritten, keineswegs noch einig mit sich selbst, ist sie in die Arena getreten. Gleichzeitig aber griff sie zu einem modernen, ausgebildeten und wirksamen Mittel: zu der Presse. Die Schrift: „Oesterreich und seine Zukunft" ist das Programm der landständischen, liberalen Adelspartei. Dieses Programm ist mit großem politischem Talente und mit noch größerem Takt entworfen. Der landständische Adel, wohl wissend, daß er allein und ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung machtlos bleiben muß, reicht in diesem Buche dem Bürgerthum die Hand. „Unser gemeinschaftlicher Feind," sagt er zu ihm, „ist die Bureaukratie, sie hemmt allen Fortschritt, sie beeinträchtigt die persönliche Freiheit, sie hemmt die Intelligenz, den materiellen Aufschwung, ihre Macht zu entwurzeln ist in unserm wie in eurem Interesse; unsere alten Privilegien und Rechte verbriefen uns zwar die Unabhängigkeit und den Widerstand gegen sie, aber diese Verbriefungen sind bestaubt und halb vergessen; sollen wir sie zur erneuerten Kraft bringen, so müssen sie durch die Sympathieen des Landes, durch die öffentliche Meinung unterstützt werden. Gebt uns eure Zustimmung, laßt uns unsere alten Rechte, unsere alte Stellung als Landesvertreter wieder aufnehmen, wir meinen es wahr und ehrlich mit euch. Zwar gibt die alte Landesordnung den meisten Provinzen, uns (Prälaten) Herren und Rittern, allein das Recht, zu stimmen und im Landhause zu sitzen, die Städte, das Bürgerthum sind ausgeschlossen — allein sitzen wir erst fest, so wollen wir euch die Schranken öffnen und euch gleichfalls einen Antheil an der ständischen Verwaltung zuertheilen. Jetzt freilich können wir noch nicht darauf antragen, denn erstens ist der ständische Einfluß noch zu gering, um eine solche Reform der Landesordnung durchzusetzen, zweitens sind nach den jetzigen Statuten die Städte am Landtage nur durch die Bürgermeister vertreten; die Bürgermeister aber sind von der Regierung eingesetzte Beamte. Vermehren wir also die Zahl der stimmfähigen Städte, so vermehren wir zugleich die Stimmen der Bureaukratie innerhalb der landständischen Wirksamkeit. Bevor wir daher die Städte zu dem Landtag zuziehen können, müssen wir auf eine neue und bessere Städteordnung hinarbeiten, worin wir

Landstände euch gern unterstützen, wenn ihr uns in der öffentlichen Meinung unterstützt ....."

Diesen Sinn haben wir aus dem zweiten Theil von „Oesterreich und seine Zukunft" herausgelesen. Daß die Schrift ein Programm des liberalen landständischen Adels ist, hat vor wenig Wochen die niederösterreichische Ständeversammlung gezeigt, indem sie aus eigenem Antriebe den städtischen Vertretern, die bisher blos die Postulate anhören durften, von den übrigen landständischen Funktionen aber ausgeschlossen waren, die volle Mitwirkung an den ständischen Berathungen zuerkannte. Das ist ein Akt, der Vertrauen erregt, und wir unsererseits, die wir persönlich mehrere der hervorragendsten und einflußreichsten ständischen Mitglieder kennen, und mehrfache Unterredungen mit ihnen gepflogen haben, setzen keineswegs ein Mißtrauen in den ehrlichen Willen der landständischen Partei.

Wir aber, d. h. die Redaction dieser Blätter, sind nur eine einzige Person, eine einzige Stimme aus der großen Masse des liberalen Bürgerthums in Oesterreich, sowie jene Herren nur einzelne Personen aus den landständischen Kreisen sind und so wie sie keineswegs einstehen können für die gesammte und gleichmäßige Stimme des landständischen Adels, so wenig können wir unsern Mangel an Mißtrauen unsern Meinungsgenossen aufdringen und die Stimmen unterdrücken, die von Josephinischen Standpunkten aus gegen den neuen Aufschwung, den der landständische Adel nehmen will, polemisiren, wie dies namentlich einer unserer geistreichsten Mitarbeiter in Prag und mehrere Andere in Wien thun.

Und sollen wir offen und ehrlich unser eigenes Geständniß ablegen, so müssen wir unverhohlen gestehen, daß wir nirgends eine Garantie sehen für die Versprechungen, welche der Verfasser von „Oesterreich und seine Zukunft" dem Bürgerthume macht, dessen Zustimmung er in Anspruch nimmt. Mögen seine näheren Freunde es auch treu und ehrlich mit diesen Versprechungen meinen, wer sagt es uns, daß seine Standesgenossen, wenn sie einmal den alten vollen landständischen Einfluß wieder erlangt haben, wenn sie in alle Privilegien wieder eingesetzt sind, die ihnen als Beirath, ja sogar als Steuerbewilliger in den alten Landrechten zugesichert sind, wer bürgt uns dafür, daß sie die bürgerlichen Schemel nicht wegschleudern, die ihnen zur Besteigung ihrer alten Sitze geholfen haben. Der antideluvianische Stolz und Hochmuth, mit welchem der österreichische Hochadel bisher auf die Bürgermassen herabsah, ist eben kein Beweis, daß er sich so plötzlich bekehrt haben kann.

Und dann, in welcher Weise soll dem bisher ausgeschlossenen Bürger-

thume (und wir verstehen unter dieser Bezeichnung nicht etwa blos die aristokratischen Städtebewohner, den Geldbeutel der hohen Finanz und Industrie, sondern alle jene Elemente, welche den Kern des Volkes bilden, die Capacitäten, die Gewerbe aller Art in Stadt- und Landgemeinden) die Betheiligung bei den ständischen Rechten erworben werden? Durch Zusätze zu den alten Landesverfassungen! Durch Zusätze, die der Regierung nur nach langjährigem Kampfe abgerungen werden könnten, während gleichzeitig ein zweiter Kampf mit der ultraaristokratischen-antiliberalen Partei zu führen wäre, der gewiß diese Zugeständnisse in die allerengsten Schranken einzuengen trachten wird. Und dieses alles um eine alte Landesverfassung wieder zu beleben, deren Grundprinzipien im Mittelalter wurzeln und die in noch gar vielen andern Stellen faul und moderhaft ist!

Wir verkennen nicht den Werth und die Wichtigkeit der historischen Entwickelung und des Fortbauens auf bestehenden Grundlagen, aber wo dieser historische Stufengang einmal unterbrochen ist, da ist es besser, an dem Neuen statt an dem Alten zu bauen. In einem großen Theil Oesterreichs ist nun einmal die Geltung der alten Landesordnung durch funfzig Jahre und noch darüber unterbrochen geblieben und der Adel, der die Hände in den Schooß legte und zusah, hat sich's selber zuzuschreiben, daß es so kam. Und nun, nach so langer Unterbrechung, während welcher die meisten gebildeten Staaten Europa's eine ganz andere Richtung in ihrer Entwickelung genommen haben, sollen wir, die Masse der österreichischen Bevölkerung, dem Adel helfen, seine alten Privilegien wieder restauriren, damit er uns dann nach sich ziehe. Der Umweg ist etwas weit, etwas sehr weit! Wir glauben, das Interesse des Bürgerthums, des Gesammtvolkes hat ein viel näheres Ziel. Wenn die Presse, wenn die öffentliche Meinung der Regierung bessere Zustände abgewinnen soll, so sollen diese nicht in einer Restauration alter Verhältnisse, sondern in einer Organisation von neuen, die den Bedürfnissen der Gegenwart, den Erfahrungen der neuern Politik und dem wahren Schwerpunkte der heutigen Bevölkerung, der nicht mehr im Adel liegt, besser entsprechen, als die alten Wladislav'schen und Ferdinandinischen Landesordnungen.

Dennoch aber wollen wir keineswegs übersehen, daß die landständischen Bewegungen in ihren Prinzipien durchaus berechtigt sind und wir gestehen gerne zu, daß ihre Wirksamkeit, wenn sie ihre Aufgabe verstehen, von großem praktischem Nutzen für die Gesammtheit werden könnte. Zuerst wird der Fortschrittspartei durch die Landtage ein wichtiger und

legaler Boden gewonnen, gegen den das „hiſtoriſche Rechtsprinzip“ der Regierung ſich auf die Länge keineswegs ſo ſtark ſträuben kann, wie gegen die Preſſe und andere moderne Oppoſitionshebel. Zudem wird den Progreſſiſten ein Zuwachs von einflußreichen Perſonen, von Geldmitteln und Capacitäten zugeführt, die bisher brach lagen. Dem Ehrgeiz der Ariſtokratie iſt ein neues weites Feld geöffnet und der öſterreichiſche Adel beſitzt der hochherzigen, wahrhaft adeligen Männer genug, die, wenn ſie erſt die tiefere Bedeutung ihres Wirkungskreiſes ſich klarer bewußt werden, weit größerer und ſchwungvollerer Opfer fähig ſind, als das lederne, zuſammengeſchrumpfte Herz der Ariſtokratie vom Geldſäckel.

Und ſo dürfen wir Andern die dargebotene Hand keineswegs von uns weiſen und durch Standesvorurtheile und unzeitiges Mißtrauen unſere ohnehin ſchwachen Kräfte zerſplittern. Vor der Hand gilt es Einigkeit und Zuſammenwirken Aller, die in Oeſterreich eine beſſere Zeit heranzubilden bemüht ſind. Jeder Zuwachs an Streitkräften, vorausgeſetzt daß ſie nicht die Revolution erzielen, ſei uns willkommen!

Nach wie vor werden daher dieſe Blätter die Stimmen ſammeln, die aus Oeſterreich für geſetzliche, aber durchgreifende Reformen ſich erheben; ſie werden ihre Unabhängigkeit nach beiden Seiten hin wahren, und ſo bereitwillig ſie auch das Gemeinnützige und Fruchtbare, das aus den landſtändiſchen Bewegungen erwächſt, einregiſtriren wollen, ſo wenig werden ſie ſich auch abhalten laſſen, eine begründete Polemik gegen ariſtokratiſche Uebergriffe und Selbſtzwecke und eine gerechte Kritik der landſtändiſchen Thätigkeit und Unthätigkeit aus dem Geſichtspunkte jener Geſellſchaftsklaſſen zu üben, die keine Freiheiten, ſondern Freiheit, keine Privilegien, ſondern gleiches Recht für Alle erzielen. —

Leipzig. J. K.

2.

Die öſterreichiſchen Landſtände.

Aus Wien.

Ueber den Verfaſſer Oeſterreichs und deſſen Zukunft zirkuliren noch immer die verſchiedenſten Gerüchte. Bald iſt es ein Comité der Stände, welchem man das Buch zuſchreibt, bald iſt dieſer, bald jener Cavalier der Autor. Was aber den ſprechendſten Beweis liefert, daß die Schrift großen Anklang in höheren Kreiſen als jenen findet, die ſo gerne jede ſelbſtſtändige

Meinung unterdrücken, ist der Umstand, daß keine Nachforschungen und Verfolgungen angestellt werden. Wenn auch die wegen des ersten Theiles gemachten geheimpolizeilicher Natur waren, da Campe 20,000 Fr. (???) für Auslieferung des Manuscriptes angeboten wurden, so ist wenigstens bis jetzt wegen des zweiten Theiles nichts geschehen. Der Verfasser ist ein noch junger Mann, dessen nächste Verwandte die höchsten Personen des Hofs in nächster Nähe umgeben. Vor Allem gefällt der ruhige leidenschaftslose Ton des Autors, der von seinem Standpunkte aus den Gegenstand klar beherrscht, fest und deutlich ausspricht was er will, und auch dem Wiederstrebendsten, dem fossilen Zopfe wie dem im Amtsfracke Patriotismus heuchelnden Egoisten, die Ueberzeugung aufdringt, daß er es recht und ehrlich meint. Eine solche Gesinnung muß vor Allem dem hohen Kaiserhause selbst, den unter Vorwand der äußern amtlichen Pseudoverantwortlichkeit im Thun und Wirken von der Bureaukratie gehemmten Prinzen wohl thun, den Hof über die Absichten der Stände beruhigen, und ihm die willkommene Ueberzeugung gewähren, daß Oesterreich noch Patrioten besitzt, die den Staat nicht als Pachthof, das Amt nicht als Pfründe ausbeuten.

Der Standpunkt des Verfassers stützt sich auf die einfache Frage: Wo ist in Oesterreich die Institution, welche noch einige Kraft, den nöthigen Willen, die geistigen Mittel und ein wahrhaftes Interesse besäße, dem Sinken der Zustände in der Tintenpfütze des Bureaukratismus und Monopolismus vorzubeugen, den Staat durch das Volk mehr als durch die Formen der Verwaltung zu erkräftigen. Er, selbst ein Landstand Tyrols, findet dieses Institut in den Landständen überhaupt, und mit Recht. Denn leider sehen wir in Oesterreich das Volk ohne alle Bildung und Gesinnung, den Bauer unwissend und roh, den Bürger ohne Geist und Kraft (?), die Geistlichkeit herrschsüchtig und blos kirchlich, die anderen Stände meist ohne Selbstbewußtsein, darum ohne Würde, mit Ausnahme der äußern Formen; das Ganze also ohne Tiefe und Ernst, gewohnt an den Schlendrian des Systems, über Aeußerlichkeiten das innere Wesen vergessend, von Heute auf Morgen lebend; hier also kein Entsagen, kein Muth, keine moralische Kraft, daher keine Basis für eine Reform darbietend. Nur die Stände haben Lebenszeichen gegeben, nur sie haben zu sprechen gewagt, wo vor dem dynastischen Egoismus, vor dem bureaukratischen Despotismus der Questenberge Alles verstummte; nur sie haben ihre Rechte wenigstens durch das Wort gewahrt, in der Zeit dafür geblutet. Und diese Rechte fordern sie jetzt nach dem Grundsatze der Regierung, die mit dem Recta tueri sich selbst am meisten zu schützen vermeint.

Gerade der fragliche zweite Theil, der jetzt selbst gegen Scheda nicht

einmal großen Herren erlaubt wird, weil die papierne Bureaukratie die Weckung eines echten aristokratischen Geistes im Adel, des Gefühls seines großen historischen Berufs zu fürchten beginnt, hat unter den Landständen eine tiefe Sensation erregt und den Anstoß gegeben, daß mehrere ihrer edeln Geister die Zeitfragen in entsprechende Bearbeitung genommen haben. Die Zeiten des: „Let Curzon hold what Curzon held," des Motto der Lords Howe, sind vorbei, und die De Mauley (Ponsonby) haben sich jenes: „Pro rege, lege et grege," weislich des Volkes nicht vergessend, die Lowther (Grafen von Lonsdale) haben sich die den jetzigen Standpunkt des Adels ziemlich richtig bezeichnende Devise: „Magistratus indicat virum" gewählt. Das Parlament ist die historische Magistratur des Adels. So arbeiten denn die österreichischen Landstände an einem Plane zur Verbesserung des Volksunterrichtes, dieses unseres größten Krebsschadens, der Ursache unserer totalen Gesinnungslosigkeit und Charakterschwäche; so verfaßt ein Comité ein Operat über die Einführung freier Communalverfassungen; so trachten Andere durch ihre Anstrengungen den vierten Stand zur gehörigen Geltung zu bringen. Diesen Weg zur stufenweisen Heranbildung und Entwickelung des politischen Elements in Oesterreich halten wir für den einzig richtigen, und rufen deshalb den Landständen ein frisches „Glück auf!" zu.

Durch eine verbesserte Schulerziehung wird das geistige Element im Volke rege gemacht, der Sporn des Selbstdenkens in seine faulen Flanken gedrückt, indessen selbstständige Communal-Verfassungen nicht verfehlen können, das moralische Gefühl zu wecken, den Bürgern Spannkraft und Gesinnung zu geben und sie zu wahren Söhnen des Vaterlandes zu bilden, wie dies Preußen Anno 1813 und 14 zeigte. Hieraus folgt schon natur- und zeitgemäß eine erweiterte Thätigkeitssphäre des vierten Standes, der, zur Selbstständigkeit gelangt, alsdann jene Stellung einnimmt, die den Hauptcontribuenten des Staatsschatzes gebührt. Auf dieser Basis müssen und werden die Landstände vorgehen. Haben sie nur erst Vertrauen beim vierten Stande erweckt, beweisen sie sich ihres historischen Ursprungs und Berufs würdig, so wird ihnen auch der Schutz der öffentlichen Meinung, das starke Bollwerk einer Hand in Hand mit ihren Anträgen gehenden Volksgesinnung nicht fehlen. Diese Volksgesinnung bildet zugleich die feste Grundlage einer gesunden frischen Oeffentlichkeit. Durch hundert Beispiele können wir beweisen, daß der Staat durch seine Geheimnißkrämerei sich selbst um seinen Ruf und das allgemeine Vertrauen bringt. Und doch

iſt man ſo thöricht, ſie noch als Regierungsarcanum in allen Apotheken der Bureaukratie beizubehalten.

Möge der Wille der Stände durch die Ueberzeugung geſtählt werden, daß in ihren Händen das Schickſal Oeſterreichs, ſein Erſtarken oder ſein — Verfall ruht. Die Nachwelt wird ihre Namen feiern, wie jene De Thou's, Franklin's und Hampden's, wenn ſie nebſt Gott, Fürſt und Vaterland auch pro lege et grege ſtreiten werden.

von ⊙

3.

Die öſterreichiſchen Landſtände.

Aus Prag.

In der Vorbemerkung der Redaction zu den Gegenſtimmen zu Oeſterreich und ſeine Zukunft, welche ſich im zwölften Heft der Grenzboten aus Wien und Prag vernehmen laſſen, wird ſehr richtig darauf hingewieſen, daß derlei Beurtheilungen um ſo wichtiger erſcheinen, als ſie einen Höhenmeſſer abgeben für die politiſche Bildung und die Wünſche der verſchiedenen Kreiſe der Monarchie. Beide Artikel ſind vorzüglich gegen die in dieſer Schrift hervorgehobene Wiederauflebung und Entwickelung der in Oeſterreich factiſch beſtehenden landſtändiſchen Provinzialverfaſſungen gerichtet. Sie ſchließen ſich in ihrer allgemeinen Tendenz mehrern frühern ähnlichen Artikeln an, welche uns die Grenzboten in der letzten Zeit gebracht haben, und können bei allen, welchen der Fortſchritt wirklich am Herzen liegt, nur ein trauriges Meſſungsreſultat hervorrufen. Statt ſich freudig der von hiſtoriſchen Grundlagen ausgehenden Bewegung anzuſchließen — ſie mag ſchon kommen von wem ſie will, ſtatt durch ein kräftiges Beiſpringen der öffentlichen Meinung das einzig noch beſtehende geſetzliche Organ derſelben zu heben und zu leiten, und zwar unter dieſen ariſtokratiſchen Reformern, welche wirklich das Gute wollen, zu ſtärken und zu unterſtützen im doppelten Kampfe gegen die Bureaukratie und viele ihrer eignen Collegen, ſtatt den endlich in Bewegung gerathenen Strom für den Anfang in dem bereits vorhandenen Bette zu erhalten und nach und nach dahin zu leiten, wo er einſt Oeſterreich's Verjüngung und neue Größe befruchtend gründen ſoll; — ſtatt allen dem zieht man ſtolz den demokratiſchen Harniſch an, von dem ſelbſt das wirklich Gute machtlos abprallt, weil es aus privilegirten und ariſtokratiſchen Händen kömmt und hofft doch zugleich monarchiſch-gläubig auf eine große all-

gemeine Selbſtverbeſſerung der Bureaukratie und auf die Fortſchritte, die die Nothwendigkeit und der Drang der Zeit herbeiführen muß. Nothwendigkeit! Drang der Zeit! Inhaltsſchwere Worte, wo es ſich um politiſche Bewegungen handelt, dringende und rauhe Mahner, denen man ſo bald als möglich Thüren und Wege öffnen ſoll, wenn man nicht will, daß ſie am Ende durch das Dach oder durch die Mauer in das Haus brechen. Hier ſind wir auf dem Punkt, auf welchem der Vorpoſten von Oeſterreich's Zukunft ſteht, indem er mahnend auf die neu erwachten Landſtände hinweiſt, als die Wege und Thüren, durch welche die öffentliche Meinung die gefährlichen Gäſte ruhig einführen und als feindliche Rathgeber der Regierung gegenüber ſtellen ſoll. Wenn wir nun die beiden erwähnten Artikel und ihre Vorläufer betrachten, wenn wir ſehen, wie zugleich das vorhandene Element des Fortſchritts verworfen und doch dieſer Fortſchritt in ſeiner vollſten Ausdehnung verlangt wird; wie dem ärgſten Mißtrauen gegen eine, wenn auch zumeiſt ariſtokratiſche, doch mit des Landes Wohl und Wehe innig verbundene Corporation das Vertrauen auf beſoldete Beamte entgegengeſtellt wird; wie endlich einerſeits auf den Drang der Zeit und die Nothwendigkeit gehofft und andererſeits der einzige friedliche Weg dieſe Mahnungen der Regierung mit Ernſt entgegenzuſtellen verleitet werden will — ſo wiſſen wir wahrlich nicht, ob wir über dieſes Kauderwälſch einer öffentlichen Meinung lächeln oder trauernd ausrufen ſollen: Männer des Fortſchritts legt euch ſchlafen wie jener große Kaiſer und laßt euern Bart bis auf beſſere Zeiten um den Tiſch herum wachſen. Vornämlich wenn man weiß, wie gut es ſich in Oeſterreich lebt, wenn man von Adel und gar noch reich iſt, ſo muß man ſich ſtaunend fragen, welche egoiſtiſche Standesintereſſen denn dieſe Herren ängſtlich vertheidigen und was Großes ſie denn in den jetzigen Zeitverhältniſſen für ſich dadurch gewinnen wollen, daß ſie dem, nach allgemeiner Nivellirung ſtrebenden Fortſchritt huldigend einen politiſchen Wirkungskreis anſprechen. Wäre es ihren egoiſtiſchen Standesintereſſen am Ende nicht angemeſſener, Alles ſo lange als möglich hübſch beim Alten zu erhalten, und ſtatt Geld und Zeit in Privatvereinen zu opfern, in den ſtändiſchen Sälen über Steuern, Hypothekenbank, Straßenbau, Lottoſpiel u. ſ. w. zu ſprechen, und ſich mit der Bureaukratie zu verfeinden, ſolche Lapalien unſerm lieben Herr Gott und dem betreffenden Commiſſair oder Referenten überließen, den Herrn Bureaukraten, die am Ende nicht gar ſo bärbeißig ſind, hie und da die Hand drückten und ſo das traurige Leben angenehm und ſorgenlos genießen würden? Und wenn es die ernſte Mahnung der Zeit, wenn es die

gewonnene Ueberzeugung der Pflicht als hiſtoriſche und factiſche Vertreter der Provinzen iſt, was, wenn auch nicht alle, doch gewiß die beſſern unter ihnen leitet! Warum dann die Hand zurückſtoßen, welche ſie der allgemeinen Bewegung, dem Fortſchritte bietet, weil dieſe Hand von oben kommt und gegenwärtig noch vielſeitig gefeſſelt und gebunden iſt? Wir ſind durchaus weder Freunde noch Verehrer von Titeln, Würden und Privilegien, aber auch keine Ariſtokraten-Freſſer. Dies Geſchäft gleicht jenem der Danaiden, fräßen wir auch wirklich die Einen bei Putz und Stengel auf, es kämen Andere nach und es ging uns ſicher wie den Fröſchen in der Fabel. Ehre dem Ehre gebührt und Unterſtützung dem vernünftigen und geſetzlichen Fortſchritte, von wem immer er auch ausgehe. Das iſt unſer Loſungswort!

von † †

Tagebuch.

I.

Michelet's Geſchichte der Revolution.

Aus Paris.

Sie erhalten diesmal Ihre Correſpondenz von einem Halbkranken, der übrigens vollkommen Zeit hat das Bett zu hüten, denn — es geſchieht hier Nichts. Die Kammer fängt zwar nun nachgerade an in Bewegung zu kommen, die Arbeitzeit naht; vorerſt hat ſie geſtern die Verhandlung über eine kleine Bankreform angefangen; die Verhandlung über das neue Unterrichtsgeſetz ſteht bevor; ebenſo die über eine Duodez-Zollreform. Von all' dem Nächſtens, für heute in Ermangelung eines Beſſern die folgende Würdigung eines der neuen Geſchichtswerke über die Revolution. —

Für einen Kranken iſt Herrn Michelet's — „Histoire de la Revolution francaise" ein ganz guter Fund. Die Revolution in einer Harlekinsjacke — das iſt freilich oft ſehr böſe, aber hat auch ſeine luſtige Seite. Und deswegen, wenn Sie etwa auch unpäßlich ſein ſollten, leſen Sie Herrn Michelet; das wird Ihnen wohl thun.

Die franzöſiſche Revolution, oder beſſer die Schreckenszeit charakteriſirt Victor Hugo, der Große, mit dem Stich-, Schlag-, Knall- und Fallwort: quatre vingt treize — un point noir-dans un ciel bleu! „Ein ſchwarzer Punkt in einem blauen Himmel!" Das war ſchon anſtändig, ſchon aller Ehren werth; aber Kinderſpiel gegen meinen Krankenpfleger und Tröſter. Herr Michelet iſt die vollkommene tollgewordene Phraſe der Victor Hugo'ſchen Poeſie. Sein ganzes Werk hat nur als eine letzte Ausartung der gräßlichen Unnatur, zu der die Phraſe in neueſter Zeit hinaufgeſchraubt wurde, Bedeutung. Herr Victor Hugo iſt nichts weniger als der Erfinder dieſes hochtrabenden Hahnenſchritts, aber einer der gewaltigſten Heroen deſſelben. Die Phraſe iſt überhaupt ein franzöſiſches Lebenselement und in der Geſchichte Frankreichs von der größten Bedeutung. Jeder wirklich volksthümliche Charakter hat wenigſtens eine oder ein paar Phraſen, die ihm mehr geholfen, ſein Anſehen zu erlangen und zu erhalten, als

Alles, was er ſonſt gethan. Heinrich IV. lebt im Volke durch den guten Witz: „Ich will, daß jeder Bauer alle Sonntage ſein Huhn im Topfe haben ſoll!“ Ludwig XIV. ſagte faſt in Hugo'ſchem Tone: „Il n'y a plus de Pyrénées!“ Napoleon zeigte ſeinen Soldaten die Pyramiden, und rief ganz ſtolz aus: „Vierzig Jahrhunderte bewundern Euch von dieſen Pyramiden herab!“ Später hieß er: „Le soleil d'Austerlitz!“ und heißt noch heute ſo, wenn ſich eine paſſende Gelegenheit zeigt, und wenn man nicht mit der „meilleure des républiques“ zufrieden iſt.

Herrn Michelet's Werk über die Revolution, und beſonders ſeine Vorrede, iſt die ſchlagendſte Carrikatur dieſer Auffaſſungsweiſe; es iſt ein vollſtändiger Sieg des geſunden Menſchenverſtandes, weil es den Unſinn in ſeiner Haltloſigkeit ſo klar als möglich macht. Wenn Herr Ponſard den Verſuch macht, ein wenig bon sens in die franzöſiſche Poeſie zurückzuführen, ſo wird das auch nächſtens in der franzöſiſchen Geſchichtſchreibung eine andere Wendung nehmen. Das Werk des Herrn von Lamartine's lenkt ſchon in eine beſſere Bahn ein, iſt aber leider, trotz der größten Schönheiten, keine Geſchichte.

Für Heute ein paar der ſchlagendſten Redensarten Herrn Michelet's. Ganz zu Anfang ſeiner Einleitung hält er eine Standrede an die Revolution: „Du lebſt, ich fühle es jedesmal, wenn im Herbſte mein Lehrgeſchäft mich verläßt, die Arbeit laſtet, und die Jahreszeit ſchwerer wird .... dann gehe ich auf das Marsfeld, ſetze mich auf das trockne Gras und athme den großen Wind ein, der über die Ebene läuft! Das Marsfeld! das einzige Monument, das die Revolution hinterlaſſen hat! Das Kaiſerthum hat ſeine Colonne, und es hat überdies noch faſt ganz den Arc de Triomphe genommen; das Königthum hat ſeinen Louvre, ſeine Invaliden; die Feudalkirche von 1200 thront noch in der Notre Dame, ſelbſt die Römer haben ihre Thermen Cäſar's. — Und die Revolution hat zum Monumente — die Leere!“ — Der leere Raum, das iſt das einzige Monument der Revolution. Wenn es wahr wäre, ſo wäre es ſchlimm genug, aber es iſt nicht wahr, ſondern nur eine Phraſe. Das ſchnaubt: Et la révolution a pour monument .... le vide! Man muß nothwendig nach einem ſolchen Satze die große Trommel ſchlagen, und die Schüler Herrn Michelet's werden ſie ſicher mit dem lauteſten Beifall beklatſcht haben.

In dieſer Art durchläuft Hr. M. die ganze Geſchichte Frankreichs bis zur Revolution. Es kommt dabei mancher ſinnige Gedanke zum Vorſchein. Aber Alles unter einer ſolchen Maſſe von ſinnloſer Hoch- und Schönrednerei verſteckt, daß der geſunde Same vor dem Unkraute kaum aufkommen kann. Er beginnt damit, daß er ſagt: „Ich definire die Revolution als den Anfang des Geſetzes, die Wiedergeburt des Rechts, die Auferſtehung der Gerechtigkeit!“ Und hierin liegt dann ſein ganzes Syſtem. Vorher gab es nur Gnade, kein Recht, weder im Staate, noch in der Religion. Es iſt etwas Wahres in dieſer Anſicht, aber ſie iſt nicht wahr in dem Umfange, wie Hr. Michelet ſie auffaßt. Doch will ich hierüber nicht an dieſem Orte mit ihm rechten. In dieſem Gedanken aber greift er dann die Kirche, das Chriſtenthum, ſo weit ſie die Gnade über Alles ſtellten, an, und zeigt wie ſie nach und nach im 17. und 18. Jahrhundert untergraben und geſtürzt wurde. Der Widerſpruch, der in der Art, wie Voltaire

und ſeine Bundesgenoſſen das Knie vor dem Gotte beugten, deſſen Altäre ſie zerſtörten, führt Hrn. Michelet zu der Phraſe: „O meine Väter, o meine Brüder, Voltaire, Molière, Rabelais, geliebten Freunde meines Gedankens, ſeid Ihr es, die ich dort ſehe, zitternd, bebend, lächerlich, in trauriger Verkleidung. Sublime Genies, die Ihr den Beruf übernommen, den Gedanken Gottes weiter zu tragen, Ihr habt alſo ebenfalls für uns das unförmliche (?) Märtyrthum übernommen, die Luſtigmacher der Furcht zu ſein?" — Ich führe dieſe Phraſe an, denn in ihr gehen der wahre Gedanke und die überſchwängliche Sprache ſehr ſchlagend Hand in Hand und bezeichnen ſo die Art des Verfaſſers. Ebenſo charakteriſtiſch iſt eine andere, in der er die Anſicht der Philoſophen des 18. Jahrhunderts zu der ſeinigen macht: „Euer Geſammtwille — ruft er der Welt und den Völkern zu — iſt die Vernunft ſelbſt. — Mit andern Worten: Ihr ſeid Gott! Und wer, ohne zu glauben, Gott zu ſein, könnte etwas Großes thun! — An dem Tage könnt Ihr ruhig die Brücke von Arcola paſſiren; an dem Tage reißt man ſich, im Namen der Pflicht, ſeine theuerſte Liebe, ſein Herz aus. Seien wir alſo Gott! Das Unmögliche wird dann möglich und leicht. Eine Welt umzuſtürzen, iſt dann wenig; aber man ſchafft dann eine Welt." — Und in dieſer Art geht es weiter, bis endlich die Revolution kommt. Und als er gleich zu Anfang die Baſtille erſtürmt hat, verliert er alsbald den Kopf und zwar weil er ſieht, daß „Une femme se bat à la Bastille!" und ſo ruft er aus: „O! Frankreich, du biſt gerettet. O! Welt, du biſt gerettet! Ich ſehe am Himmel meine junge Flamme, auf die ich ſo lange hoffte, das Licht der Johanna von Orleans. — Was liegt daran, daß das Mädchen — ein junger Mann geworden, Hoche, Marceau, Jaubert, Kleber!" Dies Wunder, das aus der Jungfrau ein halb Dutzend Kernburſchen gemacht hat, ſtimmt ihn dann ganz mild und religiös, und ſo hebt er eine Hymne an und ſingt: „Gerechtigkeit, du meine Mutter, Recht, du mein Vater, die ihr Eins ſeid mit Gott! — Denn auf wem ſoll ich mich berufen, mich, Einer des großen Haufens, Einer von denen, die unter zehn Millionen Menſchen geboren wurden, welche nie geboren worden wären — ohne unſere Revolution. Verzeihe mir, Gerechtigkeit, ich habe dich für ernſt und ſtrenge gehalten und ich habe nicht eher geſehen, daß du dieſelbe Sache biſt, wie die Liebe und die Gnade!" Dieſer Schlußgedanke ſtößt dann wieder das ganze Syſtem, auf das Hr. Michelet „ſeine Revolution" baut, um; denn wenn am Ende die Gnade und die Liebe doch wieder nichts als die Gerechtigkeit ſind, ſo begreift ſich ſchwer, wozu die Revolution nöthig war, um von der vorrevolutionairen und chriſtlichen Gnade und Liebe, zur revolutionairen und philoſophiſchen Gerechtigkeit zu gelangen. Wahrlich, hätte die Revolution keine andern Vertheidiger als ihren „Sohn" Hrn. Michelet, ſo würde ſie, die als Monument nichts als die „Leere" hinterlaſſen und die der Gnade und Liebe nur einen andern Namen gegeben hat, ſicher vor dem Gerichte der Menſchheit ſchlecht genug wegkommen.

Aber die „Mutter" Gerechtigkeit und der „Vater" Recht werden Mitleiden mit ihrem armen Sohne haben und Gnade für Recht ergehen laſſen. Er thut ja ſein beſtes und meint es ſo gut. An ein paar Stellen genügt auch dieſer gute Wille, um ein halbwegs leidliches Ergebniß zu erlangen. Hr. Michelet

zeigt oft ſchlagend, wie das Volk mehr werth war als ſeine Führer. Er bekämpft die neuere Geſchichtsauffaſſung Mancher, die um des Erfolges willen nur die Männer des Schreckens gerechtfertigt finden. Er iſt ein Gegner der Fraternité ou la mort! und nennt dieſe einfach: Encore la fraternité de l'esclavage! Weswegen in grauſamem Unſinn den Tod und den heiligen Namen der Freiheit feſſeln?“

Dieſe Anſicht geht durch ſein Werk durch und iſt die gute Seite. Er ſieht nicht wie der Todgedanke bereits beim Sturme der Baſtille lebendig war, wie er ſich ſchon vorher am Tage der Sitzung im Ballſpielſaale in der Bewaffnung der Wähler von Paris neben die Vertreter des Volkes ſtellt, wie er in den Jakobinern ſich über die Nationalverſammlung erhebt, wie er in der Kammer von Paris den Nationalconvent beherrſcht. Er ſchwebt zu hoch in den Lüften, um ein wenig in die Tiefen zu ſehen. Aber wenn er dem: „ou la mort!“ mit blutiger Hand begegnet, da ſchaudert ſein beſſeres Gefühl zuſammen. Und um dieſes beſſern Gefühls willen bitten wir Mutter Gerechtigkeit und Vater Recht dem etwas verwilderten und wirren Sohne ſeine tollen Streiche und Sünden gegen ſie in Gnaden zu vergeben.

J. —y.

II.

Aus Berlin.

Der Landtag. — Uriel Acoſta. — Die Schauſpieler. — Preußiſche und ſächſiſche Stenographen. — Ein Brutus für drei Thaler.

Berlin gleicht in dieſen Tagen einem Schlachtfelde nach dem Gefechte, auf dem der Dunkelheit wegen, beide Parteien nicht wiſſen, wer den Sieg davontrug. Weder die Regierung, noch die Partei des Fortſchrittes haben können triumphiren; ſie haben Beide verloren und hoffentlich Beide durch ihren Verluſt gelernt, was ihnen zu wiſſen Noth that. Das Schlimmſte, was den Liberalen begegnen könnte, wäre ein Streit im Innern der Partei. Die Preußen behaupten, die Rheinländer hätten Alles verdorben durch ein unnützes Diplomatiſiren. Die Rheinländer werfen den Preußen vor, es habe ihnen im entſcheidenden Augenblicke an politiſchem Takte gefehlt, und ſtatt die matte Adreſſe des Herrn von Auerswald anzunehmen, hätten ſie ſie verwerfen ſollen, wodurch man zu der erſten viel entſcheideneren Adreſſe hätte ſeine Zuflucht nehmen müſſen. Herr von Vincke aus Weſtphalen verlangte in der erſten Sitzung Miniſter, die wie in England mit ihrem Kopfe verantwortlich wären. Herr von Bodelſchwingh hat geantwortet, „ſie wären nur Diener des Königs und in keiner Weiſe verantwortlich, man möge bedenken, wohin ſolche Redensarten von Verantwortlichkeit mit dem Kopfe, in einem monarchiſchen Staate führen müßten.“

Mitten in dieſer Aufregung politiſcher Parteikämpfe, die Männer und Frauen in gleichem Maße ergriffen hat, ward Gutzkow's Uriel Acoſta geſtern zum erſten Male dargeſtellt. Muß der Autor ſich mit Recht beklagen, daß man ſein Gedicht dem Publicum grade in einem Zeitpunkte vorführte, wo das allge-

meine Intereſſe von den bedeutendſten Lebensfragen in Anſpruch genommen iſt, ſo hatte er anderſeits ein Auditorium, das aus den Bewohnern der verſchiedenſten Provinzen zuſammengeſetzt, in ſeinem entſchiedenen Beifall, ihm gewiſſermaßen die Anerkennung der geſammten preußiſchen Nation kund gab, für ein Drama, das ohne Frage die bedeutendſte dramatiſche Schöpfung der letzten zehn Jahre iſt.

Das Haus war gedrückt voll, der Beifall allgemein, ſtürmiſch und wohl verdient. Jedes Wort, das in den jetzigen Zeitzuſtänden einen Widerklang fand, ward mit lebhafter Theilnahme aufgefaßt und zuletzt der Dichter dringend verlangt, der jedoch leider nicht anweſend war. Das Trauerſpiel iſt auf der Bühne von großer Wirkung, und muß dies noch viel mehr ſein, wenn es nicht von Berliner Schauſpielern dargeſtellt wird, die wahrhaft den Namen „Comödianten" in ſeiner ſchielendſten Bedeutung verdienen. Es iſt kaum mehr ein Funke wahrer Menſchennatur auf unſerer Bühne zu bemerken und mit wenigen Ausnahmen ward das Stück ſehr ſchlecht geſpielt. Vor Allen hatten Herr Handrichs und Herr von Lavallade — Acoſta und Jachai — ſich gleich von Anfang an zu einem ſo leidenſchaftlichen Affect geſteigert, daß ſie gradezu komiſch wurden. Der ſtrenge, ruhige Denker Acoſta, betrug ſich wie ein raſender Lear, wie ein wahnſinniger Maſſanielo, als er am Ende des dritten Actes fortging, den Widerruf zu thun. Als ob innerliche Vernichtung des Heiligſten in uns, als ob der furchtbare Kampf, der dieſem ſchwerſten Opfer vorangeht, nicht auch die Kraft des Körpers bricht! als ob Jemand, der in ſich untergeht, deſſen eigentliches Leben gebrochen iſt, noch toben könnte! — Und das auf einer Hofbühne, zu Ehren des beſten neuen Trauerſpiels, das ſeit Jahren über die Bretter gegangen iſt! Eine Theaterſchule wird den Berliner Künſtlern nicht zu Nutzen kommen, ſo lange das Publicum dies Carrikiren und Tragiren noch für Kunſt hält und Beifall klatſcht bei jeder unmäßigen Lungen- und Körperanſtrengung ſeiner Lieblinge. —

Die Mittheilungen über den Landtag gehen in der Preuß. Allgem. Zeitung ſehr langſam von Statten. Einen Theil der Schuld trägt die Ungeſchicklichkeit der Stenographen, die eben ſo ungeübt in ihrer neuen Thätigkeit ſind, wie ein großer Theil unſerer Landtagsdeputirten. Man hat ſich in die Nothwendigkeit verſetzt geſehen, über Hals und Kopf drei Stenographen von Dresden zu verſchreiben, die Mittwoch (21) hier angelangt ſind und in der Sitzung vom Donnerstag bereits fungirten. Das tägliche Honorar eines ſolchen Stenographen beträgt einen Louisd'or, er genießt alſo höhere Diäten, als ein Landtagsabgeordneter. Außerdem ſind den Stenographen 32 Copiſten beigegeben, die gleichfalls von der Regierung bezahlt werden.

Es iſt in dieſem Augenblicke ein wahres Gedränge von fremden Schriftſtellern hier. Engliſche, franzöſiſche, deutſche, ja ſogar belgiſche Blätter haben Correſpondenten hieher geſchickt. Unter letztern befindet ſich auch Herr Dr. Emil Frensdorf, der vor Kurzem in Brüſſel ein Buch unter dem Titel „l'Allemagne moderne" herausgegeben hat.

Die franzöſiſchen Blätter haben übrigens die Thronrede ſehr ſpät gebracht, zum wenigſtens um zwei Tage ſpäter als es geſchehen konnte. Wahrſcheinlich hat

man nach Pariſer Methode einen Nothſetzer und Ueberſetzer Abends in petto gehalten, um bei der ſpät eintreffenden Poſt raſch die Thronrede noch liefern zu können. Wie groß mag aber das Erſtaunen der Pariſer Redactionen geweſen ſein, als ſie, die vielleicht nur auf 50—60 Zeilen gefaßt waren, das umfangreiche Aktenſtück zu Geſicht bekamen! — Das Journal des Débats ſcheint zu einer großen Polemik auszuholen. Die Stelle der Thronrede über Frankreich und Louis Philipp wird auf lange eine große Rolle in der franzöſiſchen Preſſe ſpielen. Courier français, National und Commerce wüthen!

P. S. Seit geſtern dreht ſich die Converſation der ganzen Stadt um die bedenklichen Zeichen, welche in einzelnen Volkshaufen ſich kundgeben. Es haben wiederholte Unruhen, Plünderungen der Marktverkäufer, Angriffe auf Bäckerläden, Inſultirung der Polizeibeamten an verſchiedenen großen Plätzen ſtattgefunden. Der Molkenmarkt, der Gensd'armenmarkt, Charlotten- und Friedrichſtraße ſind der Schauplatz von Zuſammenrottungen geweſen, die zwar mit der Tagespolitik auch nicht den mindeſten Zuſammenhang haben, die aber doch den Politikern große Urſache zum Nachdenken geben. Wie überall urtheilt jede Partei in ihrem Sinne. Die Abſolutiſten beweiſen daraus die Nothwendigkeit einer größern Centralmacht, die Conſtitutionellen beweiſen daraus die Nöthigung zu einer ausgedehnteren und einflußreichern Vertretung des Volks. Jedenfalls wird dieſe Epiſode nicht ohne Einfluß auf einige unſerer nächſten Landtagsverhandlungen ſein. Der Polizeipräſident hat einige ſehr zweckmäßige Proclamationen erlaſſen; die Mannſchaft, Gendarmerie ꝛc. iſt überall verſtärkt. Es iſt mit dem Berliner Pöbel, wenn er einmal anfängt, eben ſo wenig gut Kirſchen eſſen wie mit großen Herren! Hoffen wir, daß er wenigſtens mit Mehl und Kartoffeln verſehen wird. Von den geſtern auf der Eiſenbahn hier angelangten Kartoffeln ward der Wispel, der ſonſt 8 bis 10 Thlr. galt, mit 43 Thlrn. bezahlt! Die Regierung hat bekanntlich die Mahlſteuer, ſo wie auch die Kopfſteuer (für die unterſte Stufe) bis zum 1. Auguſt d. J. ſuspendirt.

A. M.

Die Adreßdebatte des preußiſchen Landtages.

In der Sitzung des 12. April hatte die Verſammlung den Antrag des Grafen Schwerin angenommen, eine Adreſſe an den König zu entwerfen, in welchem neben dem Dank für die Einberufung der Landſtände zugleich die Rechtsbedenken ausgeſprochen werden ſollten, welche ſich gegen den neuen Verfaſſungsentwurf erhoben. Der Landtagsmarſchall hatte in Folge dieſes Beſchluſſes das Comité ernannt, welches ſich mit der Entwerfung der Adreſſe beſchäftigen ſollte. Das Comité nahm nach zweitägiger Berathung mit einer Majorität von 13 gegen 5 Stimmen den Entwurf des Rheiniſchen Abgeordneten v. Beckerath an.

Dieſer beſtand aus zwei Theilen. Der erſte ſprach in ſchicklichen Ausdrücken den Dank der Stände für ihre Einberufung aus. Der zweite ſollte die Rechts-

bedenken ſpezificiren. Er beginnt mit einer nicht ganz deutlichen Einleitung. „Nachdem Ew. Maj. den in dem Geſetz vom 5. Jan. 1823 ausgedrückten Vorbehalt verwirklicht und der Verſammlung, welche in jenem Geſetz eine allgemeine ſtändiſche, in dem vom 12. Jan. 1820 eine reichsſtändiſche Verſammlung genannt wird, den Namen des Vereinigten Landtags beigelegt haben, ſind dadurch dem letztern die in den angeführten Geſetzen begründeten Rechte erworben.“ Dieſe Rechte, inſofern ſie in jenem Patent ihre Erledigung nicht finden, werden im Einzelnen dargeſtellt: die Verpflichtung zu einer jährlichen Rechnungsablegung der Staatsſchulden-Verwaltung; die Nothwendigkeit der ſtändiſchen Mitgarantie zu allen Staasanleihen; die Mitwirkung der Stände bei Verfügungen über die Domainen; die Einholung eines Gutachtens derſelben bei allen allgemeinen Geſetzen.

Die Adreſſe fährt fort: „Das Wort unſers königlichen Gebieters, auch wenn es ſchmerzlich berührt, als treue Unterthanen ehrend und eines Eingehens auf die Thronrede in Ehrfurcht uns enthaltend — proteſtiren wir vorläufig nur gegen die rechtsgültige Vertretung der Reichsſtände durch andere ſtändiſche Körperſchaften.“

„Gehorſam dem Ruf Ew. Majeſtät, und im Begriff, unſere Wirkſamkeit zu beginnen, fühlen wir uns in unſerm Gewiſſen gedrungen, zur Wahrung der ſtändiſchen Rechte die gegenwärtige ehrfurchtsvolle Erklärung am Throne niederzulegen . . .“

Auf welche Weiſe man dieſe Wahrung eventuell zu bethätigen gedenke, wird nicht geſagt, aus Ehrfurcht, oder weil man es ſelber nicht weiß? Im Gegentheil enthält der dritte Theil der Adreſſe eine Vertrauens-Erklärung, der König werde wohl im Einverſtändniß mit den Ständen handeln. Dieſer Adreßentwurf wurde in der Sitzung vom 15. April dem Vereinigten Landtage vorgelegt.

Vorher war noch eine Nebenſache zu erledigen. Da die Redaction der ſtenographiſchen Berichte ſich verzögerte, hatte die A. Pr. Ztg. zur vorläufigen Benachrichtigung des Publicums eine Ueberſicht der Verhandlungen vom 12. April publizirt, und der Kürze halber den Antrag des Grafen v. Schwerin auf eine Adreſſe, in welcher gedankt und proteſtirt werden ſollte, in eine einfache Dankadreſſe umgewandelt.

Gegen dieſe Abkürzung erhoben ſich mehrere Redner, namentlich der Deputirte v. Saucken-Tarputſchen, eines der ehrenwertheſten Mitglieder der Preußiſchen Ritterſchaft. Er forderte dringend den Königl. Commiſſarius auf, ähnlichen Bitten ins Künftige vorzubeugen, damit nicht Erklärungen im Volke verbreitet würden, die am andern Tage zwar durch die Protokolle berichtigt würden, die aber den Eindruck, den ſie im Volke gemacht hätten, nicht mehr aufheben könnten. In meiner Provinz, ſetzte er hinzu — und mit vollem Recht, wie ich aus eignem Wiſſen bekräftigen kann — wird es augenblicklich die Gemüther erregt haben, wenn man glaubt, wir hätten es verſäumt, unſre Bedenken auszuſprechen. Der Königl. Commiſſar gab hierauf eine beſchwichtigende Antwort und nach Beſeitigung dieſer Zwiſchenfrage begann die Berathung über den Adreßentwurf.

Der Miniſter erklärte, daß ſämmtliche Räthe der Krone, mit Einſchluß der

drei Justizminister, bei Mitunterzeichnung des Patents vom 3. Febr. die Ueberzeugung gehegt, daß keine Verletzung der frühern Versprechungen irgendwie in dem neuen Gesetz enthalten sei. Die Minister müßten sich daher überrascht fühlen, jetzt in dem Entwurf eine Reihe von Punkten festgestellt zu finden, wodurch die Versammlung eine Verletzung des bestehenden Rechtszustandes in demselben zu finden glaube.

Der Minister unternahm es, die einzelnen Punkte zu widerlegen:

Drei Erklärungen desselben waren besonders von Wichtigkeit. Ich lasse sie wörtlich folgen.

„Es ist keineswegs gesagt, daß der enge Ausschuß die Zustimmung der großen Versammlung ergänzen soll; sondern nur, daß er zugezogen werden soll, damit er Kenntniß erlange, so von der Nothwendigkeit des Darlehns (die also objectiv feststeht), wie von der ökonomischen Beschaffung desselben, und in der großen Versammlung, die berufen werden soll, sobald die Umstände es gestatten, damit die Regierung Rechenschaft gebe über Nothwendigkeit und Verwendung des Darlehns, das Organ sei, Zeugniß abzulegen über die Art, wie die Regierung gehandelt. (Die Stände haben dann also ebenfalls Kenntniß davon zu nehmen; ihre Mitgarantie versteht sich von selbst.)

Zweitens. „Wenn die Versammlung einen andern bessern Weg zu bezeichnen vermag, welcher vereinbar mit unsern Institutionen (mit welchen?) das Gesetz vom 12. Jan. 1820 mit dem Gesetz vom 3. Febr. c. in Uebereinstimmung bringt, ohne das Vaterland zu gefährden, so kann ich im Voraus die Versicherung geben, daß die Regierung ihn mit Freuden betreten wird ..."

Endlich verwahrte sich der Minister — und hier könnten wir ihm unbedingt beistimmen — gegen den Sinn, den ein Theil der Presse den Worten habe unterlegen wollen: daß die Zustimmung der Stände (nur) für solche Darlehen erfolgen solle, für welche das gesammte Eigenthum des Staats verpfändet ist. Er zeigte, daß hier an eine Ausnahme nur für solche Fälle gedacht worden sei, wo mäßige Geldsummen zur Bestreitung augenblicklichen Bedürfnisses für kurze Zeit angeliehen werden. „Möchte aber die Versammlung eine bessere Garantie für diese Interpretation verlangen, als mein Wort geben kann, so mache ich mich verbindlich, daß der König solche auf eine Weise geben werde, die jeden Zweifel umstößt ..."

Die Rechtsansprüche der Stände auf Zuziehung bei der Verfügung über Domainen wies der Minister dadurch zurück, daß sie in den frühern Gesetzen nicht begründet wären. Falls die Stände in dieser Beziehung etwas zu erlangen wünschten, bliebe es ihnen anheimgestellt, dieses auf dem Wege der Petition zu betreiben.

Was die Vertretung der Reichsstände durch die Ausschüsse betrifft, so habe der König unzweifelhaft das Recht gehabt, sie gradezu zu Reichsständen zu machen? Es handle sich hier jedenfalls nur von einer Nützlichkeits-Frage, keineswegs von einer Frage des Rechts.

„Ich glaube," schloß der Minister, „meine Ansicht, daß kein bestehendes

Geſetz irgendwie verletzt ſei, genügend nachgewieſen zu haben. Sollte aber die Verſammlung nicht überzeugt ſein, ſo ſteht es frei, die Bedenken in geſetzmäßigem Wege, d. h. im Wege der Petition oder der Beſchwerde an den Thron zu bringen." —

Der Abgeordnete von Beckerath folgte in einem klaren, ruhigen und doch beſtimmten Vortrag den Deductionen des Miniſters Punkt für Punkt.

Zuerſt die Frage über die Domänen. „Bei der Mitgarantie von Anleihen kommt es weſentlich auf den Beſtand des Staats-Vermögens, auf die Maſſe, auf den Ertrag der vorhandenen Domänen an. Die Verpflichtung, welche die Stände bei der Mitgarantie von Anleihen übernehmen, hängt alſo mit einem beſtimmten Zuſtande auf das Innigſte zuſammen. Wird dieſer Zuſtand, der die Bedingung ihres Handelns bildet, ohne ihre Mitwirkung alterirt, ſo iſt die Vorausſetzung, unter welcher ſie die Anleihe bewilligten, aufgehoben.

Das Bedenken gegen die Vertretung der Reichsſtände durch die Ausſchüſſe wird dadurch motivirt, „daß dieſe ein provinzialſtändiſches Inſtitut ſeien, deſſen Verwandlung in Reichsſtänden der König ſelbſt in dem rheiniſchen Landtagsabſchied vom 30. December 1843 als gegen das Weſen der preußiſchen Verfaſſung bezeichnet habe; außerdem durch die Verwirrung, die zwei, oder gar drei reichsſtändiſche Verſammlungen, deren Berechtigungen unmöglich genau abzugrenzen ſeien, nothwendig erregen müßten."

Das Recht, eine jährliche Einberufung der Reichsſtände zu verlangen, wird aus der Beſtimmung des Geſetzes vom 12. Januar 1820 hergeleitet: daß die Staatsſchulden-Verwaltung der reichsſtändiſchen Verſammlung alljährlich Rechnung abzulegen verpflichtet ſei.

Was der Miniſter gegen dieſe letztere Deduction einwandte, verdient alle Aufmerkſamkeit. „Ich darf verſichern, daß keiner unter Allen, die in allen Inſtanzen dem König bei der neuen Geſetzgebung Rath zu ertheilen hatten, auf den Gedanken gekommen iſt, daß aus dem zitirten §. zu folgern ſei, daß behufs der Rechnungslegung die reichsſtändiſche Verſammlung alljährlich verſammelt werden müſſe. Es ſteht allerdings darin, daß die Haupt-Verwaltung der Staatsſchulden der reichsſtändiſchen Verſammlung alle Jahre Rechnung zu legen habe; daß aber die Verſammlung alle Jahre die Rechnung auch abzunehmen habe, ſteht nicht darin." — Mit Recht ſagte Camphauſen darauf: „man kann einer Verſammlung nur dann Rechnung legen, wenn ſie verſammelt iſt; eine Verſammlung, die nicht verſammelt iſt, iſt keine Verſammlung."

In Beziehung auf die Ausſchüſſe erklärte der Miniſter, ſie ſeien zwar factiſch dieſelben, von denen der König früher erklärte, daß ſie zu Reichsſtänden zu erheben gegen das Weſen der preußiſchen Verfaſſung ſtreite, aber rechtlich werden. — Die Rede des Abgeordneten Camphauſen, der darauf das Wort nahm, und ſich anfangs mit ziemlich langen Deductionen beſchäftigte, von denen Keiner der Zuhörer recht wußte, worauf ſie eigentlich hinausliefen, hatte vorzüglich den Zweck, diejenigen Punkte des Patents, welche die Adreſſe als geſetzwidrig bezeichnete, zugleich als unzweckmäßig zu verwerfen.

Bis dahin war die Sache, mit einzelnen Abweichungen, im Ganzen im Geleiſe geblieben; ſie nahm aber plötzlich eine neue Wendung durch das Einſchmuggeln ſentimentaler Rückſichten.

Ein Mitglied der Herrencurie, der Fürſt Felix Lychnowski nahm das Wort: „Es hat ſich bei Vielen von uns das Bedenken erhoben, ob es uns zuſtehe, ob es der Würde der Herrencurie angemeſſen ſei (Murren der Verſammlung) einer Berathung beizuwohnen, aus der eine Berufung auf die Geſchäftsordnung uns entfernen könnte....“ Nachdem aber dieſe Zweifel durch die Erklärung des Landtagsmarſchalls beſeitigt waren, haben wir uns ebenſo entſchieden gegen den Vorſchlag erklärt, uns auf eine bloße Dankadreſſe zu beſchränken. Die höchſte Loyalität liegt in der höchſten Wahrheit. Es wäre Lüge, dem König zu ſagen, daß ſein Volk nichts mehr wünſcht. Es wäre aber ebenſo Frevel, es ihm auf eine Weiſe zu ſagen, die ſein großes, weiches, warmes Herz verletzen, ihn ſchmerzlich berühren, als Undank ausgelegt werden könnte....

Darum beſchwöre ich Sie, wenn Sie auch Alles ſagen, was Ihnen das Herz bewegt, es in Formen zu hüllen, die uns dem Zwecke einer Verſtändigung nähern, ohne deshalb unſrer Unabhängigkeit zu ſchaden....“

Der Redner beantragte deshalb die Auslaſſung derjenigen Stelle der Adreſſe, welche „mit Schmerz“ auf die Thronrede hinweiſt, und die Erſetzung des Ausdrucks „Verwahrung“ durch eine Erklärung des „Vertrauens“, daß der König auf die Wünſche der Verſammlung eingehen werde.

Dieſer Vorſchlag gewann dadurch an Bedeutung, daß der ehemalige Staatsminiſter, Graf Armin ſich ſeiner annahm. Ich habe ſchon früher erwähnt, daß bereits in den Vorberathungen dieſer Staatsmann verſucht hatte, eine Mittelspartei zwiſchen den entſchiedenen Liberalen und den entſchiedenen Conſervativen zu bilden. Alles ſah daher ſeiner Rede mit Spannung entgegen.

Er erklärte ſich mit dem erſten und dritten Theil der Adreſſe einverſtanden; gegen den zweiten dagegen, der die Bedenken der Verſammlung ausführt, glaubte er aus drei Gründen ſtimmen zu müſſen.

Einmal ſei eine ſolche Ausführung nicht nöthig. Die Stände könnten ſich ihrer Rechte nie vergeben, weder durch eine neue Dankadreſſe, noch auch, wenn ſie keine Adreſſe votirten; ein Vorbehalt ihrer Rechte verſtände ſich immer von ſelbſt.

Sie ſei ferner nicht vollſtändig begründet. Es ſeien allerdings in der Verſammlung Anſichten laut geworden — und er ſelber ſei zum Theil mit ihnen einverſtanden, namentlich in Betreff der alljährlichen Einberufung der Stände —, nach denen durch das Patent vom 3. Februar die Verſprechungen der Krone nicht vollſtändig erfüllt ſeien; aber um dieſe Anſicht als die Anſicht der ganzen Verſammlung dem König vorzulegen, dazu ſei man noch nicht berechtigt. (Hier entſteht die Frage: wie ſoll man anders darüber in's Klare kommen, als durch eine ausführliche Discuſſion und endliche Abſtimmung?)

Endlich ſei ſie ſchädlich. In der erſten Anſprache der Stände an Se. Majeſtät iſt Alles, was darin überflüſſig, nicht dahin gehörig; und es ſchadet dem Charakter dieſer Anſprache, es ſchadet dem Eindrucke, den ſie auf das Volk machen

ſoll. „Ich glaube," ſetzte er hinzu, „daß Sie durch eine Verwahrung der Art, wie ſie hier liegt, den Weg des Fortſchritts in Frage ſtellen. Sieben Jahr hat der König gebraucht, um über die Form der Reichsſtändiſchen Verfaſſung mit ſich und ſeinen Räthen zum Ziel zu gelangen. Um Alles in der Welt wollen wir nicht wünſchen, daß dies ſchwer und langſam erreichte Ziel wieder in Frage geſtellt werde, indem wir in demſelben Augenblick an unſre Gewährung die Bedingung der Verehrungen knüpften, die mit den ausdrücklichen Worten bezeichnet ſind, daß zwiſchen dem, was gerecht iſt, und dem, was die Stände für nöthig halten, noch Lücken ſind. Liegt denn darin nicht eine nur bedingte Annahme? (Entſchieden!) ...

Dem König mit aller Lebendigkeit und Aufrichtigkeit zu ſagen, was wir wünſchen, das wollen wir, aber, in der Adreſſe auf dieſe Weiſe ausgeſprochen, iſt es nicht ein Wunſch, ſondern ein Fußen auf ein Recht. (Sehr wahr, und gerade der Punkt, worauf es ankommt!) Der König kann dann nur ſagen: die Stände haben Recht, oder: Ich! und wenn er die Rechte der Stände anerkennt, ſo würde er nicht ſo frei erſcheinen, wie ich glaube, daß es wünſchenswerth iſt. ..."

Deshalb ſchlägt der Redner an Stelle des zweiten Theils der Adreſſe folgende Erklärung vor:

„Zu Ew. Maj. hegen wir das Vertrauen, daß Allerh. es nicht als einen Mangel an Dankbarkeit betrachten werden, wenn wir im Laufe unſrer Verhandlungen auf diejenigen Punkte der Verordnung vom 3. Febr. näher eingeben, in welchen Viele unter uns die volle Uebereinſtimmung mit den ältern Geſetzen vermiſſen. Denn damit Ew. Maj. getreue Stände dem Thron eine wahrhafte Stütze ſein, damit wir Ew. Maj. wirkſam mittheilen können, muß in denen, die wir vertreten, die Ueberzeugung leben, daß uns wie die Ehre und Kraft der Krone, ſo auch die uns von unſern Königen verliehenen ſtändiſchen Rechte theuer ſind, daß wir beide als unſchätzbare Kleinode bewahren und pflegen.

Sollte der Landtag durch ſeine Berathungen, ſollten Ew. Maj. durch ſeine ehrfurchtsvoll vorzutragenden Gründe ſich von dem Vorhandenſein ſolcher Abweichungen zwiſchen den ältern und den gegenwärtigen Geſetzen überzeugen, ſo zweifeln wir nicht, daß Ew. Maj. Weisheit und Gerechtigkeit die Wege wählen werden, welche zu ihrer Ausgleichung in einer mit der Wohlfahrt Preußens vereinbaren Weiſe führen, der Wohlfahrt, die auf der Stärke des monarchiſchen Prinzips und auf einem ſichern und geordneten ſtändiſchen Rechtsboden beruht. ..." —

Die Verwahrung wird alſo darauf reduzirt, den König vorzubereiten, daß derartige Punkte noch zur Erörterung kommen werden, ſo daß man dann nicht ſagen kann, es falle auf, daß die Stände ihren Dank ausgeſprochen und kein Wort erwähnt haben, daß in dem neuen Geſetz Dinge enthalten ſind, die bei einem Theil der Mitglieder Bedenken erregen.

Der Marſchall wollte dieſen Vorſchlag ſofort zur Abſtimmung bringen, da ſich aber mehr als 24 Mitglieder erhoben, die eine weitere Discuſſion wünſchten, ſo wurde die Debatte fortgeſetzt.

Zuerſt erhob ſich ein Mann, auf den ſchon ſeit Beginn des Landtags Alles nicht weniger aufmerkſam geweſen war, als auf den Grafen Arnim, der weſtphäliſche Abgeordnete Landrath von Vincke, Sohn des verſtorbenen Oberpräſidenten, der vor zwei Jahren auf dem weſtphäliſchen Landtag mit großer Beredſamkeit den Antrag auf eine Petition um Erfüllung der alten reichsſtändiſchen Verſprechungen geſtellt hatte; ein entſchiedener Ariſtokrat, aber ein Mann von Kopf und Herz. Indem ich an dieſe Rede gehe, die glänzendſte, die bisher auf dem vereinigten Landtag gehalten worden iſt, erlaube ich mir eine Bemerkung. Es kommt nicht allein darauf an, daß man gut und vernünftig ſpricht, ſondern auch, daß man es zur rechten Zeit thut. Es wäre möglich, daß der glänzendſte Redner unſrer Stände durch Verſäumung des richtigen Moments in dieſelbe falſche Stellung einer unausgeſetzten Oppoſition verſetzt werden könnte, als in der franzöſiſchen Pairskammer der Marquis von Boufſy. Eine Organiſation der oppoſitionellen Partei iſt das einzige Mittel, eine zweckloſe und eben darum bedenkliche ſyſtematiſche Oppoſition abzuſchneiden.

„Ich theile mit dem vorigen Redner," begann der Abgeordnete, „die Grundanſichten: daß der König frei ſein müſſe in ſeinen Entſchließungen, wie auch wir in den unſrigen; daß wir Sicherheit gewähren müſſen den Rechten unſrer Committenten, und daß wir beide Zwecke verbinden mit weiſer Mäßigung in der Form. Aber ich komme zu ganz anderen Schlüſſen....

Ich erkäre mich gegen jede Adreſſe.

Zunächſt erinnere ich daran, daß der König nach der Thronrede keine andere Erwiderung erwartet, als durch die That. Ich möchte die Verſammlung nicht gern in den Verdacht der Zudringlichkeit bringen, wenn ſie ſich dem Thron naht, ſei es mit Dank, ſei es mit Bitte.

In conſtitutionellen Staaten hat eine Adreſſe als Antwort auf die Thronrede einen ganz andern Sinn; denn dort beſteht ein verantwortliches Miniſterium. Durch eine billigende Adreſſe ſucht man dieſes zu conſerviren, durch eine mißbilligende zu ſtürzen. Wir wenden uns aber mit unſrer Antwort direct an die Krone und würden zunächſt auf die Thronrede zu antworten haben, um die Gefühle zu ſchildern, welche dieſelbe in uns erregt hat. Ich halte es aber für unerlaubt, einen Tadel oder ein Lob Sr. Majeſtät auszuſprechen und die königlichen Worte zu kritiſiren....

Ferner frage ich, ob wir uns in einer Lage befinden, einen Dank und eine Verwahrung zugleich auszuſprechen? Ich frage, ob dies die richtige Form iſt, zwei ſo verſchiedene Gegenſtände zu vereinigen? Es ſchuldet Jemand einem Andern die Gewährung einer Zuſage, die er ihm dann nur zum Theil erfüllt, wird er ihm nicht vorläufig über die theilweiſe Erfüllung ſeiner Anſprüche quittiren, mit Vorbehalt des Rechts auf die vollſtändige Befriedigung? Wir können dem König nicht danken, denn wir könnten dies nur in einer Weiſe, die mit der Ehrfurcht gegen Ihm unvereinbar iſt....

Der Redner geht darauf auf die einzelnen Punkte ein.

„Wenn unter dem Wort Garantie nur ein Beirath begriffen werden ſoll, ſo iſt eine ſolche Auslegung mit meinem Rechtsgefühl nicht vereinbar, wenn auch

die Juſtizminiſter das Gegentheil behaupten, denn das Wort Garantie enthält eine klare Beſtimmung, es enthält den Begriff einer Bürgſchaft, und eine Bürgſchaft iſt an eine Willenserklärung gebunden; denn ich kann nicht Bürge ſein, wenn ich nicht geſagt habe: ich *will* mich verbürgen ....

Der Miniſter hat geſagt: daß im Fall eines Krieges es unmöglich werden könne, den Landtag ſo ſchnell zu berufen, um die erforderlichen Geldmittel zu beſchaffen. Wir werden indeß bei dem raſchen Fortſchreiten der Eiſenbahn-Anlagen bald in der Lage ſein, daß wir uns aus allen Provinzen des Staats in acht Tagen hier verſammeln können. Ich bin der Meinung, daß grade im Falle eines Krieges die Zuſammenberufung der allgemeinen Stände am nothwendigſten ſei. Sollte es aber auch wirklich unmöglich ſein, ſo würde es doch ein anderes Auskunftsmittel geben, wie es namentlich in dem glücklichen Lande üblich iſt, deſſen Verfaſſung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne gleichen gemacht haben (Worte Sr. Maj.) *Die Miniſter ſcheuen ſich dort nicht, in einem ſolchen dringenden Fall für die Rettung des Vaterlandes ihren Kopf auf's Spiel zu ſetzen, und begehren dann nachträglich von den Volksvertretern eine Indemnitätsbill, die ihnen dann auch nicht verweigert wird; daß iſt der geſetzliche Weg.* Eine ſolche Ausnahme muß man nun im Fall dringender Nothwendigkeit machen und nicht die Ausnahme zum Geſetz erheben....

Es handelt ſich immer zunächſt darum, ob eine ſolche Beſtimmung ohne die Einwilligung der Stände-Verſammlung in's Leben treten kann. Es würde dies den Credit des Staats gefährden. Wir laſen vor Kurzem in einem Artikel, den das allgemeine Gerücht der Feder des Landtags-Commiſſars zuſchreibt, daß der Staat bis zum Erſcheinen der Verordnung vom 3. Febr. rechtlich creditlos geweſen ſei; aber eben darum müſſen wir einen andern Zuſtand herbeiführen. Es ſind den Staatsgläubigern durch frühere Geſetze Garantien gegeben. Dieſe ſind bisher nicht ausgeführt worden, da die Abſchließung von Anleihen an die Zuſtimmung der Stände gebunden iſt, und die Gläubiger nicht wiſſen können, ob die Reichsſtände die kontrahirten Schulden ſpäter anerkennen werden....

Freilich bin ich nicht der Anſicht, daß der Staat auf dieſe Weiſe ganz creditlos werden würde; auch Espartero und ſeine Gegner haben Darleben erhalten und es hat immer europäiſche Juden gegeben, welche ſelbſt den Republiken jenſeit des Meeres bereitwillig ihr Geld gereicht haben. Hat aber die Mitgarantie der Stände für den Gläubiger einen Werth, ſo wird, wenn ſie nicht ertheilt iſt, der, der das Geld hergibt, ſich eine größere Riſiko-Prämie oder einen höhern Zinsfuß bedingen müſſen, *und wir Alle werden die größern Zinſen aus unſerm Beutel zu bezahlen haben* ....

Allein weit größer, als die materiellen, ſcheinen mir die unmateriellen Folgen zu ſein, ich meine den bedenklichen Zuſtand, daß durch die neuen Geſetze die Exiſtenz aller ſtändiſchen Rechte gewiſſermaßen in Frage geſtellt iſt. Nun gehören dieſe aber zu unſern verfaſſungsmäßigen Grundgeſetzen, und in dieſer Ueberzeugung verlange ich unſere ausdrückliche Zuſtimmung, nicht blos unſern Beirath zu Aenderung jener Geſetze. Es kommt hinzu, daß für diejenigen Provinzen,

die dem Staat erſt ſpäter hinzugetreten ſind, durch die Beſitzergreifungspatente beſtimmt geworden iſt, daß der König ſie der Verfaſſung anſchließen wolle, die er ſeinen geſammten Staaten verleihen wolle. Für uns iſt alſo dadurch ein vertragsmäßiger Rechtszuſtand begründet. Wir haben ſeither unſern Theil des Vertrages als treue Unterthanen erfüllt, und wir dürfen daher erwarten, daß der Vertrag auch andererſeits erfüllt werde....

Es wird nur die Frage ſein, in welcher Form wir unſere Rechte verwahren wollen?

Auch ich ſage, daß wir unſern Committenten Sicherheit ſchuldig ſind; doch bin ich der Anſicht, daß dies weder in der Form des Adreßentwurfs, noch in der des Amendements geſchehen kann, wodurch wir uns erſt die Erlaubniß zur Wahrung unſerer Rechte erbitten. Die Rechte, die wir bereits beſeſſen haben, können wir nicht erſt erbitten auf dem Wege der Petition, ſondern es handelt ſich hier blos um die einfache Erklärung, daß wir dieſe uns durch die frühern Geſetze verbürgten Rechte noch haben, daß die erwähnten Beſtimmungen der früheren Geſetze durch die widerſprechenden Beſtimmungen der neuen Geſetze nicht aufgehoben worden ſind, und daß jene Geſetze nicht aufgehoben oder umgeändert werden können, es ſei denn mit ausdrücklicher Zuſtimmung der verfaſſungsmäßig berufenen Stände....

Dieſe Erklärung iſt klar, denn ſie ſagt beſtimmt, was wir wollen; ſie iſt farblos, denn ſie ſteht nicht auf dem Boden der politiſchen Parteien, ſondern auf dem Boden des Rechts; ſie iſt einfach, denn ſie hüllt ſich nicht in ſchöne Redensarten, ſondern erſcheint in der nackten Geſtalt der Wahrheit; ſie wird zur Kenntniß Sr. Majeſtät gelangen, denn ſie wird abgegeben in Gegenwart des Landtags-Commiſſarius; ſie wird Se. Majeſtät nicht drängen; wenn wir auf eine Adreſſe vielleicht eine unliebſame Antwort zu erwarten hätten, ſo läßt eine ſolche Erklärung unſerm königlichen Herrn ſeine freie Entſchließung. Se. Majeſtät werden nicht getrieben, und wir müſſen geduldig erwarten, daß Allerhöchſt den geſtörten Rechtszuſtand durch eine Erklärung wieder herſtellen werde. Dieſe Art der Verwahrung entſpricht unſern Verpflichtungen gegen unſere Committenten, denn ſie beweiſt ihnen, daß wir ihre Rechte kennen und ſie ungeſchwächt erhalten wollen, ſie entſpricht den Pflichten gegen die Staatsgläubigen, denn ſie ſagt ihnen: daß wir ohne Zuſtimmung contrahirte Schulden nicht anerkennen, ſie entſpricht den Pflichten der Offenheit und Wahrheit gegen Se. Majeſtät, und ſie ſchließt jede Dankadreſſe aus. Eine pure Dankadreſſe neben dieſer Verwahrung halte ich für unmöglich; denn ich kann nicht danken mit den Reformideen auf den Lippen....“

Wäre dieſer glänzende Vortrag zur rechten Zeit gehalten worden, d. h. bevor die Verſammlung beſchloſſen hatte eine Adreſſe zu entwerfen, oder noch beſſer, hätte der Redner ſich dazu hergegeben, ſeine Anſichten in den Vorberathungen der liberalen Partei auseinanderzuſetzen, ſo hätte die ganze Berathung eine andere Wendung, nach meiner Meinung die allein richtige genommen. So aber konnte die Verſammlung nicht heute das Gegentheil von dem beſchließen, was ſie geſtern mit ungeheurer Majorität beſchloſſen hatte. Der Marſchall war daher in ſeinem

Recht, den Vortrag zu unterbrechen, und die Verſammlung, dem Antrag keine Folge zu geben.

Nur einen Paſſus in der Erwiderung des Miniſters hebe ich als bemerkenswerth hervor.

„Ich habe," ſagte er, „noch den Punkt zu berühren, wo uns der Redner gerathen hat, wir Miniſter ſollten unſere Köpfe daran ſetzen, wenn wir im Kriege Anleihen zu machen hätten und dann vor die Verſammlung hintreten und ſagen: Köpft uns oder bewilligt die gemachten Schulden. Der Fall paßt auf uns nicht. Wir preußiſchen Miniſter können keine Schulden machen, ſondern nur das Staats-Oberhaupt; und es wird doch wohl Niemand ſagen, der König ſolle es nur wagen, ſolche Anleihen zu contrahiren und dann den Ständen ſagen — doch ich bitte, mir den Schluß zu erlaſſen!..."

Nach einigen curioſen Zwiſchenfällen, auf die hier einzugehen der Ernſt des Gegenſtandes verbietet, trat der rheiniſche Abgeordnete Mevissen auf, den Adreßentwurf zu unterſtützen. Er ging auf den Geiſt zurück, in welchem die Geſetze von 1820 erlaſſen waren, den Geiſt ſeiner politiſchen Entwickelung; fügte die ſpeziellen Anſprüche ſeiner Provinz hinzu und fuhr dann alſo fort:

„Durch das Geſetz vom 22. Mai 1815 wird den künftigen Reichsſtänden das Recht beigelegt, bei allen allgemeinen Geſetzen gehört zu werden, und in dem Augenblick, wo Reichsſtände zuſammenberufen werden, ſind ſie in den Beſitz dieſes Rechtes eingetreten. —

Neben dieſer Rechtsbegründung finde ich noch einen ſtärkern Grund zur Rechtfertigung der in der Adreſſe niedergelegten Verwahrung darin, daß nach dem allgemeinen Volksbewußtſein dieſe Rechte, die uns in den ältern Geſetzen gegeben ſind, das Minimum der Rechte bilden ... Das Rechtsbewußtſein im Volke hat ſich Jahre lang an dieſe in den ältern Geſetzen begründeten Rechte angeklammert, es hat vertrauungsvoll dem Augenblick entgegengeſehen, wo dieſe Rechte verwirklicht werden würden, weil das Volk wußte, daß bei ungeſchwächter Rechtsbeſtändigkeit des Geſetzes vom 17. Jan. 1820 dieſer Augenblick endlich, wenn auch ſpät, kommen müßte. Ich will in den tiefen Abgrund nicht hineinſehen, der ſich eröffnet, wenn dieſe Rechte von den Vertretern des Volks nicht gewahrt, von den Räthen der Krone nicht in ihrem ganzen Umfange anerkannt werden.

Stellen Sie ſich die Frage, ob dann, wenn alle dieſe Rechte, die wir in Anſpruch nehmen, uns eingeräumt werden, die Verfaſſung Preußens mit der Verfaſſung anderer conſtitutioneller Länder auf gleicher Stufe ſtehen wird? Täuſchen wir uns darüber nicht, es beſtehen auch dann noch die allererheblichſten Unterſchiede. —

Die Krone Preußen hat ſich ſo lange, als Preußen hiſtoriſch exiſtirt, auf die im Staat vorhandene Intelligenz geſtützt. So lange als dieſe Intelligenz hauptſächlich im Beamtenthum conzentrirt war, hat die Krone ohne alle ſtändiſche Mitwirkung nach beſter Einſicht mit dem Beamtenthum das unumſchränkte Regiment im Lande geführt; aber die Zeiten ſind fortgeſchritten, die Intelligenz, die ſich früher vorzugsweiſe im Beamtenthum fand, ſie findet ſich heute außerhalb

deſſelben. Das ſelbſtſtändig gewordene Volk ringt nach einem Organ, nach einer Arena, in welcher es vereint mit ſeinem Fürſten ſein Ziel erſtreben kann. Soll die lebensvolle Einheit zwiſchen Fürſt und Volk wieder hergeſtellt werden, ſo dürfen in dem Bau der ſtändiſchen Verfaſſung keine dem heutigen Rechtsbewußtſein des Volks widerſprechende Lücken bleiben.

Das Fundament des vereinigten Landtags iſt aber ein durchaus ſchwankendes, ein gänzlich unſicheres, ſo lange die periodiſche Berufung nicht durch das Geſetz feſt und beſtimmt, ganz frei von allem Belieben, vorgeſehen iſt. Es muß die höchſte Aufgabe der Staatsmänner Preußens ſein, Mißtrauen und Schwanken aus unſern ſtaatsrechtlichen Inſtitutionen zu entfernen, damit ein geſicherter Rechtszuſtand herbeigeführt werde, damit das Streben aller Parteien ſich innerhalb geſetzlicher Schranken zum Heil des Staates frei entwickeln könne. Ein feſter Rechtszuſtand kann nur herbeigeführt werden, wenn die gerechten Forderungen anerkannt werden, die in dem verbrieften Rechte, wie in dem Bedürfniſſe des Landes, auf's Tiefſte begründet ſind. . . ."

Nach dieſer glänzenden Rede trat allgemeine Abſpannung ein, und die Debatte mußte, da die Majorität der Verſammlung ſich für die Fortſetzung derſelben entſchied, da ſelbſt Arnim darauf antrug, auf den folgenden Tag vertagt werden.

Machen wir uns nun mit der Stellung der Verſammlung klar.

Da dem Vinck'ſchen Antrag keine Folge gegeben war, ſo blieben nur zwei Propoſitionen übrig: das Amendement Arnims und der Adreßentwurf.

Beide waren darin einig, mit dem Dank für die Einberufung der Stände, Bedenken über die Faſſung des Geſetzes zu verbinden.

Beide vermieden es, eine Eventualität aufzuſtellen, ſich über das Verhalten der Stände im Fall einer abſchlägigen Antwort auszuſprechen. Beide ſtellten es alſo dem König anheim, auf die Adreſſe Rückſicht zu nehmen oder nicht.

Dennoch fand ein weſentlicher Unterſchied ſtatt.

Der Adreßentwurf ſtellte Rechtsanſprüche feſt und legte, wenn auch in ehrfurchtsvoller Form, Verwahrung ein und das Amendement gab den Ständen das Anſehn von Schülern, die ihrem Lehrer ſchmeicheln, um ihn zu überliſten. Es war zu erwarten, daß die conſervative oder reactionäre Partei, die Partei der Trägheit, wenn es eine ſolche innerhalb der Verſammlung gab, einmüthig dem Amendement beitreten würde, das die Sache in suspensu ließ und die Wiederaufnahme des Kampfes unwahrſcheinlich machte; das übrigens breit genug angelegt war, um jeder beliebigen Deutung Raum zu laſſen.

Andererſeits hätte man von dem Adreßentwurf zwar wünſchen mögen, daß er in manchen Punkten beſtimmter abgefaßt worden wäre. Aber es wäre nicht rathſam geweſen, ihm eine ſchärfere Faſſung gegenüberzuſtellen, denn dadurch wäre die liberale Oppoſition geſpalten, der ſichere Haltpunkt genommen, die Verwirrung geſteigert. Es war die Rede von einer ſolchen ſchärferen Faſſung; es wurde ein Entwurf gemacht; es fanden ſich Deputirte ihn zu unterſtützen; aber von vornherein mit dem Vorgefühl der Unſicherheit und des Mißlingens.

Außerdem vergeſſe man nicht, daß der Adreßentwurf im Laufe der Debatte

commentirt worden war; daß er nach den Erklärungen Beckeraths, Camphauſens und Meviſſen's (alle drei vom Rhein) ein ganz anderes Anſehn genommen hatte.

Die liberale Partei konnte keinen andern Entſchluß faſſen, als ſich dem Adreßentwurf anzuſchließen. Blieb ſie in der Majorität, ſo hatte ſie das Recht gewahrt und konnte dann den weitern Begebenheiten ruhig entgegenſehen. Wurde ſie überſtimmt, ſo blieb ihr das Recht, durch eine Reſignation ihrer Stellung eine Appellation an das Volk einzulegen.

In beiden Fällen wäre man um einen wichtigen Schritt weiter gekommen.—

Die Sitzung vom 16. April wurde eröffnet. Vincke verſuchte noch einmal umſonſt, ſich Gehör zu verſchaffen. Darauf trat der Abgeordnete Milde aus Breslau (Kaufmann), Mitglied des Comité, zur Vertheidigung des Adreßentwurfs auf.

Graf Renard (Schleſiſcher Standesherr) der ihm folgt, will vor Allem Einheit.

„Der königliche Erlaß iſt gegeben, er iſt eine hiſtoriſche Thatſache; keiner menſchlichen Macht iſt es möglich, ihn aus den Annalen der Geſchichte zu ſtreichen. Stehen bleiben kann Nichts in der Welt, das iſt naturwidrig. Alles Beſtehende ſtrebt nach Rundung, nach Ergänzung, nach Vollendung. Was der Natur gemäß iſt, das wird kommen, das muß kommen zur rechten Zeit. . .“ — Indeß, um der Einigkeit willen ſchließt er ſich dem Arnimſchen Amendement an.

In demſelben Sinne ſpricht ſich der Fürſt zu Wied, die Abgeordneten von Diettrich, Conze, Naumann aus. Letzterer trägt eine Art Widerlegung der Simoniſchen Anſicht vor, und erklärt, es könnten zwar manche Wünſche zu begründen ſein, aber keine Rechte.

Die Verſammlung fängt an zu ermatten.

Aber das Intereſſe wurde ſofort wieder angeſpannt durch den neuen Redner, der nun das Wort nahm, den Abgeordneten Hanſemann (vom Rhein). Er dankte zuerſt dem Miniſter, daß er die Mit-Verantwortlichkeit für die Verordnungen vom 3. Februar übernommen habe, und wies dann auf den prinzipiellen Unterſchied hin, der zwiſchen dem Adreßentwurf und dem Amendement ſtattfinde. Der erſte ſetzt ſich klar und beſtimmt auf den verhandenen Rechtsboden und ſagt, wir haben Rechte; das Amendement ſetzt dieſes noch in Zweifel. Der Adreßentwurf ſtellt ſich beſtimmt auf den Grund der frühern Geſetze; er erklärt, wir ſind die reichsſtändiſche Verſammlung, und als ſolche geben die frühern Rechte auf uns über. (Beifall.) Das iſt der große Unterſchied, und wenn es zur Abſtimmung kommt, ſo prüfen Sie wohl Ihr Gewiſſen. Es handelt ſich um einen wichtigen Moment, es handelt ſich darüber, ob das lebendige Gefühl des Rechts in Ihnen lebt, oder ob Sie nur von Vertrauen, von Gnade leben wollen. (Große Bewegung.) Ich liebe und achte meinen König, aber als freier Mann geſtehe ich: Recht, das iſt der Boden der Vaterlandsliebe. . . .

Was iſt einer der großen Fehler unſerer bisherigen Geſetzgebung über Rechte der Stände? Es iſt die Ungewißheit, die Unklarheit, es iſt der Umſtand, daß man ändern kann nach Grund der Zweckmäßigkeit ſelbſt, ſchnell ändern kann. Indem wir uns nun erklären: Wir ſind die reichsſtändiſche Verſammlung, wie

die Geſetze ſie vorgeſehen haben, ſo folgt daraus, daß alsdann ein Vertrag mit der Krone über das, was etwa abzuändern iſt, künftig ſtattfinden werde. Auf dieſe Weiſe wird das Mißtrauen beſeitigt, was vielſeitig ſich eingeſchlichen hat. Wir ſind hier dem Lande, dem Throne Wahrheit ſchuldig, und ich ſpreche es unumwunden aus, es iſt höchſt bedenklich, daß das Vertrauen, was früher ſtatt fand, nicht mehr in gleichem Maße für die Regierung vorhanden iſt.

Das iſt gerade aus dieſen Verordnungen in Verbindung mit der Geſchäftsordnung entſtanden; dieſe Aktenſtücke ſind, indem ſie die ſtändiſchen Rechte vielſeitig beſchränken, mit Mißtrauen von den Räthen der Krone geſchrieben, mit Mißtrauen, daß wir unſere Rechte mißbrauchen würden.

Bedenken Sie, daß es ſich nur von ſehr wenigen Rechten handelt, von kleinen im Vergleich zu denjenigen, denen ſich die Stände anderer Staaten zu erfreuen haben. Wir wollen ruhig abwarten, was weiter von der Krone beſchloſſen wird, aber dieſe wenigen Rechte, die wollen wir wahren. Die Kraft der Nationalität wird geweckt durch's Rechtsgefühl.

Preußen iſt allerdings in einer, unter gewiſſen Eventualitäten, mißlichen Lage, und laſſen Sie es uns wohl begreifen, wir müſſen uns ſtärken. Was iſt der tiefliegende Grund, warum vom äußerſten Weſten und von der andern Seite vom Oſten her das Bedürfniß der Entwickelung des öffentlichen Rechts am ſtärkſten gefordert wird? Es beſteht darin, die öſtlichen wollen nicht ruſſiſch und die weſtlichen wollen nicht franzöſiſch werden. Sie wollen Deutſche, wir wollen Preußen bleiben, aber das öffentliche Recht entwickeln ...

Auf dieſe Rede erwiderte zunächſt der Prinz von Preußen: „Wir haben gehört, daß geſagt worden iſt, die vorliegenden Verordnungen ſeien aus dem Mißtrauen der Räthe des Königs hervorgegangen. Vermöge meiner Geburt bin ich der erſte Unterthan des Königs, vermöge des Vertrauens des Königs ſein erſter Rathgeber. Als ſolcher gebe ich die heilige Verſicherung in meinem und der übrigen Rathgeber Namen (die Miniſter erheben ſich), daß kein Mißtrauen Einen von uns beſchlichen hat, als dieſe Verordnungen berathen worden ſind. Aber eine Vorausſicht haben wir gehabt, daß dieſe Verordnungen, die zum Beſten des Vaterlandes gegeben worden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Unkoſten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren ſollen ..."

Darauf ſetzte der Landtagscommiſſär hinzu: „Der Redner hat angeführt, es gehe aus den Aeußerungen, die ich gemacht habe, hervor, daß das Miniſterium ſich für verantwortlich erklärt habe. Ich weiß nicht, aus welchem meiner Worte dieſe Schlußfolge gezogen iſt. Ich weiß aber, daß wir uns allerdings für verantwortlich halten für Alles was wir thun, vor Gott, vor dem König und vor unſerm Gewiſſen. Wir ſind aber nicht verantwortlich für das, was Se. Majeſtät als Souverän beſchließen und befehlen ..."

34 Redner hatten ſich zum Wort gemeldet; der Marſchall that, was er konnte, die Debatte zum Schluß zu bringen.

Herr v. Auerswald-Plauthen erhielt das Wort, und ſtellte, in ſeinem gewöhnlichen Vermittlergeſchäft, das neue Amendement, daß die von Arnim vorgeſchla-

gene Faſſung beibehalten, von dem urſprünglichen Entwurfe aber die beiden folgenden Stellen hinzugeſetzt werden ſollten.

1) Nachdem Ew. Majeſtät den in dem Geſetze vom 5. Jan. 1823 ausgedrückten Vorbehalt verwirklicht und der Verſammlung, welche in jenem Geſetze eine allgemeine ſtändiſche, in demjenigen vom 12. Jan. 1820 eine reichsſtändiſche Verſammlung genannt wird, den Namen des vereinigten Landtags beigelegt haben, ſind dadurch den letztern die in dem angeführten und in frühern Geſetzen begründeten Rechte erworben.

2) Gehorſam dem Rufe Ew. Majeſtät, und im Begriff unſere Wirkſamkeit zu begründen, fühlen wir uns in unſerem Gewiſſen gedrungen, zur Wahrung der ſtändiſchen Rechte die gegenwärtige ehrfurchtsvolle Verwahrung am Throne niederzulegen.

— Ich komme noch auf dieſen Antrag, den ich einen unglückſeligen nennen muß, zurück; zunächſt bemerke ich nur, daß dieſe Stellen, die in dem erſten Entwurf durchaus organiſch und natürlich ſich entwickeln, in dem Zuſammenhange des Amendements gegen alle Logik verſtoßen.

Die darauf folgende Debatte bringt nichts weſentlich Neues; die beiden Antragſteller von Arnim und von Beckerath, begründeten ihre Anſicht auf's Neue; Arnim ermahnte vorzugsweiſe zur Einheit. Aus der Rede des zweiten Redners hebe ich noch Einiges von Wichtigkeit hervor.

„Ich halte es für einen der weſentlichſten Vorzüge des Entwurfs, daß er die Krone gar nicht in den Fall bringt, ſich ſofort auszuſprechen. — Ich glaube, daß der Weg der Reformen der gedeihlichſte iſt. Damit aber dieſer Weg uns erhalten bleibe, damit auf dieſem Wege nicht nur die Regierung, ſondern auch das Volk wandeln könne, liegt die Nothwendigkeit vor, in der Adreſſe die betreffenden Rechte zu wahren. Denn von den jetzt geſchaffenen ſtändiſchen Inſtitutionen hat nur der vereinigte Landtag das Recht, in ſtändiſchen Angelegenheiten, alſo in Bezug auf Fortbildung der Verfaſſung, Petitionen zu ſtellen. Der vereinigte Landtag hat aber nicht das Recht der periodiſchen Einberufung. Da er das Recht nicht hat, ſo ſteht nichts entgegen, die Möglichkeit anzunehmen, daß er nicht mehr einberufen wird. Geſchieht das, ſo iſt dem Volke jeder Weg abgeſchnitten, ſeine Bitten und Wünſche in Betreff der ſtaatlichen Entwickelung an den Thron gelangen zu laſſen. . . .

Das Amendement (— auch das von Auerswald —) iſt nicht freimüthig, denn es verleugnet das Bewußtſein des Volkes und dieſer Verſammlung; es ſtellt Dinge in Zweifel, die ſeit Jahrzehenden abgemachte Fragen ſind. Es iſt nicht parlamentariſch.

Es gibt im Leben der Nation Augenblicke, wo ſich all ihr Fühlen und Denken, der ganze Inhalt ihres Geſammtdaſeins, wie in einem einzigen Punkte zuſammendrängt. Dann treten die Gegenſätze ſcharf einander gegenüber, eine Wahl muß getroffen werden, und dieſe Wahl entſcheidet über die höchſten Intereſſen des Volks. — Es handelt ſich darum, ob Alles das, woran unſer Herz hängt, was wir als das Fundament unſrer Zukunft betrachten, was uns bisher ein Troſt war, wenn wir über die Nichterfüllung vaterländiſcher Hoffnungen trauerten, ob

alles das ein leerer Schatten, ein zweifelhaftes Wesen war, dem wir auf ungewissen Wegen nachgehen müssen, oder ob wir die edle Errungenschaft unsers Volkes, wie es unsere Pflicht ist, unsern Kindern ungeschmälert erhalten wollen. Es handelt sich darum, ob wir dazu beitragen wollen, der Krone eine unrichtige Meinung von den inneren Zuständen des Landes beizubringen und so die Gefahren zu vermehren, die früher oder später hieraus hervorgehen müssen. Das Amendement entspricht nicht der Wahrheit, ich verwerfe es. . . ."

Der Marschall erklärte, daß eine einfache Majorität in dieser Frage genüge. Er ordnete die Reihe der Fragen so, daß das Amendement Arnim's die erste, das Amendement Auerswald's die zweite, der Adreßentwurf die dritte Stelle einnehmen sollte. — (Wir folgten hier im Ganzen der Allgem. Preuß. Zeitung.)

Das Amendement wurde verworfen mit 305 gegen 290 Stimmen; die liberale Partei hatte gesiegt.

In diesem Augenblick hatte Auerswald nicht den moralischen Muth, seinen Antrag zurückzuziehen, und so seine Anhänger mit den entschiedenen Liberalen zu vereinigen.

Arnim erklärte, er werde für das Amendement Auerswald's stimmen.

Dasselbe erhielt nun eine Majorität von 484 gegen 107 Stimmen.

Die Versammlung erklärte somit, sie behaupte ihre Rechte und behaupte sie nicht, sie bege Vertrauen und Mißtrauen u. s. w.; sie erklärte, sie habe die Einsicht in ihren eigenen Willen verloren.

Laßt uns bei diesem Resultat nicht vergessen, die Männer auszunehmen, die nicht nur das Herz auf dem rechten Flecke, sondern auch den Kopf in der rechten Ordnung hatten; vor Allem die edlen Rheinländer, Beckerath, Hansemann, Mevissen, Camphausen; und den edlen Aristokraten Vincke trotz seines unparlamentarischen Verfahrens. Was sie zum deutschen Volke gesprochen wird nicht verhallen, wenn auch die Stände es nicht verstanden haben. Sie können den größten Rednern Englands und Frankreichs würdig an die Seite gestellt werden.

Berichtigung.

(Wir müssen heute wegen Mangel an Raum unsere Wiener Correspondenz und einige andere Briefe bei Seite lassen.)

Einer unserer Wiener Correspondenten hat im vorigen Hefte bei Besprechung des neuen Anlehens einen Rechnungsfehler, den wir im Manuscript übersehen haben, sich zu Schulden kommen lassen (s. Heft 15). Es muß heißen: „Achtzig Millionen in sechs Jahre getheilt, geben jährlich 13½ Millionen; hierab für obiges Defizit alle Jahre 8 Mill. für den Fortbau der Mailänder Eisenbahn, 2½ bis 3 Mill. Für den vertragsmäßigen Fortbau der übrigen Eisenbahnen ꝛc. 6 Millionen. Summa 17 Millionen." — Leider stellt sich durch die Berichtigung dieses Druckfehlers kein günstigeres Resultat für die Anleihe heraus. Denn diese 17 Millionen würden um 3½ Millionen die Jahresquote des ganzen Anlehens übersteigen. D. R.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Griechenland, die Schutzmächte und die Türkei.

Was den Diplomaten Europa's in der Neuzeit zur unbestreitbaren Wahrheit sich aufgedrängt hat — der Zustand des immer mehr dem Einsturz drohenden ottomanischen Staatsgebäudes — das hatte der scharfsichtige Auffassungsgeist der neueren Hellenen, durch den Augenschein überzeugt, schon längst erkannt. Die früheren Versuche Griechenlands (1770—79 und 1792—98), das unverdiente Sclavenjoch abzuschütteln, mißlangen zwar wegen nicht kräftiger Unterstützung von außen her, eben so wurde Napoleon's Riesenplan (1810—11) den gesammten Orient, also auch die Heimat der Hellenen, von türkischer Botmäßigkeit zu befreien, durch den Ausbruch des ihm verderblichen Krieges gegen Rußland vereitelt: allein die Manen der 200,000 nach dem Frieden von Kutschuk Kainardschi (1774) als Opfer muselmännischer Rache gemordeten Peloponnesier und des edlen Rhigas Martyrthum (Mai 1798) riefen das begeisterte, durch Sprache und Religion trotz Jahre langen Druckes stets eng verbunden gebliebene Volk zur blutigen Sühne abermals unter die Waffen, und, von den thätigen Führern der zu Wien (1814) gestifteten Hetärie geleitet, brach im Jahr 1821 zuerst (Februar) in der Wallachei, später (März) im Peloponnes, auf dem Festlande und auf den Inseln des Archipelagus der Befreiungskampf aus. Der Hülferuf der um ihr väterliches Erbtheil verzweiflungsvoll kämpfenden Hellenen durchdrang die ganze civilisirte Welt, mit lebendiger Theilnahme wurde dieses Zeichen von Griechenlands politischer Wiedergeburt begrüßt und kräftige Unterstützung wurde ihm von den Völkern zu Theil, obschon gleichzeitig mehre europäische Cabinete die Mißbilligung dieses Unternehmens unverholen zu erkennen gaben.

Die Seiten des (III.) Nationalcongresses zu Trözene beschlossene Wahl ($^{7}/_{14}$ April 1827) des Grafen Johann Capodistrias zum Statthalter und Präsidenten der provisorischen Staatsregierung Griechenlands, die Seeschlacht

bei Navarin (20. Oct. 1827), die Beſetzung der meſſeniſchen Feſtungen durch eine franzöſiſche Occupationsarmee (Auguſt 1828) und endlich der Friede zu Adrianopel (14. September 1829) machte dem neunjährigen mit abwechſelnden Kriegsglück geführten Kampfe der Griechen und Türken ein Ende; Griechenland begann, aus ſchmachvoller Knechtſchaft erlöſt, freier aufzuathmen und unter dem Schutze einer nach Ordnung ſtrebenden Regierungsform die nach blutigen Anſtrengungen mühſam errungene Selbſtſtändigkeit wohlthuend zu empfinden.

Bezeichnend und bis in die neueſte Geſchichte des Landes ſich verzweigend verdient der Umſtand hervorgehoben zu werden, daß während des ganzen Verlaufs des Befreiungskampfes es keinem einzigen Griechen gelingen wollte, die oberſte Leitung des Staates im Innern und nach Außen dauernd in ſich zu vereinigen, gleichſam als ein vom Volke ausgegangener Dictator das Ruder der neugeſchaffenen Republik kühn zu erfaſſen und mit kräftiger Hand zu führen. War es Mangel an Talenten oder Energie, Vorhandenſein überwiegender Eiferſucht untereinander, zu großes Selbſtvertrauen auf die politiſche Macht Einzelner u. dgl. m., welche keinen der Volksführer jener Zeit, als: Markos Botſaris (geſt. 20. April 1824), J. Kolettis, Theod. Kolokotronis (geſt. 15. März 1843), G. Kondouriottis, Alex. Mavrokordatos, Petros Mavromichalis, And. Miaulis (geſt. 1835), D. Ypſilanti's (geſt. Auguſt 1832) u. a. m. befähigte, jeden andern neben und mit ihm kämpfenden Einfluß zu paralyſiren und ſich ſelbſt mit der repräſentativen Alleingewalt über das Volk zu betrauen? Wohl möglich, daß, hätte ein ſolches Ereigniß ſtattgefunden, die ſtaatlichen Verhältniſſe Griechenlands eine von der Gegenwart ganz verſchiedene Geſtaltung erlangt haben würden.

Demnach ihre eigene Macht zu ſchwach fühlend und in der Abſicht, dem auf ihre Landsleute durch ſie ausgeübten Einfluß kräftigere Stützen zu verſchaffen, ließen ſich jene griechiſchen Notablen und mit ihnen noch manche Andere willig finden (freilich ſchwebte ihnen dabei die Grundidee vor, ihrem bedrängten Vaterlande dadurch einen Dienſt zu erweiſen), den Rathſchlägen und Einflüſterungen fremder diplomatiſcher Agenten, häufig mehr als räthlich Gehör zu geben, und ſolchergeſtalt als untergeordnete Organe ausländiſcher Diplomatie mehr oder weniger die Intereſſen des Auslandes auf Koſten des Vaterlandes zu wahren. Die Geſchichte bezeugt dies bei verſchiedenen Anläſſen, z. B. durch das Manifeſt der proviſoriſchen Regierung (26. Juli/7. Auguſt 1825), wodurch die griechiſche Nation unter den Schutz Großbritanniens ſich ſtellte, ferner durch Contrahirung der 1. und 2. Anleihe in England (21. Febr. 1824 und 7. Febr. 1825), wo ſtatt 2,800,000

Pfund Sterling nur 1,110,000, alſo 1,218,000 Pf. St. weniger an die griechiſche Staatskaſſe gelangten u. A. dgl. m.

Die erſte Spur offizieller Einmiſchung Seiten europäiſcher Cabinete in die Angelegenheiten des Landes zeigt ſich im Jahre 1827, wo von den Griechen dringend um Vermittelung erſucht Frankreich und England, denen auch Rußland auf Grund des Petersburger Protokolls vom 4. April 1826 ſich anſchloß, zu gemeinſchaftlichen, planmäßigen Maßregeln in der Griechenſache ſich vereinigten und von dieſen drei Mächten bald darauf der Londoner Tractat vom 6. Juli 1827 den betreffenden künftigen Verhandlungen zu Grunde gelegt wurde.

Je nachdem politiſche Denkungsart, perſönliche Zuneigung, oder vielleicht andere geheimere Motive bei den einzelnen Führern der griechiſchen Nation vorherrſchend waren, ſchloſſen ſich ſelbige an die in örtlicher Beziehung ihnen damals zunächſt ſtehenden Repräſentanten von Frankreich, England und Rußland — anfänglich die Stationscommandanten der levantiniſchen Escadres jener Staaten, ſpäter die definitiv ernannten Reſidenten — an, und daraus entſtanden endlich wie von ſelbſt im Inneren Griechenlands eine engliſche, franzöſiſche und ruſſiſche Partei, deren moraliſche Exiſtenz Niemand, welcher nur einigermaßen mit den griechiſchen Zuſtänden bekannt iſt, leugnen dürfte, obſchon ſie in neuerer Zeit ſowohl von den diplomatiſchen Vertretern jener Großmächte in Athen, als auch von verſchiedenen miniſteriellen Rednern in den Verhandlungen der franzöſiſchen Kammer und des engliſchen Parlaments häufig in Abrede geſtellt wurde. Welchen Einfluß dieſe politiſchen Spaltungen auf den Gang der innern und äußeren Angelegenheiten des griechiſchen Staats ausübten, namentlich während der Verwaltung des Präſidenten Capodiſtrias (1828—31), bei Beſchließung der erbmonarchiſchen Staatsform und Wahl des Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg, jetzigen Königs der Belgier, zum ſouverainen Fürſten von Griechenland und deſſen Nichtannahme der ihm gebotenen Würde (Febr. 1830), während des Bürgerkrieges (1831—32) im Peloponnes und auf dem Feſtlande, bei der Erhebung des Königs Otto, damaligen Prinzen von Baiern, auf den griechiſchen Thron (1833—35) u. ſ. f., iſt aus der Geſchichte hinlänglich bekannt und in den gründlichen Werken von Thierſch, Klüber, Fallmerayer, u. a. m. ausführlich behandelt.

Aber — dürfte ein Unbefangener hier mit Recht die Frage aufwerfen — fanden dieſe beklagenswerthen Wirren, dieſe überläſtigen diplomatiſchen Einmiſchungen vor Conſtituirung des Königreichs Griechenland, vor deſſen Einreihung in den europäiſchen Staatsverband, vor der Thronbeſteigung

des Königs Otto statt, warum dauern diese, die innere Entwickelung des Landes behindernden Zustände noch fort, aus welchem Rechtsgrund hat sich ein fast vormundschaftliches Verhältniß herangebildet, welches von England, Frankreich und Rußland in Einzelkraft dem hülflosen Griechenland gegenüber ausgeübt wird, und letzteres nur seufzend erträgt, wer hat seit 1833 jene vielköpfige Hyder der Zwietracht heraufbeschworen, welche jede politische Verbreitung des neuhellenischen Reiches schon im Keime erstickt und nach neuer Beute lüstern selbst die Träger des europäischen Gleichgewichts zu erschüttern droht? Dieses gerechte Bedenken erklärt der Londoner Staatsvertrag vom 7. Mai 1832, Art. 12, §. 6, wornach, den Bestimmungen des Conferenzprotokolles vom 20. Februar 1830 gemäß, und unter Verbürgung von England, Frankreich und Rußland, ein Anlehn im Totalbetrag von 60 Millionen Franken zu Gunsten Griechenlands kontrahirt wurde, wofür:*) „der Souverain Griechenlands und der griechische Staat verpflichtet sein soll, zu Berichtigung der jährlichen Zinsen und Rückzahlungsfristen der unter der Bürgschaft der drei Höfe realisirten Abtheilungen der Anleihe, die ersten Staatseinkünfte dergestalt anzuweisen, daß die wirklichen Einnahmen des griechischen Staatsschatzes vor Allem der Zahlung besagter Zinsen und besagter Tilgungsfristen gewidmet sein und zu keinem andern Zweck verwendet werden sollen, so lange die Zahlungen der unter Bürgschaft der drei Höfe realisirten Abtheilungen nicht für das laufende Jahr vollständig gesichert sein werden. Die diplomatischen Repräsentanten der drei Höfe in Griechenland werden besonders angewiesen werden, auf Einhaltung dieser Stipulation zu wachen."

Begreiflich ist es, wie diese letzte Bedingung, Ueberwachung des in den ersten Jahren der Regentschaft (1833—35) ohnehin nicht ganz geregelten griechischen Staatshaushaltes, nur hemmend auf den innern Staatsmechanismus einwirken konnte, wie dies eigenthümliche Verhältniß ganz geschaffen war, störend zwischen König, Regierung und Volk einzugreifen, wovon die aufrührerische Bewegung am $^3/_{15}$ September 1843 in Athen eine vorherzusehende Folge war. Denn schon damals sollten auf Grund einer dem König Otto am 5. September (a. St.) 1843 überreichten Collectivnote der Londoner Conferenz „die einträglichsten Steuern zur Zahlung der rückständigen Anleihezinsen und Amortissementsquoten verwandt, die Steuercontrole einem besonders hierzu zu bestimmenden Agenten des Rothschild'schen Banquier-

* S. Klüber. Wiedergeburt Griechenlands. S. 485.

hauſes überantwortet, alle Baiern ſofort aus Staatsdienſten entfernt und endlich die Vertreter der Nation zu einem Congreß einberufen werden."

Oberſt Dimitrios Kallergis — ein Mann von geſchichtlich anerkannter Unerſchrockenheit vor dem Feinde, gefällig in äußerer Sitte, verſchwenderiſch im Umgange mit ſeinen Freunden und von aufopfernder Vaterlandsliebe erfüllt — hatte die ihm von den Verſchwornen am $^3/_{15}$ September 1843 zugetheilte Rolle, als improviſirter Befehlshaber der eine „Conſtitution" verlangenden Heeresabtheilungen zu Athen, unter Beiſtand der Oberſten Scaravellis und Spyros Milios glücklich durchgeführt und war keineswegs gemüßigt, von der vortheilhaften Stellung zurückzutreten, in welche ſein Wagniß an jenem Tage, die Gunſt des Augenblicks und ſein gewandtes Betragen nach der bedeutungsvollen Kataſtrophe ihn bei König und Volk geſetzt hatten. Seiner Energie ſich bewußt hielt er, ſpäter zum Generalgouverneur der Reſidenz ernannt auf innere Ruhe und Ordnung, ſchützte einſchreitend gegen Parteiumtriebe die königliche Gewalt, wahrte die Unverletzlichkeit der zur Berathung einer freiſinnigen Verfaſſung in einen Nationalcongreß verſammelten Volksvertreter (20. November 1843 bis 30. März 1844), und nahm ſich mit Hochherzigkeit ſelbſt Derjenigen an, welche, obſchon durch langjährige Dienſtzeit in Griechenland nationaliſirt, dennoch als Ausländer von Geburt, in Folge der Ordonnanzen vom $^3/_{15}$ September, aus griechiſchen Staatsdienſten ſchieden und dabei mit mancherlei Ungeſetzlichkeiten zu kämpfen hatten. Sein bei dieſen Anläſſen ſo entſchieden lobenswerthes Benehmen wurde von ſeinem Souverain durch Beförderung zum Generalmajor und Ernennung zum königlichen Generaladjutanten, ſowie vom Ausland durch ehrenvolle Zuſchriften und namentlich vom König Ludwig Philipp durch Verleihung des Commandeurkreuzes der Ehrenlegion würdig anerkannt. Der Sturz des Miniſteriums Mavrokordatos (18. Auguſt 1844) hatte zur unmittelbaren Folge, daß auch Kallergis von ſeinen bisherigen Functionen in Athen zurücktrat, und, auf eine neue ihm angebotene, jedoch ungleich beſchränktere Verwendung im Peloponnes verzichtend, ſich zu freiwilligem Exil ins Ausland und zwar erſt nach Corfu, ſpäter nach England begab, wo er überall mit der ſeinem Namen und Verdienſten gebührenden Anerkennung auf das zuvorkommendſte aufgenommen wurde.

Finanzielle Verlegenheiten waren es jedoch nicht allein, gegen welche die griechiſche Regierung während der letzten zehn Jahre anzukämpfen hatte. Das der Nation inwohnende kriegeriſche Element, welches ſo weſentlich zur Losreißung von türkiſcher Herrſchaft, zur Schaffung des neuen Staates ſo mächtig beigetragen hatte, vermochte ſobald noch nicht ſich zu beruhigen;

bewaffnete Banden, unter welchen bewährte Führer aus der Zeit des Freiheitskampfes, jetzt als Phalanxoffiziere in königlichen Diensten stehend, im Geheimen thätig sich bewiesen, überschritten häufig die Grenze in Rumelien, wodurch nothwendig Reibungen mit den türkischen Grenztruppen, Klagen und diplomatische Noten wegen Gebietsverletzung zwischen Athen und Constantinopel veranlaßt wurden. Das kühne Unternehmen des Obersten — jetzt königlichen Flügeladjutanten — Joannis Karatassos — eines Mannes, welcher im Mai 1830 die unter ihm als Bataillonschef im Lager von Eleusis stehende Infanterieabtheilung zum offenen Abfall von der Regierung verleitete und deshalb vom Präsidenten Capodistrias als Rebell geächtet wurde, worauf er sich von 1200 Mann leichter Infanterie unter Graf Augustin Capodistrias und 300 Chasseurs unter Oberst Dimitrios Kallergis verfolgt und gedrängt in das benachbarte Grenzgebirge zurückzog und endlich auf das türkische Gebiet flüchtete, später in die Verschwörung gegen die damalige Regentschaft (1833) verwickelt und in Haft gebracht, seine Strafloſigkeit nur der königlichen Nachsicht verdankte — der früher schon, als Sultan Mahmud II. starb (1. Juli 1839) und die orientalische Frage wegen des Sieges bei Nisib (24 Juni 1839) und Ueberganges des Kapudan Pascha mit der türkischen Flotte zum Pascha von Egypten ein höchst bedenkliches, den Griechen jedoch nur günstig scheinendes Aeußere genommen hatte, die Fahne des Aufruhrs und zum Abfall von Constantinopel in Makedonien auf Hagion Oros, auf eigenem türkischen Grund und Boden, erheben wollte, ferner die darauf folgende Empörung der griechischen Bevölkerung in Kandia (1841), und andere derartige herausfordernde Versuche zum Aufstande der Griechen in der Türkei, wie unter Major Velentzas u. a. m. scheiterten an der klugen Mäßigung der griechischen Regierung und wurden sogleich im ersten Ausbruch gedämpft.

Das gegenwärtige Ministerium Kolettis, welches dem Ministerium Mavrokordates am 18. August 1844 folgte, trägt nach seinem Leiter, der mit guten Grundlagen ausgestattet, neun Jahre (1834—43) als griechischer Gesandter am Hofe zu Paris zubrachte und daselbst in der höhern Diplomatie unter einem bewährten Meister sich ausbildete, unbedingt eine vorzugsweise französische Färbung und die seit zwei Jahren merklicheren Bestrebungen Frankreichs in Athen, seinen Einfluß immer mehr zu befestigen, z. B. durch Gründung und Dotirung eines französisch-griechischen Lyceums daselbst, Sendung junger Architecten nach Griechenland, um sich auf classischem Boden in der Baukunst zu vervollkommnen, Verabfolgung namhafter Geldsummen an die griechische Staatscasse, angeblich zu wohlthätigen oder gemeinnützigen

Zwecken und dergleichen mehr, konnten von England nur mißliebig aufgenommen werden. Dürfte auch letztgenannte Macht bei dem in neueſter Zeit zwiſchen dem geiſtlichen Oberhaupte der römiſch-katholiſchen Kirche und dem Chef des Islamismus eröffneten diplomatiſchen Verkehr von geheimer Bethätigung nicht ganz frei zu ſprechen ſein, weil dadurch das ſeit der Zeit der Kreuzzüge von Frankreich beanſpruchte Schutzrecht der katholiſchen Chriſten im Orient mehr deren weltlichem Beherrſcher d. h. dem Sultan mittelbar zugewieſen wird: ſo konnte England's Politik nicht umhin, die erſte günſtige Gelegenheit zu erſpähen, ſeinen politiſchen Widerſacher in eigenem Lager, wenn auch auf neutralem Boden, aufzuſuchen. Veranlaſſung hierzu ward bald durch einen günſtigen Zufall geboten. Der obenerwähnte Flügeladjutant Karataſſos hatte von ſeinem Herrn einen mehrwöchentlichen Urlaub nach Conſtantinopel, angeblich um Familienangelegenheiten (?) daſelbſt zu ordnen, erhalten. Der türkiſche Geſandte in Athen Mouſſouris*) handelte unbezweifelt nach den von ſeinem Hofe ihm früher ertheilten allgemeinen Inſtructionen, wenn er ohne vorherige Anfrage bei ſeiner Regierung einem Manne den Eintritt in das türkiſche Reich nicht geſtattete, welcher, obſchon jetzt in einer hohen Stellung, in der nächſten Umgebung des Königs von Griechenland, dennoch von früherer Zeit her bei den Unruhen im Innern der Türkei ſchwer betheiligt geweſen. Sowohl des Premierminiſters Kolettis, welcher gleichzeitig auch das Portefeuille des Aeußeren verwaltet, Verfahren bei Unterhandlung über dieſe Angelegenheit, als auch eine vom König Otto auf dem Kammerballe geſchehene Aeußerung, beſtimmten Mouſſouris ſeine Päſſe zur Abreiſe aus Griechenland zu verlangen, um dadurch wegen der ihm als Repräſentanten der ottomaniſchen Macht ſeines Erachtens nach zugefügten Beleidigung Genugthuung zu erhalten, nöthigenfalls ſeinem Souverain gegenüber ſich zu rechtfertigen. Die Diplomatie blieb natürlich bei dieſen Vorgängen nicht unthätig und ſeit jener Zeit begann ein lebhafter Noten- und Courierwechſel zwiſchen Athen, Conſtantinopel und den übrigen Hauptſtädten Europa's. Die Pforte ſtellte endlich ein Ultimatum, welches als zu drückend das Cabinet zu Athen nicht annahm, worauf, nach Ende der anberaumten Friſt, aller diplomatiſcher Verkehr mit Griechenland am 1. April für abgebrochen erklärt und dem helleniſchen Geſchäftsträger in Conſtantinopel Argyropoulos nur noch eine Zeit von 30 Tagen, zu ſeinem längeren Verweilen und Ordnung eigener Angelegenheiten daſelbſt, geſtattet wurde.

Türkiſcherſeits, vielleicht durch Zuſicherung nicht ausbleibender fremder

*) Nicht Mouſſourus, wie viele Zeitungen irrig ſchreiben.

Unterſtützung, ſcheint man keineswegs wegen Entſtehen dieſes Bruches beſorgt geweſen zu ſein; dafür ſpricht die Concentrirung von Truppen längs der rumeliotiſchen Grenze, die Abſendung von türkiſchen Kriegsſchiffen nach den Häfen Volo und Salonichi, die Verfügung des Paſcha's von Kydonia, daß alle jene Griechen, welche mit griechiſchen Päſſen dort leben, das Land verlaſſen oder wieder Raja's werden ſollten u. dgl. m., und nicht unwahrſcheinlich gelüſtet es den Osmanen, ſich wiederum im Kampfe mit einem Volke zu verſuchen, deſſen ſtolzes Emporſteigen der ächte Moslim von jeher nur mit lauerndem Haß betrachtet; andererſeits hegen die eroberungsluſtigen Hellenen unwiderſtehliches Verlangen nach den herrlichen Fluren von Theſſalien, Makedonien, Epirus u. ſ. f., und das helleniſche Volk iſt insgeſammt der vollſten Ueberzeugung (welche Ariſtidis Rhentis, Abgeordneter für Korinthos im Nationalcongreß zu Athen, in der Sitzung am $^{11}/_{23}$ Jan. 1844, auch von der Rednerbühne herab auszuſprechen kein Bedenken trug), „daß der Tag herannaht, wo Osmans Reich fallen und zum zweiten Male das Kreuz auf der Sophienkirche erglänzen wird!" Möglicherweiſe, daß griechiſcher Enthuſiasmus für eine Nationalſache die eigene ſtreitbare Kraft überſchätzt, allein für die Griechen ſpricht die im Orient ſeit Generationen überlieferte und ſtets lebendig erhaltene Tradition, wornach der Moslim mit Ingrimm den Tag erwartet, der ihn für immer aus Europa verbannt. Mit dem begeiſternden Rufe des ſchwertumgürteten Dichters:

„Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?"

würde Griechenlands geſammte waffenfähige Bevölkerung, viele Tauſende an Zahl, den Grenzen zueilen, über Theſſalien und weiterhin einem reißenden Bergſtrome gleich ſich ergießen, wo ihre dortigen Landsleute nur auf den Augenblick warten, um ſich mit ihren Brüdern aus dem freien Griechenland zu vereinigen und den Volksaufſtand der chriſtlichen Bewohner im türkiſch-europäiſchen Reiche maſſenweiſe zu beginnen. Aehnliche Sympathien werden ſelbſt unter den Augen der türkiſchen Regierung laut; die griechiſchen Kaufleute in Conſtantinopel ſollen, wie aus glaubwürdiger Quelle verſichert wird, der königlichen Regierung in Athen das Anerbieten gemacht haben, „bei demnächſt etwa zwiſchen Griechenland und der Türkei ausbrechenden Kriege ihre geſammten Einnahmen des laufenden Jahres, welche wegen bedeutender Getreidetransporte zur See ſeit September 1846 auf 1 Million ſpaniſcher Thaler monatlich veranſchlagt worden, der griechiſchen Staatscaſſe zur Verfügung zu ſtellen"; in der türkiſchen Hauptſtadt und deren nächſte Umgebung kann man auf 10,000 Griechen rechnen, und zwar nach den Berichten des glaub-

würdigen Reisenden Dr. Karl Koch, welche, mit Waffen und Kriegsbedarf hinlänglich versehen, bereit sind, für den Glauben den Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Und Griechenland wird es nicht gleichsam mit Gewalt zu den Waffen getrieben? Oder wie wäre das plötzliche Erscheinen einer englischen Kriegsflotte im Hafen von Piräus, Angesichts des königl. Schlosses zu Athen, mit 3000 Mann disponibler Landungstruppen, deren längeres Verbleiben durch verschiedene auf drei Monate Zeit abgeschlossene Lieferungsverträge angedeutet wird, zu erklären? Denn daß Eintreibung der rückständigen Anleihezinsen oder etwaige Verletzung der griechischen Verfassungsurkunde hierbei nur als Vorwand dienen, leuchtet jedem Unbefangenen gewiß ein. Oder sollte vielleicht England das „quousque tandem abutere patientia nostra“ auf die Türkei und Griechenland gemeinsam anwenden wollen? Bringt man diese jetzige Drohbewegung in Verbindung mit der seit 1843 zählenden Nichtbesetzung des russischen Gesandtschaftspostens in Athen, mit dem früheren Gerüchte einer möglichen Besitznahme der Insel Aegina durch englische Seetruppen, mit der jüngsten Anwesenheit des englischen Parlamentsmitgliedes Cochrane in Athen, mit dem seit Kurzem wahrgenommenen Hinneigen des Generalmajors Th. Grivas und dessen bedeutenden rumeliotischen Anhange von der französischen zur englischen Partei, mit der Rückkehr des Generalmajors Kallergis aus England und dessen Landung von Corfu aus auf dem griechischen Festlande, im Gefolge des bekannten Oberst Spyros Milios und einer Schaar griechischer Insurgenten, welche unzufrieden mit der Politik des jetzigen Ministeriums aus Griechenland sich geflüchtet und auf den jonischen Inseln Aufnahme gefunden hatten, und mit anderen Anzeigen mehr, deren entsprechende Deutung dem in Beurtheilung jener politischen Verwickelungen Erfahrnen vor Augen liegt, wenn auch zur Zeit die Oeffentlichkeit auf deren Mittheilung noch verzichten dürfte: so ist man zu dem Geständniß hingeleitet, daß die nächste Zukunft und Gestaltung der Dinge im Orient nur eine höchst bedeutungsvolle werden kann, wobei jedoch zweierlei zu beachten kömmt, nämlich daß sowohl dem übrigen Europa, gestützt auf seine eigene moralische und politische Kraft, stets die definitive Entscheidung vorbehalten sein wird, als auch daß Griechenland, welchem die nicht zu bergende Eifersucht seiner Schutzmächte einen staatlichen Schwerpunkt gewährt — was für Beutetheile auch von dem hinsterbenden ottomanischen Staatskörper den harrenden Erben zufallen mögen — als neuhellenisches Reich dabei nur gewinnen kann. Bz.

Der Papſt und ſeine Reformen.

Paris, Ende April.

Zwiſchen den übertriebenen Hoffnungen und dem mehr oder weniger feindſeligen Mißtrauen, deren Gegenſtand die erſten Regierungshandlungen des Kirchenoberhauptes geweſen ſind, muß man beſonders ſeit der Veröffentlichung des neuen Cenſuredicts die rechte Mitte innehalten und Alles, was in Rom oder in Italien in der Umgebung des neuen Papſtes vorgeht, ſowohl von dem Geſichtspunkte der Religion als auch von dem der Politik aus mit möglichſter Unparteilichkeit betrachten.

Man kann die liberalen Abſichten Pius IX. nicht mehr in Zweifel ziehen. Sie treten täglich in allen ſeinen Worten und Handlungen auf die unzweifelhafteſte Art und Weiſe an's Licht. Wenn man ſeine politiſchen und adminiſtrativen Reformen im Einzelnen prüft, ſo erkennt man auf den erſten Blick, daß ſie alle von einem neuen Geiſte durchdrungen und von der Idee des Fortſchrittes geſtempelt ſind. Jede derſelben hebt einen Mißbrauch oder ein Vorrecht auf, um der öffentlichen Meinung Genüge zu leiſten, um die Intereſſen und Rechte gleichmäßiger zu ordnen, um die Verbeſſerungsplane zu begünſtigen und das Wohlbefinden der Maſſen zu vermehren. Offenbar hat der neue Papſt eben ſo viel Vertrauen zu dem Volk als zu ſeiner eigenen Macht, und daher kömmt dieſe tiefe Zuneigung, die die Römer jetzt ſchon mit ihm verbindet, daher kommen jene Worte der Ermuthigung, die er aus dem Munde des Volkes ſelbſt zu hören bekommen hat: „Coraggio, coraggio, santo Padre, fidatevi nel vostro popolo.“

Der Geiſt des modernen Liberalismus, den man nicht mit der Gemeindefreiheit oder irgend einer anderen Freiheit des Mittelalters verwechſeln darf, iſt alſo endlich bis in die Concile Roms und des heiligen Stuhles gedrungen, und es iſt unbeſtreitbar, daß er dort in derſelben Art und Weiſe wie überall auftritt, daß er dort Reformen zu Stande bringt in dem Sinne und nach den Plänen, die ihm eigenthümlich ſind, das heißt, indem er ge-

gen gewiſſe alte Traditionen ankämpft und das Werk derſelben auflöſt. Ja noch mehr, und das iſt gerade der Hauptpunkt, das Zeichen, an welchem man überall das Eindringen dieſes neuen Geiſtes erkennt: das Laien-Element iſt zum erſten Male als ein beſonderer Beſtandtheil in der Adminiſtrativverfaſſung des Kirchenſtaates anerkannt worden. Man wird leicht einſehen, daß in einem Lande, in welchem die Souverainität und alle öffentlichen Aemter in der Hand des Clerus ſind, das Laien-Element viel ſpäter, ja zu allerletzt zur Geltung gelangen müſſe. „Warum," ſagte Pius IX. ſelbſt im Augenblicke, wo er den päpſtlichen Stuhl beſtieg, „ſollen die Güter, die man verlangt, nicht eben ſo gut von geiſtlichen als von weltlichen Händen gewährt werden können?" So ſehen wir denn auch heut zu Tage, Dank ſei es den Adminiſtrativ-Reformen der römiſchen Regierung, Dank ſei es dieſem neuen Cenſuredikt, welches Laien Eintritt in jene Cenſurcommiſſionen geſtattet, die bisher als ein dem Clerus und den Mönchen allein vorbehaltenes Gebiet betrachtet wurden, jene anerkannte Wahrheit, daß der Grundſatz: der Staat iſt weltlich, inſoweit dies nur immer in dem Kirchenſtaate und von dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche geſchehen kann, zur Geltung gebracht werden. — Dieſe Neuerung iſt viel gewagter als ſie ausſieht und die entfernteren Folgen derſelben werden noch einige Zeit lang unbemerkt oder wenigſtens unbeſtimmt bleiben.

Die zeitliche Gewalt der Päpſte außerhalb ihres Gebietes war ſchon ſeit Jahrhunderten zu Grunde gegangen, und war es beinahe, ohne daß man es in Rom bemerkte. Hat man nicht noch in unſeren Tagen geſehen, wie Gioberti und De Maiſtre von der Wiederherſtellung derſelben träumten und ſie vorſchlugen? Sie ſahen keine Hinderniſſe als die von Seiten der anderen Souveraine und hofften dieſelben zu überwinden. Das Prinzip der Freiheit hat jedoch alle Welt zur Beſinnung gebracht. Eine andere wichtige Frage bringt die Katholiken, wie vormals, noch heut zu Tage in Verlegenheit. Wenn das conſtitutionelle oder repräſentative Prinzip in Europa und in den chriſtlichen Republiken zur Geltung gelangt, wie wird es ſich mit der abſoluten Souverainität des Papſtes in ſeinen Staaten vereinigen laſſen?

Die letzte Nummer der hier erſcheinenden katholiſch-liberalen Revüe „le Correspondant" enthält in ihrer politiſchen Ueberſicht eine ungemein intereſſante Beurtheilung der Vorgänge im Kirchenſtaate bei Gelegenheit des Cenſuredictes, deren vorzüglichſtes Verdienſt es iſt, nichts über die Art der Oppoſition zu verhehlen, auf welche Pius IX. ſtößt, und eben ſo wenig die kritiſche ſowohl äußere wie innere Lage ſeiner Regierung zu bemänteln. Jene Leſer, welche

dieſen Kampf in ſeinen verſchiedenen Phaſen eben ſowohl, wie die unvermeidliche Frage, die ſich daran knüpft, mit Intereſſe verfolgen, werden es uns Dank wiſſen, wenn wir hier einige Bemerkungen aus einem in der Achtung der liberalen Katholiken hoch ſtehendem Blatte anführen.

„Wir können nicht den verehrten Namen Pius IX. ausſprechen," ſagt der Correſpondent, „ohne die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf einige Augenblicke für die ſchwierige Stellung in Anſpruch zu nehmen, mit der das Genie dieſes Kirchenoberhauptes gegenwärtig zu kämpfen hat. Dieſe Periode der Geſchichte, welche eine der folgereichſten zu werden verſpricht, war ſeit lange vorhergeſehen worden. Die Ungeduld der menſchlichen Wünſche iſt immer außerordentlich, und die Einbildungskraft, welche die unvermeidlichen Hinderniſſe nicht in Anſchlag bringt, trägt noch dazu bei, den Gegenſatz derſelben zu dem Beſtehenden augenfälliger zu machen. Der Widerſtand iſt, wenn auch heimlich und verſchleiert, doch überall gegen Pius IX. organiſirt; er hat Alles, was traurig und böſe, ſowohl in der Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens, als auch in den von dem Schickſale des Menſchen unzertrennlichen Uebelſtänden iſt, zum Gegner. Die mönchiſchen Mißbräuche erheben ſich gegen ihn, wie gegen alle großen Männer, welche das religiöſe Leben zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückführen wollten. Die erblichen Gehäſſigkeiten in dem Vaterlande der Welfen und Ghibellinen empören ſich gegen die Macht, welche ſie verſöhnen will. Nachdem das Uebergewicht der liebenswürdigſten Tugend, die unſere Zeit hervorgebracht hat, alle beſſern Sympathieen, die es in dem Herzen der Italiener gab, ſich errungen, blieb in dem tiefſten Grunde der Geſellſchaft eine hartnäckige, wenn auch nicht ſehr dichte Hefe zurück, welche gerne in die Höhe gelangen und verderblich wirken möchte. Endlich treibt auch die Theuerung der Lebensmittel die rohen Maſſen zu Gewaltthätigkeiten, deren Erfolg überall ſehr beklagenswerth iſt. Oeſterreich, eiferſüchtig auf die Aufrechterhaltung ſeines Einfluſſes, beobachtet dieſe Elemente der Auflöſung ſehr ſcharf und ſchützt ſich gegen ſie. Nach den Ausſagen von Augenzeugen tragen die Züge Pius IX., die noch vor Kurzem ſo freudeſtrahlend waren, jetzt den Ausdruck einer majeſtätiſchen Trauer. Aber menſchlicher Tröſtungen bedarf dieſer Fürſt, den Gott leitet, nicht.

Wir kennen die vorhergegangene und geheime Geſchichte jenes Decretes nicht, welches die Cenſur in dem Kirchenſtaate ſo eben auf neue Grundlagen geſtellt hat. Man hat behauptet, daß der öſterreichiſche Geſandte ſich bitter über die Freiheit beklagt habe, deren die Journale in dem Kirchenſtaate jetzt genießen. Man behauptet auch, daß Pius IX. bei dieſer Gelegenheit

an der französischen Gesandtschaft nicht in dem Maße eine Stütze gefunden habe, als er ein Recht hatte dies zu erwarten. Gewiß gibt es nichts in dieser Art, dessen Herr Rossi nicht fähig wäre, und man weiß übrigens, durch welche Dienstleistungen, sei es zu Paris oder zu Constantinopel, das Wiener Cabinet heut zu Tage Einfluß auf das von Paris erlangt.

Aber die Frage der Censur oder der absoluten Preßfreiheit kämpfte nicht nur gegen diese äußere Verwickelung, es galt einen großen Entschluß zu fassen, einen Schritt zu thun, gefährlich, wenn er unbeschränkt, sicher, wenn er gemäßigt gethan wurde. Noch gestern war die Censur ganz allein und ohne Appellation in den Händen des Vorsitzenden im heiligen Pallaste, eines Mönches vom Orden des heiligen Dominicus; um aus einem solchen Zustand der Dinge herauszukommen, wo sollte da der wahre Fortschritt stehen bleiben? Pius IX. hat in seiner hohen Weisheit Alles erwogen, und das Decret, welches die Censur organisirt, ist das Ergebniß langen Nachdenkens. Man muß es zugeben, daß im ersten Augenblicke der Charakter dieser Maßregel verkannt wurde; in der Art von Anarchie der Zwischenregierung waren Hoffnungen aufgetaucht, hatten sich Interessen festgesetzt. Wenig fehlte daran, daß die besondere Angelegenheit der Drucker nicht eine Rückwirkung auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation ausgeübt hätte. Vereinzelte Demonstrationen wurden vorbereitet, zum Theil auch ausgeführt; man hat Meetings gehalten, man hat sich auf französische Art erhitzt. Ein geistreicher Publicist, Herr Mastimo d'Ogeglio, fürchtete nicht die Gastfreundschaft, die ihm zu Rom gewährt worden war, dadurch zu verletzen, daß er beinahe Tags darauf, nachdem ihn der Papst mit der rührendsten Güte empfangen hatte, den Geist der Unterthanen desselben mit Gedanken an Widerstand erfüllte. Sollte denn der Gewalt allein die Ausführung des neuen Decretes, so weise es auch im Grunde war, anvertraut werden?

Da wagte es ein Mann, der auf seinem weißen Haupte den Stempel der Verfolgung und der Verbannung trägt, Herr Francesco Orioli, die Popularität, welche ihm seine patriotische Hingebung erworben hat, dem Sturm einer von sich selbst berauschten öffentlichen Meinung auszusetzen. In einer Brochüre, die wir leider jetzt gerade nicht vor uns liegen haben, bewies Herr Orioli, gegen die gewagten und übertriebenen Behauptungen des Verfassers der „Ultimi casi di Romagna," daß der wahre Charakter des Fortschrittes dieser Handlung Pius IX. aufgeprägt sei. Die Wirkung dieser Schrift war ungeheuer und tief, und die Wahl der neuen Censoren, welche unter den aufgeklärtesten und angesehensten Laien von

Rom getroffen wurde, hat den Umschwung der öffentlichen Meinung ganz vollendet."

Soweit der „Correspondent," der die Sache von französischem Gesichtspunkte auffaßt. Aber auch von deutschem und von allgemeinem Gesichtspunkte aus muß man anerkennen, daß die Politik Pius IX. von durchaus modernen und staatsklugen Prinzipien ausgeht. Die Aufnahme, welche die ungewohnte Erscheinung eines türkischen Gesandten in Rom beim Papste fand und das noch unerhörte Ereigniß, daß das Haupt der Christenheit einen Gesandten bei dem Sultan accredirt, ist ein Akt weitblickender Politik. Der Halbmond wackelt auf den Zinnen von Constantinopel, näher als je steht die Auflösung der osmanischen Herrschaft bevor. Wer wird ihr Erbe werden? Europa hat sich fast an den Gedanken gewöhnt, Rußlands Czaren, dem Großherrn und die politische Unduldsamkeit und egoistische Bekehrungswuth des griechischen Kirchenhauptes dem religiösen Fanatismus der Osmanen in Constantinopel folgen zu sehen. Welche Eventualitäten im Oriente immerhin eintreten mögen, so hat die vorsichtige Politik Pius IX. der katholischen Kirche dort einen Repräsentanten eingesetzt, der im Momente russisch-griechischer Eroberungsphasen erst seine rechte Bedeutung erhalten wird. Daß Oesterreich und Frankreich, die beiden katholischen Großmächte, hierin dem päpstlichen Stuhle rathend zur Seite standen, ist kaum zu verkennen, so wie überhaupt die Anecdoten, welche über Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und dem Papste in französischen Blättern cirkuliren, mit begründetem Zweifel aufgenommen werden müssen, da sie einerseits von Italienern ausgehen, welche der nationale Haß gegen Oesterreich und andererseits von Franzosen, welche die politische Eifersucht gegen die österreichische Herrschaft in Italien zur Verbreitung, zur Uebertreibung, wenn nicht gar zur Erfindung solcher Anecdoten treibt. Was nun die päpstliche Politik in Deutschland betrifft, so haben wir in den jüngsten Tagen zwei bedeutsame Fingerzeige darüber erhalten: zuerst das freundliche Schreiben des Vaticans an den König von Baiern nach dem Abtritte des Abel'schen Ministeriums, und endlich die Form der Excommunication, die der Bischof von Breslau über den Fürsten von Hatzfeld verhängte, eine Form, die ganz ungewöhnlich in katholischen Documenten dieser Art ist und sicherlich noch unter Gregor XVI. in ganz anderem Styl hätte gefaßt werden müssen. Eine Excommunication muß allerdings in der Mitte des 19. Jahrhunderts, gegenüber dem gebil-

deten und protestantischen Europa, als ein bizarrer, verletzender — ja für den Nichtkatholiken als ein empörender Akt erscheinen, aber sie liegt in den Dogmen der katholischen Kirche, und von ihrem Gesichtspunkte aus ist dieser Akt ein motivirter. Sieht man nun überhaupt von der Polemik gegegen die katholischen Dogmen ab und stellt sich auf den Standpunkt der katholischen Anschauung, so wird man in dem Aktenstück des Fürsten Diepenbrock einen merkwürdigen Fortschritt, ein merkwürdiges Erkennen des Zeitgeistes und der Nothwendigkeit nach seinen Gesetzen und Anforderungen zu sprechen, gewahr. Da ist nicht mehr von Hölle, Fegefeuer, Teufeln und ewiger Verdammniß die Rede, der feingebildete, psychologische Kirchenfürst Schlesiens motivirt seinen Akt nicht als religiöser Fanatiker, sondern als Staatsmann, wir möchten sagen als Advokat.

Der Bischof sieht sich mit „Schmerz genöthigt, die anvertraute kirchliche Strafgewalt anzuwenden," „weil Alles zusammentrifft, um den Fall reich an Aergerniß zu machen." Die Sentenz bezeichnet zuerst die hohe Geburt des Fürsten H. und das Beispiel, das grade ein Mann in seiner Stellung Andern gibt, sie erinnert an den Fall, daß der Fürst schon vor fünf Jahren die Convalidirung seiner ersten Ehe von dem päpstlichen Stuhle unter der Betheuerung erflehte, daß es für ihn und seine Familie die höchste Wohlthat wäre; sie bezeichnet es ferner als ein doppeltes Aergerniß, daß der genannte Fürst in den letzten Jahren sich selbstberufen an die Spitze der Katholiken in Schlesien gestellt und sich als eifrigster Vertreter der katholischen Kirche gebahrt hat; sie weist endlich auf den sehr modernen Umstand hin, daß der Fürst erst im vorigen Jahre nach einer Audienz in Rom den höchsten päpstlichen Ehrenorden erhalten hat, der nun auf der Brust desjenigen glänzt, der der Kirche und ihrer Autorität vor Aller Welt verächtlich den Rücken wendet; endlich sei sogar „von dem Anhange des Fürsten die falsche Nachricht verbreitet worden, daß er für sein gutes Geld gewiß die Dispense zur Einsegnung einer zweiten „polygamischen!" Ehe erhalten werde und sie sogar schon in Händen habe, da man für Geld am rechten Orte Alles haben könnte, eine Lästerung, die durch Unser Schweigen nur zu leicht ferneren Glauben finden könnte!"

Diese ganze Motivirung ist fern von aller Spur von Fanatismus und Bigotterie, die Kirche wird darin blos als durch Nothwehr zur Aufrechthaltung ihrer Ehre zur Aussprechung der Excommunication gezwungen hingestellt und der „Bann der Kirche" wird mit allen seinen gesetzlichen Folgen über den Betreffenden verhängt. Man muß, wie gesagt, mit dem katholischen Standpunkt und mit den Formen vertraut sein, in welchem noch in jüngster Zeit

ſolche Sentenzen ausgeſprochen wurden, um den ungeheuren Abſtand beurtheilen zu können.

Nimmt Pius IX. dieſelbe Stellung gegenüber der baieriſchen, tyroliſchen und bis nach Böhmen vorrückenden Jeſuiten ein, die er gegen die belgiſchen behauptet hat, mildert er ſelber den fanatiſchen Einfluß, den der Clerus auf das Unterrichtsweſen der katholiſchen Staaten auszuüben ſucht, dann dürfen wir das Jahr, an welchem dieſer Kirchenfürſt den apoſtoliſchen Stuhl beſtieg, als das wichtigſte bezeichnen, welches ſeit 60 Jahren in der Geſchichte katholiſcher Völker hervortrat.

Oeſterreich und die Wendung in Preußen.

Aus Oeſterreich.

Die jüngſten Ereigniſſe in Berlin ſind von großem und unberechenbarem Einfluß auf die innern wie auf die äußern Verhältniſſe des Kaiſerſtaats. Nach Innen — weil die Bezüge zu nahe ſind, weil hunderte von Parallelen ſich darbieten, weil tauſende von Gedanken dadurch angeregt werden, weil diesmal nicht vom „fernen England“ und „revolutionairen Frankreich“ das Beiſpiel ausgeht. Nach Außen — weil Oeſterreich durch das Patent vom 3. Februar, Deutſchland gegenüber, in eine noch weit iſolirtere Stellung gebracht wurde als es bisher einnahm. Mag auch eine Förderung des conſtitutionellen Prinzips in Preußen nicht in der Abſicht des Geſetzgebers gelegen haben; die Adreßdebatten haben bewieſen, daß, wenn Preußens Regierung ſich auch nicht in eine conſtitutionelle umwandelte, ſie doch jedenfalls eine parlamentariſche geworden iſt; und die wohlwollende Antwort des Königs auf die Adreſſe, das königliche Zugeſtändniß, daß die neuen Inſtitutionen noch der Erweiterung fähig ſind, und das beſtimmte Verſprechen, daß der Allgemeine Landtag zum mindeſten ſchon in den nächſten vier Jahren wieder verſammelt werde, beweiſt, daß die parlamentariſche Form von nun an in Preußen feſtſitzt. Wenn nun bisher das abſolute Prinzip, das Oeſterreich repräſentirt, in Deutſchland einen zweiten Träger und eine dominirende Stütze an Preußen hatte, ſo iſt dies ſeit dem 3. Febr. und noch deutlicher ſeit dem 11. April ganz anders geworden, Oeſterreich iſt mit ſeinem Prinzipe in Deutſchland jetzt iſolirt, und dringender als je wird bald die Frage ſich erheben: iſt Oeſterreich deutſch? Aber Oeſterreich muß deutſch ſein und iſt deutſch! Seine Dynaſtie iſt es, ſeine Traditionen ſind es, ſeine Bildung iſt es, der Schwerpunkt ſeiner Haus- und Staatsmacht iſt es, und im Intereſſe ihrer Befeſtigung, im Intereſſe der Ordnung und Sicherheit muß es deutſch bleiben. Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob das Ausgreifen Oeſterreichs nach Galizien und nach Italien eine Folge des Ehrgeizes

oder eine Nothwendigkeit zur Selbsterhaltung war, jedenfalls war die Besitzergreifung dieser Provinzen nur durch die feste und mächtige Basis des deutschen Oesterreichs möglich, wie die Sicherung des Besitzes davon abhängt, daß der Grundstock des Staates nach wie vor seine festen Wurzeln in deutscher Erde habe. Was Ungarn mit Oesterreich verbindet, ist trotz aller Opposition gegen deutsche Eingriffe eben nur die Vermittelung mit Deutschland selbst, die Vermittelung deutscher Verkehrswege und der Schutz gegen die Türken der neuern Zeit: gegen Rußland! Ein Schutz, der wiederum nur im Verein mit Deutschland, zur Wahrung deutscher Cultur und Freiheitsinteressen möglich ist. In dem Momente, wo Oesterreich aufhört deutsch zu sein, hat es als Großmacht abgedankt, es kann dann höchstens noch eine Zeitlang als Begriffsstaat forteristiren, wie jene zusammengewürfelten illusorischen Staaten, die Napoleon flüchtig geschaffen und die so lange dauerten, als seine Waffengewalt. Will Oesterreich ferner seine Weltrolle behaupten, so muß es, wir wiederholen es zehn und hundert und tausendmal, deutsch, deutsch, deutsch bleiben. Auch zweifeln wir nicht einen Augenblick, daß dieses nach wie vor die Grundidee der österreichischen Staatspolitik bildet; aber auf welchem Wege will es nun diese Politik Deutschland gegenüber verfolgen, nun es ganz allein als Thorwart des alten absolutistischen und exclusiv bureaukratischen Systems dasteht und der Gegensatz seines ultraconservativen Prinzips zu der aufstrebenden Bewegung in Deutschland immer mehr und mehr eine Zielscheibe heftiger Angriffe werden muß. Wir wollen nicht einen Augenblick an der Loyalität unseres preußischen Verbündeten zweifeln, aber Preußens Zukunft und ein verzeihlicher Nationalehrgeiz weist es auf die Erweiterung seiner hegemonischen Stellung in Deutschland an, und wenn wir die scheinbar durch nichts motivirte Schöpfung einer Herrencurie näher betrachten, und souveraine deutsche Fürsten vor der Hand allerdings nur durch Stellvertreter in ihrer Mitte repräsentirt finden, so glauben wir einen feinen und tiefen Zug der preußischen Politik darin zu entdecken. Wir glauben, diese Herrencurie ist bestimmt, noch manchen großen Herren aufzunehmen. Und gestehen wir es unverholen, diese Politik, die vor zehn Jahren noch auf großes Geschrei, auf weitverbreiteten Widerwillen in Deutschland stieß, hat in letzterer Zeit großes Terrain gewonnen, und das Hinüberfliegen aller deutschen Blicke nach Berlin hat in den letzten Monaten dem isolirten Wien, der einstigen Hauptstadt Deutschlands, die noch jetzt durch ihre dominirende Lage, an dem größten Flusse Deutschlands, an einem der größten Kanäle des deutschen Verkehrs mit dem Orient, zu einer wichtigen Rolle berufen ist, ein großes Beispiel, einen bedeutsamen Fingerzeig gegeben. Noch ist Polen nicht verloren! ist

der Nationalruf einer erdrückten und zerstückelten Nation; mit um wie viel größerem Rechte dürfen wir die noch in voller Pulskraft, in voller innerer und äußerer Macht daſtehenden Oeſterreicher ſagen und ausrufen: Noch iſt Oeſterreich nicht verloren! Es bedarf nur eines einzigen energiſchen Willens unſeres Kaiſerhauſes, einer einzigen großen und entſchiedenen Wendung unſerer Politik, und alle die Glieder, die in dem großen Körper der Monarchie faul und verdorrt erſcheinen, füllen ſich mit neuer, zehnfacher Kraft, die Herzen gewinnen neue Zuverſicht und der alte Baum treibt neue Blüthen. Es iſt ein reiches, geſegnetes Land, dieſes grüne Oeſterreich und kräftige, geſunde, unverdorbene und jugendliche Volksſtämme bewohnen es; das Prinzip iſt faul, aber die Völker ſind friſch und jungfräulich wie der Boden, auf dem ſie wohnen, Land und Volk ſind reich an Schätzen — ſie warten nur, daß man ſie urbar mache.

„— — — und Vater dieſes Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich ſein? — — —"

Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! Leider, leider ſind wir Oeſterreicher noch nirgends über Schiller hinaus, in der Poeſie und was noch ſchlimmer iſt, in der Politik. Ein kleines, anfangs über die Achſel angeſehenes proteſtantiſches Völkchen war es, welches Spanien die Macht abgewann und mit einem Beſen die Meere von den Flotten jenes einſt ſo großen Spaniens ſäuberte, das jetzt erſt aus gräßlichen blutigen Bürgerkriegen ſeine nationale Kraft wiederzufinden ſucht. Möge die Geſchichte eine Lehrerin ſein und die Wiederholung ſolcher Beiſpiele durch kluge Benutzung ihrer Lehren uns erſparen.

Was verlangen wir? Wir Oeſterreicher ſind keine Abſtractionsmenſchen, keine ſtarren Theoretiker, die alles an einem Tage erobern wollen. Wir verlangen nicht von der Regierung, daß ſie plötzlich mit beiden Füßen in ein Extrem ſpringe, wir verlangen nicht, daß ſie uns plötzlich eine franzöſiſche Conſtitution gebe, wir verlangen nicht, daß ſie mit einem Male die Preſſe in dem Maße entfeſſele wie in England, wir verlangen nicht, daß ſie aufhöre ſtark und kräftig zu ſein; wir verlangen blos, daß ſie die Mittel zu ihrer eigenen Erhaltung nicht auf jenen falſchen Wegen weiter verfolge, die bei der neuen Lage der Dinge in Europa, und ſpeziell in Deutſchland, ſie ſchwächt, ſtatt ſie zu kräftigen, und ſie entwurzelt, ſtatt zu befeſtigen. Wir verlangen nichts als was die Dynaſtie, was die Familienglieder des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes ſelber verlangen, verlangen müſſen: Die Würde Oeſterreichs, die Ehre Oeſterreichs, die Macht Oeſterreichs! Wir fordern nicht, daß der Staat ſeinen hiſtoriſchen Traditionen untreu werde, im Gegentheil, wir ver-

langen, daß er wieder daran anknüpfe. Die Traditionen Oesterreichs aber liegen innerhalb der deutschen Marken, die Ehre Oesterreichs liegt in der Josephinischen Zeit, wo es trotz dem Genie Friedrichs II. an Aufklärung, an Reformkraft alle übrigen Staaten Deutschlands voranzugehen bemüht war. An diese echt deutsche Zeit knüpfe man an. Die Regierungspolitik des Kaisers Franz war eine Episode, die vielleicht bedingt durch die Stürme jener Zeit, gewiß aber zu lange über die Nothwendigkeit, ja über alle Regeln der Klugheit hinaus festgehalten wurde. Die Politik des Kaisers Franz hat von seinem großen langbekriegten Gegner vieles angenommen, sie hat die napoleonischen Prinzipien unwillkürlich — und zwar nicht die bewundernswürdigen — aufgenommen, sie hat den Volksgeist zu erdrücken gesucht, wie er, der es in Fontainebleau beweinte, sie hat den Zusammenhang eines großen Reiches, wie er, blos in einem äußern Reif der Macht und der Verwaltungsuniformität gesehen. Aber alle Reiche ringsumher haben mittlerweile dieses napoleonische Prinzip geändert! In Frankreich, in Preußen u. s. w. ist man zur Erkenntniß gelangt, daß die wahre Kraft eines Staates und seiner Regierung, in der Belebung der Innerlichkeit, der geistigen Hebel und des Nationalbewußtseins ihr Centrum habe. Dies ist das Losungswort der neuern Politik. Hierin unterscheiden sich die Männer der neuen und der alten Schule. Diesen Weg muß die österreichische Verwaltung einschlagen, wenn sie nicht einsam auf der Sandbank, auf die sie sich verrannt, stranden will. Schafft ein moralisches Oesterreich, ein Oesterreich, das nicht mit Beschämung auf die Depravation seines Beamtenstandes sehen muß, ein Oesterreich, das nicht als ein Schulknabe an dem Tische der deutschen Bildung sitzt, ein Oesterreich, daß sich nicht abschließen muß vor dem Geist Europa's wie vor seiner erfindungs- weil bildungsreicheren Industrie, schafft ein lichtes Oesterreich, das einst, wie der 11. April in Preußen, die Stände aller seiner Provinzen zu freiem Wort und freier Berathung um den Thron versammeln kann, ohne Umwälzungs- und Separationsgelüste fürchten zu müssen.

† †

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Ende April.

Die Beamten in der Kammer. — Deutsche und französische Beamtenstellung. — Die jungen Conservativen. — Guizot.

Endlich haben unsere Zustände eine Spanne Fortschritt gemacht. In der gestrigen Sitzung nahmen die Conservations-Progressisten, nachdem sie eine Zeitlang geschwankt, zuletzt eine feste Stellung ein, und traten der Regierung offen gegenüber. Die Frage, um die es sich handelte, hat ihre grundsätzliche Bedeutung. Ein Drittheil der Deputirten in der Kammer sind Beamten, und die unendliche Mehrzahl derselben stimmt für jede Regierung, welchen Grundsätzen diese auch folgen mag. Im Allgemeinen ist die Stellung eines absetzbaren Beamten in einem Parlamente eine unnatürliche. Doch liegt diese Unnatur mehr darin, daß der Beamte absetzbar ist nach der Laune der Regierung, als daß er als Beamter berufen wurde, die Interessen des Volkes in einem Parlamente zu vertreten. Diese Wahrheit hat sich ganz besonders in den deutschen Kammern sehr offenbar bewährt. In sehr vielen deutschen constitutionellen Ländern ist es die Regierung, die ihren Beamten den Zutritt zu den Kammern versagen zu müssen glaubt, und zwar in der Regel, weil sie bei ihnen mehr festen Willen, und auch mehr Unabhängigkeit voraussetzt, als bei den Volksvertretern, die nicht Beamten sind. Die feste Stellung der Beamten, die geregelte, geordnete Hierarchie des Beamtenwesens in Deutschland ist die Ursache, daß die Beamten sehr oft die tapfersten Vertheidiger der Volksintressen wurden; während die Art, wie sie in Frankreich — mit Ausnahme der Richter und Gerichtsbeamten — der Laune des Ministers anheimgefallen sind, sie zu den dienstbarsten Geistern aller herrschenden Regierungen machen.

Dennoch gibt es auch eine Menge Beamten, deren Gegenwart in ihrem Amte unerläßlich ist, — und bei diesen versteht es sich also von selbst, daß sie nicht in dem Parlamente sitzen können. Wo aber die Beamten selbst unabhängig gestellt und durch ihre Gegenwart in einer Kammer ihre Pflicht als Beamten nicht zu vernachlässigen gezwungen sind, ist es eher ein Vortheil als ein Nach-

theil geſchäftserfahrene, unterrichtete, und nicht durch Privatintereſſen oder Standesvortheile beſtimmte Leute im Parlamente zu ſehen; wenn dieſe Anſicht auch gegen den altherkömmlichen, aber deswegen nicht weniger oft unhaltbaren, Grundſatz der Theilung der Gewalten anſtoßen mag.

In Frankreich aber iſt die Behauptung, daß zu viel Beamten in der Kammer ſind, eine von den Schlachtroſſen, auf das ſich eine Oppoſition nach der andern ſetzt, und gegen das ein Miniſterium nach dem Andern ankämpfen zu müſſen glaubt. Die geſtrige Verhandlung hat auch dafür Belege geliefert. Herr Thiers, der in allen dieſen Fragen das Für und Wider zu ſeiner Fahne gemacht hat, je nachdem er Miniſter war oder nicht, blieb zwar in ſeinem Zelte, ſo lange der Sturm dauerte, aber trat hervor als er beendigt war, und ſtürmte dann als Oppoſitionsführer gegen das Miniſterium. Herr v. Remuſat, der Vorkämpfer des Oppoſitionsantrages hatte früher, als ſeine Freunde Miniſter waren, gegen ihn geſtimmt, und viele Andere ſind in derſelben Lage.

Nur ein kleiner Theil der Kammer, die äußerſte Linke und wohl auch die Mehrzahl der jungen Conſervativen betrieben die Sache mit Ernſt. Es gibt unter dieſen Letztern ſehr viele, die allem Anſcheine nach überhaupt mehr als die meiſten ältern Mitglieder in der Kammer an ihre eignen Grundſätze glauben, ihre Anſichten ſelbſt theilen und für etwas Beſſeres, als ein Mittel die Regierung zu ſtürzen halten. Man mag mit dieſer jungen Partei einverſtanden ſein oder nicht, man wird ſchwer leugnen können, daß ſie gewiß zu den ehrbarſten gehört, die die Kammer beſitzt. Ich bin einfältig genug, grade deswegen zu glauben, daß ſie dazu berufen iſt, dereinſt und vielleicht bald in Frankreich eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen. Selbſtvertrauen erweckt Vertrauen, Ueberzeugung ruft Ueberzeugung hervor. Mir ſcheint es, daß grade hierin die Urſache liegt, warum Herr Guizot insbeſondere ſo lange an der Spitze der öffentlichen Verhältniſſe ſtand. Er beſaß Selbſtvertrauen, wie kein Zweiter, und hatte auch meiſt eine feſtere Ueberzeugung als alle ſeine Gehülfen und Gegner. Jenes trieb ihn oft weiter als klug war. Er trat nicht ſelten ſeinen Anhängern, wenn ſie zu ſchwanken ſchienen, mit einem Stolze, mit einer Gebietermiene entgegen, daß ſeine Feinde ſich über die ſeinem Machtworte gehorchenden Mitglieder des Centrums, wie über gezüchtigte Schulbuben luſtig machten. Aber ſie hatten trotz ihres Hohnes die Lacher nicht auf ihrer Seite. Der Stolz, der Eifer, der Ernſt, der feſte Wille, die eiſerne Ueberzeugung Herrn Guizots hielt die Schaaren ſeiner Anhänger zuſammen und ſcheuchte ſeine Gegner zurück. Das iſt das Geheimniß ſeiner Macht und ſeiner langen Herrſchaft.

Und ich fürchte er hat den Zauber verloren. Die geſtrige Sitzung hat dieſe Anſicht, die übrigens dem Beobachter wahrlich nicht erſt geſtern aufgeſtoßen ſein wird, ſehr klar beſtätigt. In der Verhandlung ſelbſt hatten die Miniſter ihre Portefeuille mit in die Wagſchaale geworfen, und erklärt, daß ſie abtreten würden, wenn der Antrag auf vorläufige Verhandlung der ſchwebenden Frage angenommen werden ſollte. Die Urſache, die die Miniſter vorſchoben, war, daß eine Erwägung dieſer Frage zu Anfang der Seſſion das Anſehen der Kammer, in der ſo viele Beamten ſitzen, gefährden müſſe. Es handelte ſich alſo darum, den Schein einer Verdächtigung gegen die Deputirten, die zugleich Beamten

ſind, abzuweiſen. Dafür kämpften die Miniſter Duchatel und Hebert mit Machtgründen. Dennoch erklärten die jungen Conſervativen durch Herrn v. Caſtelan, daß ſie für den Antrag ſtimmen würden; und thaten dies in einer Weiſe, die ihren Ernſt und ihre Ueberzeugung ſo offen bekundeten, daß ſie den größten Eindruck auf die Kammer machte. Und ſiehe — jetzt trat Herr Guizot, der ſieggewohnte, ſtolze, gebieteriſche Kämpfer auf und ſagte in kleinlautem Tone, daß er zwar gegen den Vorſchlag ſei, daß er aber nichts dagegen habe, wenn er ſpäter verhandelt werden ſollte. Der Eindruck, den dieſe Erklärung machte, war allgemein, — und mir ſcheint es mit Recht, denn in ihr liegt in gewiſſer Beziehung eine Selbſtverurtheilung. Der Stolz, die feſte Ueberzeugung, das Selbſtvertrauen, das ſonſt Herrn Guizot beherrſchte und ihm zum Herrſcher über ſo Viele machte, fehlte geſtern vollkommen.

Auch in thatſächlicher Beziehung war der geſtrige Sieg des Miniſteriums eine Niederlage. Bei der letzten Abſtimmung über den Antrag des Herrn Duvergne de Hauranne wegen einer Wahlreform zählte das Miniſterium 98 Stimmen Mehrzahl. Geſtern ſchwand dieſe auf 49 zuſammen. Fallen noch 25 Leute ab, ſo iſt das Miniſterium geſchlagen, und es iſt zu befürchten für Herrn Guizot, daß dies bei nächſter Gelegenheit geſchehen wird.

J. —y.

II.

Aus Frankfurt a. M.

Mitte April.

Franzöſiſche und deutſche Autoren. — Gervinus und ſeine Honorarforderungen. — Die Brodverhältniſſe von Frankfurt bis Straßburg. — Unzweckmäßigkeit einer Brodtaxe.

Es iſt bekannt, wie in Frankreich zuweilen bei einzelnen Werken der buchhändleriſche Betrieb bis in's Grenzenloſe geht, wie die Nachfrage, nicht des Publikums, ſondern der Nation, es den Verlegern möglich macht, die ungemeſſenen Forderungen beliebter Schriftſteller zu befriedigen. Man kennt den Umfang, in welchen Sue's letzte Romane und die geſchichtlichen Werke von Thiers verbreitet worden ſind. Wenn dergleichen in Deutſchland nicht vorzukommen pflegt, ſo liegt dies nicht, wie manche behaupten, an dem Mangel großer Schriftſteller, ſondern daran, daß bei uns eine Begeiſterung für allgemeine Intereſſen, — Dank unſerer ſtaatlichen Zerſplitterung — ſo leicht nicht aufkommen kann. Die Verbreitung einer Schrift hängt ab, nicht ſowohl von der Gelehrtheit und Tiefe des Verfaſſers, als von der Gunſt, in der er beim Volke ſteht und von dem Grade, in welchem ſein Buch die Nation in Anſpruch nimmt. — Zu dieſen Betrachtungen veranlaßt mich Gervinus Schrift über das preuß. Patent vom 3. Febr. Kaum iſt ſie in ungeheuren Maſſen hieher gekommen, ſo iſt ſie auch ſchon vergriffen; man lieſt ſie mit wahrer Begierde, man macht Auszüge und führt ſie im Geſpräche und in den Zeitungen jeden Augenblick als maßgebend an. Er hat den Gefühlen ſeines Volkes Worte geliehen, doch ſteht der unverhältnißmäßig hohe Preis dieſer Brochüre ihrer Verbreitung einigermaßen im Wege, und

zu bedauern iſt es, daß — wie man ſagt — die übertriebene Forderung des Verfaſſers daran Schuld ſein ſoll. Hieſige Buchhändler verſichern, Gervinus habe ein Honorar von 2000 fl. erhalten und daß der Verleger wenigſtens 4000 Exemplare abſetzen müſſe, um nur für ſeine Koſten gedeckt zu ſein. Aber Gervinus iſt das Schooßkind der deutſchen Nation. Und ſelbſt diejenigen, welche über ſeine „Miſſion der Deutſchkatholiken" gelächelt haben, weil dem Geſchichtsforſcher das Herz mit dem Kopfe durchgegangen war, ſtimmen diesmal mit ihm überein.

Es wird Ihnen nicht unintereſſant ſein, etwas Näheres zu erfahren über die eigenthümlichen Verhältniſſe, welche die allgemeine Theurung in Frankfurt hervorgebracht hat. Das Eigenthümliche beſteht nämlich darin, daß zwar der Preis des Brodes hier um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ niedriger ſteht, als in allen anliegenden Staaten, die Leichtigkeit aber Brod (für Geld) zu erhalten hier geringer als irgendwo anders iſt. In der letzten Woche koſtete der 6pfündige Laib in Frankfurt 29 kr. rh., in Mainz 36 kr., in Darmſtadt 37 kr., in Aſchaffenburg 38 kr., in Heidelberg 42 kr., in Straßburg 1 fl. (!!) Dagegen ſieht man hier tagtäglich Leute, mit dem nöthigen Geld in der Hand, von Bäcker zu Bäcker gehen und vergeblich nach Schwarzbrod fragen. Manche Familien eſſen oft tagelang nur Weißbrod (Milchbrod) und ich ſelbſt mußte geſtern Kuchen zum Mittageſſen nehmen, weil Roggenbrod nirgends zu haben war. Schon verbreitet ſich im Volke eine bedenkliche Stimmung gegen die Bäcker, die es natürlich als Urheber und Veranlaſſer des Mangels bezeichnet. Und das Alles bei ſo niedrigen Preiſen! Die Sache hängt folgendermaßen zuſammen. Beim Anfang des Winters, als die Preiſe zu ſteigen begannen, kaufte die hieſige Regierung eine große Maſſe (ich glaube 80,000 Malter) Korn und Weizen in Holland, ließ den täglichen Bedarf von Stadt und Ortſchaften ſorgfältig aufnehmen und gab den Bäckern wöchentlich ſo viel Mehl, als dieſer Bedarf erheiſchte, zu einem Preiſe, daß ſie das Brod zu 29 kr., wie die Taxe beſtimmte, verkaufen konnten. Als nun die Preiſe in den anliegenden Ländern die hieſigen überſtiegen, kauften die Bewohner der benachbarten, aber fremden Ortſchaften ihr Brod in Frankfurt, während dieſelben Leute ſonſt, wenn ſie hierher zur Arbeit kamen, das Brod von Hauſe mitbrachten. Dadurch ward alſo die Nachfrage auf hieſigem Platze ungemein vermehrt, während Preis und Angebot dieſelben blieben, indem eine Taxe beſtand und die Vorräthe, welche der Staat an die Bäcker gab, nur auf den Bedarf der hieſigen Einwohner berechnet waren. Natürlich mußte durch dieſes Mißverhältniß der Kauf des Brodes ſchwierig werden und die Bäcker mußten vor Allem ihre regelmäßigen Kunden berückſichtigen. Da man es indeſſen nicht jedem Menſchen anſehen kann, ob er in Frankfurt wohnt oder nicht, ſo mußten auch die Fälle häufig vorkommen, daß hieſigen Bürgern das Brod förmlich verweigert wurde. — Es iſt dies ein neuer Beweis für die Richtigkeit der alten Lehre, daß in Zeiten der Noth die Taxen der Lebensmittelpreiſe nur Mißſtände erzeugen können. Man laſſe die Preiſe auf ihre natürliche Höhe ſteigen und verſchaffe den Armen durch geeignete Mittel ihren Bedarf, ſo billig als möglich.

— Zeil. —

III.

Die Deutſchen in Galizien.

Aus Lemberg.

Dem Deutſchen fehlt, weil es keine einige deutſche Nation gibt, das ſtolze Selbſtbewußtſein, das ihn nie und nirgends ſollte aufhören laſſen, ein ächter Deutſcher mit Leib und Seele zu ſein; dem Deutſchen fehlt den Fremden gegenüber das Bewußtſein einer nationalen Macht; dem Deutſchen fehlt die begeiſterte Liebe für ſeine Heimath, ſeine Sitte, ſeine Sprache und darum ſchmiegt er ſich ſo leicht der Fremde an. Doch darüber wurde ſchon viel und kräftig geſchrieben; daß aber alle die trefflichen Reden und Schriften, die ſeit den letzten 30 Jahren den Deutſchen über ſein dumpfes Dahinleben aufzuklären und zu überheben ſtrebten, ſo ganz ohne Wirkung blieben, ſo daß uns heute nichts übrig bleibt als das Längſtgeſagte zu wiederholen, das muß den Vaterlandsfreund wehmüthig ſtimmen, darf ihn aber nicht verzagt machen zu wirken ſo lang es Tag iſt.

Ich möchte hier gerne eine Erſcheinung beſprechen, die mir ſchwer am Herzen liegt, nirgends noch beleuchtet zu ſein ſcheint und die in der Frage beſteht: Woher kommt es, daß ſo Viele deutſcher Abſtammung hier im Lande ihre Herkunft verleugnen und häufig die Begeiſtertſten in den Reihen der polniſchen Freiheitskämpfer ſind? Im täglichen Umgange und aus den deutſchen Namen der für ihre Begeiſterung im Kerker Schmachtenden läßt ſich dies genügend erſehen, und als eine wichtige von deutſcher und polniſcher Seite am wenigſten beachtete Urſache dieſer Erſcheinung bezeichne ich die Erziehung dieſer Söhne deutſcher Eltern und wenigſtens einer deutſchen Mutter. Denn dieſe deutſchen Eltern haben ſo wenig deutſches Selbſtbewußtſein, ſo wenig Achtung und Liebe für ihre eigene Sprache, daß ſie nicht anſtehen, die polniſche, ihnen ſelbſt meiſt kaum halb bekannt, zur Mutterſprache ihrer Kinder zu erheben. Zwar wird dieſe politiſche Sünde, und das iſt ſie, mit dem Mangel deutſcher Ammen und Kindswärterinnen beſchönigt, aber dieſe Entſchuldigung iſt zu hohl, zu nichtig. Eine echt deutſche Mutter wird, ehe ſie die ihr ſelbſt lieb und werthe Sprache ihrem Kinde vorenthält, es lieber ſelbſt ſäugen und pflegen, ſollte auch das Opfer noch ſo groß ſein. Die Mütter, beſonders die deutſchen, ſind ja ſonſt ſo ſtark im Entſagen für das Wohl ihrer Kinder. Oder meinen dieſe Eltern durch die fremde Sprache ſie glücklicher zu machen? Nein, Kurzſichtigkeit und Mangel an Geſinnung ſind der Quell dieſer Erziehung. Erfordern aber ſchwache Geſundheit der Mutter und andere Verhältniſſe dergleichen Pflegerinnen, ſo ſind Deutſche genug zu finden, ſobald man ſie nur ſucht, und deutſche Väter werden das Erbe ihrer deutſchen Mutter, wenn es ihnen nicht unwerth iſt, pflegen und ausbilden und ihren Söhnen und Töchtern übertragen. Damit daß man in der Folge die deutſche Sprache leichter als die polniſche erlernt, darf man dieſe Handlungsweiſe nicht entſchuldigen, denn die Mehrzahl der ſ. g. Galizianer (der hier gebornen Deutſchen), ſind ſelten der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, und abgeſehen, daß ſie dadurch für die deutſche Bildung verloren gehen, bewirken ſie durch ihren Abfall eine Verringerung der deutſchen Macht. Aber am nachtheiligſten und bedaurungswürdigſten

iſt für ſie ſelbſt der traurige Umſtand, daß ſie durch dieſe Zwittererziehung nicht Deutſche, aber auch nicht ganz Polen ſind, was den verderblichſten Einfluß auf den Charakter dieſer Leute und ſo auf die Geſellſchaft und den Staat ausübt. Ein deutſcher Vater ſoll auch ſeine Kinder deutſch erziehen und von der polniſchen Sprache können ſie in der Folge immer ſo viel erlernen als ſie brauchen und Luſt haben. Auch rächt ſich dieſe Sünde am eignen Fleiſche, und vergebens beweinen dieſe deutſchen Eltern ihre Söhne, die entweder in der Ferne als Verbannte leben oder in des Spielbergs Mauern dahinwelken oder der Begeiſterung für Polens Freiheit als Opfer im Kampfe gefallen ſind.

Eine andere Urſache dieſer Erſcheinung iſt die an ſich edle Theilnahme für das tiefbedrückte Volk der Polen, welche Theilnahme, wenn nicht durch jene Erziehung bedingt, durch ſie wenigſtens befördert wird. Thöricht wäre es freilich zu glauben, nur unter den Slaven gebe es Unzufriedene, und die Deutſchen der Monarchie ſehen mit ſtoiſchem Gleichmuth, ja mit naiver Freudigkeit dem Treiben der Beamtenherrſchaft zu. Ja, ich behaupte, unſere hemmenden, alles eigenthümliche Leben zerſetzenden Verwaltungprinzipien zählen nicht unter den vaterlandsliebenden Polen und übrigen Slaven, nicht unter den feurigen Ungarn und Italienern, ſondern unter den geduldigen Deutſchen ihre edelſten, wenn auch vielleicht nicht zahlreichſten Gegner, die es aber mit dem Herrſcherhauſe ehrlicher meinen als die Legionen der Theorie-Männer, die mit allem Geiſtesaufwand den Staat in dieſen Zuſtand gebracht haben.

Bedürfte es nun der hier gebornen deutſchen Sympathie für die Polenſache einer Rechtfertigung, ſo iſt ſie gegeben, inſoweit ſie in der tief empfundenen Gemeinſamkeit der Mißbeſtände ihren Urquell hat. Von dieſer Geſinnung mögen vielleicht Wenige beſeelt geweſen ſein, weil überhaupt nur Wenige eine Geſinnung haben, und die Meiſten folgten wohl dem Freiheitsruf ihrer vermeinten Landsleute in inſtinctartiger, blinder Erhitzung, und büßen nun in einer Sache, die in dieſer Form nicht die ihrige iſt.

IV.

Aus Lemberg.

Ende April.

Zur Charakteriſtik des Grafen Franz Stadion. — Trieſter Studien. — Friſche Datteln, eine Anekdote. — Die Ueberlandspoſt. — Die Regierung zwiſchen dem Adel und dem Bauer.

Die Trennung Galiziens in zwei Gubernien iſt endlich ausgeſprochen und der ältere Stadion, Graf Franz, bisher Gouverneur in Trieſt, iſt zum Gouverneur in Lemberg beſtimmt, während Graf Deym proviſoriſch die Functionen eines Gouverneurs in Krakau weiter verſieht. Wenn der Zuſtand eines tief zerrütteten Landes, deſſen Organismus von jeher krankhaft, nun fieberhaft aufgeregt und mit einer vollſtändigen Zerſetzung bedroht iſt, durch einen Wechſel in der Perſon des oberſten Leiters geheilt werden könnte, ſo dürften wir uns Glück wünſchen zu der Wahl, die man in Wien getroffen hat. Beide Stadions, der jüngere wie der ältere, gehören zu den wenigen ſchöpferiſchen Adminiſtrations-

talenten des österreichischen Staats, die bei einem Wechsel des Prinzips, wenn der Individualität der einzelnen Talente mehr Spielraum gelassen würde, Oesterreich einer besseren Zukunft entgegenführen könnten. Franz Stadion hinterläßt in Triest den Ruf eines der besten, energischen, praktischen und — redlichsten Administratoren. Wie See- und Hafenstädte überhaupt den Blick erweitern und den Politiker aus dem Philisterium der Schollenbeflissenheit zu einer weitern Perspective führen, wo Staaten und Völker nach dem Maßstab ihres Weltverkehrs und ihrer Verbindungen mit den großen Welttheilen gemessen werden, deren Märkte England so mächtig machten, weil es früher als alle anderen Staaten die Zukunftswege europäischen Fleißes, europäischer Civilisation erkannte und benutzte — so hat auch Graf Franz Stadion in Triest eine große Schule durchgemacht. Ihm vor Allen ist das Aufgreifen und die energische Förderung der Waghornischen Idee der Ueberlandspost zu danken, die mit einer Energie betrieben wurde, die man sonst bei so modernen Fragen in Oesterreich nicht gewohnt ist *).

So sehr nun zu bedauern ist, daß dieser Staatsmann für einen für den Gesammtstaat wichtigen Posten, in eine blos spezielle und provinzielle Sphäre versetzt ist, so ist es doch ein Gewinn für unsere beispiellos bedrängte und verzweiflungsvolle Lage hier in Galizien, über deren Umfang man im Auslande, ja vielleicht in Wien selbst, nicht ganz aufgeklärt ist. Wir wollen nicht auf die verflossene Zeit zurückkommen, wir wollen nicht in den Streit uns einlassen, ob dem Adel oder dem Beamtenthume die größere Schuld an der Catastrophe des vorigen Jahres zuzuschreiben ist, wir glauben, beide haben einander nicht viel vorzuwerfen, weil beide ihren Theil an der Schuld haben. Die Thatsache ist, daß selten eine Regierung in einem solchen Dilemma, in einer so bedrängten Lage war, wie jetzt in Galizien. Seien es communistische Emissäre, die unleugbar hier waren und fürchterlichen Samen ausstreuten, sei es die gräßliche Verwahrlosung des polnischen Bauers, der nicht, wie der deutsche, einen tiefen Respekt vor dem Eigenthum hat, genug, die Bestie hat Blut geleckt und lechzt noch nach anderem. Die Raub- und Brandscenen nehmen kein Ende. Ein großer Theil der Bauern will überhaupt nicht arbeiten, Andere versagen die Robot und noch Andere wollen

*) Wir müssen bei dieser Gelegenheit einer Anecdote gedenken, die bezeichnend für österreichische Zustände ist. Als die Ueberlandspostversuche noch in den ersten Anfängen standen, war Graf Stadion in Verlegenheit über ein wirksames Mittel, um in Wien dafür zu interessiren. Wäre die Angelegenheit den Schneckengang des gewöhnlichen Instanzenzuges gegangen, so hätten Jahre verstreichen können, ehe man zu einem Entschlusse gekommen wäre. Endlich gerieth Stadion auf eine lustige, aber erfolgreiche Idee. „Wie wäre es," sagte er zu Herrn von Sch.., der eine der ersten Fahrten mit machte, „wie wäre es, wenn sie etwas mitbrächten, wodurch man die Phantasie, oder noch besser, den Gaumen der Wiener anregen und begeistern könnte? Z.B. frische Datteln! Gesagt, gethan. Die Datteln kamen und wurden in eleganten Kästchen mit waghornischer Eile in aller Frische nach Wien geschickt, um einige bedeutsame Tafeln damit zu zieren. Frische Datteln! riefen die Damen entzückt, frische Datteln, ging es mit freudigem Erstaunen von Mund zu Mund — und das Loos der Ueberlandspost war in kürzester Zeit entschieden.

nichts weniger als das vollständige Gut des Grundbesitzers sich aneignen. Das Militär muß stets in Athem sein um Ueberfälle zu verhindern, Raubzüge zu zerstreuen und dem Gesetze Schutz zu verschaffen. Und doch ist Vorsicht und Milde, wenn auch ungerechte, bei allen diesen Maßregeln nöthig. Denn hier gilt es nicht die Aufgabe, das Eigenthum Solcher zu schützen, die von der gesetzlichen Gewalt Schutz verlangen und zur Aufrechthaltung der Ordnung sich ihr anschließen. Was auch die Adelspartei in Brochüren und französischen Zeitungen sagen darf, wie oft sie auch behaupten mag, es seien blos wenige Einzelne gewesen, welche an der vorjährigen Verschwörung sich betheiligten — wer hier lebt und die Verhältnisse kennt, der weiß was er von jener Ausrede zu halten hat, deren Wirksamkeit wir vom Herzen gerne den unglücklichen Männern gönnen, die nun die Opfer eines aus edlen Quellen sprießenden, aber unzeitigen und kopflosen Patriotismus wurden, der um seiner verkehrten und leichtsinnigen Mittel willen, zu einem wahren Frevel an der Humanität ward, indem er einen Zustand heraufbeschwor den er voraussehen konnte. Die Regierung operirt nun auf einem doppelt vulcanischen Boden. Verfolgt sie den Bauer mit aller Strenge des Gesetzes, um den Adel zu schützen, so erbittert sie die Volksmassen gegen sich und ist ganz sicher der Gefahr ausgesetzt, daß der Adel hinter ihrem Rücken diese Erbitterung, der sie sich für ihn aussetzen soll, benutzt und eine neue Revolution gegen sie heraufbeschwört. In dieses Dilemma tritt nun der neue Gouverneur, und bei allem Vertrauen zu ihm, verzweifeln wir fast an dem Glücken seiner Mission.

G. —

V.

Vom preußischen Landtage.

Dritte Woche.

Auf die gewaltige Anspannung in den ständischen Angelegenheiten ist seit der Adreß-Abstimmung vom 16. April eine Art Erschlaffung eingetreten. Wir sehen wohl ein ähnliches Schauspiel alljährlich in Paris, aber dort hat man mit der Adresse einen unmittelbaren Zweck; das Ministerium wird gestürzt oder steht gesicherter als früher; mit der Abstimmung ist die Sache zu Ende, die Haupttendenz der Parteien hat ihre bestimmte Wendung erhalten, und wenigstens für den Augenblick hat der Factionsgeist keine neue Nahrung. Ganz anders ist es hier, wo eigentlich Alles in Frage steht; nicht allein welchen Eindruck die in der Adresse niedergelegte Erklärung der Stände auf die Regierung machen wird, sondern wo hauptsächlich die Stände selbst mit sich nicht vollkommen im Klaren sind, was sie eigentlich damit haben sagen wollen.

Die Stände sind mit der neuen Verfassungsform nicht durchaus einverstanden, so viel wenigstens hat sich, mit geringen Ausnahmen, als allgemeines Resultat der Debatte herausgestellt; denn selbst der Entwurf des Grafen Arnim trug einen oppositionellen Charakter.

Sie haben sich aber auf die neue Verfassung eingelassen; sie haben an die Weisheit des Königs appellirt, der, wenn er sich überzeugen sollte, daß das

neue Werk mangelhaft ſei, nicht Anſtand nehmen würde, dieſe Mängel zu heben. Sie haben freilich zugleich in Beziehung auf ihre Rechte Verwahrung eingelegt; aber beides ſtimmt nicht zu einander. Der Regierung bleibt doch immer das letzte Urtheil anheimgeſtellt.

Nach dreitägigen Ferien trat die Verſammlung am 20. April wieder zuſammen.

Von den Petitionen, die bis jetzt an die Comités vertheilt ſind, ſind folgende von allgemeinem Intereſſe: Verſtärkung der Curie des Herrenſtandes; Reform des ſtändiſchen Wahlgeſetzes der Städte; Emanzipation der Juden; gleichmäßige Beſteuerung des Grundeigenthums; Abänderung der geſetzmäßigen Beſtimmungen, auf welchen die Wählbarkeit aus dem Stande der Landgemeinden zu Kreistagsmitgliedern beruht; vermehrte Vertretung der Stadt- und Landgemeinden; Preßfreiheit.

Die von beiden Curien vorgetragene Bitte, die Präcluſivfriſt von 14 Tagen für Einbringung von Bitten und Beſchwerden zu verlängern, wurde vom König genehmigt.

Die erſte Sitzung der Herrencurie war von Intereſſe, weil hier die Anſicht von der Beſtimmung beider Curien auseinandergeſetzt werden mußte. „Möge beiden Verſammlungen," ſagte der Marſchall, „ein Gedanke fern bleiben, welcher leicht geeignet iſt, einer von beiden Verſammlungen, gleichviel welcher, und dann fortwuchernd durch die Kraft des Gegenſatzes auch der andern ſich zu bemächtigen, nämlich der falſche Gedanke, daß die Intereſſen des Beſtehenden in der erſten, die Intereſſen der Bewegung dagegen in der andern Verſammlung ihre natürliche, nothwendige und grundſätzliche Vertretung finden. Ich nenne dieſen Gedanken falſch, weil Heilſames nur dann zu erwarten iſt, wenn beide Intereſſen aufgehen in der Liebe zum Guten, über welches man ſich verſtändigen muß, und wenn folglich das Streben, bei dem Guten zu beharren, und das Streben, das Gute zu ergreifen, in beiden Verſammlungen gleichmäßig vertreten iſt...."

Der Prinz von Preußen erklärte ſich mit dieſer Anſicht einverſtanden. „Die vier Stände des vereinigten Landtags haben alle ein und daſſelbe Intereſſe, das Wohl des Königs und des Vaterlandes. In beiden Curien können und werden dieſe Intereſſen das gemeinſame Ziel ſein. Sollten jedoch Anträge kommen, die nicht das Wohl des Königs und des Vaterlandes bezwecken, ſo wird ſich eine Fraction in beiden Verſammlungen bilden, um die Intereſſen des Throns zu wahren, und daß dieſe in dieſer Verſammlung ihre Hauptſtütze finden werde, ſcheint mir Gewißheit...."

Was wohl geeignet ſein kann, dieſer Verſammlung einige Sympathien zu erwecken, iſt die Anerkennung, welche ſie dem Prinzip der Oeffentlichkeit gezollt hat.

Der Fürſt Lichnowski erklärte die allervollſtändigſte und unbedingteſte Veröffentlichung aller Verhandlungen für unumgänglich nothwendig und von äußerſter Wichtigkeit. Es ſei bekannt, daß gegen die abgeſonderte Stellung des Herrenſtandes in verſchiedenen Ständen ſich eine Art von Mißſtimmung gegen dieſe Verſammlung ausgedrückt habe. Es bleibe der Verſammlung kein anderes Mittel, als die Veröffentlichung der Verhandlungen, und er betrachte es

als eine Lebensfrage für die Verſammlung, daß dieſe ganz vollſtändig und ohne Ausnahme erfolge. Wenn hundert Debatten veröffentlicht und eine einzige ausgeſchloſſen würde, ſo werde manches Mitglied in der andern Verſammlung oder manche Stimme im Publicum in dieſer einen Debatte etwas Hoſtiles finden. Geheimniſſe ſeien an und für ſich nicht möglich; die Verſammlung befinde ſich in andrer Lage, als ähnliche Verſammlungen in andern Ländern, welche durch die lange Dauer ihres Beſtehens alles Vertrauen gewonnen hätten, und die Veröffentlichung ausſchließen könnten, ſo oft ſie wollten. Dieſer Verſammlung ſtehe ein ſolches Vertrauen noch nicht zur Seite; ſie ſei noch neu und müſſe es erſt erwerben; habe ſie es einmal erworben, dann könnten die huis-clos begehrt werden, ſo oft es erforderlich werde.

Demgemäß wurde die Frage: ob die Verſammlung die vollſtändige Veröffentlichung ihrer Verhandlungen eintreten laſſen wolle? einſtimmig bejaht. Ausführlich berichtet über dieſe Verhandlungen die Allgem. Preuß. Zeitung.

Mittlerweile wurde die Stadt durch einen Zwiſchenfall in Aufregung geſetzt. Die durch Aufkäufer erregte Theuerung in den nothdürftigſten Lebensmitteln veranlaßte am 21. April auf einigen Märkten Akte der Selbſthülfe, die weniger an ſich ſelbſt, als durch die Erbitterung, die unausbleiblich daraus entſtehen mußte, bedenklich wurden. Auf dem Molkenmarkt und Dönhofsplatz wurden einigen Aufkäufern die Körbe umgeſtürzt und Mißhandlungen an ihnen ausgeübt. Drohendere Scenen kamen auf dem Gensd'armenmarkt vor; man verfolgte eine Händlerin, welche die Kartoffelpreiſe übermäßig ſteigerte, in das Haus eines Bäckers, zerſchlug die Fenſter und übte andere Verwüſtungen aus. Wie das in Berlin zu geſchehen pflegt, ſammelte ſich bald eine Menge unthätiger Zuſchauer, die aber durch ihre Maſſe den Tumult vermehrte. Der Janhagel der Stadt — eine kleine Zahl, aber mit rüſtigen Fäuſten, plünderte mehre Bäckerladen; von einer Straße zog ſich der Auflauf zur andern; die Gensd'armen wurden verhöhnt, und ſeltſamerweiſe hatte auch ſelbſt das Militär, das endlich mit gefälltem Bajonett vorrückte, um die Straßen zu ſäubern, keinen Erfolg. Das Volk wich in die Seitenſtraßen aus, und drängte ſich hinter den Soldaten wieder zuſammen. Abends wurden mehre Fenſter eingeſchlagen, Laternen demolirt, Bäckerladen und Conditoreien geplündert. Wenn man an irgend einem Orte fertig war, brach unverſehens die Emeute an dem entgegengeſetzten los.

Den andern Tag wurde das Geſchäft der Plünderung in unſerm Quartier latin, der Karlsſtraße und den anliegenden Gegenden, eine Stunde lang ziemlich ungeſtört von einer kleinen Zahl ausgeführt, die noch dazu meiſt aus Weibern beſtand. Und das dicht neben der großen Kaſerne! Sich ſelbſt zu helfen, kam nur wenigen Eigenthümern in den Sinn. Aehnliche Auftritte erneuerten ſich Nachmittags auf dem Alexanderplatz. Von den Bäckern ging es zu den Fleiſchern; den Truppen, die nun ernſtlich einſchritten, wurde theilweiſe Widerſtand geleiſtet; der Uebermuth und die Zerſtörungsluſt ſteigerte ſich jeden Augenblick. Erſt gegen Mitternacht wurde die Ordnung hergeſtellt.

Merkwürdig iſt es, daß in einer Stadt, die an Militär und Gensd'armen eben keinen Mangel leidet, Stundenlang der Pöbel ungeſtört das Werk der Zerſtörung ausüben konnte.

Gleichzeitig gingen aus mehreren Städten Nachrichten von ähnlichem Unfug ein.

Einen Abſchluß erhielt die bisherige Phaſe der ſtändiſchen Verſammlung durch die Antwort des Königs, welche drei Tage nach Unterzeichnung der Adreſſe einging. Wie jeder Vernünftige erwarten konnte, faßte ſie die Adreſſe ungefähr in dem Sinn des Arnimſchen Amendements. Es wird anerkannt, daß die Stände ihre Aufgabe auf den Rechtsboden begründen wollen, aber auf den Rechtsboden des Patents vom 3. Februar; die Entſchuldigung der Stände wird angenommen, im Uebrigen das Prinzip der Thronrede entſchieden feſtgehalten. Der Landtag hat keine Rechte, als die ihm durch das Patent vom 3. Februar ertheilt worden ſind. Künftigen Erweiterungen dieſer Rechte wird die Ausſicht nicht verſchloſſen.

Die Stände ſind, wie ſie nach ihrer Schlußadreſſe nicht anders erwarten konnten, in das Gnadenverhältniß zurück gedrängt.

In Einem Punkt ſcheint eine Conceſſion gemacht zu ſein: nicht die Ausſchüſſe ſondern die vereinigten Stände ſollen alle vier Jahre einberufen werden. Doch iſt auch dieſes nicht ganz deutlich. Man kann es auch ſo verſtehen, daß nur das nächſte Mal, im Jahr 1851, eine ſolche Einberufung ſtatt haben wird, da den „von dem erſten vereinigten Landtag ausgehenden Anträgen und Wünſchen die Grundlage reiflicher Erfahrung fehlen würde.“

Somit iſt die erſte und wichtigſte Phaſe des Landtags abgeſchloſſen.

Als ich vorige Woche Ihnen ſchrieb: die Schlacht iſt für die conſtitutionelle Sache verloren, ſah es hier noch immer aus als würde das zerſtreute Corps der Liberalen ſich in einer neuen Form wieder ſammeln; ein Theil der Liberalen wollte einen coup d'état ausführen. Sie wollten ſagen: wir können die Dinge, wie ſie ſind, nicht ändern, aber wir wollen weiter nichts damit zu thun haben, wir gehen nach Hauſe. In dem Stolz dieſer Idee ſahen ſie ſogar ziemlich vornehm auf die Andern herab, die nicht gleicher Anſicht waren. Indeſſen als die Ausführung kommen ſollte, ließ man bald von dieſer Idee ab; meines Erachtens ſehr mit Recht, denn nach der Adreſſe ſah ein ſolcher Schritt ziemlich einfältig aus.

Aber irgend etwas mußte doch geſchehen. Man wollte alſo eine zweite Adreſſe aufſetzen, oder wenn das nicht, eine Verwahrung zu Protokoll geben. Herr von Vincke war, wie es ſich erwarten ließ, das Haupt deren, die für die zweite Anſicht ſtimmten. Die Rheinländer, namentlich Beckerath, wollten dagegen eine Replik auf die Antwort des Königs einreichen, und erklären, ſie gingen auf den Sinn jener Antwort ein, und würden, was ihnen in der neuen Verfaſſung unangemeſſen ſchiene, auf dem Wege der Petition im Einverſtändniß mit der Krone zu erledigen ſuchen. Sie wollten ſich übrigens, wie es von Anfang an ihre Abſicht war, derjenigen Functionen enthalten, durch welche ſie ein Präjudiz ſtellen konnten, z. B. der Wahl der Finanzdeputation u. ſ. w. Auerswald, der Mann der Mitte, der Urheber jener Adreſſe, ſchwankte zwiſchen beide. Als endlich die Vinckeſche Proteſtation zu Stande kam, und etwa von 50 unterzeichnet wurde, ſchloß er ſich davon aus. Die Proteſtanten wollen übrigens mit ihrer Verwahrung nichts weiter bezwecken, ſie wollen nicht etwa austreten, ja Vincke will ſogar an der Wahl der Ausſchüſſe Theil nehmen.

Kurz, es herrſcht eine Verwirrung, die alle Grenzen des Glaublichen überſteigt. Wird jene Proteſtation dem Marſchall wirklich überreicht, ſo fällt ſie natürlich ſchmählich durch. Es iſt dann eine nicht nur unnütze, ſondern auch nachtheilige Demonſtration, denn ſie gibt der conſervativen Partei das Gefühl ihrer Stärke, und ſtört das Vertrauen zwiſchen Regierung und Stände, was jetzt das einzige Medium des Fortſchrittes ſein kann.

Die Frage, ob das Jahr 1847 ein Wendepunkt in der conſtitutionellen Entwickelung Preußens ſein wird *), iſt unentſchieden. Was weiter vorgeht, iſt wohl noch von Intereſſe, aber nicht mehr von hiſtoriſcher Bedeutung. Ich ſchließe daher mein Tagebuch. Nachrichten werden Sie noch weiter erhalten, von Jemand, der Ihnen über das Einzelne beſſere Auskunft geben kann, als ich.

† †

VI.

Aus Wien.

I.

Ende April.

Die Freihandelspolitiker. — Unglücklicher Kampf. — Zolltarif und Zollverfaſſung. — Was Oeſterreich Noth thut.

Eine ganz eigenthümliche Epiſode unſerer Preßzuſtände bietet die im Journal des Trieſter Lloyd ſich fortſpinnende Polemik über die Aenderung unſerer Zollverhältniſſe. Die Beamtenpartei, den hieſigen Zollamtsdirektor De Hock an der Spitze, verficht das Prinzip des freien Handels, nicht ohne glückliche Dialektik, wenn auch ohne alle neuen Ideen, ſtets auf die Ausſprüche der gloriöſen Namen Adam Smith's, Say's, Blanqui's u. A. fußend, wohlweislich aber jene Grundbedingungen verſchweigend, welche jene, wie überhaupt alle redlichen Forſcher im Gebiete der Nationalökonomie für die Handelsfreiheit vorausſetzten, die überall nur als eine Tochter der politiſchen Freiheit geboren werden kann. Es iſt in der That komiſch und traurig zugleich, zu ſehen, wie von Seiten der Fabrikantenpartei in allen möglichen Wendungen und Satzverrenkungen verſucht wird, den Angreifern den Zuſammenhang der Handels- mit der politiſchen Freiheit begreiflich zu machen, und wie dies doch gar nicht gelingen will, weil ſie die der Cenſur mundgerechten Worte für ihre Gedanken nicht finden können. Wir können dieſen Kampf als einen ehrlichen nicht erkennen, wo Wind und Licht ſo ungleich vertheilt, wo die eine Partei mit einer bei uns nagelneuen Klinge drein fährt, deren Glanz und Schimmer den Zuſchauer blendet und mitunter verblüfft, während die Angegriffenen nur mit einem von der Scheide umhüllten Schwerte ſich vertheidigen können, das ſie nicht entblößen dürfen, weil ſeine Schärfe verwunden könnte. — Kein Zweifel, unſer Zolltarif hat große Mängel und bedarf einer Aenderung; aber iſt denn unſere ganze Zollverfaſſung, von der der Tarif doch nur ein Theil, nicht noch viel mangelhafter? und warum alſo nur immer den einen Theil und nicht das ganze Zollweſen

*) In der Entwicklung ſicherlich, wenn auch noch nicht in der Feſtſtellung. (!) Die Red.

ändern? warum gerade bei dem Tarife anfangen? — Schafft vor Allem eine pflichtgetreue unterrichtete und unbestechliche Douane, die aus Männern von Bildung und Ehrgefühl zusammengesetzt ist, schafft zur Leitung des Zollwesens ein Beamtenpersonal, das Intelligenz und die für dieses Fach heut zu Tage unentbehrlichen cammeralistischen Kenntnisse besitzt, für die es aber auf allen unsern Universitäten an Lehrstühlen, an Lehrfähigen und Lehrmitteln fehlt, die durch keinen blos juridischen Schlendrian ersetzt werden können! Entfernt von den Zollbehörden den schleppenden Geschäftsgang, der die unbedeutendste Sache jahrelang im Aktenstaube herumzieht, und jede freie Entwicklung in der Industrie und im Handel lähmt; vereinfacht den complizirten Mechanismus in den auf Gewerbe und Handel bezughabenden ämtlichen Manipulationen, sorgt dafür, daß die hierauf berechneten Anordnungen in faßlicher, Jedermann verständlicher Form redigirt, und diese Gesetze überall gleich ausgelegt werden, während jetzt selbe nicht einmal dem Advokaten verständlich und so arbiträr sind, daß sie nicht nur in jeder Provinz, sondern oft bei jeder Bezirksverwaltung anders ausgelegt werden. Erst wenn diese Reformen des gesammten Zollwesens organisirt, und ihre consequente Durchführung durch die Controle der Oeffentlichkeit gesichert ist, erst dann wird es an der Zeit sein, den Zolltarif zu ändern und ihn den Verhältnissen anzupassen. Aber selbst dann noch werden die erwarteten Erfolge in so lange nicht eintreten, als die wichtigen Vorbedingungen nicht erfüllt sind, welche dem Gedeihen der Industrie zur Grundlage dienen. Entfesselung der geistigen Thätigkeit von den bisherigen Beschränkungen, Hebung des öffentlichen Unterrichtes in allen seinen Verzweigungen, Belebung und Förderung des Kunstsinnes und Verbreitung der Möglichkeit diesen nicht blos unter den reichen und vornehmen, sondern auch in größern Kreisen, und durch andere Mittel als etwa die Bäuerl'sche Theaterzeitung zu üben, das wären im Allgemeinen die geistigen Hebel zur Förderung unserer industriellen Thätigkeit. Als materielle Vorbedingungen müssen vor Allem zur Geltung gelangen: ein von den grundherrlichen Besitzern nicht blos durch Patente, sondern in der Wirklichkeit emanzipirter Ackerbaustand, eine mit Fleiß und Intelligenz betriebene Landwirthschaft, geregelte Forstkultur, eine Bergordnung die die Schätze des Bodens mit Umsicht benutzt, aber nicht durch Raubbau vergeudet, eine städtische Bevölkerung, die nicht durch überhäufte Abgaben und Lasten an der Erlangung eines gegründeten und zur Consumtion befähigenden Wohlstandes gehindert wird. Wenn diese Veranstaltungen im Innern durch zahlreiche, gute und wohlfeile Land- und Wasserstraßen, durch Hypotheken und Creditbanken, und nach Außen durch wohldurchdachte Handelsverträge und eifrige Handelsconsulate unterstützt sind, dann, aber nur dann erst wird man berechtigt sein, auch bei uns auf dem Gebiete der Industrie dieselben Resultate zu fordern, wie sie in andern Staaten vorhanden. Ohne aber für ähnliche Vorbedingungen ernstlich zu wirken, ist es unbillig dieselben Erfolge zu erlangen, ist es unpraktisch sie zu erwarten, ist es unlogisch, Wirkungen erzwingen zu wollen, zu denen es noch an den Ursachen fehlt, aus denen allein jene hervorgehen können.

— **Wipplinger.** —

2.

Eine Universitätsfeier. — Symptome. — Die medizinische Facultät und die Geistlichen. — Der Suppenverein. — Ein Cavalier im Schwefeläther. — Director Carl und seine Baumeister. — Prinzessin Amalia.

Die Universität wurde durch ihren Rector Magnificus vor einiger Zeit aufgefordert, den 20. April auf eine feierliche Weise zu begehen, indem an demselben Tage vor 50 Jahren die sich bildende Universitätsbrigade gegen den Feind ausrückte. Der Kaiser Franz hielt auf dem Glacis damals Revue und unter vielen Thränen und bangen Sorgen der ihrigen rückte die sehr junge Schaar aus, um — da der Frieden bald proclamirt wurde, bald wieder zurück zu kehren. Der Aufruf lud die aus ihrer Mitte noch Lebenden zu feierlichem Hochamte ein. Nur wenige von den damals kampflustigen jungen Leuten waren erschienen, die meisten erlebten dieses Fest nicht. Der Decan der medizinischen Facultät Freiherr von Feuchtersleben hielt eine geist- und gesinnungsvolle Rede im Universitätssaale, die über den Zweck der Universitäten manches treffende Wort aussprach. Dieses Erinnerungsfest in früheren Jahren gehalten, wurde von Kaiser Franz, sowie die öffentliche sonst übliche Feier des 18. October abbestellt, und es ist nicht uninteressant zu bemerken, wie dieser Monarch selbst kleinen Dingen kein Augenmerk zuwendete, wenn er befürchtete, daß irgend eine nationale selbstständige Regung Platz greifen könne. Daß diese Universitätsfeier wieder hergestellt wurde, begrüßen wir als ein Symptom, und so klein es auch ist, begrüßen wir es mit Freude.

Ein Bescheid der Regierung an die medizinische Facultät setzt diese seit einigen Tagen in eine aufgeregte Stimmung. Jene hatte nämlich vor drei Monaten in Rücksicht der zunehmenden Noth allen Facultätsmitgliedern das Recht eingeräumt, sogenannte freie Recepte zu schreiben, welche, wenn sie vom Pfarrer, in dessen Sprengel der Arme gehörte, vidimirt, in der Apotheke für Rechnung der Regierung unentgeldlich verabreicht wurden. Sollten Sie es für möglich halten, daß die geistlichen Herren, welche immer von Nächstenliebe predigen, oft zu bequem waren, die drängliche Verabreichung der Medicamente zu verzögern. Es schien ihnen die Mühewaltung ein vidi unter das Recept des Arztes zu setzen oder sich um die Verhältnisse des Armen zu erkundigen, viel zu schwer, während der Arzt, den der Staat doch nicht in Seminarien erzieht, den er auch nur in seltenen Fällen durch einzelne Anstellungen versorgt, durch häufige Visiten, Zeit und Kraft aufwendete. Sie wissen, was es bei uns braucht, bis man gegen eine Corporation, zumal wenn sie eine geistliche ist, klagbar auftritt, und so hat die Facultät in gerechter Entrüstung mit eindringlichen Worten an die Regierung eine Eingabe in dem Sinne gerichtet, sie möge die Herren Pfarrer und Armenväter an ihre Pflicht erinnern, und der Bescheid lautet zur größten Ueberraschung, es solle von diesen Gratisrecepten, da jetzt nach drei Monaten die Noth abgenommen habe, sein Abkommen finden; man weiß im Publicum recht wohl die eigentliche humane Gesinnung unserer Regierung zu unterscheiden, von der clericalen Influenz, die sie zu einem solchen Bescheide bestimmt hat. Factisch ist es, daß Noth und Erwerblosigkeit immer drängender werden.

Die Industriellen, welche ihre Arbeiter nicht mehr in so zahlreicher Menge beschäftigen können, waren es zuerst, die mit Speiseanstalten in Wien vor einigen

Wochen aufgetreten ſind, und ſo eben kommt mir ein Aufruf zur Theilnahme an einer Suppenanſtalt zu, auf welchem 14 Namen, die Männer der verſchiedenſten Stände, ſich vereinigt finden: Landſtände, Profeſſoren, Beamten, Aerzte, Fabrikanten, Kaufleute und Schriftſteller, welche die alte praktiſche Idee der Rumforter Suppe aufgegriffen und wie ſie ſagen, der Regierung bereits die Statuten des Vereines vorgelegt haben. Und ſo ſteht zu befürchten, daß eine reiche Ernte in den Scheunen eher gedroſchen, als die Erledigung erfolgt.

Ein Proletariat eigenthümlicher Art iſt das auf unſerer Börſe, weil es ein zum Theil verſchuldetes iſt, hervorgerufen durch die Luſt, ein bewegtes Nichtsthun zu betreiben und luxuriös zu leben. Viele Hunderte von Menſchen, die nichts zu verlieren haben, treiben ſich hier unbekümmert, daß ſie durch ihre alles wagende Kühnheit vielleicht morgen den Platz ehrlos räumen müſſen herum. Der Zuſtand dieſer Leute grenzte bereits an das verzweifelte, ſo daß ſich Baron Rothſchild bewogen fand, 7500 G.-M. baar unter ſie vertheilen zu laſſen. Leider geſchah dies durch einen ſeiner Generaladjutanten, in einer das Schamgefühl der Betheiligten, verletzenden, öffentlichen Weiſe und ſtatt dieſen Proletariern den Paß mit dem Geſchenke zugleich in die Heimath zu viſiren, treiben ſie ihr freibäuteriſches Gewerbe nach, wie vor.

Dieſer Tage ereignete ſich in der k. k. Thereſianiſchen Ritterakademie, wo Dr. Spitz als k. k. Profeſſor der Chemie und als Arzt fungirt, durch Schwefeläther-verſuche ein unliebſamer Vorfall. Ein junger Cavalier, der das Experiment der Einathmung an ſich vornehmen zu dürfen bat, gerieth in Folge derſelben in Tobſucht, welche jedoch nach einiger Zeit vorüberging und ohne alle Folgen blieb. Der Vorſteher der Anſtalt ſendete am folgenden Tage dem erſchrockenen Profeſſor die Enthebung von ſeinen ärztlichen Functionen am Thereſianum zu, mit dem ausdrücklichen Bemerken, „er möge in Zukunft Experimente an Hunden und nicht an Cavalieren machen.“ Es ereignet ſich hier der komiſche Fall, daß der Narkotiſirende und nicht der Narkotiſirte ein Opfer wiſſenſchaftlicher Forſchung wird (die er übrigens nicht an einem Unwiſſenden verſuchen wollte, ſondern um die er gebeten wurde). —

Der Bau des National-Theaters, von dem ich Ihnen neulich berichtet habe, dürfte eine bedeutende Zögerung durch die Behörden und alle die vielen Voruntersuchungen, Planverlegungen, Beſtätigungen und Widerrufungen der einzelnen Behörden zu erfahren haben. Wenn es bei uns nur proclamirt iſt, daß irgend ein Inſtitut, von dem man einen Erfolg erwartet, entſtehen würde (ſiehe Cenſur-Colloqium-Akademie, Gewerbsfreiheit), ſo genügt das für lange Zeit und es heißt dann Jahrelang: „man iſt damit beſchäftigt.“ Diesmal könnte die Behörde ein Beiſpiel an Herrn Director Carl nehmen, der mit Ende dieſes Monats die Leopoldſtädter Bühne ſchließt und ſchon nach ſechs Monaten in einem von Grund auf neuen großen Theater ſpielen wird, zwei junge Architekten Herr von Sickardsburg und van der Nüll haben den Bau unternommen und ſich zu einem Penale von 500 G. per Tag verpflichtet, der über die feſtgeſetzte Zeit von ſechs Monaten das Schauſpiel verhindert.

Seit einigen Tagen befindet ſich die Prinzeſſin Amalie von Sachſen in Wien, aus welcher Veranlaſſung wir mehrere ihrer Stücke und auch ein neues,

das sie mitgebracht, zu sehen bekommen werden. Man erinnert sich noch des bekannt gewordenen Ausspruchs Kaiser Franzens, als das erste Stück der Prinzessin gegeben wurde: „Heut' trau' i mi nit in's Theater, sie könnten mer's auspfeifen!" Die Befürchtung des Kaisers ging aber nicht in Erfüllung, das Stück wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. 0 — 0

3.

Die russischen Festungen gegen Oesterreich. — Gegenfortificationen. — Die Geldklemme. — Die Wiener Studenten vor 50 Jahren. — Schicksale der Oelkuchen. — Volksgerüchte.

Ein von hier datirter Correspondenzartikel in Nr. 11 der Grenzboten hat die in mehreren preußischen Blättern enthaltene Nachricht von Anlage fester Plätze in der Provinz Galizien in Zweifel gezogen. Erlauben Sie mir den wahren Sachverhalt, wie ich ihn aus zuverlässiger Quelle erfahren, mit wenigen Worten anzudeuten. Die Herstellung der russischen Festung Zjurnik bei Brody ist bereits eine vollendete Thatsache und dieser Platz seit längerer Zeit schon armirt; auch an der mittlern Weichsel haben die Russen einen wichtigen Punkt befestigt, der gleichfalls gegen Oesterreich berechnet ist. Der Hofkriegsrath hat darüber der Regierung Vorlagen gemacht und die Befestigung von Krakau und eines nahe an der russischen Grenze in der Bukowina gelegenen Punkts als geeignete Gegenmaßregeln bezeichnet, und so werden noch im Laufe des Sommers alle Vorarbeiten vollendet sein, dergestalt, daß im nächsten Jahre, falls die höchste Genehmigung erfolgt, an die technische Ausführung geschritten werden kann. Jener in der Bukowina gelegene Punkt ist gar kein bedeutender Ort, aber die günstige Lage desselben macht ihn zu fortifikatorischen Zwecken ganz geeignet und es ist demnach ein Aerarial von zwei Quadratmeilen zu den Festungswerken ausgesteckt. Uebrigens treten die feindlichen Bestrebungen Rußlands an der galizischen Ostgrenze auch in anderer Weise unzweideutig hervor, indem die Anlage von Militärcolonien bis eilf Meilen von der österreichischen Grenzlinie, bis Prokuskow vorgerückt ist, und wer da weiß, daß der Zweck dieser Militärcolonien, bezüglich der Wahl der Gegenden, stets ein politischer ist und grade den Donaufürstenthümern in der Nähe die zahlreichsten Colonien zu finden sind, wird auch an der Bedeutsamkeit solcher Wahrnehmungen nicht länger zweifeln. Ob indeß die Ausführung der vom Hofkriegsrath in Vorschlag gebrachten Schutzbauten nicht ins Stocken geräth, läßt sich bei dem Stand unseres Staatsschatzes nicht bestimmen. Leider offenbart sich fortwährend eine Geldklemme, die es nicht erlaubt, die von Humanität und Nothwendigkeit auf das Dringendste gebotenen Unternehmungen auszuführen; so ist neuerdings der Bau eines neuen Irrenhauses, der auf eine Million Gulden veranschlagt, wieder verschoben worden.

Bei der am 20. d. M. im großen Universitätssaale stattgefundenen Feier des Auszugs der Universitätsbrigade im Frühling des Jahres 1797 gegen die nach der Hauptstadt vordringenden Feinde vertrat der oberste Canzler Graf Inzaghi die Stelle des Kaisers; aus Nah und Ferne hatten sich die noch lebenden Theilnehmer jenes kriegerischen Aufgebots hier eingefunden, allein die Zahl derselben ist sehr zusammengeschmolzen. Die beiden Bataillons, aus denen die damals gebildete Universitätsbrigade bestand, zählten 1073 Mann, deren Ver-

pflegung von der Univerſitätskanzlei geleitet ward, und der damalige Rector Magnificus Leibarzt Dr. Guorin excipirte auf ſeine eigenen Koſten jene Studenten, denen es an dem Nöthigen gebrach. Die Fahne dieſes Corps war jene alte Fahne, die ſchon 1683 bei der Belagerung Wiens durch die Türken in Mitte einer tapfern Schaar von Studenten auf den Wällen der Stadt geflattert hatte. Die Brigade rückte am 17. April 1797 aus, kam bis Reitzenfeld und ging dann bis Kloſterneuburg vor; dort überraſchte ſie der Abſchluß des Waffenſtillſtandes von Leoben, dem ſpäter der Friede zu Campo Formio folgte und am 3. Mai marſchirten die Freiwilligen bereits wieder in die Hauptſtadt ein.

Der Erfinder des aus Oelkuchen bereiteten Brodes, der Fabrikant Pollak, iſt fortwährend Verfolgungen (?) Preis gegeben und es iſt grade die uneigennützige Aufopferung jedes Vortheils, welche ihm Haß zugezogen hat. Zuerſt wurden im Intereſſe der Bäckerzunft allerlei Schwierigkeiten gemacht und als endlich die Landesſtelle die Prüfung des Gebäcks anordnete, wurde ihm die Militärbäckerei zur Anſtellung der Probe angewieſen. Dort erhielt er einen Backofen zur Verfügung, der über alle Beſchreibung ſchlecht und in dem ſeit Jahren nicht mehr gebacken worden war, ſo daß er ſich genöthigt ſah, um nicht ganz dem Uebelwollen dieſer Leute zu unterliegen, Alles ſelbſt in Stand zu ſetzen und einem fremden Bäckergeſellen in ſeinen Sold zu nehmen, der die Aufſicht führte. So wurden 1000 Laib dieſes Oelbrodes erzeugt, wovon 200 am Geburtsfeſt des Monarchen in den Kirchſpielen an die Armen vertheilt wurden, indeß 800 auf Beſtellung des Erzherzogs Stephan nach Prag geſendet wurden. Nun ſtreuen die Bäcker im Volke die Lüge aus, das Brod ſei verboten und der Erfinder eingeſperrt worden, weil das Brod ſchädlich befunden und mehrere Gefangene im Spielberg daran geſtorben ſeien! (Es iſt alſo nicht verboten worden?)

Ueberhaupt circuliren jetzt im Volk die unſinnigſten Gerüchte, die dennoch geglaubt werden. So wollte ein kleines Mädchen durch einen unbekannten Herrn, der ihr mit der Hand über die Augen fuhr, plötzlich blind gemacht worden ſein, und die Volksphantaſie erzählte von dieſem Ungeheuer bereits Geſchichten à la Hoffmann und Höllenbreugbel, als die Unterſuchung mit einem Male herausſtellte, daß an dem Auge keine Spur äußerer Einwirkung durch chemiſche Zerſtörungsmittel zu finden ſei, und die Erblindung eine Folge des geſchwächten Sehnervs iſt, folglich das Kind ſchon lange blind war und dieſes Märchen auf fremden Rath erſonnen hatte, um Aufſehen zu erregen und gut verſorgt zu werden. — Heute morgens war ein abermaliger Tumult in der Stadt, wo man den räthſelhaften Blender der Kinder entdeckt zu haben glaubte, ohne jedoch zu einem Reſultat zu gelangen.

4.

Ein grauer Held. — Menſchenquäleriſche Antithierquäler. — Ein geſtorbener Cenſor. — Sieg der Homöopathie.

Vor einigen Tagen haben wir abermals eine Celebrität aus den Freiheitskriegen von 1813 und 14 durch den Tod verloren, eine Celebrität, von deren Daſein ſelbſt in unſern Mauern nicht allzu Viele gewußt haben mögen und die gleichwohl zu den hiſtoriſchen Raritäten der Hauptſtadt gehörte. Wie oft ſtand

ich nicht vor dem Gitterthore des kleinen Häuschens, das ein geräumiger Platz umgab, in dem der alte Veteran seine letzten Jahre verträumte! In einem abgelegenen, vom Laub der Bäume kühl beschatteten Winkel des Praters lag die Hütte, in welcher der große, hochbeinige Schimmel, den der Kaiser Franz bei Leipzig geritten und auf dem er später in Paris und Wien seinen feierlichen Einzug gehalten hatte, seine lahmen Glieder streckte oder mit dem Pathos gebrechlichen Alters langsam daherschritt; wie er die Ohren spitzte und das Feuer der erloschenen Augen sich stets gewitterhaft entzündete, sobald von dem Circus der Madame De Bach das Geschmetter der Trompeten und das Gewieher muthiger Rosse in seine traurige Einsamkeit herüberscholl, wie er einen kurzen Augenblick sich stolz emporrichtete, dann aber immer wieder in wehmüthiger Resignation zusammenknickte! Ja, dieser Schimmel fühlte, daß er einer vergangenen Zeit angehöre, erkannte seine Ohnmacht und machte weiter keine Ansprüche an das Leben der Gegenwart. Deshalb liebte ich den philosophischen Schimmel im Prater und habe ihm manchen Moment auf meinen Spaziergängen gewidmet. Nach dem Hintritt des Kaisers Franz wurde er dem Willen des Verstorbenen gemäß mit aller Sorgfalt gepflegt, und damit ihm ja keine Pflege mangele, erhielt der Hofveterinärarzt Dr. Seiffert für die Lebensdauer des Pferdes einen namhaften Jahresgehalt, der nun mit dem Tode des Thieres erlischt. Seltsam genug, als als ob den letzten Todeszuckungen noch einmal das kriegerische Feuer und der Schlachtenmuth von ehemals in dem kranken, alten Streitroß aufflamme, beschloß das verendende Thier damit sein erlöschendes Leben, daß es dem Kurschmied den Schenkelknochen zerbrach.

Der von Castelli hier gegründete Verein gegen Thierquälerei will nicht die gehofften raschen Fortschritte machen, da die Idee eines Thierschutzbundes derzeit in der öffentlichen Meinung noch zu viele Gegner hat, und man durchaus daran festhält, es gäbe noch vielerlei zu thun, das dem Menschen näher liegt und dem Gemeinwohl förderlicher sei. Die bis jetzt beigetretenen Mitglieder sind meist Beamte, die am wenigsten in der Lage sind, sich der Thierquälerei schuldig zu machen, aber gleichwohl durch in die Canzleien und Bureaux herumgesendeten Listen förmlich zum Beitritt gezwungen werden. Nun hat den Verein gar noch ein partielles Verbot getroffen, indem es den Offiziers und jedem Militär mittelst Generalcommandobefehl untersagt ward, ein Mitglied des genannten Vereins zu werden. Der Grund dieser etwas satyrischen Verordnung dürfte in dem Umstand zu suchen sein, daß nach österreichischem Militärgesetz kein Soldat irgend einem Vereine angehören darf.

Der Tod wüthet seit einem Jahre mit einer Art von Härte in den Reihen der hiesige Büchercensoren; kaum haben sie Kuffner, Rupprecht u. s. w. begraben, so habe ich schon wieder den Hintritt eines Gedankenrichters zu melden, und wenn man abergläubisch genug ist, so könnte man aus dieser auffallenden Censurseuche auf ein baldiges Aussterben der deutschen Censur und eine nahe Verwirklichung der auf dem Bundestag gesetzten Hoffnungen (?) wegen Preßfreiheit schließen. Wabruschek-Blumenbach bekleidete den Censorposten seit 1829; übrigens hatte er eine Anstellung als Custos beim technischen Kabinet Sr. Maj. des Kaisers, dessen Ordnung er 1819 in Gemeinschaft mit dem Hofrath Kreß unternommen hatte. Wabruschek-Blumenbach war 1791 geboren, ein emsiger Schriftsteller und als Gedankenrichter keiner von den schlimmsten.

Durch die Ernennung des Regierungsrathes Dr. Günther zum Hofrath und ersten Leibarzt des Kaisers hat die Homöopathie in Oesterreich einen mächtigen Gönner gefunden, den sie auch bis jetzt gar sehr bedurfte, um der Verfolgung der Allopathen nicht zu erliegen. D.

VII.

Eine conſtitutionelle Stimme aus Würtemberg.

Ende April 1847.

Sie verlangen zu wiſſen, wie in unſerm ſüddeutſchen Verfaſſungsſtaat das kaum begonnene großartige Schauſpiel der conſtituirenden Verſammlung der preußiſchen Reichsſtände angeſehen werde, und ich habe abſichtlich einige Zeit zugewartet, Ihnen darüber Mittheilungen zu machen, um nicht unter dem Einfluße des erſten Eindrucks zu ſchreiben. Durch die Thronrede iſt der perſönliche Commentar zum Patent gegeben und unwiderruflich das „bis hieher und nicht weiter" ausgeſprochen. Iſt es nun überhaupt ſchwer, in einer Sache der Entwickelung von vorneherein ihren Grenzpfahl zu ſetzen, da der Staatsmann doch wiſſen muß, daß das Leben in unaufhörlicher und unaufhaltſamer Entwickelung ſeiner ſelbſt beſteht, und wo ſie aufhört, Erſtarrung und Tod erfolgt, ſo mußte es um ſo mehr befremden, unter Umſtänden, die ſo gebieteriſch auf Entwickelung hindrängen, um die Kluft zwiſchen den erworbenen geſetzlichen und verbrieften Rechten des preußiſchen Volks und dem, was ihre Erfüllung ſein ſoll, auszufüllen. Die Gnade iſt ein ſchönes Vorrecht der Fürſten und die Preußen werden ihres gnädigen Königs ſich erfreuen, aber dieſe Verwandlung des Rechts in Gnade iſt der erſte Punkt der Thronrede, welcher auf uns einen mindeſtens geſagt, frappirenden Eindruck machte. Der zweite iſt die Auffaſſung des hiſtoriſchen Prinzips, welche nicht mit dem übereinſtimmen will, was man bei uns Geſchichte heißt. Wir ſchätzen die britiſche Erbweisheit ohne Gleichen nicht minder hoch, aber wir finden nicht, daß das Patent davon großen Gebrauch gemacht hätte, indem es eine magna charta wäre, die aus freiem Vertrage zwiſchen Fürſten und Volk hervorgegangen die gegenſeitigen Rechte und Pflichten beſtimmte. Auch wir Würtemberger haben ſo ein Stück Erbweisheit beſeſſen, ſo, daß ſelbſt Fox die würtembergiſche Verfaſſung für die vollkommenſte nächſt der engliſchen erklärte. Aber wir wiſſen recht wohl, daß ſie in geſchriebenen Urkunden, auf welche der Fürſt ſchwor, enthalten war und daß dem Volke dadurch wahrhafte Rechte zuerkannt wurden. Mehr noch als frappirt waren wir aber durch den Seitenblick auf die neueren Conſtitutionen. Auch wir erfreuen uns einer ſolchen neuern geſchriebenen Verfaſſung, aber wir können verſichern, daß der Fürſt, der ſie in freiem Vertrage mit ſeinem Volke zu Stande brachte und beſchwor, nicht nur dadurch als erhabenes Beiſpiel in der Geſchichte daſteht, ſondern daß König Wilhelm ſeitdem nicht weniger verehrt und geliebt, ſeine Regierung nicht weniger ſtark und glücklich iſt als zur Zeit, da er noch abſoluter Herrſcher war. Auch dies ſind der ganzen Welt bekannte geſchichtliche Thatſachen, und das Volk, das ſich unter dieſer Verfaſſung nach den Drangſalen der vorhergegangenen Periode wohl fühlt und immermehr ſich innerhalb derſelben ausbildet, kann nicht glauben, daß dieſe Verfaſſung ein Papier ſei, das ſich zwiſchen Fürſt und Volk *eindränge**),

*) Auch das „Dresdner Tageblatt", ein Journal von ſehr gemäßigter Richtung, das in Sachſen zu den conſervativen Blättern gezählt wird, legt eine Verwahrung gegen die betreffende Stelle der preußiſchen Thronrede ein. Der Artikel vom 30. April iſt überſchrieben: *Ehre der ſächſiſchen Conſtitution!* „Die Thronrede — ſagt der Artikel unter Anderem — enthält Aeußerungen über die Conſtitution, welche auf Sachſens Verfaſſung treffen, Aeußerungen, welche wir als Sachſen nicht ſtumm anhören dürfen. Wir ſind dem Fürſten, dem wir unſere Verfaſſung danken, der Regierung, welche ſie handhabt, dem Volke, das ſich ihrer freut, ſchuldig, offen ein Zeugniß abzulegen, gegen Worte, mit denen unſer höchſtes politiſches Kleinod herabgeſetzt werden könnte." Der

Bei solchen Anwendungen des historischen Prinzips werden wir erinnert an das, was Graf Giech in seinen „Ansichten über Staats- und öffentliches Leben, 2. Aufl. S. 28“ über das historische Prinzip sagt, und man könnte diesen Standpunkt den antihistorischen nennen. Aber die Reichsstände werden, wir hoffen es, die kräftige Hinweisung auf England und sein imperial parliament nicht verloren gehen lassen und die urdeutschen jenseits des Canals mitten durch die Stürme der Zeit sicher bewahrten und erweiterten Einrichtungen im Staat in folgerichtiger Uebertragung allmälig auch für ihr Land zu erwerben wissen. Deswegen sind wir auch damit einverstanden, daß sie nicht von vorneherein alle weitere Entwickelung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, sondern ihre Aufgabe darein gesetzt zu haben scheinen, den eingeräumten Boden vollständig in Besitz zu nehmen und von da aus neue Erwerbungen für ihr Volk zu machen, die es an die Spitze der deutschen Nation dereinst stellen könne. Anders war es freilich bei uns und es mag an der Zeit sein daran zu erinnern, denn unsere Zeit, welche so unendlich viel lernt, vergißt auch unendlich schnell. Würtemberg mit seiner fünfhundertjährigen Verfassung, gegründet auf eine Reihe von Verträgen und dergleichen hat nicht nur die gewaltsame Vernichtung der alten Verfassung durch König Friedrich im Jahr 1806, sondern auch das erlebt, daß, als derselbe Monarch der erste in Deutschland am 15. März 1815 eine neue nach seinen Ansichten ausgearbeitete Verfassung den hiezu versammelten Landständen feierlich verkündigte, sie von diesen nicht angenommen und nicht beschworen wurde. Hier war das „Ablehnen“ zum entschiedenen Ausspruch gekommen und einstimmig verlangten die Landstände, daß der neuen Verfassung diejenigen des vormaligen Herzogthums Würtemberg mit den durch den Geist der Zeit und die innern und äußern Verhältnisse des Landes herbeigeführten Modificationen zu Grund gelegt werden. Also auch hier auf der einen Seite der Wille, aus höchsteigener Machtvollkommenheit zu gewähren, was und wie sie wolle, auf der andern Seite das Festhalten an erworbenen Rechten, die wohl mit den fortgeschrittenen Forderungen der Zeit in Einklang gebracht aber nicht gradezu aufgegeben werden wollen. Wie es verschiedene Wege nach Rom gibt, so kann auch in der politischen Welt das Heil nicht blos auf Eine Weise erlangt werden, und wir sehen ungeachtet, daß die beiden Kurien der preußischen Reichsstände einen andern Weg gingen als unsere Landstände im Jahr 1815, doch mit Vertrauen auf sie, daß es ihnen gelingen werde, durch Freimuth die Wahrheit und das Recht, die ihr König so hoch achtet als irgend ein Fürst, zu vertreten und einen verfassungsmäßigen Zustand heranzubilden, wie er einem Kulturstaate wie Preußen geziemt.

---

sehr lesenswerthe Artikel setzt mit Wärme, aber zugleich mit Würde und Ruhe die moralischen Vortheile auseinander, welche eine Verfassung gewährt, hebt und schließt endlich mit den Worten: „Vertrauen erweckt Vertrauen“, heißt der Spruch, der unseren König ziert und wohl kam diesem zu, ein solches Wort zu sprechen, denn er hat sein Vertrauen zuerst dem Volke gegeben und durch die That, durch die Verfassung besiegelt. Er hat Vertrauen dafür geerndtet und wird es ferner erndten. Auch wir halten die Treue für den Grundpfeiler des Staatsglücks und glauben gerne, daß ein treuer Fürst ohne geschriebene Verfassung sein Volk beglücken kann, als ein treuloser Trotz des besten Grundgesetzes. Allein, wer weiß das Loos der kommenden Tage, wer mag vor seinem Tode sich der Treue rühmen? Wohl dem, dem eine dankbare Nachwelt dies Zeugniß auf den Grabstein schreibt. Wir halten es mit dem, der selber treu uns auch noch Treue über sein Leben hinaus verbürgt. Darum Ehre der sächsischen Constitution!“

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Wandertage in Oberöſterreich.

I.

Das ſchöne Land von Oberöſterreich iſt zu wenig bekannt, zu wenig gefeiert. Die braune Coquette Italien, die üppige, theure Schweiz machen dem anſpruchloſen Gebirgskinde all' die irrenden Ritter der Touriſtik abſpenſtig. Und doch iſt ſie ſo ſchön die ſtille, innige Schöne mit den blauen Augen ihrer Seen, mit dem grünen Kleide ihrer Wälder und Triften! Phantaſtiſch grüßt es mich wie mit weißen Elfenhänden aus der Zeit, die ich bei ihr verlebt und ich höre wie im Traume ein verhallendes Jodeln und den geiſterhaften Klang der Alpenzither. — Es war ein heller, warmer Herbſtnachmittag als ich auf das Dampfboot ging, das eben von Ebenſee angekommen war. Vor mir lag das weiße Gmunden, hinter mir der prachtvolle Traunſtein, wie ein dunkler Amethyſtkryſtall in den lichten Himmel hinaufragend. Böte mit Segeln zogen wie Schwäne durch den See, liebliches Glockengeläute von der Kapelle am Berge ſcholl durch die ſtille Luft. Nach einer Zeit voll Unzufriedenheit und innerem Kampfe labte ich mich zum erſten Male wieder an der Schönheit der Natur. Indeſſen wurde geheizt, der Rauch ſtieg wirbelnd aus dem Schlote, die Paſſagiere kamen allmälig mit Sack und Pack in die Arche. Als ich einmal aufſehe, fahre ich freudig erſchrocken zuſammen; die ſchöne Wittwe, die in Karlsbad ſo viel Aufſehn gemacht hatte — war eingeſtiegen, Papa und Mama folgten nach. Noch vor ein paar Tagen hatte ich alles Mögliche und Unmögliche verſucht mit ihr bekannt zu werden und nun führte ſie mir der Genius der Reiſenden an der Hand entgegen. Sie trug noch das blaue Kleid und den Baſthut mit dem roſenfarbigen Schleier, der wie ein roſenfarbiger Traum ſo oft durch meine Nächte gezogen war! Auch ſie hatte mich erkannt. Das ſah ich gleich an Blick und Lächeln, und während ich noch nicht recht wußte wie ich an ſie kommen ſollte, da war ſie mir ſchon voraus. Auf ein paar Worte, die ſie mit ihrem Vater geſprochen, kam der alte Herr gleich heran.

„Ein ſchöner See!" ſagte er. — „Die Schweiz hat keinen ſchöneren,"

rief ich ſchnell. — „Haben wir uns nicht in Karlsbad geſehen?“ — „Noch vor vier Tagen.“ — „Erlauben Sie doch, daß ich Sie meiner Tochter vorſtelle!“

Ob ich es erlaubte! Aber wie ward mir als die Göttergleiche mich mit dem zauberiſcheſten Lächeln empfing, als ſie von meinen Verſen ſprach, die ſie mit ſich führe und mit graziöſem Spott auf meine letzten Lebensverhältniſſe anſpielte. „Mein Herz!“ mußte ich mich unwillkürlich apoſtrophiren, „du biſt wieder unnütz ſchüchtern, ja ungeheuer dumm geweſen!“ — Im holdeſten Geplauder ging es weiter. Die reichſte Landſchaft flog in unendlicher Schönheit vorüber, alle Tinten zwiſchen Lichtblau und Tiefgrün ſchwammen im See. Die kleinen Dörfchen, wie Neſtercolonien am Ufer angeheftet, blickten herüber, darob die Wälder und endlich das blauzackige Gebirge. Die ſchöne Wittwe ſeufzte: „Dieſer See iſt wie ein ſchönes blaues Auge!“ Ich ſeufzte: „o wie wahr!“ indem ich ihr ſtarr in's blaue Auge ſah, und ich begann die Geſchichte von dem ſchönen jungen Einſiedler zu erzählen, der vor langen Jahren auf der kleinen Inſel des See's hauſte und eigentlich ein Mädchen war, das der Liebesgram dahingetrieben, den Menſchen fern, nach Wurzeln zu graben, zur Veſperzeit das Glöcklein zu läuten und im härenen Kleide auf dem harten Moosbett zu ſchlafen. Noch nie peinigte mich die Flucht der Zeit ſo ſehr! Da lag das Land ringsum wie ein Stück Paradies, der Dampfer aber flog unbarmherzig weiter und ſchon zeigte ſich das Ufer, wo wir landen ſollten. „Schon zweimal,“ ſagte ich, „bin ich auf dieſem See gefahren, aber nie iſt mir wie heute ſeine ganze Schönheit aufgegangen.“ — Die junge Wittwe lächelte und wie zur Antwort that ſie die Frage: „Gehen Sie nicht auch nach Mailand?“ — „Warum nicht!“ rief ich. „Ich bin ein Zugvogel ohne Neſt und Heimath.“ — „Dann ſehen wir uns wieder.“

Wir waren in Ebenſee. Die ſchöne Wittwe ſtieg mit den Ihrigen in den prachtvollen Reiſewagen, ich mit meinem Ränzel in die Stellwagenkutſche, die für acht Kreuzer nach Iſchl fährt. Noch einmal grüßte mich ihr königlicher Blick. „Schweig ſtill mein Herz!“ Doch blieb ich bis Iſchl in der glücklichſten Laune. Um ſchneller fortzukommen ſtieg ich aus und ſchritt fürbaß, bis ich mit dem ſinkenden Abend im weißen Kreuze zu Iſchl ankam. — Ich kann Iſchl, dies Brighton der Wiener Ariſtokratie nicht leiden. Dieſe coquetten Villen, die ſich das Anſehn von Tyrolerhäuschen geben, dieſe traurigen Brunnencolonaden, dieſe überall wiederkehrenden Anmahnungen an hohe Häupter, die den Ort beſuchten, dieſe Ruheplätze und Belvedere's mit albernen Namen getauft — „Mathildens Wonneſitz,“ „Louiſens

Abendruhe" u. ſ. w. ſind mir unausſtehlich. — Nun umſchleierte der Abend all' dieſe meine Antipathien, ich ging zur Stadt hinaus, die Iſchl entlang, wo die Wälder ſo ernſt herabſehen und das Waſſer ſo geheimnißvoll dampfte. In einer der Alleen begegnete ich der Gräfin G., die ich erſt unlängſt in Karlsbad kennen gelernt hatte und nun unerwartet wiederfand, wie ſie in einen großen Shawl gehüllt und nur in der Begleitung ihrer Kammerfrau, elegiſch wie immer, im ſinkenden Abend dahinging. — „Sie hier in Iſchl, Gräfin?" redete ich ſie an — ich war gewohnt, immer franzöſiſch mit ihr zu ſprechen. — „Je suis venu à Ischl pour avoir des enfants," erwiederte ſie. — „Wie bedauere ich es," rief ich, „daß ich einen alten Plan aufgegeben in Iſchl Badearzt zu werden." — Sie lächelte ſchmerzlich, wie ſie es gewohnt war. Mich aber faßte ein Ekel vor dieſer Wiener Ariſtokratie. Ja, ihre Sitte und ihr Anſtand iſt nur Moſchus, er kann den böſen Geruch ihrer wahren Natur nicht verhüllen! — Am Morgen des folgenden Tages war ich ſchon gerüſtet, Iſchl zu verlaſſen. Ich wollte meinen Freund Reinhold beſuchen, einen alten Stubengenoſſen, der nun, reich und jung, im nahen Dörfchen St. Wolfgang ein ſchönes Schloß bewohnt und in den Wäldern und Feldern ringsum ein frohes Jägerleben führt. Es war ein ſchöner Morgen, als ich ſo fürbaß zog, den Stock in der Hand, das Ränzel am Rücken. Der Fluß ſchäumte mir zur Seite, bald empfing mich ein herrlich duftender Wald, dann kam Thal und Anhöhe in ſchöner Abwechslung. An den Büſchen blitzten die zitternden Thautropfen, es war eine Freude durch's weiche Moos zu Seiten des Fahrweges hinzuſchreiten und mit jedem Schlag des Reiſeſtocks ein ganzes Feuerwerk von leuchtenden Funken aufſprühen zu laſſen. Dörfer mit freundlichen, reinlichen Häuſern erſchienen an den Abhängen, alle Fenſter ſtanden voll Blumen. Ich liebe ſie ſo dieſe Fenſter mit Gelbveiglein und Nelken geziert; wo Blumen eine Hütte ſchmücken, iſt die Armuth nie ganz arm. — Das treuherzige Naturell des oberöſterreichiſchen Volks grüßte mich bereits aus jedem Geſichte. Jeder Mann, der nahebei auf dem Felde arbeitete, jeder kleine Knabe, der mit dem A B C-Buch unter dem Arm in die Pfarrſchule pilgerte, lüftete den Hut und grüßte mich mit ſeinem: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus." Nach dreiſtündigem Wandern war der St. Wolfganger See erreicht, ein prächtiger, azurner Spiegel in einen bewaldeten Kranz von Bergen eingeſchloſſen, und St. Wolfgang ſelbſt, ein freundlicher Marktflecken in einer Bucht des See's gelagert, leuchtete mir mit ſeiner alterthümlichen Kirche, mit ſeinen netten Häuſern entgegen. In demſelben Augenblick hörte ich einen Wagen hinter mir daherjagen, ich trat auf die Seite und erkannte in dem wilden Roſſe-

lenker den alten lange entbehrten Freund. Ein freudiger Ausruf und wir ſchüttelten uns herzlich die Hände. — Ich kam dem guten Reinhold in eine Welt von Trubel und Rumor hinein. In einer Stunde ſollten die Gräfin B. und die Baroneſſe A., beide mit ihren Töchtern und ſonſtigen Begleitern eintreffen, um Nachmittag eine Parthie auf den höchſten Berg der Gegend, den Schaafberg, zu unternehmen. Zwei Gondeln mit flatternden Fahnen und feſtlich gekleideter Mannſchaft warteten ſchon am See, um die Herrſchaften in's Schloß von St. Wolfgang hinüber zu fahren. Bald kamen ſie in einer Reihe von Wagen von Iſchl dahergebrauſt, wir empfingen ſie mit gebührender Devotion und reichten den ängſtlichen Mädchen die Hand, um über die ſchaukelnden Bretter in die Schiffe zu ſteigen. Es war ſchön wie wir dahinflogen über den blauen Spiegel! Freudig lachte der Himmel hernieder und die Bergesreihen, die den See umſchließen, blickten ſo ernſt auf die glückliche Jugend. Im Schloſſe harrte ein prächtiges Diner der Gäſte; ſie waren alleſammt dem Hausherrn unbekannt, aber die öſterreichiſche Gaſtfreundſchaft nimmt keinen Anſtoß daran und bald iſt alles heiter und vertraut. Es wurde vier Uhr als wir junges Volk bereit waren, die Wanderung den Schaafberg hinan anzutreten. Die jungen Damen, vier an der Zahl, ſaßen zu Eſel, und wir vier jungen Leute machten die escortirenden Ritter. Wohlan, die Hüte zum Aufbruch geſchwungen, Jeder bleibt bei der Schönen, die er ſich gewählt! Der Hofmeiſter und die Gouvernante, die Ehren halber mitlaufen müſſen, ſollen ſich untereinander die Cour machen! Der Schaafberg iſt der Rigi von Oberöſterreich. Man hat von ſeiner Kuppe aus eine Ausſicht auf elf Seen, auf ein weites, herrliches Land, auf einen Kranz mächtiger Gebirge, bis zu den fernen ſchneebedeckten Alpen Tyrol's. Faſt täglich ziehen Caravanen von Wanderern dieſen Berg hinan, übernachten in dem Koppenhauſe und genießen das prachtvolle Schauſpiel des Sonnenaufgangs. Leider ſind die in der Gegend ſo häufigen Morgennebel ſchuld, daß die Parthie oft fehlſchlägt. — Wir unſerstheils waren zu ſpät aufgebrochen. Als wir auf dem erſten Plateau anlangten, dunkelte es bereits und das Roth auf den Gebirgsſpitzen begann zu verbleichen. In den Seen zu unſeren Füßen ſchwamm es noch wie dunkles Feuer, aber es erloſch bald. Vom erſten Plateau, wo die Sennhütten ſtehen, iſt's noch weit bis zum Gipfel und ſeinem Koppenhauſe. Bald war es dunkler Abend und wir irrten noch faſt pfadlos im Steingerölle umher. Die Damen hatten ihre Thiere verlaſſen müſſen, ſie waren todtmüde und konnten nicht weiter. Nach je zehn Schritten ſanken ſie nieder und erklärten, daß ſie ſich hier auf den Felsblöcken niederlegen und ſterben wollten. Indeſſen zog der Nebel immer

dichter und die Gefahr des Sichverirrens wuchs. Ich und Lionel, ein junger Engländer, der Anbeter der ſchönen Maria, Tochter der Baroneſſe, waren mit mehren Damen die letzten im Zuge. Wir hielten die ſchöne Laſt in den Armen, wir zogen ſie heran mit aller Kraft der Verzweiflung, es wollte nicht helfen. Ihre Füßchen glitten auf den Steingerölle aus, ihre Knieen brachen zuſammen und immer wieder ſanken ſie erſchöpft und todtmüde auf das karge, dürre Moos, auf das Kiesgerölle des Bergabhangs.

Was war zu thun? Wir riefen um Hülfe, erſt vergebens, dann mit mehr Erfolg. Bald antworteten uns Stimmen von der Höhe, Fackeln und Laternen blitzten durch die Nacht; die Leute der Kuppe kamen den Damen mit Sänften zu Hilfe, und wir waren erlöſt.

Was ſich begeben hätte, wenn wir nicht gehört worden wären und wir in der gänzlichen Dunkelheit unter den Felsblöcken hätten übernachten müſſen, iſt eine andere Frage. Kurz, um neun Uhr ſaßen wir in der Sennhütte. Bald war alles im kleinen Stübchen voll des heiterſten Lebens. Der Thee brodelte in der Maſchine, das Feuer kniſterte, die Damen, von Müdigkeit und Angſt erholt, ſaßen bald ſchäkernd und kichernd um den Tiſch, eine blühende Tafelrunde. Minna die Liebliche, unter den warmen Himmel Athens geboren, halb Griechin mit ſchwarzen Flechten, halb Baierin mit den deutſchen blauen Augen ſpielte die Zither, indeß ich Heine's Lieder der Harzreiſe vorlas. Lionel, der gute junge Engliſchman hatte immer etwas der ſchönen Maria ins Ohr zu flüſtern und es ſchien, als ob ſie ihn nicht ungern anhöre....

Das junge Volk war ſo glücklich, nur der hölzerne Hofmeiſter und die häßliche Gouvernante langweilten ſich.

Als es eilf Uhr ward, mahnten dieſe beiden Vertreter der Sitte mit den ernſteſten Worten zum Aufbruch. Die Damen begaben ſich — wiewohl zögernd — in ihr Schlafgemach, die Herren lagerten ſich auf den Matratzen, die in der Gaſtſtube ausgebreitet worden waren. Ich zog es vor, noch draußen vor der Hütte beim Feuer zu ſitzen, das die Koppenbewohner angeſchürt, und indeß ich behaglich die Füße gegen die Brände zugekehrt, eine Cigarre rauchte, ſangen die Söhne der Berge zur Begleitung der Zither ihre liebliche Reime.

Ein kecker Burſch mit ſpitzem bebänderten Gebirgshut und blondem Bart ſang:

Ich geh' ſo gern zu dir
Im Garten eina,
Schöner Schatz, Leib und Leben
Thu' ich wagen wegen deina,

Du darfſt ja wegen meina
Nit Leib und Leben wagen,
Wenn du ein Freud' mit mir haſt,
Brauchſt's nur zu ſagen.

Ein anderer mit dem wetterzerſchlagenen Geſicht eines Wildpretſchützen ſang in anderer Weiſe:

Auf die Hahnenpfalz bin ich gangen
Im Regen und im Schnee,
Und wir haben ſo ſchön gejodelt,
Da droben in der Höh'!
Die Hirſche im Thal
Und die Gems auf den Spitzen,
Und ein luſtig's Leben iſt's
Um ein' Wildpretſchützen,
Und je höher die Berge
Und je friſcher die Gams (Gemſen)
Und je kleiner die Dirndeln,
Deſto herziger ſan's.

Und ſich plötzlich umwendend und die ſchmucke Wirthstochter in die Wange kneipend ſang er weiter:

Halb und halb haſt mich gern,
Halb und halb nit,
Sollſt mich halb und halb auch nit haben,
Lieber gar nit!

Bald verloſchen die Brände im erwachenden Sturm, immer weißer und dichter kam der Nebel gezogen, fröſtelnd ſchlich ich in die Wirthsſtube zurück und ſuchte mir eine Lagerſtätte auf den ausgebreiteten Decken.

Die ſchwarzen Inſekten, die, wie Shakeſpeare ſagt, des Menſchen Freund ſind, ließen mich nicht einſchlafen, aber wären auch ſie nicht geweſen, der Regen, der erſt tropfenweis, dann in Strömen polternd auf's Lattendach des Hauſes herabkam, hätte mich gar bald wach gemacht. Auch die jungen Damen im Nebenzimmer hörten die Stimmen des regnenden Himmels und Wehklage von Gekicher untermiſcht tönte durch die dünne Bretterwand herüber. Und in der That, die Ausſichten zur Heimkehr erlaubten eine gerechte Klage, beſonders uns, dem männlichen Theile der Geſellſchaft. Es iſt nichts Erfreuliches mit einer, wenn auch ſüßen Laſt am Arme, die bei jedem Schritte ausgleitet, an den Abhängen hinunterzuklettern und vor den Abgründen vorbeizuziehen. Wohl mir, daß ich den Regenſchirm, dies Symbol der Weisheit und der in die Zukunft blickenden Vorſicht mitgenommen, ſein ſchirmendes Dach ſollte mir und der holden Minna zu Statten kommen. Um den Schrecken in's Geſicht zu ſehen, ging ich vor die Thüre hinaus. Fort war jede Hoffnung auf Sonnenaufgang und Apotheoſen des Morgen-

rothes — draußen wogte der Nebel wie ein weißes ſturmgepeitſchtes Meer. Manchmal zerriß er an einer Stelle, es öffnete ſich wie ein Abgrund und eine ſtarre Felſenzacke tauchte hervor. Aber ein neuer Sturmhauch blies Alles zuſammen und im grauen Chaos miſchten ſich die Wolken.

Unnützes Zagen und Plaudern, Harren und Zaudern! Es half nichts, wir mußten herab, durch den klatſchenden, ſtrömenden Regen, über den naſſen, täuſchenden Moor, durch die triefenden Tannenwälder, durch die hundert und hundert Bächlein, die die Natur mit einem Male improviſirt hatte. Das Herabſteigen dauerte wohl an vier Stunden; als wir endlich St. Wolfgang und das Schloß erreichten, waren die Mädchen aus Engeln zu Hexen geworden, wir zu Tritonen aus Söhnen des Lichts. Nachmittag leerten ſich die Hallen des Schloſſes von St. Wolfgang und ich blieb allein in der Familie des Freundes zurück. Auch Lionel, der junge Engländer, der in Maria's ſchöne Augen ſterblich verliebt war, blieb; ein guter Junge, nur etwas zu weich und ſentimental. Mit dem luſtigen Reinhold zu dreien unternahmen wir nun Tag für Tag Ausflüge in die Umgegend, oder jagten in den prächtigen Revier umher.

Wohl dem Manne, der ohne Sorgen
Unter den Eichen ſchattiger Kronen
Jagt den Hirſch, das Reh und den Eber,
Des Gebirges braune Dämonen,

ſingt ein Poet und er ſpricht wahr, die Jagd iſt eine der edelſten und männlichſten Paſſionen. — Wer Lenau's Gedichte kennt, erinnert ſich gewiß eines Gedichts der „ſchwarze See". Düſter iſt es und groß, eine bodenloſe Tiefe ſtarrt uns daraus entgegen, wie mit bezaubernden Geiſteraugen. Der ſchwarze See, auf den dies Gedicht Bezug hat, liegt im hohen Gebirge verborgen, in der Nähe von St. Wolfgang, und er war es, in deſſen Bezirken gewöhnlich unſre Jagd gehalten wurde. Schön war's, wenn wir am friſchen glänzenden Morgen durch die Felſen und Wälder hinangekrochen kamen und der „ſchwarze See" vor uns ausgebreitet lag, beim hellen Tage nicht finſter, wie ihn Lenau geſchildert, aber ernſt, groß, myſtiſch. An der Hütte am See warteten ſchon die Schützen, und der alte Förſter Toma mit ſeinem Hunde Waldel ſtand gebietend in der Mitte der Treiber. Klar lag der blaue Himmel über den Wäldern und Bergen, und der grüne Thalkeſſel jenſeits des See's, „das Moos" breitete ſich wie ein lichtes Idyll aus, mit ſeinen geſchlängelten Bächen und niedern Schlehdornbüſchen. Bald ſtehen wir in regelrechten Abſtänden von einander hinter den einzelnſtehenden Bäumen des Bergabhangs verſteckt und ſpähen unverwandt nach den Buchenwäldern da

rdüben, in welchen das Treiben beginnen ſollte. Plötzlich tönt das Gebell der Hunde, das Rufen und Jagen der Treiber daher — der ſtattliche Hirſch, der braune Bock, die flinke Gemſe bricht durch die Bäume und will ſich in die gegenüberliegenden Wälder flüchten. Ein Schuß! und der ſtattliche Hirſch knickt zuſammen, die Gemſe entweicht — ein Schuß, und der flinke Rehbock bricht zuſammen. Wie ſie fallen des Waldes ſchöne Dämonen, andere flüchten und erreichen gerettet das Weite. Treiber und Hunde erſcheinen am Waldrande; diesmal iſt das Treiben zu Ende. Zwei Hirſche, die gewiß getroffen wurden, ſind nicht zu finden, man läßt den klugen Hund Waldel los, bald iſt er auf der Spur und man findet die beiden Thiere dicht bei einander in der Felsſchlucht.

Wie ſchön war es, wenn wir über den ſchwarzen See nach Hauſe zogen! Da lagen eines Abends drei Hirſche im Boote, man hatte den ſchönen Thieren das Geweih mit Kränzen von rothen Vogelbeeren und blauen Blumen geziert und ihnen ein grünes Tannenreis in das Maul geſteckt. Die Jäger in ihrer ſchönen Gebirgstracht, mit ihren ausdrucksvollen, gebräunten Geſichtern lehnten auf ihren Büchſen, die Treiber mit den zerriſſenen Jacken, breiten Hüten und langen Stäben bildeten maleriſche Gruppen. Der See war ein weiter, klarer, metallener Spiegel, durch keinen Windhauch, durch kein fallendes Blatt zerknittert, alle Berge, alle Wälder mit ihrem vergilbenden Laube ſpiegelten ſich in ihm mit täuſchender Treue wieder. Reinhold und ich ſtanden vorn im Boote und ruderten kräftig mit, nur der arme blaſſe Engländer Lionel ſaß traurig am hinteren Ende des Schiffs, ſtarrte unverwandt in die Tiefe und ſeufzte von Zeit zu Zeit: Maria. Der arme Junge. Seit drei Monaten, während denen er der Schönen den Hof machte, hatte er es noch nicht zu einem Geſtändniß bringen können; ja er wußte noch nicht einmal, wie er daran war. Maria, ſchön aber wandelbar wie der wechſelnde Mond, ließ ihn in einer Stunde hoffen und warf ihn in der nächſten mit einem ſpöttiſchen Wort in alle Abgründe der Ungewißheit, ja der Verzweiflung zurück. Dabei war er blaß und krank geworden, ſeine einzige Freude war, als Orlando in den Ardennen von Oberöſterreich herumzuſchweifen — es hätte nur noch gefehlt, daß er ſeinen guten brittiſchen Appetit verloren hätte, um einen todten Mann aus ihn zu machen.

Der Marktflecken St. Wolfgang hat ſeinen Namen von dem heiligen Einſiedler erhalten, der in der Nähe, in den Felſen der Frankenſteinerwand, mit einer Schaar von Brüdern ein Leben gottgefälliger Verwilderung führte. Wie lange das her iſt, weiß ich nicht, man muß einen frömmern Mann darum fragen, als ich bin, aber die Stätte, wo der Asket gehauſt, iſt heutzu-

tage noch ein Wallfahrtsort für das Volk der Umgegend. Man sieht noch immer die Betstätte des Heiligen im Stein ausgehauen; Stufen im Felsen führen darüber hinweg in eine Kapelle, die noch mit Resten alten Kirchenschmucks verziert ist. Auch eine Quelle wird gezeigt, die St. Wolfgang durch sein Gebet aus der Erde aufsprudeln ließ, eine Tafel rühmt ihre wunderthätigen Eigenschaften, aber in dieser schlechten, glaubenslosen Zeit ist sie fast ganz versiegt und hilft nicht einmal mehr für den Durst.

Rings um die Einsiedlei erheben sich cyclopische Mauern von Felsblöcken aufgethürmt. Wer würde errathen, was sie bedeuten? Es sind Steinblöcke von Büßern zur Sühne ihrer Sünden hinangerollt. Jahrelange Anstrengungen, ja, Anstrengungen eines halben Menschenlebens wurden darauf verwendet, diese Felsstücke aus den Thälern unten, das wilde Gebirg hinanzuwälzen; jetzt legt sich das Moos und die wilde Brombeerstaude um sie, als wollte die Natur mitleidig diese traurigen Monumente einer unglücklichen, pfaffengläubigen Zeit verhüllen. Ein Gefühl aus Mitleid und Erbitterung gemischt, ergreift das Herz in dieser Oede, bei diesen Marterstätten der Gläubigkeit; das ganze Mittelalter duftet dem Wanderer aus der Kapelle leichenhaft entgegen und mit traurigen und wilden Gedanken verläßt er die Felsenklausen von St. Wolfgang.

II.

Jedesmal, so oft ich in meiner Jagdfreude das Gebirge hinter St. Wolfgang hinankletterte, den „schwarzen See" hinter mir hatte und durch die Thalebenen des Mooses hinschritt, ergriff mich der Wunsch weiter vorzudringen, durch die Wälder einen Weg zu suchen und die Länder hinter diesem Gebirge zu entdecken. — Und so verließ ich denn eines Morgens St. Wolfgang, wo ich, Dank meinem lieben Wirthe, so angenehme Tage verlebt hatte, und machte mich wieder allein auf die Wanderung. Der Tag war schön, aber der Weg durch die vorhergegangenen Regentage sehr schlecht geworden. Durch die dichten Tannenwälder fielen streifige Lichter, an allen Nadeln funkelten sprühende Tropfen, die bei jedem Schritte den ich vorwärts that in vollen Güssen herabkamen. Doch war es schön am See und ein Reiher, der in der Höhe kreiste, hatte, wie ich, seine Freude an den hellen blauen Spiegel und ließ von Zeit zu Zeit einen scharfen, kreischenden Laut wie ein Jubeln seiner wilden Raubthierseele vernehmen. Rüstig schritt ich an der Granitwand der Gallwand vorüber, wo ich noch vor wenigen Tagen einen stattlichen Hirsch geschossen, und suchte unverdrossen meinen Weg vorwärts durch das niedere Gebüsch des Moors und den darüber hinaus lie-

genden Wald. Da beginnt plötzlich der Weg jäh in die Tiefe herabzuſchießen, ein wilder Felspaß, wie man ihn im freundlichen Oberöſterreich gar nicht erwartet, thut ſich auf und an ſteilen Abgründen vorbei, aus deren Tiefe der Donner eines Wildwaſſers heraufdröhnt, hat man wohl eine Stunde lang hinabzuklettern. — Mit einem Male öffnet ſich wie durch einen Zauberſchlag der wunderbarſte Anblick! Der blaue Atterſee liegt ausgebreitet zwiſchen grünen herrlichen Ufern, ein Bild des Friedens nach allen Schauern eines Engpaſſes. — Dieſer Atterſee, ein weiter unabſehbarer See, — man nennt ihn das Meer von Oberöſterreich — iſt ſchön über alle Beſchreibung. Nachdem man den Lago di Como und die Seen der Schweiz geſehen, kann er Einem noch das Herz vor Freude zittern machen. Ein hohes ſteiniges Gebirge, das Höllengebirge, läuft an ſeiner Weſtſeite hin, die anderen Ufer ſind grünes, weites, offenes Land mit Dörfern beſäet. Gleich faßte ich den Gedanken, einige Zeit lang an ſeinen Ufern zu wohnen, ich hatte nur noch die Wahl zwiſchen einer Menge ſchöner behäbiger Dörfer. — Die erſten Häuſer, die ich erreichte, waren die eines Dörfchens Unterach, aber aus der engen Bucht, in der es verſteckt liegt, hatte ich keine rechte Ausſicht auf den ganzen weiten Spiegel. Ich ließ mich nach Atterſee, einem Städtchen am anderen Ende des Sees, hinüberfahren, eine Expedition, die wohl an drei Stunden dauerte — aber hier fehlte mir das große, herrliche Gebirge; ich entſchied mich endlich für Weiſſenbach und machte mich, nachdem ich in Atterſee zu Mittag gegeſſen, auf den Weg dahin. — Kann ein junges Herz der Freude widerſtehen, in der ſchönen freien Natur, an einem goldenen Tage, zumal wenn die Bruſt eben wenig Sorgen und noch manche Hoffnung zu rüſtiger That hat? Als ich den Flecken Atterſee verließ und den ſchönen Strandweg zurückwanderte nach Nußdorf und der See ſo ſchön amethyſtblau dalag, und die Berge erſchienen, ſo hoch und ſtark wie ein freudiges Hoffen, und die Vögel allenthalben durch das Weidengebüſch ſchlüpften — da mußte ich den Wanderſtab in die Luft werfen, den Hut ſchwenken und immer und immer wieder die Verſe wiederholen:

Helfet ihr Götter
Tragen die Wonne,
Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!

Bei Nußdorf, eine Stunde von Atterſee, nahm mich einer jener Kähne auf, die man hier zu Lande „Einbäumel“ nennt, weil ſie aus einem ausgehöhlten Baume gemacht ſind, und ſagte dem Schiffer, er ſolle mich nach Weiſſenbach überſetzen. Auf meinem Holzſcheit in der glatten unendlichen

Seefläche ſchwimmend, erlabte ſich Herz und Auge an den prächtigen Farben des Abends, die See und Gebirge in purpurne und goldene Flammen ſetzten. Es war einer der Abende an dem man die Güte Gottes, den Einklang von Geiſt und Natur in wunderbarer Weiſe fühlt.

III.

Tage um Tage gingen an mir vorüber, ſeit dem Abende, an dem ich in den Gaſthof von Weiſſenbach eingezogen war. Ich zählte ſie nicht, ich ſchrieb ſie nicht im Kalender an, ich weiß von ihnen kaum noch etwas zu erzählen, aber ſie liegen als lichte Stelle in meiner Seele. Die Morgen verträumte ich meiſt in einer benachbarten Bucht des Sees, wo die Wellen die lieblichſte Muſik machten. Ein Licht das in dem Waſſer ſpielte, eine Schaumwelle, die ſich auf den Kieſeln herumtrieb, konnten mich Stunden lang beſchäftigen. Ein Poetenleben beſteht aus kleinen Freuden und großen Schmerzen. — Dann machte ich Ausflüge nach Nußdorf, an den herrlichen Mondſee, nach St. Heiligen am St. Wolfgangerſee. Eines Tages war ich ſogar, faſt ohne daß ich's wußte wie, bis nach Salzburg gekommen. Salzburg war mir ſchon aus früheren Reiſen eine liebe Bekanntſchaft. Ich liebe dieſe Stadt mit den weißen Häuſern, die einen faſt italieniſchen Anſtrich haben, ich liebe ihre alten Klöſter und Burgmauern, ihre grünen Rebenhügel ringsumher und den wilden, hellgrünen Fluß, der raſch an dem alten Gemäuer vorüberjagt. Ich möchte hier nicht immer leben, aber einige Tage verträumen ſich recht ſüß. — Es war Nacht als ich in Salzburg ankam und ein Wettrennen, das für den nächſten Tag angeſagt war und die ganze Nachbarſchaft herbeizog, hatte die Gaſthöfe dermaßen angefüllt, daß ich mehrere Stundenlang in den Gaſſen herumirrte, ohne ein Unterkommen finden zu können. Endlich fand ich eines im Hôtel zum goldenen Schiff, aber ich muß hier feierlichſt vor dieſem Gaſthof alle Reiſenden warnen, denen es kein Vergnügen macht, von Wanzen gebiſſen, von vornehmen Schlingeln, die ſich Kellner nennen, ſchlecht bedient und zuletzt vom Wirth auf das ſchändlichſte geprellt zu werden. — Andere Städte haben ihre Promenaden, ihre Beluſtigungsörter, Salzburg, die gute erzbiſchöfliche Stadt, hat vor allen ihren Kirchhof. Wer kennt nicht das Sonnet von Lenau, das ihn beſingt? Auf der einen Seite von Felſen eingeſchloſſen, zeigt auch er in einer geraden abſchüſſigen Sandſteinwand die Klauſen zweier heiligen Einſiedler; unten ziehen ſich Arkaden, Familiengrüfte und ſeltſame Monumente in langer Reihe hin; ein ſchönes und wunderliches Campo santo. Das uralte Kirchlein in

der Mitte des Friedhofs ſtehend, zeigt das Grab von Michael Haydn — es iſt manchem unglücklichen Touriſten ſchon geſchehen vor dieſem Grabe in Apoſtrophen an Joſeph Haydn auszubrechen — und ein ſchönes, rührendes Bild von der Hand eines alten Nürnberger Meiſters, das allein eine Reiſe nach Salzburg verdient. — Hellbrunn, ein altes erzbiſchöfliches Schloß; Aiger, ein herrlicher Park voll der ſchönſten Eichen, ſind zwei prächtige Punkte in der nächſten Nähe Salzburgs. Ich ſah ſie noch im Laufe des Vormittags. Dann aber kam Regen und verdarb mir die Wanderzeit, wie er der guten Stadt Salzburg ihr Wettrennen verdarb. — Ach es regnete furchtbar. In der Wirthsſtube des goldenen Schiffes ſitzend, ſah ich die Jockeys ihre Renner mit trauriger Geberde vorüberführen, dann kamen berittene Spießbürger und Stutzer auf Miethgäulen daher, ein Zug von Volk und Gaſſenjungen machte den Beſchluß. — Plötzlich ſah ich einen ſchmächtigen Reiter auf einem echt engliſchen Pferde daher jagen und erkenne ihn. — „Sir Lionel!“ rufe ich zum Fenſter hinaus. Er ſtutzt und hält an. „Wie kommen Sie hierher? Very glad to see you!“ — „Und Sie?“ — „Baroneſſe A.,“ erwiederte er, „hat eine Beſitzung in der Nähe von Salzburg. Ich bin auf dem Wege dahin. — Ich muß es doch bei Maria zur Erklärung bringen, you know — da iſt dieſes Rennen dazwiſchen gekommen — —“ „Laſſen Sie das Rennen bei dieſem Wetter,“ rufe ich, „und kommen Sie herauf. Wir ſprechen von Marie und ihrer Liebe.“ — Der gute Engliſchman lächelt ſchmerzlich und läßt ſein Thier in den Stall führen. Bei dem Gedanken von Marie ſprechen zu können, verſchwindet steeple-chase et sweepstakes. Er kömmt herauf und ſpricht von Marie und darüber wird es neun Uhr, er ſpricht weiter von ihr und darüber wird es Mitternacht. Solch eine arme Seele zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend gab's noch nie! Als endlich der Morgen heranbricht und er noch immer nicht fertig werden kann von Marie zu ſprechen, muß ich's ihm eidlich zuſichern, daß ich ihn auf die Beſitzung der Baronin begleiten will, um ihm Troſt und Rath und Hilfe bei ſeiner Freiwerbererpedition zu ſein. — Es war ſpät am Morgen des andern Tags als unſer Cabriolet in die Hauptallee des prächtigen Parks einfuhr, der das Schloß der Baroneſſe A. umgibt. Weiße Statuen ſchimmerten durch die Baumgruppen daher und von Zeit zu Zeit öffnete ſich ein Blick auf weite hellgrüne Wieſenteppiche, in deren Mitte ſchöne Trauerweiden ihre klagenden Häupter ſenkten. Plötzlich rauſcht es wie ein Schwarm junger Vögel durch die Büſche, weiße und roſige Kleider brechen hervor, der ganze Schwarm junger Mädchen mit dem wir den Rigi von Oberöſterreich beſtiegen ſteht um uns. Mein Auge iſt nur auf Marie ge-

richtet, ſie iſt roth geworden. „Glücklicher," rufe ich dem Engländer in's Ohr, „nun können Sie Ihrer Sache gewiß ſein." Aber wer iſt einer Sache gewiß! ... Im Schloſſe der herzlichſte Empfang. Die alte Baronin und ihre Schweſter, die Gräfin B., machen die Honneurs bei unſerem Frühſtück. Aber die Lectionen der jungen Damen können unſertwegen nicht unterbrochen werden. Wir müſſen der Sing- und Muſikſtunde beiwohnen, und das fängt an, für den, der nicht verliebt iſt, etwas langweilig zu werden. Schon glaub' ich dieſe Schreckniſſe überſtanden, da tritt der Zeichenmeiſter hervor und erklärt, daß er die Zeichenſtunde im Freien vornehmen werde. Alles rüſtet ſich, um in's Dorf auszuwandern. Auch Lionel und ich, ob wir gleich nie Zeichnen gelernt haben, werden mit Album's und Bleiſtiften bepackt und müſſen verſprechen zeichnen zu wollen. Im Dorfe gruppirt ſich Alles um einen ganz beſonders garſtigen Röhrkaſten und man beginnt ihn abzuconterfeien. — Wenn man mich nun fragt, wie Lionel die Stunden benutzte, ſo muß ich erwiedern: ſehr ſchlecht. Er ließ in ſeiner Schüchternheit die koſtbarſten Gelegenheiten bei der Zeichenſtunde wie bei dem Mittageſſen vorübergehen, und ſprach mehr mit den Augen, als mit den Lippen, was bei dem ſchönen Geſchlechte keine gute Wirkung thut. — So kam der Abend heran, der Vollmond ſtand am blauen Himmel und „füllte Buſch und Thal mit Nebelglanz." Ich ſtand mit Marien am Balkon und ſchaute träumend in den Park hinab. Geiſterhaft flimmerte es in den Bäumen und Büſchen. Die weißen Statuen halb im Grün verſteckt, fingen zu leben an, dazwiſchen ſprach der Springbrunnen und die Grille ſang ihr klagendes Lied. Abwechſelnd blickte ich in das ſeltſame Treiben da unten, und auf das ſchöne bleiche Frauenbild zu meiner Seite. — „In ſolchen Nächten," ſprach ich, „glaube ich an all' die Märchenwelt wieder, die einſt die Freude meines Herzens war! Ja ich glaube an die Dryaden die den Hain durchjagen, ich glaube an Luna, ich glaube an Endymion! Hinter jenen Büſchen muß er ſchlummern der Buhle Dianens — wecken wir nicht den ſchönen Schläfer! Wie ſich die Bäume neigen und biegen, wie es in allen Aeſten und Zweigen ſingt und flüſtert, glimmert und flimmert, die Statuen leben — bald ſteigt Venus Anadyomene vom kalten Piedeſtale. Dieſe weißen Marmortreppen wie ſie im Mondlicht daher leuchten — ſchreiten wir ſie hinan, ſie führen gerade in die Welt der Wunder und der Träume! O Süßigkeit des einſamen Schweifens durch Buſch und Flur, wie lockſt du mich wieder!" — „Prieſen Sie nicht das einſame Wandeln, ſo würde ich Sie bitten mir ihren Arm für eine Promenade durch den Park zu geben," ſagte Maria. — „Kann man nicht einſam ſein zu Zweien?" fragte ich, als ich

Mariens Arm auf den meinen legte und mit ihr hinabging. — Mit einem ſeltſamen Blick ſah uns Lionel davonziehen. Aber was er erfuhr war nur gerechte Strafe ſeines ungeſchickten Benehmens. — Dennoch ſagte er mir, als wir eine Stunde ſpäter in den Theil des Schloſſes hinübergingen, wo man uns Betten bereitet hatte: „Freund, jetzt weiß ich's, daß ſie mich liebt. Sie hat es mir geſtanden.“ — „Wie ſo?“ fragte ich wahrhaft verblüfft. — „Durch einen Blick.“ — „Mein Freund,“ ſagte ich, „bei Frauen, wie Marie, darf man nicht zu viel auf einen Blick zählen. Der wechſelvolle Mond iſt nicht unverläſſiger als dieſes Herz. Suchen Sie ſich beſſere Gewißheit zu ſchaffen, mit einem Worte, wagen Sie etwas. Ich ſehe, es wird mit Ihrem Sicherklären nicht ſo ſchnell gehen und ich habe keine Luſt es abzuwarten. Ueberdies fürchte ich mich auch vor der morgenden Zeichenſtunde und noch mehr vor dem Vollmonde. Darum gehe ich heute Nacht noch weiter, die alte Wanderluſt ſpukt mir in allen Blutstropfen. Auf dem Wege hieher habe ich eine Horde Zigeuner geſehen, die ſuche ich auf. Entſchuldigen Sie mich bei der Hausfrau, ſagen Sie ihr, ſolch Verſchwinden ſei nun einmal meine Art. Ihnen die beſte Erfüllung aller Wünſche und ein raſches Lebewohl! In einigen Tagen können Sie mich in Salzburg im Hôtel treffen.“ — Ehe Sir Lionel zu Worte kommen konnte, war ich ſchon das Dorf hinab und ſchritt im Mondſcheine den Weg zurück, den ich des Morgens gemacht hatte. Ich hatte wirklich die Abſicht, die Zigeunerbande aufzuſuchen, die uns des Morgens angebettelt hatte. Ich fand ſie auch und blieb einen Tag in ihrer Mitte. Was ich bei ihr hörte und ſah gehört nicht hierher. Ich werde es, da es zu den ſonderbarſten Geſchichten meines Lebens gehört, ein andermal erzählen. — Drei Tage waren vergangen ſeitdem ich das Gut der Baronin A. ſo plötzlich verlaſſen und ich ſaß ruhig zu Salzburg in meiner Stube, als plötzlich ein Menſch wie wahnſinnig zur Thüre hereintrat. Es war Sir Lionel, aber in welchem Zuſtande! Sein Haar war gerauft, ſein Anzug mit Koth bedeckt und an mehreren Stellen zerriſſen, ſein Antlitz ſelbſt verwundet und blutig. Kaum konnte ich in dieſer traurigen Geſtalt den ſchmucken Dandy von ehedem erkennen. — Seine Geſchichte war bald erzählt. Er hatte endlich der Baroneſſe den Heirathsantrag gemacht und hatte zur Antwort erhalten, daß er nicht geliebt werde. Da war er fortgeſtürzt, war in das Cabriolet geſprungen, und hatte in der Wuth ſeines Herzens auf die Roman pony's losgepeitſcht, bis ſie durchgingen und ihn in einen Graben warfen. Der Wagen war dabei zerbrochen, er hatte ſich nur durch ein Wunder das Leben gerettet. — Wieder verwachte ich eine Nacht mit dem Menſchen, deſſen Schickſal mir nun, da ich ihn ſo unglücklich

ſah, ſo ſehr zu Herzen ging. Sein Zuſtand war traurig, ſeine Klagen und Thränen zerriſſen mir das Herz, getäuſchte Liebe und gekränkter Stolz wühlten furchtbar in ſeiner ſtarken und energiſchen Natur. Als es tagte, ſagte er zu mir mit verweinten Augen: „Ich fordere einen Beweis Ihrer Freundſchaft! Sie müſſen noch einmal auf den Landſitz der Baronin hinaus gehen, mit Marien ſprechen, ihr ſagen, wie unglücklich ich bin, und ſehen, ob ich wirklich nichts mehr zu hoffen habe. Sie wollen morgen nach Insbruck reiſen und auch ich will nach Italien. Gut, ſo treffen wir uns heut Nacht 11 Uhr im Wirthskeller von F. Er liegt an der Chauſſee und iſt auch in der Nähe des Schloſſes, wir können uns nicht verfehlen und ſo bringen Sie mir entweder Troſt und Beruhigung oder den Befehl zu langem Exil und ruheloſem Wandern.“ — Die Bitte Lionel's, nochmals für ihn bei Marie zu ſprechen, war eine faſt kindiſche. Ich ſah ein, daß hier jeder Schritt fruchtlos war und doch konnte ich dem Unglücklichen nicht das verſagen, was jetzt ſeine letzte Hoffnung war. So ſtand ich denn, mit einer Miſſion zarteſter Art beauftragt, am Abend deſſelben Tages und bei ſtrömenden Regen vor dem Schloſſe das ich vor drei Tagen mit ſo übermüthigem Herzen verlaſſen. — Lärm und Gelächter, Geſpräch vieler Menſchen und Zuwerfen der Thüren ſcholl mir daraus entgegen. — Es waren Gäſte angekommen. — Mein unerwartetes Erſcheinen erregte nicht geringe Verwunderung, ich erklärte es ſo gut ich konnte damit, daß ich mein neuliches eben ſo unerwartetes Verſchwinden entſchuldigen wolle und meine Rechtfertigung ward angenommen. Ich betrachtete Marie, die ſchöne Urheberin ſo vielen Leides und glaubte auf ihrem Geſichte Kummer leſen zu müſſen — aber ſie war kalt und ruhig und coquett wie ſonſt. Ich brachte das Geſpräch auf Lionel, man ließ es fallen und wendete ſich zu Unterhaltenderem. Das Verſprechen des Freundes brannte mir in der Seele. Ob ich auch die Thorheit und Nutzloſigkeit jedes Schrittes einſah, ich konnte nicht weichen ehe ich mein Verſprechen gelöſt. Ich ſuchte Marie bei Seite zu führen — ſie ging nicht, Hofmeiſter und Gouvernante bewachten ſie und mich; der ſchöne Vollmond des neulichen Abends hatte ſich in Wolken verborgen. Ich verſuchte Anſpielungen — ſie glitten wie Regen auf einem Felſen ab.— Die Stunden vergingen und die Stunde, wo ich im Wirthshaus von F. meinen Freund treffen ſollte, rückte heran. Was ſollte ich ihm ſagen? Ich war erſchöpft, unwillig, ich bereute hierher gekommen zu ſein. Aber ein guter Dämon fügt die Geſchicke, wenn ſie am unzuverläſſigſten ſcheinen. Mit einem Male, wie wir um den Theetiſch ſitzen, ruft die alte Baronin: „Wiſſen Sie, wie wir noch ein Stündchen fröhlich verbringen? wir wollen

nach Endreimen improviſiren.“ — „Ach ja, und Sie müſſen das erſte Impromptu machen,“ ruft Maria, die an meiner Seite ſitzt, mir lachend entgegen. Und ſie ſchreibt mit ihrer kleinen weißen Hand die Penſionatsreime: Leben, Beben — Triebe, Liebe — Hoffen, offen — Glück, zurück — Krone, Hohne — verloren, geboren — treiben, bleiben. — Die ſchöne Schlange, nun hatte ich ſie gefangen! Den ganzen Abend war ſie mir unter den Händen entwiſcht und hatte nichts von Lionel hören wollen, nun ſollte ſie mir doch Rede ſtehen. Was macht man nicht mit zwölf Reimen, wenn es auch Penſionatsreime ſind? Vor der Hand ein Impromptu wie das folgende:

Ein Wort von dir zerbrach ein Leben
Kannſt du d'ran denken ohne Beben?
Dein war's mit allen ſeinen Trieben
Sein Schickſal war: dich ſchüchtern lieben.
Du ließeſt den Bethörten hoffen,
Du zeigteſt ihn den Himmel offen,
Und da er glaubte an ſein Glück,
Da ſtießeſt du ihn kalt zurück.
Der arme Wand'rer nun verloren!
Bleibt ihm das Land, das ihn geboren.
Mag dir, indeß ihn Wogen treiben,
Der Stachel in der Seele bleiben!

Ich reichte das Papier Marien hin, ſie erröthete und ſah mich beſtürzt an. „Nun müſſen Sie auch improviſiren,“ rief ich, und eine Antwort darauf. — „Es wird nicht gehen.“ — „Gewiß es wird, Sie nehmen die halben Reime.“ Mit zögerndem Finger ſchrieb ſie:

Bin ich Schuld an dem gebrochnen Leben,
Warum ſollt' ich beben?
Was hat ihn getrieben
Mich zu lieben!
Ich ließ ihn nicht hoffen,
Und daß er nichts zu hoffen, ſagt' ich offen.

Ich raubte ihr das Papier, als ich es geleſen, die Mama wollte aber erfahren, was es enthalte, und ich las ihr das wunderlichſte Zeug vor, ohne daß Maria widerſprach. Indeß es ſchlug zehn Uhr. Man erhob ſich und ich nahm Abſchied. Man hatte mir geſagt, daß der Eilwagen ſchon um elf Uhr am Keller vorüberfahre, dem bekannten Chauſeewirthshauſe, und ſo mußte ich eilen. Der Keller iſt offen, ſagte die Baronin, die Gäſte bleiben ſehr lange dort. — Eine traurige Expedition das! Statt jeden anderen Reſultat's hatte ich nichts, als einen häßlichen Zettel Papier bekommen. Freilich ſtanden Reime darauf, aber was für welche! Von Rhythmus keine Spur und nun der Inhalt! Den Freund beklagend ging ich in Gedanken im Regen

weiter, tappte durch den Park, durch die Felder und kam endlich an den Keller. Er war geſchloſſen, Pochen und Rufen half nichts. Indeß ward der Regen heftiger, der Wind blies kalt daher und ich ſtand frierend da. Zum Glücke machte ich in der Dunkelheit einen Pavillon ausfindig. Schon glaub' ich mich geborgen, da ſah ich, daß auch bei dieſem Fenſter und Thüren verſchloſſen ſind. Ich zerſchlage die Jalouſien und ſteige durch's Fenſter herein. Wo ich vor Jahren einſt unterm Laubdach bei einer Kanne Bieres an einem hellen Sommerabende ſaß, ſitze ich jetzt fröſtelnd vom Regen durchnäßt und ſtarre mir in der Finſterniß die Augen nach dem Eilwagen aus. Fernes Rollen — er iſt's! nein, es iſt ein Karren. Da ſchlägt es vom Schloſſe zwölf herab. Neues Räderknarren! Neue Täuſchung! Wie eine kalte Hand legte ſich endlich Froſt und Näſſe mir über's Herz und ich ſchlafe ein. Ein Rollen und Poltern weckte mich auf. Da ſah ich den Keller offen und Menſchen beſchäftigt, Fäſſer hineinzurollen. Ich ſpringe zum Fenſter hinaus und frage: „Wann wird denn der Salzburger Wagen hier vorüberkommen?“ Der Angeredete begann zu lachen, „Seppel,“ rief er, „der Herr wartet auf den Salzburger Eilwagen.“ — Seppel ſtimmte mit in's Gelächter. „Zum Teufel! was lacht ihr Leute?“ ruf' ich. „Wir lachen,“ erwiedern ſie, „weil der Salzburger Eilwagen um elf vorüber kömmt und jetzt iſt's halb vier Uhr.“ Ich war in Verzweiflung. Ich mußte den Wagen verſchlafen haben! Sollte ich wieder zurück durch's Fenſter ſteigen oder zu Fuß durch Nacht und Koth nach Salzburg zurückkehren? Wie ich's mir überlege, brauſen zwei Wagen mit Laternen durch die Dunkelheit. Ich ſpringe zur Seite. Es iſt der erwartete Eilwagen. Er hat ſich verſpätet, aber da iſt er! Eine Stimme aus dem Interieur ruft Halt! Es iſt die Lionel's. Und indeß er beim Scheine der Wagenlaternen mit zitternder Stimme das Blatt Papier lieſt, das ich ihm gerettet, trägt mich der Wagen mit leichtem Herzen aus Oeſterreich fort, in's Land Tyrol.

Die gute Sache der Freiheit.

Man hat so lange von Bewegung, von Fortschritt gesprochen, daß endlich das Ziel, wohin man strebt, gänzlich aus den Augen gerückt ist. Die Zeit schreitet allerdings vorwärts und fragt nicht: wohin? aber die Zeit ist auch das Nichtige, Sinnlose, das nur ist, insoweit wir das Wirkliche daran messen. Eben so wie die Zeit sich nur im Vergehen geltend macht, nur an dem, was nicht ist, erscheint, als der Tod, den man immer nicht gern hat, wenn man ihn auch in seiner Nothwendigkeit begreift — so wird zuletzt auch das aufgefaßt, was man im Gebiet der sittlichen Welt Bewegung nennt. So sprechen es wenigstens die Gegner des Fortschritts aus. Bewegung heißt Revolution; Revolution ist die blinde Gewalt des Fatums, das wir wohl verstehen, aber nicht gut heißen können. Es ist wohl ein Naturgesetz in dem Sturm, der die Eiche bricht, wie in ihrem eignen organischen Wachsthum; aber dieses Naturgesetz ist dem eignen Leben der Pflanze feind. So ist es auch in der sittlichen Welt; der Sturm, der die sittlichen Verhältnisse verwirrt, ist unsittlich. Bedenkt es daher wohl, ihr Männer des Fortschritts! wenn ihr dunkle, trübe Bilder eurer Seele zu einer treibenden Kraft werden laßt, deren ihr nicht mehr mächtig bleibt. Mit Uebermuth werft ihr eure Ideen in den wohlgefügten Bau der Sittlichkeit, Ideen, die keine andere Realität haben als die Kraft der Negation; nun aber treten sie uns auch heraus, die Geister, die ihr aus ihrer dunkeln Tiefe heraufbeschworen habt, und ihr findet keine Formel, sie zurückzubannen. Wenn ihr die Erscheinung verneint und entstellt, das Gesetz der Natur könnt ihr nicht aufheben; aus der Anarchie der Elemente entwickelt sich ihre organische Gliederung auf's Neue, aber nach schweren, unfruchtbaren Schmerzen, nach unzähligen Opfern, in deren Reihe ihr euch selber werdet gezogen sehen.

Es sind nicht Wenige und nicht Schlechte, die solche Bedenken in der That ergreifen, die sich betroffen fühlen von Zweifeln, welche sie darum nicht zu lösen im Stande sind, weil sie sich ihr eignes Prinzip nicht klar gemacht haben. — Wir wollen es uns daher näher ansehen dieses Prinzip,

dieſen Geiſt der Bewegung, der ſelbſt die entgegenſtrebende Geſinnung nicht unberührt läßt. Es iſt eine Religion, ein Evangelium, das, auch unverſtanden, die Herzen mit ſich fortreißt; eine Religion, die ihre Märtyrer und ihre Opfer hat, ſo gut wie die frohe Botſchaft von Golgatha. Sie iſt nicht mehr ſo jung dieſe Religion, als ſie das Anſehn hat. Die Reihe ihrer Propheten durchzieht, ein rother Faden, die verworrene Geſchichte des Mittelalters. Denkt an die Scheiterhaufen der Inquiſition! Es waren die Propheten des neuen Glaubens, die ihr Bekenntniß durch den Tod beſiegelten. Denkt an die Heldengeſtalten der Hohenſtaufen! Wenn ihr Untergang euch zu Herzen geht, ſo iſt das nicht ein blos äſthetiſches Intereſſe, es iſt ein ſittliches Mitgefühl; ſie waren unſre Glaubensgenoſſen. Der Geiſt webte noch im Verborgenen; er trat in Sehnſucht, in willkürlicher Gewalt, in dunkler Ahnung hervor; er machte ſich endlich in einer ihm eigentlich fremden Sprache, in dem glühenden Glauben der Reformation Luft. Luther fand das Wort, an welches das Gefühl ſich halten konnte, den Glauben. Aus der feſten, unerſchütterlichen Gewißheit, daß durch den Opfertod eines Gottmenſchen das Geſchlecht erlöſt ſei, ſollte die wirkliche Erlöſung der Welt erblühen. Denn nur der Glaube gibt Muth zur Freiheit und zum Guten. Und welches war die Weltanſchauung, aus der dieſer Glaube an die Zukunft entſprang? Die Natur des Menſchen iſt böſe, denn ſie iſt die Vereinzelung, der Egoismus. Erſt der aus ſeiner Natur herausgetretene, der durch den Glauben an den Gottmenſchen wiedergeborene Menſch iſt der wahre Menſch, ewigen Lebens theilhaftig. Nur indem der Menſch aus der Vereinzelung ſeines Egoismus heraustritt, wird er frei von der Gewalt der Natur. Nur im Kampf gegen das Wirkliche kann ſich der Glaube realiſiren; nur innerhalb des Wirklichen iſt das Reich der Verheißung aufzubauen. Beides widerſpricht ſich nicht, der eine Gedanke iſt die Ergänzung des andern. Denn was gab jener Glaube den Menſchen für eine Bedeutung? Der Menſch iſt in den Banden der Natur, und im Böſen; aber er iſt rechtlich frei und er kann dieſes Recht der Freiheit bethätigen, wenn er das Bild des Gottmenſchen durch den lebendigen Glauben in ſich zur Wahrheit bringt. Dieſes Recht der Freiheit iſt ſeine Beſtimmung. Der Menſch iſt an beſtimmte, endliche, geiſtloſe Verhältniſſe gekettet, die man zufällig nennen muß, ſo lange man ſie in ihrer Vereinzelung anſieht. Die Verwickelungen des Egoismus bringen eine Geſellſchaft hervor, in welcher der Eine ſeinen Fuß auf den Nacken des Andern ſetzt. Aber an ſich ſind alle Menſchen gleich; es iſt ein Adel in ihrer Natur, denn ſie Alle hat ſich Gott am Kreuze geopfert. Durch den Glauben an dieſen Adel der menſchlichen Natur

wird der Bettler dem Fürſten gleich, während durch die Hingebung an die endlichen Beſtimmungen dieſer Welt der Menſch ſeine Göttlichkeit mit Füßen tritt. Dieſes Recht der Gleichheit iſt ſeine Beſtimmung. Die Menſchen liegen in Hader mit einander; ſie zerreißen ſich wie wilde Thiere; die Bosheit ihrer Natur bricht in Haß und Verfolgungen aus. Aber eigentlich ſind ſie alle Brüder, denn ſie ſind Kinder Gottes und durch den Glauben an den geoffenbarten Menſchen wird dieſe Verbindung zur Wahrheit. Das allgemeine Reich der Liebe iſt die Beſtimmung der Menſchheit.

Freiheit! Gleichheit! Verbrüderung! — das war der geheime Sinn des Glaubens, der innerhalb der endlichen Verhältniſſe, im Reich der Erſcheinung, alſo nicht in einer reinen Form ſich geltend machte. Die Freiheit verweiſen die Reformatoren in's Gebet, die Gleichheit in den Himmel, die Verbindung in's abſtracte Herz. Aber es war derſelbe Geiſt der Reformation, der in England das Reich der Willkür brach, und nach der kurzen Tyrannei einer ſchwärmeriſchen Gottesherrſchaft, die ideellen Begriffe wenigſtens der Freiheit und Gleichheit zu reellen, ſittlichen Verhältniſſen umwandelte. Der Tag der Verbrüderung war noch nicht gekommen; aber ſeine Erſcheinung wird vorbereitet durch den Staat des Geſetzes. Es war derſelbe Geiſt der Reformation, der den Staat aus den Banden der Kirche losriß, um ihn zur Kirche, zum Reich der Heiligen zu erhöhn. Im proteſtantiſchen Staate befreite ſich das politiſche Weſen aus dieſem Dualismus, der das Weſentliche der menſchlichen Thätigkeit in ein Jenſeits legte, und eben darum die wirkliche That in all' der Barbarei und Wildheit ließ, die der bloßen Natur eigen iſt. Auf die Bewegung der Reformation folgte die Aufklärung. Die Reformation hatte den Menſchen auf den Glauben verwieſen, der Glaube verzehrte ſich in ungeſtümem Drange, und nun fand die kalte Einſicht eine formloſe, unverſtändliche Maſſe als Beſtehendes vor, in welcher Ideelles und Natürliches in unvermittelter Bewegung durcheinander trieben. Die Thätigkeit der Aufklärung war darum auflöſend und negativ. Wenn ſie in der Religion nur die unglückſelige Selbſtentzweiung des Menſchen, in dem Staatsleben nur das Syſtem der Willkür ſah, ſo konnte in ihrer Kritik von einer äſthetiſchen Befriedigung, von einer gemüthlichen Anerkennung nicht die Rede ſein. Aber laßt euch durch den Anſchein der reinen Negativität nicht täuſchen! Es war das immanente Gefühl der Göttlichkeit im Menſchen, welches die Encyclopädiſten zum erbitterten Kampf gegen das entäußerte Weſen des Menſchen trieb; es war die Idee eines vernünftigen Gemeinweſens, welches ihnen der Haß gegen die beſtehenden Zuſtände einflößte. Täuſcht euch nicht: der Geiſt iſt etwas Reelles, auch wenn er verzehrt!

„Ecrasez l'infame!“ das hieß nichts anders als: gebt den Altären des wahren Gottes Raum.

Das Loos jener Helden der Aufklärung war kein erfreuliches. Nicht allein mit den Verfolgungen ihrer Gegner, auch mit der Bitterkeit des eignen Herzens haben ſie zu kämpfen gehabt; und die Nachwelt, die einerntet was ſie geſäet, ſieht ſie mit Achſelzucken an. Wenn ihr tiefer eingeht, auch in das Frivolſte, was aus der Feder jener Denker gefloſſen iſt, ſo werdet ihr finden: auch hier iſt Gott! Sie lebten, ſie hofften und litten im Glauben an die Menſchheit, für die Idee der Menſchheit. Auch aus dem frechen Hohn eines Voltaire, eines Diderot, eines Helvetius ſpricht der tiefe Schmerz über die Entartung der menſchlichen Natur, der unauslöſchliche Glaube an die einſtige Verſöhnung. Daß ſie ihren Urſprung verleugneten, daß ſie das Chriſtenthum verſchmähten, in dem jene Ideen zuerſt das Gefühl der Welt geworden waren, daß ſie den abſoluten Staat befehdeten, der ihnen allein den Kampf gegen das Mittelalter möglich machte, wer wollte ihnen das verargen, der da bedenkt, daß keine Fehde erbitterter und leidenſchaftlicher iſt, als die der Conſequenz gegen ihre Vorausſetzung.

Dieſes Evangelium des freien Menſchen blieb nicht in den Büchern. In den Urwäldern Amerika's ging man an's Werk, die Vorausſetzungen der alten Welt von ſich zu werfen. Die Theorie der Menſchenrechte, Freiheit und Gleichheit, wurden an die Spitze des neuen politiſchen Baues geſtellt. Dann kam die blutige Stunde der franzöſiſchen Revolution. Auf eine einſeitige, ſchreckliche, aber energiſche Weiſe wurde die Fahne der Freiheit, die Fahne der Humanität gegen das Reich des Egoismus und der Zufälligkeit aufgepflanzt. Einſeitig, weil die Helden der Revolution das Reich der Humanität aufbauen wollten, ohne es in ſich zur Realität gebracht zu haben. Der Glaube der Reformation, die Einſicht der Aufklärung waren einſeitig, weil ſie in die Vorausſetzungen verſtrickt waren, gegen die ſie ankämpften. Die Revolution war darum ſo ſchrecklich, weil ſie beides in ſich vereinigte. Sie kam zum Ende, aber nicht zum Ziel. Dennoch ging ſie nicht unfruchtbar vorüber. Der Geiſt der Freiheit wehte über die Völker, das Gefühl der menſchlichen Würde keimte in allen Herzen auf. Im gelinden Säuſeln ſpürt man den Athem Gottes, aber auch im Sturm macht er ſich vernehmlich.

Vergebens haben ſie gegen dieſen gewaltigen Geiſt ihre kleinen Geſpenſter aus den Gräbern der Vergangenheit heraufbeſchworen, vergebens die wirklichen Geiſter der Geſchichte zu Geſpenſtern umgefabelt. Auch in dem Nebelſpuk der Romantik macht ſich das Bedürfniß nach Geiſtigem Luft.

Freiheit! Gleichheit! Verbrüderung! Auch wir ſchwören auf dieſes Evan-

gelium. Frei iſt, wer nichts fürchtet, wer keine Geſpenſter ſieht. Nur der Gebildete iſt frei. Gleichheit im höhern Sinn iſt nur bei edlen Naturen; die Gleichheit des Viehs und der Sklaven iſt eine andere. Wir wollen den Adel, den man ſonſt einem beſtimmten Stande angewieſen hat, der menſchlichen Natur wiedergeben. In dem Gefühl perſönlicher Ehre, die ſich nicht an Sonderintereſſen, ſondern an die Eine Idee der Humanität knüpft, ſoll die ſittliche Unmündigkeit des Pöbels und der Bedienten erſtickt werden. Freiheit und Gleichheit iſt nur im vernünftig organiſirten Staate. Vernünftig iſt der Staat, deſſen Geſetz in der Einſicht und dem Gefühl aller Bürger lebt. Dieſen Staat aufzubauen iſt der Mittelpunkt unſerer Beſtrebungen. In dieſem Glauben hebt ſich der Unterſchied der Religionen, der Unterſchied der Völker auf. Verbrüdert dehnt ſich die Partei der Freiheit über alle Nationen aus. Ein Jeder hat einen geheimen Ort ſeines Herzens, in den er ſein Göttliches einſchließt. Die Verſchiedenheit des Gottesdienſtes, die Verſchiedenheit der Völker wird bleiben, ſo lange es freie Menſchen gibt. Wenn wir es aber Keinem verſagen, ein beſonderes Heiligthum in ſeinem Innern zu hegen, dem er ſein eigenſtes Weſen aufſchließt, wenn wir die Freiheit anerkennen in dem geheimen Dienſt der Liebe, wie in dem Recht der Eigenheit, warum wollt ihr, die ihr vergebens die bleichen Bilder des Todes dem neuen Leben entgegenſetzt, es uns verweigern, den großen Geiſt der Menſchheit anzubeten, deſſen Flügelſchlag ihr in dem Beben eures eignen Herzens ahnt.

J. S.

Tagebuch.

I.

Frankreich und die Ereigniſſe in Preußen.

Paris, Anfangs Mai.

Die Berliner Ereigniſſe ſind auch hier in Paris an der Tagesordnung, und beſchäftigen jedenfalls die denkenden Franzoſen mehr als Alles, was gegenwärtig in Frankreich und überhaupt in ganz Europa geſchieht. Es beherrſcht ſie das Gefühl, daß in dieſem Augenblicke die Weltgeſchichte ihren Sitz in der Hauptſtadt Preußens aufgeſchlagen hat, und in dieſem Gefühle folgen ſie den dortigen Vorgängen Schritt für Schritt mit einer Aufmerkſamkeit und einer Theilnahme, als ob ſich ihr eigenes Geſchick in ihnen entſcheide. Das faſt allgemeine Urtheil iſt, daß bis jetzt die preußiſchen Stände mit ebenſo viel Freiſinnigkeit als Klugheit gehandelt haben. Neben dieſer Grundanſicht treten dann natürlich, je nach den Parteien, die verſchiedenartigſten Einzelnanſichten hervor. Doch ſind ſelbſt die entgegengeſetzteſten Parteien noch über einen anderen Punkt ziemlich einverſtanden, und zwar den, daß ſowohl der König als die Stände eine feſte Stellung angenommen haben. Und zwar der König diejenige, in der er ſagt: Ich — habe allein das Recht über die Geſetzgebung des Staates zu entſcheiden; — und dieſem Ausſpruche gegenüber ſehen ſie die Stellung der Stände in dem Ausſpruche des Abgeordneten von Aachen, der ſagte: „Nicht nur Gnade, ſondern Rechte nehmen wir in Anſpruch!“ Je nach den Parteianſichten glauben, hoffen oder fürchten die verſchiedenen Organe der Oeffentlichkeit, daß der König ſich nach und nach zu allen nöthigen Zugeſtändniſſen heranlaſſen, — oder auch, daß er dieſe Zugeſtändniſſe verweigern werde, was denn nach dem Urtheile der Meiſten, zuletzt zu den ernſteſten Verwickelungen führen müßte.

Das iſt in kurzen Andeutungen die Meinung, die ſich hier über die preußiſchen Ereigniſſe ausſpricht. Weniger bedeutend, aber doch intereſſant genug für Deutſchland, iſt dann die allgemeine Stimmung der Franzoſen, die ſich bei dieſer Gelegenheit Deutſchland gegenüber bekundete. Wir geſtehen es mit Freuden zu, auch nicht ein einziges Organ der Oeffentlichkeit in Frankreich, hat es verſucht, was in dieſem Augenblicke in Berlin geſchieht, zu bemakeln, zu beſpötteln, zu verkleinern, zu belächeln. Die Franzoſen ſind ſonſt ſtets bei der Hand, Allem

die lächerliche Seite abzugewinnen. Ihre kleinen Tagesblätter ſtehen ordentlich auf dem Anſtande, um jede Schwäche, die ihnen in den Weg kommt, an's Tageslicht zu ziehen und ſie ihren Leſern zum Beſten zu geben. Nicht Eins hat ſich an die Berliner Ereigniſſe gewagt. Daß auch dieſe ihre ſchwachen Schattenſeiten haben, wird wohl Niemand leugnen. Aber ſie treten ſo in den Hintergrund, daß ſelbſt der lachluſtigſte Redacteur des Charivary und Corſair, ſich von dem Ernſt der deutſchen Begebenheiten beherrſcht und ergriffen fühlte. Es freut uns dies ſagen zu dürfen, und um ſo mehr, als wir ein ſolches Ergebniß kaum hofften. Es freut uns, denn es bekundet, daß die Franzoſen den unendlichen Fortſchritt, den Deutſchland in den letzten Tagen gemacht hat, vollkommen erkennen und würdigen. Es freut uns, denn dieſe Erkenntniß und Würdigung wird mehr dazu beitragen, zwei tüchtige Völker zu wechſelſeitiger Achtung zu zwingen, als Alles was man vom theoretiſchen Standpunkte aus über die Nothwendigkeit eines Einverſtändniſſes zwiſchen beiden, eines geiſtigen Bündniſſes ſagen könnte. Das iſt eine Wohlthat für Beide, und wird Früchte tragen dies- und jenſeits des Rheins.

Die Franzoſen ſind ein praktiſches Volk, und daher kam es, daß ſie ſich bis jetzt oft über den Patriotismus der Deutſchen luſtig machten, da ſie nicht recht einſehen, wie man ſich für ein Land begeiſtern könne, in dem ſo mancher Mißſtand herrſche. Sie lachten, wenn wir nur von Hoffnungen, nur von der Zukunft ſprachen; ſie fangen gegenwärtig an, zu glauben, daß dieſe Wechſel, die da deutſche Vaterlandsliebe hoffnungsvoll auf die Zukunft ausſtellte, nicht zurückgewieſen werden. Und ihre früheren Zweifel ſind gegenwärtig, wo dieſe deutſchen Hoffnungen anfangen ſich zu verwirklichen, nur Urſache, daß ſie jetzt von einem Tage zum andern, nur um ſo raſcher und um ſo unbedingter unſer Vertrauen theilen. Und wenn ſie uns früher oft für Träumer hielten, die in den Wolken der Einbildung lebten, ſo fangen ſie jetzt an zu glauben, daß, was ihnen früher nur als Träumerei erſchien, am Ende Nichts als ein ſicherer Blick in die Zukunft, eine vorausſichtige Würdigung der da kommenden Ereigniſſe war. Mit einem Worte, die Achtung der Franzoſen vor deutſchem Weſen, die bis jetzt in gewiſſer Beziehung nur theoretiſch war, tritt jetzt bei ihnen in das Feld der thatſächlichen Anerkennung über. Deutſchland hat in den letzten vierzehn Tagen bei den Franzoſen um tauſend Prozente gewonnen.

Wir wollen hoffen, daß die kommenden Ereigniſſe dieſen Gewinn nicht wieder gefährden; wir wollen hoffen, daß die preußiſchen Stände und das preußiſche Volk die Ruhe, den Ernſt und die weiſe Entſchloſſenheit bewahren, die ſie bis jetzt gezeigt haben. Geſchähe das Gegentheil, ſo würde ſich ſehr bald auch wieder die Wirkung im Auslande zeigen. Die ganze franzöſiſche Nation ſieht mit Wohlwollen nach Deutſchland hin. Das verhindert nicht, daß es auch Leute genug gibt, die Deutſchland lieber ſchwach ſähen als mannbar und kräftig; die dem deutſchen Geiſte und Wirken viel lieber, wie Victor Hugo, die „Nebel der Poeſie und Philoſophie" zugeſtehen, als ſeinen begründeten Einfluß auf der feſten Erde und die einfache Proſa der politiſchen Ereigniſſe des Lebens. Zu dieſen gehören insbeſondere die demokratiſchen Nachzügler des Kaiſerthums und vielleicht auch nicht Wenige der praktiſchen Staatsmänner der Bourgeoiſie, des Julikönig-

thums. Die ersteren fürchten, daß ein mächtiges Deutschland die Führerschaft Frankreichs in den Angelegenheiten des Continents gefährden könne; die Letzteren würden durch ein halbdemokratisches Deutschland in ihren politischen Combinationen, in ihren dynastischen Hoffnungen gestört werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese wieder sehr laut werden würden, sobald Deutschland sich schwach zeigte oder auch sich in seinem Streben nach Fortschritt und Recht überschlüge. Sie stehen in ihrer Art ebenfalls auf dem Anstande, und würden unsern Fehler sicher zum Besten ihrer Ansichten, für ihre Hoffnungen, gegen ihre Befürchtungen benutzen. An uns liegt es, ihnen zum Voraus das Spiel zu verderben. Und dies wird sicher geschehen, wenn das deutsche Volk, wenn die Preußen und ihre Stände insbesondere denselben Ernst, dieselbe Einsicht, dasselbe Rechtsgefühl und dasselbe männliche Auftreten bekunden, die bis jetzt in den ersten Schritten des Landtages nicht zu verkennen sind; — wenn sie dem Ziele unaufhaltbar zustreben, das bis jetzt angedeutet ist: Rechte und nicht nur Gnade!

Die neuesten Nachrichten aus Berlin haben freilich schon manches Kopfschütteln hervorgerufen. Die „Emeute“ hat ihr Haupt erhoben. Die Franzosen wissen aus Erfahrung, von welcher Bedeutung dieselbe in den Zeiten der Revolutionen waren. Sie wurden in gewisser Beziehung die Triebwerke der Revolution. Die Freunde und Feinde des Fortschrittes ließen sich durch sie lenken, die Einen von ihr forttreiben, die Andern von ihr zurückscheuchen. Aber ein mannbares Volk darf nur nach Gründen handeln, und Emeuten sind keine. Wer sich durch sie auch nur ein Haarbreit aus seinem Gleise lenken läßt, steht nicht mehr im Boden seiner Kraft, sondern liegt wie ein gebrochener Ast an der Erde, jedem Winde Preis gegeben. Zeigen wir, daß wir nicht von dem Holze sind, das ein erster Hauch bricht und hin und herschleudert. Jede Partei hat die Pflicht gegen sich selbst, trotz aller Emeuten, so zu handeln, als ob sie gar nicht stattgefunden. Wer die Geschichte der Revolutionen kennt, weiß, daß hierin die erste, die unerläßlichste Bedingung für ein Volk und auch für jede Partei liegt, nicht in die Hand des Zufalls, oder besser, nicht in die Hand der Hefe des Volkes, die stets zu Emeuten bereit ist, zu fallen. Gilt es den Kampf, den berechtigten, den nothgezwungenen Kampf für die heiligsten Rechte, für Vaterland und Gesetz, so ist es Pflicht zu kämpfen. Wo aber nur wilde Gesetzlosigkeit die Losung ist, da muß dem Gesetze die Gewalt bleiben!

J. —y.

II.

Aus Berlin.

I.

Die Polemik gegen Biedermann. — Ein Hausmittel des Prof. Huber. — Wer abonnirt auf den Janus? — Görres.

Die Allg. Preuß. Zeitung hat sich in mehren Artikeln die Mühe genommen, die Ansichten zu verspotten, welche Prof. Biedermann über den gegenwärtigen Landtag

veröffentlicht hat. Der Mittelpunkt dieſes Spottes iſt der: Du ſiehſt, daß man deine Rathſchläge nicht befolgt, alſo gib dich zufrieden.

Das iſt ein wohlfeiler Spott, der mehr ſeinen Urheber trifft, als den, gegen welchen er gerichtet iſt. Bei der Beurtheilung eines Rathes kommt es nicht darauf an, ob man ihn befolgt hat, ſondern ob er vernünftig iſt.

Biedermann hat der Regierung wie den Ständen gegenüber ſeine Anſichten ausgeſprochen und durch Gründe motivirt. Der Regierung ſagt er: ändere deine Verfaſſung nach dem Rechtsboden, d. h., den alten Verſprechungen ab, ſonſt ſäeſt du eine Saat des Mißtrauens und der Unſicherheit, aus der einſt bittere Früchte aufgehen müſſen.

Den Ständen: ſtellt euch feſt auf euren Rechtsboden; erklärt ehrerbietig, aber beſtimmt und ohne Schwanken, ſonſt begebt ihr euch entweder in den Stand der Gnade oder eines unehrlichen Kampfes, und haltet die Rechtsentwickelung der preußiſchen Verfaſſung auf Jahrzehende auf. — Der Erfolg iſt ein anderer geweſen. Die Regierung hat ihre Verfaſſung nicht modifizirt, wenigſtens nicht im Weſentlichen; die Stände haben keine feſte Erklärung abgegeben. Sie haben zwar ihre Rechte verwahrt, aber zugleich ſich auf die ſubjective Einſicht der Krone berufen. Wenn nun die A. P. Z. deshalb über den Rathgeber ſpottet, weil ſein Rath nicht befolgt iſt, ſo kann man nur ſagen: Man ſoll den Tag nicht vor den Abend loben. Durch die Erklärung der Stände iſt allerdings die Gelegenheit vorübergegangen, auf eine ehrliche, würdevolle Weiſe dem Streit der Meinungen ſeinen Ausdruck zugeben. Der Kampf iſt darum noch nicht zu Ende.

Sie wiſſen übrigens, daß ich mit dem Urtheil B's über die Adreſſe vollkommen übereinſtimme. „Sie ſcheint die Rechte der Stände und des Volks wahren zu wollen, aber im gleichen Augenblick nimmt ſie das Halbgeſagte wieder zurück, gibt ſie die Rechte der Stände und des Volks wieder preis, indem ſie dieſelbe von der zweifelhaften ⅔ Majorität in beiden Curien und von dem guten Willen des Königs abhängig macht.“ Wenn nun B. hinzuſetzt: „Auf dieſe Adreſſe braucht die Krone gar nicht zu antworten, denn es wird ja darin nur geſagt: *wenn* die Verſammlung ſich überzeugen ſollte, daß einzelne Erweiterungen des Patents vom 3. Febr. nöthig wären, ſo werde ſie um ſolche *bitten*. Die Krone kann dieſe *Bitten* ruhig abwarten und darauf thun, was ihr gut dünkt; die Verſammlung muß und wird nach dieſer Adreſſe an ihre Geſchäfte, an die Berathung der königlichen Propoſitionen gehen, und die *thatſächliche* Rechtsverwahrung für den äußerſten Fall — durch eine Incompetenzerklärung — iſt damit aus der Hand gegeben,“ ſo iſt der Erfolg zwar ſcheinbar ein anderer geweſen, die Krone hat allerdings geantwortet; ſie hat, wenn auch indirect, ſich auf die in der Adreſſe niedergelegte Verwahrung bezogen, ſie hat in Beziehung auf die Wiedereinberufung des Centrallandtags eine Erklärung abgegeben, die man immerhin als eine Art Conceſſion betrachten kann. Aber die Bildung einer conſtitutionellen(?), im Prinzip einigen Oppoſition, iſt allerdings vorläufig verſcherzt. Die conſervative Partei, die natürlich conſervativer iſt als die Regierung ſelbſt, theilt unſere Meinung über den Ausfall der Adreßdebatte keineswegs. Was wir als eine Niederlage der conſtitutionellen Partei anſehen, dieſe halbe, unlogiſche

Adreſſe, die in demſelben Augenblick Verwahrung in Betreff ihrer Rechte einlegt, wo ſie die Sache mit Vertrauen der Einſicht des Gouvernements anheimſtellt, ſieht der „Janus“ in ſeinem 15. Heft als eine Niederlage der conſervativen Partei an. Dieſe hätte nicht weniger als Alles verſäumt, verſäumt, ſich am Anfang der Debatte zu organiſiren; verſäumt, durch eine offizielle Erklärung die ganze Adreßdebatte abzuſchneiden; verſäumt, die Vermeidung jeder Zuthat, welche als Demonſtration gegen die gegebene geſetzliche Grundlage gedeutet werden könnte, zur conditio sine qua non zu machen. Der Arnim'ſche Vorſchlag wird als die äußerſte Grenze der Conceſſion bezeichnet, die man vielleicht machen dürfte, und die Partei heftig darüber angefahren, daß ſie den Moment, wo derſelbe im Begriff war, durch Ueberraſchung angenommen zu werden, vorübergehen ließ; das Gouvernement wird geſcholten, daß ſie die Adreſſe überhaupt an den König kommen ließ. Die Adreſſe wird geradezu als Anfang einer Reihe von Uſurpationen genannt. Und was verlangt der Herr Profeſſor nun weiter? Eine Demonſtration von Seiten der Krone, entſchieden genug, um keinen Zweifel mehr Raum zu laſſen (die iſt ſeitdem erfolgt, wenn auch nicht ganz mit der Schärfe, die der Janus wünſcht); dann keine weitern Conceſſionen irgend einer Art in Form, Ton, Haltung oder Sache, oder gar jene unſeligen falſchen Vermittelungen, wo Nichts mit Ehren und Nutzen zu vermitteln iſt, und zuletzt aller Vortheil den Feinden anheim fällt. Entſchiedenheit allein zieht die Schwankenden an.

Bravo, Janus! Wenn das doch die liberale Partei beherzigen wollte!

Uebrigens iſt einer der Hauptfehler der Conſervativen der geweſen, nicht auf den Janus abonnirt zu haben. Huber ſagt mit dürren Worten: „Welche Aufnahme, welche Unterſtützung hat in conſervativen Kreiſen das gefunden, was von Seiten der conſervativen Preſſe (ihrer frühern Thätigkeit nicht zu gedenken) in den letzten Wochen zu ſolcher Verſtändigung und Vorbereitung geſchehen iſt? Hat man wenigſtens in der elften Stunde das ABC des politiſchen Lebens begriffen, wonach Jeder, der eine politiſche Meinung und ein entſprechendes Intereſſe hat, irgend ein wohlverwandtes Organ der Preſſe nach dem Maß ſeiner Mittel zu unterſtützen verpflichtet iſt, auch wenn er ſelbſt in ſeiner Weisheit deſſen unmittelbar gar nicht zu bedürfen glaubt?“ Hinc illa lacrymae! —

Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß auch in dieſer Frage die verſchiedenen Nüancen der Conſervativen ſich zu nähern anfangen. Görres, der alte Preußenfeind, hat ſich diesmal in ſeinen hiſtoriſch-politiſchen Blättern Heft VIII. im Sinne der preußiſchen Büreaukratie ausgeſprochen. — Was nun das Urtheil der draußen Stehenden überhaupt betrifft, ſo muß man nicht vergeſſen, daß in der Thätigkeit des Landtags zweierlei zu ſcheiden iſt: die Debatte ſelbſt und der Ausgang. Die erſte zeigt, daß wir im Schooß unſerer Stände politiſche Charaktere haben, die mit denen Englands und Frankreichs wetteifern können; ſie ſetzt dem Volk klar und beſtimmt die Sachlage auseinander, und gibt ihm einen Maßſtab für die Zukunft. Eine künftige Verſammlung wird die Frucht einernten, die jene Männer geſäet. Die gegenwärtige Verſammlung in ihrem gros hat allerdings durch den Ausgang der Debatte gezeigt, daß ſie in ihrer politiſchen Bildung noch keineswegs reif zu nennen iſt.

2.

Herr von Vincke und seine provinziellen Tendenzen. — Die Beschuldigungsfrage. — Ein Beispiel aus dem Militärstand. — Die 150 Protestanten. — Politische Fehlgriffe.

In den Begebenheiten der letzten Woche muß man seine Aufmerksamkeit theilen zwischen der öffentlichen Thätigkeit der Stände und den geheimen Bewegungen der liberalen Opposition. Es sind Propositionen von der höchsten praktischen Wichtigkeit vorgekommen: über das Verbot des Brantweinbrennens, der Kartoffelausfuhr u. s. w. Die Versammlung hat im Ganzen mit Einsicht und patriotischer Gesinnung diese bedeutenden Fragen erledigt. Die prinzipielle Trennung hat, wie billig, auf diese praktische Debatte keinen Einfluß gehabt. Dennoch ist Einzelnes vorgekommen, was wir beklagen müssen. Ich meine nämlich die Neigung zu einer Separation provinzieller Interessen, die der preußische Staat stets bekämpft hat, aber die gegenwärtige Versammlung vorzugsweise zu bekämpfen den Beruf hat. Sie hat sich namentlich bei den westphälischen Ständen, und, was um so gefährlicher ist, bei den Führern derselben — v. Vincke und v. Beckum-Dolffs — geltend gemacht. Nicht nur in der egoistischen Wendung der Frage, welche diese Männer der Proposition über die Unterstützung ständischer Hülfscassen gaben, sondern auch in dem Gewicht, welches auf den Einfluß der Theilnahme der Provinzialstände an der Verwaltung der Provinz gelegt wurde, zeigt sich diese föderalistische Tendenz — unbedingt die verderblichste für das Gedeihen des preuß. Staats, die feindseligste gegen den wahren Liberalismus. Die Stände Westphalens haben allerdings den Ruhm, sich hier von ihren Führern getrennt zu haben; allein schon das Auftreten solcher Tendenzen ist bedenklich. Auch hier gebührt den Rheinländern der Ruhm, mit Entschiedenheit die Sache der Centralisation, das wahrhaft constitutionelle Staatsleben vertreten zu haben.

Man möchte überhaupt dem ausgezeichneten Redner, den ich vorhin erwähnte, die Warnung zurufen: daß ohne Hingebung an das allgemeine Interesse auch das glänzendste Talent für ständische Verhältnisse ohne Frucht ist. Möge Herr v. Vincke nicht in die traurige Lage kommen, die Rolle eines Boissy, oder, wenn er sich lieber mit einem höher Begabten vergleichen will, eines Brougham zu spielen.

Sehr erfreulich dagegen ist die Freiheit, mit welcher sich die Versammlung im Ganzen in Beziehung auf die ständischen Sonderinteressen bewegt hat. Die Brennereifrage schnitt tief in die Eigenthumsverhältnisse der Ritterschaft ein, und mit einer nicht genug anzuerkennenden Aufopferung hat diese ihre Interessen den allgemeinen aufgeopfert.

Eine sehr wichtige Frage ist neuerdings in Anregung gekommen: die Frage über die Art und Weise, wie man die Bescholtenheit der Personen, auf deren Ausschließung von dem Landtag angetragen wird, constatiren soll. Wie es bisher damit gehalten war, daß ein Anklagestand, in den ein Ständemitglied gesetzt war, das Gouvernement berechtigte, dessen ständische Functionen zu inhibiren (ein Fall, wie er sich mit dem Rheinischen Abgeordneten Brust zugetragen hatte, und wie er gegenwärtig bei dem Schlesischen Grafen Reichenbach vorlag), sah sich, wenigstens der Möglichkeit nach, das Gouvernement in den Stand gesetzt,

die Wirksamkeit eines jeden Mißliebigen zu hemmen, denn wer steht so sicher, daß ihn nicht irgend eine Anklage treffen könnte. Die gegenwärtige Proposition der Regierung — das Urtheil über die Bescholtenheit einer Jury von Standesgenossen zu überlassen, erregte doch manche Bedenken. Es ist z. B. bekannt, daß bei dem Officierstande Begriffe über Ehre herrschen, die bei den übrigen Ständen keineswegs Beifall fanden. Man machte darauf aufmerksam, daß z. B. die Ausstoßung des Lieutenants Anneke aus dem Militairstand auf Gründen basirt habe, die manchen in der Versammlung stolz machen würden, neben einem solchen „Bescholtenen" zu sitzen. Man erinnerte an die Aufnahme O'Connel's im englische Parlament. Es war dies eine Frage, in der sich alle constitutionell Gesinnten von den verschiedensten Fractionen begegnen mußten. Am entschiedensten sprachen sich im liberalen Sinne aus: der preußische Abgeordnete v. Bardeleben und der rheinische Abg. Hansemann. Uebrigens war auch bei dieser Debatte, wie bei so mancher andern, eine gewisse Unsicherheit in dem augenblicklichen Entschluß nicht zu verkennen.

Was über die nicht officielle Thätigkeit der liberalen Opposition mitgetheilt werden muß, hat wenig Erfreuliches. Es handelt sich um das öffentliche Geheimniß der Vinckeschen Protestation gegen die in der Antwort des Königs ausgesprochenen Ansichten über den Rechtsboden der neuen Verfassung, die — bis jetzt von 150 Mitgliedern unterzeichnet — dem Landtagsmarschall übergeben, der Versammlung angetragen, und wenn sie hier, wie zu erwarten steht, die Majorität nicht erlangt, als Spezial-Protest der Unterzeichner in das Landtagsprotokoll niedergelegt werden soll.

Was würde ein solcher Schritt für Folgen haben, wie die Sache gegenwärtig steht? Die Schwäche der liberalen Partei vollends sichtbar machen und das Einverständniß mit der Krone, durch welches *für jetzt* allein etwas gewirkt werden kann, auf eine um so bedenklichere Weise stören, da die vom Gouvernement unterstützte Partei dadurch ihre Stärke kennen lernt. Was wollen die protestirenden Mitglieder thun, wenn sie in der Minorität bleiben? *Jetzt* austreten, nachdem sie sich auf Alles eingelassen haben? das wäre unter diesen Umständen eine reine Caprice und hätte keinen andern Sinn, als — die liberale Partei noch weiter zu schwächen. Nicht austreten? Dann ist der Protest kindisch.

Einzelne Führer von den Rheinländern sollen sich haben verleiten lassen, diesem Protest beizutreten. Mögen sie nicht, durch einen falschen Point-d'honneur verleitet, sich in eine Bahn begeben, die nicht die ihrige sein kann. Denn was bleibt jetzt, nach Beendigung des prinzipiellen Rechtsstreits, den Ständen übrig? Nach bestem Gewissen und nach bester Einsicht sich auf die Detutverhandlung einlassen; den Kampf um das Prinzip aber auf die nächste Versammlung vertagen, die schon eine bessere Vorschule hat.

Unglaublich ist das Gerücht, das Gouvernement beabsichtige die protestirenden Mitglieder von dem Landtag auszuschließen. Ein solcher Schritt würde der Sache eine neue Wendung geben, aber nur zum Nachtheil der conservativen Partei.

Neukölln.

3.

Zur Charakteriſtik der Landtagsredner. — Parlamentariſche Gewohnheit der Rheinländer. — Herr von Vincke. — Herr Gier. — Graf Arnim u. ſ. w.

Es dürfte Ihnen nicht unintereſſant ſein, einige Notizen über die bisher abgelegten Proben parlamentariſcher Beredſamkeit auf unſerm Landtage zu erhalten, ſo wie über die bisher am meiſten als Redner ſich hervorthuenden Mitglieder deſſelben. Vor allem muß bemerkt werden, daß es für den Außenſtehenden nicht möglich iſt, aus den Berichten der Zeitungen allein das redneriſche Talent eines Abgeordneten richtig zu beurtheilen. Eine Rede kann beim Leſen den größten Effect hervorbringen, die wegen Schwäche und Undeutlichkeit des Organs, wegen Mangelhaftigkeit des Vortrags faſt ſpurlos an der Verſammlung vorübergegangen iſt. Die Abgeordneten der Rheinprovinz ſind am meiſten wegen ihres großen Talentes gefeiert worden und theilweiſe auch mit Recht. Jedoch iſt zu berückſichtigen, daß es auf dem rheiniſchen Provinziallandtage auch geſtattet iſt, Reden vorzuleſen, und daß daher mehrere rheiniſche Deputirte ſtets mit einem Concepte auf der Rednerbühne erſcheinen, durch deſſen mehr oder minder häufiges zu Rathe ziehn der Eindruck der Rede oft ſehr geſtört wird. Dies findet hauptſächlich auf Herrn Meviſſen Anwendung, deſſen Reden in den Zeitungen höchſt effectvoll, auf dem Landtage aber von geringem Erfolg ſind. Auch Herr Camphauſen ſpricht weder völlig frei, noch fließend. Dagegen iſt Herr v. Beckerath betreffs rethoriſchen Schwunges und Schönheit der Sprache, die durch einen würdevollen Vortrag noch gehoben werden, der erſte Redner des Landtags. Völlig frei und aus dem Stegreif ſpricht Herr Hanſemann, dabei höchſt kraftvoll und in oft draſtiſch ergreifender Weiſe. Er trifft vielleicht von allen Rednern am meiſten den Ausdruck, wie er dem ſich ſeiner Rechte bewußten Volksvertreter zukömmt. Weniger beredt, als die Vorgenannten, aber von großem Einfluß unter den rheiniſchen Abgeordneten iſt Herr Aldenhoven. Unter den weſtphäliſchen Abgeordneten hat ſich bisher nur einer wahrhaft hervorſtechend bewieſen, dieſer eine nimmt aber auch einen der erſten Plätze auf dem ganzen Landtage ein. Es iſt Herr v. Vincke, den wir meinen, wie man leicht errathen wird. Seine Reden, die gedruckt von großem Intereſſe ſind, ſind von einem noch viel größeren Einfluß auf die Verſammlung. Er ſpricht ſtets ganz frei, dabei ſehr ſchnell, jedoch vollkommen deutlich, ſeine Deductionen ſind von ſchlagender Schärfe, ſein Angriff von unwiderſtehlicher Gewalt. Er iſt Ariſtokrat, aber im guten, etwa engliſchen Sinne, und beſitzt eine unerſchütterliche Feſtigkeit des Charakters. Von den Weſtphalen iſt Herr v. Bockum-Dolffs noch rühmlichſt zu erwähnen. Aus Sachſen wüßte ich keinen zu nennen, es müßte denn Herr Gier, Bürgermeiſter Mühlhauſens, mit ſeiner beharrlichen Tendenz, die Zeit der Landtagsſitzung möglichſt zu verkürzen, ſein. Jedoch hatte Herr Gier bis jetzt noch nicht Gelegenheit ſein ohne Zweifel coloſſales Talent gnügend zu entwickeln. Brandenburg hat ſich in der zweiten Curie noch nicht bewährt. Von den Herren dieſer Provinz hat der Graf v. Arnim eine unleugbar große parlamentariſche Gewandtheit bewieſen. Unter den Schleſiern zeichnet ſich Herr Milde aus, kann jedoch mit den eminenten Rednern

der westlichen Provinzen nicht verglichen werden. Seinen sonst eindrucksvollen Reden fehlt sowohl in Form als im Vortrage Politur und Feinheit. Ein Talent, obwohl noch nicht klar zu beurtheilen, ist der Fürst von Lychnowski. Die Pommern besitzen in dem Grafen v. Schwerin einen guten Redner, der seine Gedanken in klarer und bündiger Weise auszudrücken versteht. Von den Posenschen Deputirten hat Herr Naumann, Oberbürgermeister von Posen, den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht entsprochen. Seine Haltung ist eben so unklar, als seine Reden. Den Deputirten der Ritterschaft dieser Provinz mangelt schon die gnügende Herrschaft über die Sprache, um als Redner Bedeutendes zu leisten. Doch ist Herr v. Kraszewski nicht ohne Erfolg aufgetreten. Die Preußen haben ihren großen Ruf bis jetzt noch nicht genügend gerechtfertigt. Jedoch hat Herr v. Auerswald sich als eines der einflußreichsten Mitglieder des Landtags gezeigt. Er verbindet Feinheit und Mäßigung der Rede mit großer Gewandheit, Geistesgegenwart und Schärfe der Dialektik. In der Versammlung ist sein Auftreten stets von Erfolg. Höchst ungerechter Weise ist von der radikalen Seite her die Festigkeit seiner Gesinnung verdächtigt worden. Die Folge wird die Grundlosigkeit dieser Begriffe beweisen. Die Herren v. Brünneck, v. Bardeleben und v. Saucken-Tarputschen sind bis jetzt von den übrigen preußischen Abgeordneten die, welche noch am häufigsten aufgetreten sind.

D....

III.

Aus Schwerin.

Anfangs Mai.

Die Stadt und ihre Umgebungen. — Neue Bauten. — Straßenleben. — Geselligkeit. — Geistige Ohnmacht. — Theater.

Häufige Correspondenzberichte aus Schwerin dürften für den Schreiber, wie für die Leser gleich ermüdend sein; so einmal aber mag es zur Abwechselung wohl hingehen. Will man Schwerin mit strenger Gerechtigkeit loben, und da es meine Vaterstadt ist, möchte ich dies gern thun, so muß man sich an dessen Aeußeres und gar an seine Umgebung halten. Letztere ist in der That überaus reizend. Dies wurde mir erst recht klar, als ich dieselbe nach mehrjährigen Reisen jüngst wieder erblickte. Eine Kette großer klarer Seen, mit lachenden Ufern umschließt fast den ganzen Ort. Die Kunst hat es verstanden, diese Vorzüge der Natur zu benutzen, und geschmackvolle parkartige Anlagen ziehen sich an den Seiten der Stadt oft über eine halbe Meile weit fort, und begrüßen den Wanderer, der von Berlin und Rostock kommt auf das freundlichste. Laub- und Nadelhölzer, mit verschlungenen Pfaden durchhauen, große, gut erhaltene Rasenplätze, Blumengärten aller Art, Treibhäuser, Pavillons auf kleinen Hügeln, von denen man manche überraschende Aussicht hat, wechseln mit dem klaren Gewässer der vielen Seen auf wohlthuende Weise. Geschmackvolle Landhäuser mit hübschen Privatgärten, unter denen besonders die neuerbaute „Paulshöhe" des Generals von Elderhorst rühmend zu nennen ist, liegen zerstreut umher und geben so dem

Ganzen noch mehr Abwechselung und buntere Färbung. Auch die Stadt selbst, obgleich in ihren älteren Theilen nur aus krummen, engen Straßen, mit häßlichen, hölzernen Häusern bestehend, hat in letzter Zeit gar mannigfache Verschönerungen erhalten, und wer sie seit zehn Jahren nicht gesehen, dürfte sie zum Theil kaum wieder erkennen. Oeffentliche Gebäude, wie das Regierungsgebäude, das Schauspielhaus, das Arsenal, der Marstall, das neue Amthaus und noch mehrere andere sind neu entstanden, ganze Straßen sind fast gänzlich umgebaut, ja sogar ein neuer, ziemlich bedeutender Stadttheil „die Paulsstadt" ist angelegt worden. Die Bevölkerung der Stadt ist in den letzten Jahren von 13,000 auf 30,000 Einwohner gestiegen und ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Da Schwerin der Knotenpunkt dreier mecklenburgischen Eisenbahnen sein wird, von denen eine, die von dort über Hagenow nach Hamburg führt, schon vollendet ist, so kann man mit Recht hoffen, daß der ganze Ort einer erfreulichen Zukunft entgegengeht; wie denn auch jetzt schon der Grundbesitz daselbst einen sehr hohen Werth erreicht hat. Der Schöpfer aller dieser Neuerungen, der während seiner fünfjährigen Regierung für den Ort fast mehr gethan, als seine Vorgänger zusammen, ist der 1842 verstorbene Großherzog von Mecklenburg, Paul Friedrich. Sein jetzt regierender Sohn, Friedrich Franz, ist hierin in des edeln Vaters Fußtapfen getreten, und setzt, obgleich mit Berücksichtigung der Kräfte des Landes, das begonnene Werk eifrig fort. Auch das Straßenleben der Stadt beginnt allmälig einen Anflug von Großartigkeit zu erhalten; elegante Karossen, schöne Reitpferde, elegante Herren und Damen und geschmackvoll uniformirte Soldaten sind in allen Gassen zu finden, denn der Mecklenburger überhaupt hält viel auf die äußere Erscheinung und Form, und der Schweriner als echter Residenzbewohner, thut lieber hierin zu viel als zu wenig. In den letzten Jahren sind eine Anzahl sehr eleganter Droschken hinzugekommen, um das Rasseln der Wagen, da auch der Postenverkehr sehr bedeutend ist, noch zu vermehren. So viel vom Aeußern, das ich mit Recht loben durfte, und das auch jedem Fremden einen befriedigenden Eindruck machen wird. Ob dieser aber bleiben würde, wenn derselbe so lange verweilte, um auch das geistige und gesellige Leben der Stadt kennen zu lernen, dürfte sehr zweifelhaft sein. Ich glaube, Jeder, der nicht in Schwerin genaue Bekannte von früher hat, und gern in engen, möglichst abgeschlossenen Familienzirkeln weilt, muß sich bei längerem Aufenthalt daselbst unendlich langweilen, denn außer dem Theater und der reizenden Umgegend, bietet der Ort unglaublich wenige Ressourcen irgend einer Art dar, weit weniger als andere Städte, die kaum die Hälfte Einwohner haben. Kaffeehäuser mit Zeitungen, öffentliches Leben, großartige Museen sind Dinge, die in Schwerin kaum dem Namen nach bekannt sind. Alles verschließt sich in seinen vier Pfählen, in Clubs und kleinen Coterien, die aber sehr streng nach Rang und Stand fragen und sich nichts weniger als liberal dem Fremden öffnen. Dieser Rang- und Kastengeist hat eine Höhe erreicht, die man z. B. in Süddeutschland für ganz unmöglich halten würde. Zeichnet sich schon Mecklenburg, dies Land der mittelalterlichen Institutionen, hiedurch auch im hohen Grade aus, so excellirt wieder hierin Schwerin ganz besonders; Rostock, die bedeutendste Stadt des Landes, hat lange nicht so viel davon zu leiden, da überhaupt dort viel regeres geistiges Leben,

Sinn für wiſſenſchaftliche Unterhaltung und Antheil an den Fortſchritten der neueren Zeit zu finden iſt. Doch hat auch Schwerin in den letzten Jahren einige Fortſchritte gemacht, wie z. B. nach dem Muſter der Roſtocker in neuerer Zeit daſelbſt auch eine „Philomatiſche Geſellſchaft“ errichtet wurde. Sind derartige Geſellſchaften und überhaupt eine Vermehrung der geiſtigen Unterhaltung aller Art für irgend einen Ort ein Bedürfniß, ſo iſt dies gewiß für Schwerin der Fall, was bisher ſo auffallend arm daran war. Ueberhaupt iſt es ein großer Nachtheil für die Stadt, daß ſie ſo ſehr wenig literariſche Perſönlichkeiten, die geeignet wären, einem größeren Kreis als Mittelpunkt zu dienen, beſitzt. Faſt Jeder iſt hier Geſchäftsmann und hat für alle andern Angelegenheiten wenig Zeit. Die einzelnen Ausnahmen ſind ſehr ſpärlich und ſtehen ſo vereinzelt da, daß ſie auf das Ganze nur geringen Einfluß ausüben können.

Das Theater iſt im Allgemeinen gut, ja für die Theater zweiten Ranges iſt es ſogar auffallend gut zu nennen. Der Hof gibt eine beträchtliche Unterſtützung, das Abonnement des Publikums iſt nicht unbedeutend, zumal da es Sitte iſt, das Theater recht häufig zu beſuchen, und der Intendant, geheime Hofrath Zöllner, verſteht gut zu wirthſchaften und hat in der Wahl ſeiner Mitglieder ſtets Glück und Geſchmack gezeigt. Als einzelne Perſönlichkeiten ſind rühmend zu nennen Herr Baumeiſter, der als Heldenſpieler und erſter Liebhaber auch an der größten Bühne an ſeinem Platze ſein würde; Herr Gliemann, ein guter Charakterſpieler, und Herr Peters, ein gewandter humoriſtiſcher, nur oft zu ſehr outrirender Komiker. Unter den Damen des Schauſpieles zeichnen ſich beſonders aus: Mad. Parrod, in feinen und namentlich koketten Charakteren des Luſtſpieles ſehr viel Talent zeigend, und eine junge Anfängerin, Fräul. Schröder, die auf gleichem Feld recht gut zu werden verſpricht. In der Oper, über welche ich mir jedoch kein vollgültiges eigenes Urtheil erlauben darf, da ich mich nicht im Geringſten dafür intereſſire, werden die beiden erſten Sängerinnen, Frl. Kirchberger und Limbach, wie auch Herr Hinze, ſehr oft mit Lob vom Publikum genannt.

Dies ein kurzer Umriß von Schwerin, der natürlich auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch machen kann und will.

J. v. W.

IV.

Aus Dresden.

Ende April.

Blicke nach Berlin. — Die Stenographen. — Die Theuerung. — Rötſcher's Vorleſungen. — Unglückliche Gaſtſpieler. — Maria Bayer.

Was wollen Sie mir jetzt aus Ihrem ſtillbürgerlichen Dresden ſchreiben? werden Sie fragen, jetzt, wo die Congeſtionen des politiſchen Intereſſes alle nach Berlin wallen, daß es den Herren dort auf dem Höhepunkte, wo von Oſten und Weſten ſcharfe Blicke ſie ſpähend beobachten, ſchier ſchwindeln möchte. Wir dürfen es zugeſtehen: Berlin iſt gegenwärtig ein deutſches Paris, ob freilich das

Paris der Jetztzeit oder das einer rückwärts liegenden Zeit, die Beantwortung dieſer kritiſchen Frage will ich der vergleichenden Kritik Ihrer Leſer überlaſſen. Aber auch Dresden iſt an den preußiſchen Landtag geknüpft worden, zuerſt als Reſidenz des Fürſten, deſſen königliches Wort: „Vertrauen erweckt Vertrauen," in den anticonſtitutionellen Herzensergießungen der Thronrede vom 11. April von dem preußiſchen Monarchen allegirt ward, und dann ſpäter als Sitz eines ſtenographiſchen Staatsinſtitutes, welches ſeine beſten Kräfte herleihen mußte, damit die preußiſche Staatszeitung in ihren Berichten mit den Verhandlungen der Stände Schritt halten konnte.

Ziemlich unmittelbare Lebensfrage iſt auch hier die allgemeine Noth und Theuerung, wobei die Getraidehandelsbedenken lebhaft beſprochen werden; zwar ſind die Brod- und Kartoffelpreiſe zu einer exorbitanten Höhe geſtiegen; doch iſt es hier noch nicht, wie anderwärts, zu tumultuariſchen Auftritten und Exceſſen gekommen, und man ſcheint die Theuerung als ein ſchweres, aber doch unabwendbares Uebel hinnehmen und die Richtigkeit des Satzes anerkennen zu wollen, daß gerade die anhaltende Höhe der Getraidepreiſe es iſt, welche die Ausſicht auf eine fortdauernde Zufuhr von Außen verbürgt. Nicht unbedeutende Beruhigung gab auch das in dieſen Tagen erlaſſene Verbot des Branntweinbrennens aus Getraide und Kartoffeln.

Iſt auch „Panem et circenses!" nicht Stichwort für die Dresdner, ſo läßt man doch hier die Theilnahme an der Kunſt über der Brodnoth nicht erkalten. Das Bemerkenswertheſte in dieſem Monat waren Profeſſor Rötſcher's dramatiſche Vorleſungen des „Kaufmanns von Venedig," „des Stern von Sevilla" und „des Arztes ſeiner Ehre." (Nicht *eine* deutſche Dichtung fand der Berliner Dramaturg des Vorleſens werth!) Herr Rötſcher wollte in den einleitenden Worten, welche er der erſten ſeiner Vorleſungen voranſchickte, nicht verkennen, daß gerade Dresden ein ſchwieriger Boden für einen erſten, öffentlichen Verſuch in der Kunſt des dramatiſchen Leſens ſei; denn die Erinnerung an Tieck's gewiſſermaßen claſſiſch gewordene Leſeabende war neuerdings durch Holtei und Eduard Devrient wieder aufgefriſcht worden; namentlich hatte der letztere in den verfloſſenen Wintermonaten vor einem größeren Privatzirkel mehrfache Proben entſchiedener Begabung für dieſes eigenthümliche Genre künſtleriſcher Leiſtung gegeben. Unerläßlich iſt dazu vor Allem nicht nur ein nach Höhe und Tiefe gleich ausgebildetes, hinlänglich ausgiebiges Organ, ſondern auch eine vollſtändige Beherrſchung aller dieſer Mittel und eine vorſichtige Oekonomie in deren Anwendung; denn nur bei einem Vorhandenſein dieſer Vorausſetzungen wird es dem Leſer möglich, die einzelnen dramatiſchen Charaktere zu individualiſiren und dadurch für den Zuhörer Umriſſe zu liefern, welche ſeine Phantaſie nach dem Verſtändniſſe der Dichtung zu einem innern Bilde auszufüllen hat. In dieſer Beziehung ſtehen auch z. B. die bekannten Retzſch'ſchen Umriſſe zu den Goethe'ſchen und Shakeſpeare'ſchen Dramen in gleichem Verhältniſſe zu der bildenden, wie die dramatiſchen Vorleſungen zur dramatiſchen Kunſt. Prof. Rötſcher beſitzt nun trotz ſeines dramaturgiſchen Verſtändniſſes doch nicht die nöthige Technik, um die Aufgabe des dramatiſchen Vorleſens befriedigend erfüllen zu können; ſein Organ iſt zwar volltönend, doch in den einzelnen Stimmlagen nicht gleichmäßig ausgebildet; er wird das Tempo

im Ganzen ſchneller wählen und gerade hier im Einzelnen noch merklichere Abwechſelung, mehr Schatten und Licht anbringen müſſen. Es fehlt ſeinem Vorleſen Nüance und Colorit, und beſonders ſtörend iſt es, daß er viele Schlußworte mitunter gänzlich verſchluckt. Doch waren die beiden letzten Vorleſungen gelungener als die erſte; und zum Theil dürfte wohl auch der geringe Anklang und Beifall, welchen jener Verſuch gefunden hat, der Ungunſt des gewählten Locals, ein viel zu hoher Raum, beizumeſſen ſein. Wir wunderten uns übrigens, als beſondern Begünſtiger dieſes Unternehmens, unſern Dramaturgen, Dr. Gutzkow, auftreten zu ſehen, da er der dramatiſchen Vorleſung überhaupt abhold ſein ſoll, und in ſeinem Geſpräche über Theaterſchulen, das im Rheiniſchen Jahrbuche für das Jahr 1846 abgedruckt ward, mit „dem berliner Profeſſor" der Dramaturgie nicht eben glimpflich umgeſprungen iſt. Das Theater überſchwemmt Dr. Gutzkow ſeit einiger Zeit mit einer Gattung ſo untermittelmäßiger Gäſte, daß man ihm bereits nach dem zweiten ein „Ohe! jam satis!" hätte zurufen mögen. Was er eigentlich mit dieſem Experimente auf die Tragkraft der Geduld unſres Publikums beabſichtigt, läßt ſich in der That nicht abſehen; nur die Caſſe wird nicht eben Schwefelätherempfindungen davon haben. Frl. Bayer gaſtirt gegenwärtig in Stuttgart mit einem eben ſo ungewöhnlichen, als gewiß verdienten Beifall: und wir haben am Ende Grund zu fürchten, daß ſie unſrer Bühne dorthin entzogen werden wird — ein Verluſt, der bei dem gegenwärtigen Beſtande der künſtleriſchen Capacitäten des deutſchen Theaters geradehin ein unerſetzlicher ſein würde. Eduard Devrient iſt in dieſen Tagen nach Wien gereiſt.

E. P.

V.

Antiſtändiſches aus Böhmen.

Die Redaction dieſer Blätter hat in Heft 16 den Fehdehandſchuh für uns aufgenommen, welchen ein Correſpondent der Cölniſchen Zeitung uns hinwarf; auch wir ſelbſt jedoch müſſen den Handſchuh unmittelbar aufnehmen, indem wir ein Wort zur Verſtändigung in dieſen Blättern niederlegen, über den Standpunkt, von welchem wir bei Beurtheilung ſtändiſcher Verhältniſſe in Böhmen pflicht- wie ſachgemäß ausgehen.

Uns zu rechtfertigen gegen den impliciten, auch ſchon anderswo — Oeſterreichs Zukunft, 2r. Theil — angedeuteten Vorwurf, es ſei unſere Beurtheilungsweiſe eine hohen Ortes angeordnete, und wir gewiſſermaßen Miethgäule des Beamtenthums — halten wir unter unſerer Würde, wie unter der Würde geſunden Menſchenverſtandes der Leſer dieſer Blätter, an welchen wir appelliren, und es genügt wohl vollkommen an dieſer Appellation, die Anſicht ungeſunden Verſtandes dagegen bleibt uns durchaus indifferent, auch wollen wir uns nicht vermeſſen, unheilbares zu curiren.

Die Correſpondenz — „von ††" — Heft 16 greift uns hart an, nennt unſere Anſichten kauderwälſch, verdächtiget uns als verkappte Radicale u. ſ. w. — wir nehmen das ruhig hin und legen es zu dem übrigen, fragen aber alle

die Herren Von und Zu, ob denn wirklich alles Heil, aller Fortschritt Böhmens sich in jenem Hypothekbau, jenen Straßenbaufragen, und der Aufhebung des Lotto so wesentlich und insbesondere zunächst begründe, da wir uns immer wieder diese Bataillepferde müssen vorreiten lassen, welche die Herren Stände immerfort tummeln in ihren Turneyen??

Wir wollen in eine detaillirte Kritik dieser Gegenstände hier nicht eingehen, doch ist es ziemlich anerkannt, daß die Hypothekenbank, in den proponirten Grundlagen, eben kein besonders dringendes Landesbedürfniß sei, und insbesondere dem eigentlich Hülfsbedürftigen, dem Bauer, so gut als gar keinen Vortheil gewährte, während die großen Gutsbesitzer, vielleicht in der illusorischen, auf ungenaue Notiz gebauten Hoffnung ihre Schulden hinfort nur zu 3 Procent zu verzinsen, dem Projecte ihre warme Unterstützung gewährten, einem Projecte, dessen Complication dem Geschäftsmanne vom Fache hin und wieder unklar schien, so daß die Wette füglich zu gewinnen wäre, daß die gute Hälfte der unterstützenden Votanten, das innerste Wesen, und den Mechanismus des projectirten Institutes, kaum richtig zu definiren vermochte.

Daß Böhmen mit Straßenzügen nach allen Richtungen reich versorgt sei, ist notorisch, und die wirklich landesväterlichen Tendenzen der Herren Stände in Bezug dieser Fragen blieben bisher wenigstens etwas problematisch. Das Lotto endlich, wir geben das zu, wäre besser beseitigt, obschon es viel dringenderes, viel wichtigeres zu bessern, vom unmittelbaren Bereiche der Herren Stände zu beseitigen gibt.

Wir verkennen nicht, daß einzelne der Herren Stände vom klaren Bewußtsein, von durchaus löblicher Humanität und aufopferungsfähiger Tendenz geleitet seien, doch einzelne machen nicht die Körperschaft aus; wir sahen es, wie eben diese einzelnen sich inmitten ihrer Genossen nur schwer Geltung verschaffen konnten; die stürmischen Nachtragsdebatten über die letzte Steuerfrage haben das klar bewiesen. —

Die Majoritäten sind es, mit welchen die Beurtheilung zu thun hat, diese sind es, welche beliebig mitregieren möchten und doch wieder ängstlich zusammenschrumpfen, gilt es einem ernsten Hofdecrete entgegenzutreten; wir protestiren wiederholt gegen solches Regiment, denn unverändert in Ansicht und Grundsätzen sind diese Majoritäten geblieben, auf welche das Bourbonische Charakteristiken sich sehr wohl appliciren läßt, wir Bürgerlichen protestiren gegen das Regiment einer exclussiven Versammlung, deren Glieder nicht einmal nur des Besitzes wegen, sondern von Geburts wegen allein stimmfähig sind, in welcher auch unbärtige Jünglinge über unsere Geschicke zu Rathe sitzen dürfen, blos deshalb, weil ihnen hinkünftig ein Besitz zufallen wird, während ein bürgerlicher, selbst ein adeliger Gutsbesitzer, ist er nicht effectiver Ritter, sich gleich uns von bloßen Embryonen künftiger Besitzer, wie von Hülsen ehemaliger Besitzer schweigsam soll regieren lassen.

Darum können wir uns nie und nimmer der Idee befreunden, solcher Körperschaft uns unterzuordnen.

Das eben ist der große Unterschied zwischen ständischer Verfassung, wie sie leider bei uns besteht und sich geltend macht, und moderner Verfassungen, daß

erſtere als bloße Mitregentſchaft einzelner bevorzugter Intereſſenten waltet, ihre Excluſſivintereſſen daher nie aus dem Auge verliert, und nie verlieren kann.

Mitregentſchaften ſind an ſich unbedingt verwerflich, und es leidet ein ſolches in Bevorzugung wurzelndes Inſtitut ſogar an gänzlicher Unfähigkeit ſich aus ſich ſelber herauszubilden, ſich zeitgemäß zu amplifiziren, wir ſehen es an dem ſtarren, Mißbrauch beſchützenden Hauſe der Lords, was von ſolchen Regierern zu hoffen iſt, und doch erhält dieſes Verjüngungselement aus dem Volk.

Dieſes Ständeweſen gehört einer traurigen, längſtvergangenen Zeit an; zur Zeit ſeiner Entſtehung hatten die Maſſen kein politiſches Bewußtſein, ſie waren Heerde, Eigenthum der Mächtigen vom Schwerdte, dieſe Mächtigen waren das Land, und zogen Schranken dem außerdem allmächtigen Regenten, theilten mit ihm ſich in die Macht, die Städte bildeten ſich als einzelne Civiliſationsoaſen in der politiſchen Wüſte, wurden ſtimmberechtigt durch gewählte Vertreter in den Ständekörpern; und grade dieſes den heutigen Begriffen näherſtehende Element des Ständelebens iſt heute unterdrückt, zur Nullität herabgeſunken, während das andere, vom Ausgangspunkte aus, auf bloßer Kraft rechtsbaſirende Element, ſich heute wieder geltend machen will und Fortſchritt ſpielt, um zur alten Kraft wiederzugelangen, und keinen Verſuch macht, die urſprüngliche Wählbarkeit der ſtädtiſchen Vertreter zu beantragen, um wenigſtens durch den Verſuch, mag er immerhin mißglücken, loyale Geſinnung zu bethätigen, uns zu beweiſen, man halte nicht feſt am ausſchließlichen Ritterthume.

Wir tragen der treffenden Pfeile viele im Köcher, doch wollen wir ſo manche Detailnotiz und Ueberzeugung der Oeffentlichkeit nicht übergeben, aus discreter Schonung; wir geſtehen rühmliche hochzuachtende Ausnahmen willig, ja freudig zu, doch kennen wir die Individualitäten und Spezialitäten der im Ständeſaale zu Rathe ſitzenden Mehrheit, wir kennen ihre abſtruſe Junkergeſinnung, wir kennen ihre Anſicht über die Intelligenz der Mittelklaſſe, ihr Herabſehen auf dieſelbe, die ſie längſt überflügelte, die dort vorherrſchende Unkenntniß des eigentlichen Weſens heutiger Zuſtände, die Halbheit des Wiſſens, das ſich auf flüchtiges Notizenweſen, auf äußerlichen Anſtrich beſchränkt, und die Welthiſtorie in Romanen ſtudirt hat, und wir proteſtiren mit gutem Grunde gegen allen Einfluß bevorzugter Mitregenten auf unſere Geſchicke, wir beugen uns weit williger vor dem Monarchen von Gottes Gnaden, da uns dies Loos nun einmal gefallen, doch einer Verſammlung von Monarchleins, von Adels Gnaden, verſagen wir unbedingt Anerkennung und Gehorſam.

Alles hatte ſeine Zeit, war gut in ſeiner Zeit. — Das Mönchthum war gut und heilſam zur Zeit der Rohheit und Barbarei als Aſyl des Unterdrückten, des ſtillen Denkers der wiſſenſchaftlichen Tradition.

Die grauſame Vehme war bedingt von einer Zeit ohne öffentliche Gerechtigkeit; in einer Zeit verbrecheriſch gewaltſamer Uebergriffe; ſelbſt die Jeſuiten waren gut zu ihrer Zeit, ſie lieferten treffliche Schulmänner.

Heute iſt das anders, die Mönchsrefugien ſind Maſtanſtalten für Müßiggänger, die Jeſuiten werden zum Verdummen andrer verwendet, dienen heute als Löſchhorn, während ſie früher die Leuchte trugen, wiewohl ſtets in gewiſſen Schranken, und ihr leibliches Intereſſe ſtets und ſorglich wahrend.

Dieſe ehemals brauchbaren Inſtitute ſtehen wie morſche Strünke, einſt grünender, längſt gefällter Bäume, kahl und gebleicht im Gefilde und hemmen durch ihr todtes, noch weit verzweigtes Wurzeln die allgemeine Cultur des Bodens; nur Unkraut gedeiht in ihrem Bereiche. Ein ähnlicher Baumſtrunk iſt auch das böhmiſche Ständeweſen in ſeiner alten Form, es mögen einzelne grüne Wurzeltriebe ſchießen, doch nimmer wird es zum Baume; es fehlt ihm der organiſche geſunde Lebensſaft, es bleibt immerdar Strunk.

Sich an das praktiſche, an das ausführbare halten, aller Illuſion fremd, von zwei Uebeln das kleinere wählen, charakteriſirt den Mittelſtand, den emſig regen, den ſchaffenden, ſtrebenden, dem rein verzehrenden, phantaſtiſch träumenden Hochadel gegenüber, der im Opiumrauſche des Beſitzthums das Leben in ſeinen tauſend Verſchlingungen, in phantaſtiſcher Färbung träumeriſch anſieht.

Daß eine Regierung, die bald zum großen Theile und grade an ihren lichten civiliſirten Grenzen umgeben ſein wird von conſtitutionellen Staaten, zu der Erkenntniß gelangen müſſe, ſie könne, ſelbſt in blos materieller Hinſicht, nicht mehr beim Alten bleiben, ſie könne ausgebildete Regierungsorgane nicht mehr enthalten, ſie könne der öffentlichen Meinung das freie Wort nicht mehr verwehren, iſt unleugbar richtig; iſt das erreicht, ſo entfalten ſich die ſchlafenden, unermeßlichen Kräfte Oeſterreichs in jugendlichem Flügelſchlage, Oeſterreich werde vor der Hand was Preußen bis zum 3. Februar geweſen, ein gutverwalteter, rein monarchiſcher Staat; das übrige ſtellen wir vorläufig dem lieben Herrgott und ſeinen Decennien anheim.

Iſt das Schulweſen ein anderes und beſſeres geworden, iſt allſeitige Befähigung und ihre Erprobung jedem Regierungsorgane zur Pflicht gemacht, vermindert ſich auch die Zahl derſelben, in kurzem vereinfacht ſich der ſchwerfällige träge Regierungsmechanismus, das freie Wort findet ſeine Geltung und mancher Hochgeborne, welcher heute der Beſoldungscaſſe zur Laſt fällt, ſcheidet aus, weil Wiſſen und Arbeit zur Parole geworden; nach dieſer vor Allem ſtreben wir als erſtem wirklichſtem Schritt zum Beſſerwerden, und wir vermiſſen ſie in der hohen Ständeverſammlung.

Wir kommen da ganz natürlich auf die Frage zurück, warum denn die Herren Stände das Näherliegende nicht berathen und ſtets am Lotto und ähnlichen Dingen, warum von Aufhebung der Patrimonialgerichte, welche, wie notoriſch, mitunter gräuliche Juſtiz üben, warum von Verbeſſerung der Volksſchulen, beſſerer Dotation der Schullehrer, warum von allgemeiner Robotsaufhebung mit beiderſeitigem Opfer noch nie die Rede geweſen, und doch ſind dies die eigentlich wunden Flecke Böhmens; doch ihre Heilung erfordert ſtändiſche Opfer, die die Zeit zwar rechtlich lohnen würde, vom Ständeſaale alſo iſt da Heilung nicht zu erwarten, man regiert für ſich, nicht für die Geſammtheit, ſelbſt nicht für ſeine eigne Generation der Zukunft. Unſere Stände ſind Intereſſenten einer beſtimmten Gattung, alſo eo ipso für ihre Gattung befangen.

Seit dem vorigen Jahrhundert ſind neben ihnen maſſenhafte Intereſſen aufgewachſen, wenn auch ohne Grundbeſitz, doch in Intelligenz, Kraft und Willen dieſe überwiegend; wo liegt alſo heute die Berufenheit jener Sonderintereſſen, ausſchließend, als privilegierte Kaſte die übrigen zu regieren.

Wir hätten vielleicht theoretisch unrecht, wollten wir wirklichen, wahrhaften Fortschrittsbestrebungen der Herren Stände unsere Theilnahme, unsere Anerkennung versagen, doch ist diese Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit zur Zeit noch zu beweisen; einstweilen verarge man uns den Wunsch nicht, mit all den hohen Herren, die so herablassend, mitleidig auf uns niedersehen, wie jene Riesen auf den kleinen Gulliver, dem Regenten gegenüber auf gleicher Linie zu stehen, in gleicher Nichtberechtigung, diese Gleichheitstheorie gönne man uns, es blieben der Ungleichheiten noch Viele übrig, und weit leichter trägt sich manches Ungemach, wenn es, ein gemeinsames, alle trifft.

Die Ansicht, ist sie auch Täuschung, bedingt den Humor; mancher constitutionelle Staat wird hin und wieder jämmerlich regiert, doch das Volk findet Trost darin, daß seine gewählten Vertreter schlecht mitregieren helfen, dasselbe Motiv, nur im umgekehrten Verhältniß, bestimmt uns, ständische Mitregentschaft nicht anzuerkennen, und die Herren daran zu erinnern, daß zwischen ihnen und der Versammlung zu Berlin der mächtige Unterschied des Wahlprinzips der Bürger- und Bauervertretung liege, darum gilt nicht von jenen, was von diesen.

Möge die bevorstehende Maiversammlung erfreuliche Beweise liefern, unsere hier niedergelegte Bürgeransicht sei voreilig irrsam gewesen; mögen die Herren Beschlüsse fassen zur Abwehr gemeiner Noth, mögen sie sich gemeinsam verpflichten, ihre noch gefüllten Speicher zu mäßigem Preis der hungernden Bevölkerung zu öffnen, mögen sie Verbot der Kornausfuhr von der Regierung erbitten, verzichtend auf ungerechten Gewinn am hungernden Armen — mit Freudigkeit wollen wir sie dann als Väter des Landes anerkennen und achten, so lange jedoch solche Gesinnung nur in einzelnen, wenn auch vielen wohnt, bleibt unsere Ansicht von der Majorität unverändert dieselbe.

Prag, im Jahre des Kornwuchers 1847. **Blase.**

VI.

Aus Wien.

1.

Anfangs Mai.

Eindruck des preußischen Landtags. — Von unten nach oben. — Ständische Besprechungen in verschiedenen Provinzen. — Oeffentlichkeit der Verhandlungen. — Das neue Anlehn. — Das Robotgesetz.

Mehr als das Patent vom 3. Februar hat die Thronrede des Königs tiefe, gewaltige Sensation in unserer Kaiserstadt erregt. Wien ist doch nicht so ganz Metropole des Genusses, wie man's der Welt einreden möchte, wie es in gewissen Kreisen gewünscht wird. Die Zahl der Abonnenten auf preußische Zeitungen hat sich um ein paar Hunderte vermehrt.

In der letzten Zeit ist hier, da jetzt die den Bühnengesang verkeuschende Jenny Lind, Gottlob! fort ist, kein Gegenstand (nicht einmal in der Wiener-Zeitung durch einen „Tendenz-Bären" der haute finance *) unlängst in

*) Herr Anton Falkbeer? Siehe Wiener-Zeitung vom 24. April. D. Red.

Schutz genommene Anlehen von 120 Millionen) so vielfältig, so frei, so rückhaltslos von allen Klassen der Gesellschaft besprochen worden, wie eben jene Rede. Es interessirte die Wiener doch auch einmal zu vernehmen, was ein deutsches gekröntes Haupt durch drei Viertel Stunden „auswendig" reden könne. Diese Auswendigkeit war hier kein geringer Gegenstand des Erstaunens.

Natürlicherweise geht man hier von den preußischen Ständen zu den österreichischen über, und man fängt an über sie mehr wissen zu wollen, als ihre in den Sack der Censur eingenähte Wirksamkeit transpiriren läßt. Ueber der Stände Thun und Lassen enthalten wir uns vor der Hand eines jeden Urtheils. Ihr langgewohnter Egoismus hat Schweres verschuldet; doch auch die langgenährte und fettgezogene Indifferenz des Bürgerthums, das seine Rechte im Schlafe aus den Händen fallen ließ, hat nicht Geringeres verschuldet. Die Stände aber geben nun einmal das erste Lebenszeichen, und darum wollen wir sie willkommen heißen, wir wollen dem Gezwitscher und Gefliege der fünf Lerchen Niederösterreichs durch einige Zeit beobachtend zusehen und zuhören. Regierte unsere Bureaukratie noch von oben herab, wie die preußische, in Gottes Namen! Aber so administrirt sie von unten hinauf, und die oben erledigen nach Exhibiten und Nummern; daher bei den Obern keine Freiheit, keine Selbstbestimmung, kein Selbstanschauen und Selbsterwägen der Verhältnisse und der Zeitfragen.

Zwei Sachen, will uns bedünken, thun vor Allem den Ständen noth:

1) Nach dem Grundsatze „l'union fait la force", und nach dem ebenso wahren Prinzipe, daß ein einseitiger Fortschritt nach der andern Seite hin ein Rückschritt ist, sollten die Stände trachten, ihrem Institute dadurch eine höhere Geltung und größere Wirksamkeit zu verschaffen, daß sie sich mit den andern Ständen der Monarchie in direkten Rapport setzen. Dies war doch schon in frühern Zeiten häufig der Fall; die vereinten böhmischen und mährischen pflegen noch im 17. Jahrhunderte häufig Rücksprache mit den niederösterreichischen Ständen zu nehmen; diese begaben sich als Deputation zuweilen nach Ungarn, oder verkehrten gemeinschaftlich mit den inner-österreichischen und Tyroler Ständen u. s. w. Nur durch eine Simultaneität der Gesinnung können die Stände Vertrauen und Achtung im Allgemeinen erwecken; nur diese politische Harmonie allein vermag die Schüchternen zu ermuthigen, die Lässigen anzueifern, und den Grund zu einer gediegenen parlamentarischen, übersichtlichen Verhandlung der Zeitfragen zu legen. Der sonach erlangte Vortheil wäre unberechenbar und würde die Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen in ganz Oesterreich zur Folge haben müssen. Denn die einige Gesinnung der Stände, von wenigstens allen deutschen Provinzen der Monarchie würde nicht blos eine zerstreute peripherische, sondern eine concrete Central-Macht bilden, die weder ignorirt werden kann noch darf, die aber, um sich selbst zu regeln, zu leiten und zu beschränken, der unbestechlichen Richterweisheit der Oeffentlichkeit, als der besten Repressiv-Censur in der Politik, überantwortet werden muß. Eben deshalb würden wir es vor Allem Andern für unumgänglich nothwendig halten, daß die Stände in kräftiger Weise auf die vollständige Veröffentlichung ihrer Verhandlungen dringen. So lange sie dieses nicht thun, kann die Nation, die außerhalb derselben steht, zu ihrem guten Willen, zu ihrer Intelli-

ganz kein Vertrauen faſſen. Ob ſie dieſe Veröffentlichung nun gleich beim erſten Anlaufe durchſetzen oder nicht, gleichviel — den Wunſch, den Willen dazu müſſen ſie zeigen, wenn ſie nicht wollen, daß man in ganz Oeſterreich glauben ſoll, ſie befänden ſich wohl bei dieſer offiziellen Geheimthuerei, im Gefühle ihrer geiſtigen Armuth oder ihres kurzſichtigen Egoismus. Es genügt nicht, daß ſie von Zeit zu Zeit die Backen voll nehmen und hie und da eine ihrer Schriften mit großem Geſchrei veröffentlichen — um den Geiſt der Inſtitution zu kennen, und uns hiernach mit dem ganzen Gewichte der öffentlichen Meinung auf ihre Seite oder auf die entgegengeſetzte zu ſtellen, müſſen wir Alles wiſſen, was im Schooße dieſer Verſammlungen vorgeht, was dort gethan und geſprochen wird.

2) Sollten die Stände Niederöſterreichs doch endlich mehr thun, als in alten Pergamenten wühlen, in Soiréen frondiren und gelehrte Operate im Petitionsweg an die Hofkanzlei befördern. Es iſt dem am 15. Juni zuſammentretenden niederöſterreichiſchen Landtag eine gute Gelegenheit geboten. Er ſpreche ſein Wort über das letzte Anlehen, gegen alle weiteren Anlehen, die jetzt, nach Ausſpruch der Wiener-Zeitung, à fond perdu gemacht werden, „wenn auch die fragliche Credits-Operation nicht der gebieteriſchen Noth" — „ſondern einer wohlerwogenen Berechnung ihr Daſein zu verdanken haben ſollte." Eine Kritik des Anlehens wäre ſogar Pflicht der Stände, es gehört zu ihrem Reſſort, wegen der vier Millionen Intereſſen, um welche die Steuern bei den ohnehin täglich mehr dem Monopol anheim fallenden, ſo theuern Zeiten erhöht werden müſſen.

Das Mißtrauen gegen die Stände iſt ein leicht begreifliches. Wenn man es aber aus dem Umſtande erklärt, daß bei der in's Stocken gerathenen Frage der Robotablöſung der Grundbeſitz keine Opfer bringen will; ſo bedenke man anderſeits, daß die Regierung ebenſowenig zu Opfern entſchloſſen ſcheint. Ueberall — in Preußen, Sachſen, in Baden und Würtemberg — haben Regierung und Grundbeſitz die Ablöſung durch Beiſteuer erleichtert. Nur bei uns ſoll wieder die ganze Laſt den Bauer treffen. Hier könnte wohl der ungariſche Adel als glänzendes Beiſpiel aufgeführt werden. Welcher Lohn trifft jedoch die grundbeſitzenden Stände? — Mißtrauen! Welchen Lohn hat die Regierung gleichfalls eingeerndtet? Unzufriedenheit!

Kann aber ſo Tüchtiges gefördert werden? Unmöglich! Mit dem divide et impera allein mochten die halb republikaniſchen Pilz-Dynaſtien zur Zeit des großen Florentiners ausgereicht haben; jetzt kann den großen Monarchen nur eine Vereinigung aller Kräfte helfen.

Von der Freiung.

2.

Anfangs Mai.

Erzherzog Karl. — Bankrotte und Banknoten. — Felſenthal. — Unterdrückte Bücher. — Schuſelka. — Wisner.

Seit ſechs Tagen hörte man von der Erkrankung des Erzherzogs Carl ſprechen; er war aus einem heißen Concertſaale, nur leicht bekleidet, hinausgetreten und zog ſich eine Erkältung zu, in deren Folge ſich eine Unterleibsentzündung

entwickelte. Gestern erreichte den glorreichen Aspernsieger der Tod. Ein glänzender Mann der Geschichte, ein trefflicher Charakter, wie Oesterreich deren nur wenige aufgewiesen hat, wird nun, wenn seine tief trauernden Söhne zusammenberufen sein werden, begraben. Uns hat es schmerzlich berührt, bei diesem Anlasse wieder zu sehen, wie wenig historisches Bewußtsein in den Oesterreichern lebt. Die Kunde vom Erkranken eines Helden, mit dem ihr eigenes Schicksal so eng verknüpft war, gelangt in's Publikum, und nur einzelne Zeichen tiefergreifender Theilnahme werden laut. Man nahm eben das Factum, wie die Neugierde einer Stadtbegebenheit sich bemächtigt, auf. Die Zeitungen Europa's werden sich nun mit Nekrologen über den Hingeschiedenen füllen und so genüge es vorläufig hier nur seinen Geburtstag und vollständigen Namen zu setzen: Carl Ludwig Johann Joseph Laurentius, war am 5. September 1771 zu Florenz geboren. —

Die fortgesetzten Störungen in der Handelswelt und in unserem Finanzwesen, wie sehr auch die Augsburger Allgem. Zeitung letzthin so schönrednerisch sie in Schutz zu nehmen sich bemühte, dauern ungeachtet dessen fort. — Man war darauf bedacht ein neues Bankrottgesetz zu entwerfen, welches schon in den nächsten Tagen in's Leben treten soll, um den vorkommenden trügerischen Bankrotten möglichst entgegen zu wirken. Auch haben wir neue Banknoten zu erwarten, bei welchen drei Farben so in einanderfließen und sich doch abscheiden werden, daß eine Fälschung kaum möglich ist. Die jetzt im Course begriffenen Banknoten haben zu zahlreichen Falsificationen Anlaß gegeben und die Nationalbank mußte fortgesetzt Agenten, welche Fälschungen entdeckten oder aufspürten, belohnen; so erhielt unter andern der Commissär Felsenthal für die Entdeckung der Ritter von Boerschen Banknotenfabrikation eine Belohnung von 10,000 Fl. Conv.-M. Es ist dies einer der scharfsinnigsten und zugleich humansten Agenten der österreichischen Sicherheitsbehörde (vulgo Polizei). Seine Memoiren, mit deren Abfassung er beschäftigt sein soll, werden, falls er Talent zur Darstellung besitzt, nicht minder als die Mystères von Paris gelesen werden. Jedenfalls werden sie einen tiefen Einblick in das innerste Sittenleben unserer Residenz gewähren. Es ist erstaunlich, wie wenig das innere Leben der Residenz ausgebeutet ist und selbst in wissenschaftlicher Beziehung ist uns so eben ein Werk entzogen worden, indem es der Autor nach jahrelangen Bemühungen endlich als Manuscript, das zum Drucke nicht gestattet ist, zurückerhalten. Es ist dies eine Criminalstatistik Wiens, welche vom Freiherrn von Somaruga schon vor Jahren verfaßt und deren Widmung der Chef der obersten Justiz, Graf vom Taafe, angenommen hatte, welches aber durch die Polizeihofstelle nun unterdrückt wurde. Sie können begreifen, daß ein k. k. Angestellter, ein der Aristokratie angehöriger Schriftsteller, der sein Werk der Censur übergibt, keinerlei Revolution predigt. Jedes unterdrückte Buch in Oesterreich erscheint früher oder später in ganz anderer Form und Sprachweise im Auslande, wenn auch nicht von dem ursprünglichen Verfasser. Was ist nun mit diesem Unterdrücken gewonnen? Wird nicht das Gegentheil von dem damit erzielt, was man beabsichtigte?

Der tüchtige und charaktervolle Schriftsteller Wiesner, der seinen österreichischen Patriotismus gegen Tengoborsky, den russisch-österreichischen Beamten, un-

angenehm genug büßen mußte, hat Wien dieſer Tage verlaſſen. Den Antrag einer bedeutenden ſeit wenigen Jahren ſich hervorhebenden Corporation, für ſie gegen einen bedeutenden jährlichen Gehalt durch die deutſche Preſſe zu wirken, wies er entſchieden zurück, was um ſo ehrenhafter iſt, als er keinerlei Vermögen beſitzt und nicht mehr jung genug iſt, um leichtſinnig ſich den Wechſelfällen eines deutſchen Schriftſtellers preis zu geben. Wie vielen „Verdruß" hätten ſich doch die Herren erſpart, wenn ſie z. B. Schuſelka, der vor Jahren die Conceſſion zu einer politiſch-periodiſchen Schrift wünſchte, eine ſolche gegeben hätten, und welchen Vortheil hätten ſie aus ſeinem Wiſſen und ſeiner Feder ſchöpfen können.

0 — 0.

3.

Künſtleriſche Nothſignale*).

Wenn wir ſchon in der bekannten „Petition der öſterreichiſchen Schriftſteller" ein für uns höchſt wichtiges Moment, das der Bildercenſur mit Bedauern vermißten, ſo drängen uns in neuerer Zeit die Umſtände um ſo mehr, jene geiſtige Nationalpetition, das leider ohne Erfolg zu bleiben ſcheint, von Seite der Künſtlerintereſſen zu ergänzen.

In Oeſterreich unterliegt bekanntlich jede öffentliche Ausſtellung von Kunſtwerken, von der jährlichen großen Wiener Kunſtausſtellung angefangen bis hinunter zum Auslagskaſten des kleinſten Kunſtkrämers in der Provinz der Beurtheilung und Aufſicht der Cenſurbehörde, gegen welche Maßregel wir bei dem häufigen Vorkommen ſittenloſer Bilder keine Einwendung machen können, außer die, daß jene Aufſicht nicht in gleichem Grade auf die ſo oft obſcönen Kunſtſachen franzöſiſchen Urſprungs ausgedehnt wird. Ganz anders jedoch verhält es ſich mit Kunſtwerken höherer Intention. Die Hyperüberwachung ſolcher Kunſt halten wir für eine dem Künſtler eben ſo unerträgliche als unbegreifliche abſichtliche Hemmung und Unterdrückung vaterländiſcher Kunſt. — Welche fatale Rolle der Hiſtorienmaler ſchon überhaupt in einem Staate ſpielt, wo Induſtrie der Nationaltempel iſt und wo es wohl viel Komödie- und Muſik- aber nicht das geringſte Kunſtmäcenat gibt, wird Jeder ermeſſen, der da weis, daß der Hiſtorienmaler ohne Unterſtützung und mit Unterdrückung eine Unmöglichkeit iſt. Die Anzahl der jährlich in Wien durch die Verhältniſſe (das ärgſte Wort, das bei uns gedruckt werden darf) zu Grunde gehenden Kunſttalente nun iſt groß genug, um endlich einmal für ſie ein lautes Wort zu erheben, zumal, wenn der Sprecher zugleich ein Cicero pro domo ſein muß. Was nützt auch das ewige Luftfechten in allgemeinen Sätzen, es muß einer der erſte ſein, der individuell ſpricht. Alſo ich. Ich habe in dem kurzen Zeitraume meines bisherigen künſtleriſchen Wirkens

*) Unſere Leſer werden die Gedankenſprünge und logiſche Lücken dieſes Aufſatzes, um deſſen Aufnahme der einſendende Künſtler uns dringend erſucht, freundlichſt entſchuldigen, da es ſich hier nicht darum handelt, einen ſtyliſtiſch und literariſch abgerundeten Artikel zu liefern. D. R.

bereits zu wiederholten Malen Anstoß gelitten, ich bin in der Ausübung meines ruhigen, rein auf die Aufgabe der Kunst hinauslaufenden Strebens, ich bin in der Begründung meiner Existenz und Zukunft gehindert worden! — und dieses ist's, was mich hier nöthigt, mich und meine Kunstgenossen vor der Welt zu rechtfertigen, indem ich beweise, wie etwelche Herren, deren Geiste unsere Kunst anvertraut ist, die Sachen der wirklichen Kunst offenbar weder begreifen, noch begreifen wollen.

Nach der Lage der Dinge ist die Vervielfältigung durch den Kupferstich der einzige größere Gewinn, den der deutsche Maler mit Zuversicht aus einem Historienbild zieht. Einzelne Stellen eines Historienbildes aber können nie und nimmer gestrichen werden, ohne das Ganze gradezu aufzuheben. Dem Schriftsteller wird die Lücke im Text wenigstens äußerlich vom Setzer durch Zusammenrücken der Zeilen ausgefüllt; nicht so duldet's eine künstlerische Composition eine Figur durch irgend eine beliebige andere zu ersetzen, oder den Fleck leer zu lassen. Doch dies Alles wären nur Kleinigkeiten: ich will blos von der Hauptsache reden. Keine Kunst ohne Nationalität! — Welcher vernünftiger Mensch wird es dem Künstler verargen, wenn dieser zum Vorwurfe seiner Kunst die Geschichte seines Vaterlandes wählt? — Und doch! — So sehr wir alle Tendenzkunst verachten und vermeiden, so sehr verwahren wir uns ein für alle Mal vor jeden korrigirenden Dareinreden in unsere historischen Stoffe, die der ruhigen Vergangenheit angehören und über die die Acten längst geschlossen sind. Der Geschichtsmaler ist Geschichtsschreiber, und die Weltgeschichte ist das Weltgericht. So denke ich z. B. ist die Darstellung eines für die individuelle Meinung zu Tode gehenden Mannes heutzutage eben kein Stoff, der so ferne liegt. Nach einem zwei Jahre langen unter den größten Entbehrungen durchgekämpften und, (ich sage es jetzt nicht ohne Stolz) ohne Mäcen fortgesetzten Bemühen entstand mein großes Oelgemälde Hieronimus von Prag (auf seinem Wege zum Scheiterhaufen; kniet betend nieder an der Stelle, wo sein Freund Huß verbrannt wurde) dieses mein Bild darf weder ausgestellt, noch lithographirt, noch angezeigt werden —!!! Ich frage jetzt, doch nein, ich frage Nichts mehr; ich hoffe blos, man wird im Auslande einsehen, daß bei uns in Oesterreich eine historische Kunst, nicht nur durch die Schuld der Künstler unmöglich ist. Resumé: Es stehen hier dem Künstler drei Wege offen, entweder dem Vaterlande oder der Kunst adieu zu sagen, oder — — —.

Da man jedoch die Hoffnung nicht ganz aufgeben soll, so bin ich also so frei, im Angesichte Deutschlands um baldige bedeutende Erleichterung in Sachen der Bildercensur für uns Alle ganz ergebenst und gehorsamst aber dringendst zu bitten und jene „Petition" zu ergänzen.

Wien, den 4. April 1847.

Winz. Siegländer, Historienmaler.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Ein deutſcher Poſtcongreß und Poſtverein.

II.

Die gegenwärtige Verwirrung.

Ueber die Bildung eines gemeinſamen deutſchen Poſtvereines zu ſchreiben, wäre vor einem Decennium noch eine ziemlich verlorene Arbeit geweſen. Nur ein ſehr geringer Theil des Publikums hätte ſich die Mühe gegeben, die dafür gemachten Vorſchläge zu prüfen, die bei weitem größere Menge aber und beſonders faſt alle Poſtbeamten ſelbſt hätten ſie von vorneherein als eine bloße Chimäre betrachtet. Jetzt aber iſt man ſo ziemlich allgemein von der Nothwendigkeit eines ſolchen gemeinſamen Vereines durchdrungen; zu wiederholten Malen haben unſere Zeitungen es verkündet, ein ſolcher Poſtcongreß, den alle Bundesſtaaten beſchicken, um dort über die Vereinigung des deutſchen Poſtweſens zu berathen, würde noch in dieſem Jahre in Dresden oder München ſtattfinden. Wenn wir nun auch nicht leugnen können, einen gegründeten Zweifel an der Beſtimmtheit dieſer Nachricht und namentlich des von ihr gegebenen kurzen Termines bis jetzt zu hegen, ſo ſind wir doch überzeugt, daß ein ſolcher Poſtcongreß über kurz oder lang ſich verſammeln und daß er einen gemeinſamen Verein zu Stande bringen werde. Schon daß dieſe Nachricht ſo oft und wiederholt in unſeren Zeitungen auftaucht, daß ſie faſt niemals ernſtlich widerlegt, wohl aber von allen Seiten eifrig geleſen und gern geglaubt wird, iſt uns ein ſicheres Zeichen, daß die öffentliche Meinung in ganz Deutſchland ſich dafür erklärt habe. Iſt dies aber geſchehen, ſo wird und muß er ſelbſt auch zu Stande kommen, denn der öffentlichen Meinung vermag ſich nichts zu widerſetzen.

Unſer Poſtweſen faſt in ganz Deutſchland iſt für alle unſere Verhältniſſe nicht mehr paſſend. Wenn es ſich auch in manchen einzelnen Staaten, durch ſehr große Ordnung in der Verwaltung, durch Sicherheit und Bequemlichkeit für das Publikum auszeichnet, wenn auch die abgeſonderten Verwaltungen ſich bemühen durch billige Taxgeſetze, durch vielfache Verbindungen, durch wohlfeile Preiſe und bequeme Wagen bei der Perſonen-Beförderung möglichſt alle nicht unmäßigen Wünſche zu erfüllen, ſo ſteht dies Alles doch

immer nur vereinzelt da und hat wohl großen Werth für die nächste Umgebung, aber nur sehr geringen für das gesammte Deutschland. Es fehlt unserem Postwesen die Einheit, und so lange diese mangelt, helfen alle anderen Verbesserungen nur sehr wenig. Darum ist das Postwesen Frankreichs, Englands, Oesterreichs, ja selbst Rußlands in der Hauptsache besser und den Bedürfnissen des Publikums viel entsprechender, als das unserer einzelnen deutschen Staaten. Besonders je kleiner diese sind, desto weniger werden alle einzelnen Verbesserungen fruchten, denn sie werden immer für sich isolirt dastehen und nach wenigen Meilen schon aufhören; und darum grade ist diesen vor allem Andern ein gemeinsamer Postverein ein so dringendes Bedürfniß. Wir leben in einer Zeit, wo sich das Bedürfniß nach immer größerer Vereinigung aller verschiedenen deutschen Staaten stets dringender herausstellt. Vieles haben wir in den letzten 15 Jahren schon hierin geleistet; dies wollen wir dankbar anerkennen, aber uns dabei auch nicht verhehlen, daß noch unendlich viel hierin zu thun übrig bleibt, und große früher geschehene Versäumnisse noch nachzuholen sind. Wir haben jetzt eine so ziemlich gemeinsame Militärverfassung in ganz Deutschland, und wie unser Wehrsystem dadurch an innerer Stärke gewonnen hat, ist allgemein erkannt; ein gemeinsamer Zollverein umfaßt einen sehr bedeutenden Theil unserer deutschen Brüder, und Alle, welche von demselben umschlungen sind, fühlen sich trotz mancherlei kleiner Inconvenienzen und verschiedener Ansichten in Nebendingen doch dadurch befriedigt und halten denselben für einen der größten Fortschritte, die Deutschland noch in unserm Jahrhundert gemacht; wir arbeiten auf einen allgemeinen Münz-, Maaß- und Gewichtverein, und werden denselben hoffentlich auch in nicht zu fernen Zeiten erhalten. Gemeinsame Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe, Aerzte, Sprachforscher, Naturforscher u. s. w. sehen wir alljährlich in den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes sich versammeln; gemeinsame Sängerfeste lassen ihre Chöre fast an allen deutschen Strömen oder Bergen erschallen, überall dieser Drang nach Gemeinschaftlichkeit, dies Bemühen, die früheren Lücken hierin auszufüllen, und unser Postwesen sollten wir hierbei übersehen, hier sollte sich nicht das allseitige Begehren nach dessen Vereinigung regen? Grade dies ist von allen Zweigen der Staatsverwaltung auf die größte Vereinigung angewiesen. Sein Wirken bleibt nicht innerhalb der Grenzen des eigenen Landes, sondern dehnt sich über alle civilisirten Gegenden der Erde aus, deren Verbindung ja mit sein Hauptzweck ist. Der Brief, der an einem Orte der Post übergeben, geht oft durch 20 verschiedene Staaten, bevor er sein Ziel erreicht; der Reisende im Postwagen berührt oft an einem einzigen Tage mehrere

Grenzen. Welche Verwirrung herrſcht aber jetzt noch oft dabei, welche ganz unnöthige Plackereien aller Art werden dadurch hervorgerufen? Jeder Staat faſt, mag ſein Gebiet auch noch ſo klein ſein, hat durch ſeine beſondere Poſtgeſetzgebung, geht von ganz verſchiedenen Prinzipien in der Haupt- wie in der Nebenſache dabei aus, wendet dabei ganz andere Behandlung der ſeinen Poſten anvertrauten Briefen, Päckereien und Perſonen an. Ja wirklich es ſcheint oft, als ſei eine Art Eiferſüchtelei, die auf den Nachbar neidiſch und ſchon deshalb etwas Gutes nicht angenommen, grade weil es von dieſem gekommen, bei dieſen verſchiedenen Poſtgeſetzgebungen mit im Spiel geweſen, ſo ganz verſchieden von einander ſind dieſelben oft in benachbarten kleinen Staaten. Welche Verwirrung bringt dies nicht in dem ganzen gegenſeitigen Verkehr hervor, wie werden ſowohl die armen Poſtbeamten ſelbſt, die zwiſchen dieſen verſchiedenſten Verordnungen ſich herausfinden ſollen, dadurch gequält, als auch das Publikum in hohem Grade benachtheiligt. Nirgends faſt wird man gleiche Grundſätze bei Regulirung der Taxen für Briefe und Packete, gleiche Beſtimmung über Schwere der Fahrpoſtgegenſtände, über die Garantie bei denſelben, über ihre Verpackung und Werthdeclaration, und bis wie weit ſie nach Fahrpoſt- oder Schnellpoſt-Portoſätzen berechnet werden dürfen, und über alle derartigen Sachen, die, ſo unbedeutend ſie auch ſcheinen, doch für das ganze Poſtweſen von großer Wichtigkeit ſind, vorfinden. Man kann daher ſicher darauf rechnen, daß faſt kein Poſtbeamter im Stande iſt ein Packet oder eine Geldſendung, beſonders wenn dieſe vielleicht aus Gold- oder Silbermünzen zuſammengepackt, welche auf einer größeren Entfernung durch verſchiedene Poſtgebiete gehen muß, gleich bei der etwaigen Frankirung am Aufgabeort ſicher zu berechnen. Sollte er dies wollen, ſo muß er dazu ſolche Stöße von Verordnungen und Taxen durchſtudiren, ſo viel rechnen und reduziren, daß er bei nur einigermaßen lebhaftem Verkehr ganz unmöglich Zeit dazu hat. Er muß ſich daher ſo gut zu helfen ſuchen wie er kann und riskiren entweder dem Abſender zu viel Porto abzunehmen, oder wenn er ihm zu wenig abgenommen hat, auf die Gefälligkeit ſeiner Collegen in anderen Staaten, die bei ähnlichen derartigen Fällen dann auch wieder ein Gleiches von ihm fordern und deshalb nicht genau nachtaxiren, verlaſſen, oder ſich ſpäter von dem ihm bekannten Abſender das Fehlende nachfordern laſſen, oder daſſelbe auch aus eigener Kaſſe erſetzen. Eins von allen dieſem wird bei einer frankirten Packet- oder Geldſendung, die über mehrere Staaten geht, faſt immer geſchehen, und wenn einmal das richtige Porto dafür gleich anfangs wahrgenommen werden ſollte, ſo iſt dies nur Sache des Zufalles. Man ſende uns eine gleiche

Summe oder ein gleichschweres Packet hin und wieder zurück, von und nach gleichem Ort, und man wird bei größerer Entfernung unter 100 Malen, gewiß 90 Mal verschiedenes Porto für die sonst doch ganz gleiche Sendung zahlen müssen. Denn der eine Staat bestimmt, daß die Progression des Geldporto's von zehn zu zehn Thalern oder Gulden steige, der andere wieder von 25 bis 25; der verbietet die Verpackung von Gold und Silber, der andere gestattet sie wieder; dieser läßt ermäßigtes Fahrpostporto eintreten, wenn Briefe mit Acten so und so schwer sind, der andere wieder nicht, sobald nicht die Declaration des Werthes auf der Adresse angegeben ist oder fünf Siegel darauf gesetzt sind, und so bestehen in allen diesen Sachen tausendfache Verschiedenheiten bei den getrennten größeren und kleineren Staaten Deutschlands. Wie kann man also einem Postbeamten, und sei er auch der routinirteste in seinem Fache, zumuthen, daß er alle diese Bestimmungen im Kopfe wisse, ja sich sogar rasch im Augenblicke, wie es ja bei der Abfertigung des Publikums am Schalter nothwendig ist, das Richtige daraus entnehme. Werden diese armen geplagten Menschen doch schon so genugsam mit der Unmasse von Verordnungen aller Art, die sich auf die postalischen Verhältnisse des eigenen Landes beziehen, gequält, als daß man noch von ihnen erwarten könnte, sie sollten Gleiches von allen übrigen 34 Bundesstaaten wissen. Schon bei bloßen Briefen, die nur etwas schwer sind, tritt eine bedeutende Schwierigkeit bei ihrer richtigen Taxirung ein, und fast alle Postanstalten Deutschlands begehen hierbei täglich unzählige Verstöße.

Jeder Postbeamte, der offenherzig ist, wird uns in allen diesen Behauptungen Recht geben müssen, denn wir sprechen hier aus eigener Erfahrung, da wir, um das Postwesen genau kennen zu lernen, fast zwei Jahre bei einem preußischen Postamte und dann bei einem Grenz- und auch einem Ober-Postamte eines norddeutschen Staates praktizirten und nun schon in mehrjährigen Reisen durch alle Gegenden Deutschlands hinreichend Gelegenheit haben, uns von den verschiedenen Zuständen unseres Postwesens, durch eigene Anschauung, zu unterrichten. Auch die verschiedenen Postverträge, welche bisweilen die einzelnen Staaten mit einander abgeschlossen haben, um sich möglichst viel gegenseitige Correspondenz zuzuführen, erhöhen noch bedeutend diese Verwirrung. Welche Umwege muß dadurch oft ein armer Brief machen, um endlich das gewünschte Ziel zu erreichen. Jeder Staat bemüht sich, ihn so lange wie möglich in seinem eigenen Gebiete zu behalten, um ja so viel Porto wie nur irgend thunlich davon zu bekommen, und ihn dann der durch Vertrag befreundeten Postverwaltung zuzuführen, unbekümmert, ob noch so große Umwege dadurch entstehen und Zeitverluste her-

beigeführt werden. So kann man z. B. annehmen, daß, wenn man in Stuttgart einen Brief nach Schwerin in Mecklenburg aufgibt, die taxiſche, dortige Poſtverwaltung denſelben über die taxiſchen Ober-Poſtämter in Frankfurt und Hamburg ſpedirt, um bis ſo lange das ganze Porto dafür zu behalten, obgleich derſelbe über Erfurt und Magdeburg gewiß 1½ Tag früher ankommen würde. Umgekehrt aber wird das Ober-Poſtamt in Schwerin einen Brief nach Stuttgart den zwar raſcheren, aber auch ſchwereren Weg durch Preußen nehmen laſſen, da Mecklenburg einen derartigen Poſtvertrag mit Preußen abgeſchloſſen hat, und ſo geht es, mehr oder weniger auffallend, ſehr häufig. Freilich wundert ſich dann das Publikum mit Recht, wenn es in einer Woche ſo viel und in der zweiten Woche wieder anders für einen gleichen Brief bezahlen muß. Dieſe Verwirrung, die in unſerm deutſchen Poſtweſen als nothgedrungene Folge ſeiner Zerſplitterung herrſcht und von der wir nur hier einige wenige Beiſpiele angeführt haben, tritt aber immer auffallender hervor. Je mehr die anderweitigen trefflichen Communicationsmittel, beſonders die Eiſenbahnen das Reiſen erleichtern, je ſtärker der allgemeine Verkehr der deutſchen Staaten unter einander zunimmt und eine immer vermehrtere Correſpondenz auch in entferntere Gegenden bewirkt, deſto empfindlicher fühlt man natürlich, wie weit unſer jetziges Poſtweſen in vieler Beziehung hinter den Anforderungen unſerer Zeit zurückgeblieben iſt. Je kleiner der Staat iſt, je mehr alſo ſeine Correſpondenz über die Grenzen deſſelben hinausgehen wird, deſto ſtärker wird er von dieſer Verwirrung getroffen. Der Bewohner eines größeren Reiches ſpürt natürlich am wenigſten davon. Im Allgemeinen wird ſeine Correſpondenz die Grenzen des eigenen Landes nicht überſchreiten, da dieſe ihm ja einen ſo viel weiteren Spielraum für dieſelbe gewähren. Er wird alſo weit häufiger und mit ſeiner eigenen Poſtverwaltung zu thun haben, und wenn dieſe ſo lobenswerthe Beſtimmungen enthält wie es z. B. in Oeſterreich bei den Beſtimmungen über das Porto der Briefe der Fall iſt, weit weniger gerechte Klage über den jetzigen Zuſtand unſeres Poſtweſens im Allgemeinen führen können. Nur in ſo weit er durch ſeine Correſpondenz mit andern deutſchen Staaten zu thun hat, wird auch er von dieſer Ungleichheit mit getroffen, welche mit den andern Ländern in Correſpondenz ſtehen. Wie nimmt aber auch die Zahl dieſer ſelbſt in den größern deutſchen Staaten von Jahr zu Jahr immer mehr zu, wie muß alſo auch dort der Wunſch nach einer Veränderung hierin immer allgemeiner und dringender werden. Wenn wir nun bisher die Unbefriedigtheit mit unſeren jetzigen poſtaliſchen Einrichtungen in Deutſchland, wie wir hoffen, genügend dargethan haben, ſo frägt es ſich,

auf welche Weiſe demſelben am Leichteſten und Sicherſten abzuhelfen wäre? Und nun kommen wir auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutſchen Poſtcongreſſes und dereinſtigen Poſtvereines, denn aus voller Ueberzeugung ſprechen wir es aus, dieſer nur allein vermag die jetzige Verwirrung zu löſen und von ihm können wir einen befriedigenden Zuſtand hierin erwarten. Ohne zu ſehr in das einzelne Detail einzugehen, was am Ende nur den Poſtbeamten von Fach intereſſiren könnte, ja was oft ihm nur allein verſtändlich ſein würde, wollen wir jetzt möglichſt zuſammengedrängt unſere Anſichten über die Arbeiten eines ſolchen Congreſſes und die Hauptbeſtimmungen des Vereines ſelbſt hier wiederzugeben verſuchen.

Erzherzog Karl.

Vom franzöſiſchen Geſichtspunkt *).

„Dieſer Prinz erfreute ſich eines verdienten Ruhms, der von Jahr zu Jahr gewachſen iſt und dem ich gern Huldigung zolle. Er beſaß die hervorragenden Eigenſchaften, die den großen Feldherrn machen, und würde ohne Zweifel der erſte Feldherr ſeiner Epoche geweſen ſein, wenn ihm das Glück nicht Hinderniſſe in den Weg gelegt hätte, die er mit all' ſeinen Talenten nicht überwinden konnte." **Napoleon.**

Es ſind heute 50 Jahre, daß zwei Feldherren, feindlichen Mächten angehörig, in derſelben Zeit, der eine in Italien, der andere in Deutſchland auf eine glänzende Weiſe zuerſt auftraten. Gegen das Ende des Jahres 1796 heftete ganz Europa ſeine Augen auf dieſe beiden Nebenbuhler, von denen der ältere kaum 27 Jahre alt war. Der eine hatte in Einem Feldzug mit 30,000 Franzoſen ganz Italien erobert, der andere, ein junger Prinz von 25 Jahren, hatte Oeſterreich von der größten Gefahr errettet, die ihm bis dahin gedroht hatte. Durch die Geſchicklichkeit ſeiner Bewegungen hatte er zwei franzöſiſche Armeen von der Donau verdrängt, Jourdan geſchlagen, den Sieger von Fleurus beſiegt, und Moreau zu dem berühmten Rückzug gezwungen, der dem Sieger um ſo größeren Ruhm einernten mußte. — Wenn Frankreich zu dieſer Zeit nicht genug Lorbeer finden konnte, den Sieger Colli's, Beaulieu's zu kränzen, ſo erklärte Oeſterreich nach den Worten Moreau's ſeinen Erzherzog für den erſten Feldherrn des Jahrhunderts, für den würdigen Erben des Prinz Eugen. Von dieſen beiden jungen Helden hat der eine die Erwartungen erfüllt, die ſein erſtes Auftreten erregte, denn es war Napoleon; der andere, minder glücklich als verdienſtreich, durch untergeordnete Hinderniſſe in ſeiner Laufbahn gehemmt, ſah ſeinen Ruhm von dem ſeines Rivals verſchattet; und dennoch ſind die Unglücksfälle des Erzherzogs Karl durch ſo mächtiges Talent ausgezeichnet und mit einer hinlänglichen Zahl von Siegen begleitet, um ihm den verdienten Ruf des größten Feldherrn zu verſchaffen, den Europa uns während eines 25jährigen Kampfes hat entgegenſetzen können. Als, entmuthigt durch zahlreiche Intriguen, durch Bedrückungen von Seiten der Bureaukratie, Prinz Carl ſich endlich von ſeiner Laufbahn zurückzog, ſahen Andere Napoleon, erſchöpft durch

---

*) Les contemporains illustres, par un homme de rien. (Lommen v.)

den Sieg und verlaſſen vom Glück, unter der Wucht ihrer vereinigten Streiche fallen; aus ihrem Glück machten ſie ihren Ruhm. Der Erzherzog allein hat die Ehre gehabt, unter gleichen Verhältniſſen einige der berühmteſten Feldherrn des Kaiſers zu beſiegen, und zuweilen mit Erfolg, immer mit Unerſchrockenheit, dem Kaiſer ſelbſt zu widerſtehen (!), in allem Glanz ſeiner Macht und ſeines Ruhms.

Karl Ludwig von Lothringen, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog von Teſchen ꝛc., Generalfeldmarſchall des Reichs, Sohn Leopold II. und Bruder Franz I., Oheim des jetzt regierenden Kaiſers, wurde geboren zu Wien den 5. Sptbr. 1771. Der junge Prinz erhielt jene ſorgfältige Erziehung, die den Gliedern der kaiſerlichen Familie zu geben zu den Traditionen der öſterreichiſchen Monarchie gehört *). Er ſtudirte die Kriegskunſt unter Bellegarde, der den Ruf hatte, der größte Taktiker des Reichs zu ſein; aber der Schüler vergaß bald die veraltete Schule der Routine gegenüber von Generalen, die ſich unmittelbar von ihrem Genie inſpiriren ließen. Er war kaum 21 Jahr alt, als ſich die Coalition zwiſchen Oeſterreich und Preußen bildete, und als ihm der Auftrag wurde, die Avantgarde der öſterreichiſchen Armee unter dem Prinzen Coburg zu commandiren **). Während dieſes ganzen Feldzugs bewies er einen großen

*) Der Geburtsort des Erzherzogs war Florenz. Unter den Lehrern, welche den meiſten Einfluß auf ſein jugendliches Gemüth ausübten, zeichnete ſich der Jeſuit Graf Hohenwart aus. Schon in ſeiner früheſten Jugend wurde der Erzherzog in politiſche Verhältniſſe verſtrickt. In dem belgiſchen Aufſtande von 1790 wurde er von der gemäßigten Partei der Rebellen, die ſich vor der Anarchie ſcheuten, zum Erbſouverain und Großherzog Belgiens ausgerufen und nach Beilegung des Aufſtandes in der That vom Kaiſer zum künftigen Generalſtatthalter beſtimmt und nach Brüſſel geſchickt, um dort ſeine weitere Ausbildung zu erhalten. Er blieb daſelbſt bis zur Schlacht von Jemappe.

**) Schon in ſeiner Theilnahme an den Revolutionskriegen ſeit 1793 finden wir viel Rühmliches vom Erzherzoge aufgezeichnet. Im Treffen bei Aldenhoven rief er ſeinen Soldaten zu: „Die Franzoſen glauben unüberwindlich zu ſein; zeigt euch als Männer, als brave Wallonen und jagt ſie zum Teufel!“ Glänzend war ſeine Tapferkeit in der Schlacht bei Neerwinden. Bei ſeinem ſiegreichen Einzug in Brüſſel (1793) wurde er nun wirklich zum Generalſtatthalter der Niederlande ernannt. Dieſe Stellung war theils wegen der inneren Parteiungen, theils wegen der bedenklichen Lage nach Außen hin höchſt mißlich. Das große Vertrauen, welches Karl durch ſeine Perſönlichkeit erweckte, unterſtützte ihn unter dieſen Umſtänden. Die Staaten nannten ihn in einem Schreiben an den Kaiſer (17. Aug. 1793) den Schutzgeiſt der Belgier. So konnte das Gouvernement den Ständen wieder einen Beweis des Vertrauens geben, indem ſie eine Nationalbewaffnung anordnete. Der Erzherzog hielt mit Entſchiedenheit auf die gewiſſenhafte Beobachtung der joyeuse entrée, des Nationalrechts der Belgier. In der Schlacht bei Landrecies zeichnete er ſich ſo aus, daß ihn der Kaiſer zum Generalfeldzeugmeiſter ernannte. Ebenſo in der Schlacht bei Fleurus.

Muth, und zeichnete ſich vorzüglich in der Schlacht von Neerwinden aus, wo Dumouriez beſiegt und Belgien durch eine einzige Schlacht wieder erobert wurde. In Folge dieſes Sieges wurde der Erzherzog zum Großkreuz des Maria-Thereſienordens und zum Statthalter der Niederlande ernannt*). In dem folgenden Feldzug, als Preußen ſich von der Coalition zurückzog und Oeſterreich mit ſeinen Hülfsquellen und den engliſchen Subſidien allein den Krieg fortſetzen mußte, unterſtützte der Prinz mit Talent und Unerſchrockenheit die zuweilen erfolgreichen Operationen des General Clerfayt**). Nach vergeblichen Anſtrengungen, durch die Vermittelung Preußens den Frieden zu erhalten, entſchloß ſich das Directorium, bei Eröffnung des Feldzugs von 1796 einen großen Schlag zu führen. Die Operationen der drei großen franzöſiſchen Armeen, unter Moreau, Jourdan und Bonaparte, ſollten ſich zu Einem Syſtem verbinden. Die Armee von der Sambre und Maas ſollte ihren rechten Flügel auf den Rhein ſtützen, während ihr linker in Deutſch-

*) Das Jahr 1795 brachte Karl in Wien zu, wo er ſich, namentlich unter der Leitung des Generals Lindenau, mit dem Studium der Kriegswiſſenſchaften beſchäftigte. Durch kaiſerliches Hofdekret wurde ihm den 21. Februar 1796 an Clerfayt's Stelle der Oberbefehl der Armee am Niederrhein übertragen, mit der Würde eines Reichs-Generalfeldmarſchall.

**) Eine Stelle aus dem Tagesbefehl vom 30. Mai 1796 iſt auch für unſere Zeit von Intereſſe. „Die Herren Generale werden ſich angelegen ſein laſſen, bei ihren Truppen jene allgemeine Ergebenheit zu ihren Pflichten durch lebhafte Empfindungen der Vaterlandsliebe und durch edlen Drang nach Ruhm und Achtung zu erhöhen; ſie werden Sorge tragen, ſie vor jenem Schwindelgeiſte der Zeit zu bewahren, der die öffentliche Meinung verführt und die Bande der Geſellſchaft auflöſt; ſie werden nicht dulden, daß einzelne Glieder durch unvorſichtige Reden, unreifen Tadel, politiſche Schmähſucht, die ſtandhafte Beharrlichkeit des Körpers untergraben; ſie werden den Kern des deutſchen Volkes in dem feſten Bewußtſein und in dem warmen Gefühl für unſere gerechte Sache erhalten. — Wir kämpfen um Alles, was uns theuer iſt, um Glauben, Regierungsform, Eigenthum, politiſche echte Freiheit, Ordnung und Geſetze, gegen die Anfälle eines Volks, das alle Bande der Geſellſchaft mit Füßen tritt, alle Begriffe und alle Beſitzungen zerſtört und ohne Treue, ohne Glauben, ohne Pflicht und ohne Gewiſſen die ganze Menſchheit in das Verderben reißen will. Wir verfechten die Rechte gebildeter Nationen; Deutſchland hat uns die Sorge für ſein Wohl und für ſeine Erhaltung anvertraut; dieſer großen Erwartung müſſen wir entſprechen." — Von Intereſſe, aber nicht gerade erhebend, iſt die Stellung des Feldherrn zu den Reichsſtänden, von deren Bereitwilligkeit er bis auf einen gewiſſen Grad abhängig war und die durch Verfolgung ihrer partikulären Intereſſen allen gemeinſamen Maßregeln widerſtrebten. Von ihrem Standpunkt aus konnte man ihnen das nicht verdenken, aber daraus ſieht man eben, wie die Auflöſung eines ſolchen Verhältniſſes geſchichtliche Nothwendigkeit war.

land vorrücken, ſich aber immer auf der Höhe des linken Flügels der Rheinarmee halten ſollte. Das Centrum und der rechte Flügel dieſes zweiten Corps ſollte in Schwaben vordringen bis zu den Tyroler Alpen, um ſich von da aus mit der italieniſchen Armee zu vereinigen, und ſo dem Kaiſer in ſeiner eigenen Hauptſtadt den Frieden zu dictiren.

Oeſterreich ſah die Gefahr und rüſtete ſich; während Wurmſer mit Verſtärkungen nach Italien geſchickt wurde, erhielt der junge Erzherzog das Generalcommando der deutſchen Armee.

Wer die Operationen dieſes ſchönen Rheinfeldzuges genauer kennen lernen will, findet die Details in einem Werk des Erzherzogs ſelbſt, in den Memoiren von Jomini, und in Thiers; ich begnüge mich hier mit einer Skizze. Die beiden Heere waren ziemlich gleich ſtark, auf jeder Seite etwa 150,000 Mann. Die Franzoſen hatten zwei ausgezeichnete Generale, aber ſie agirten abgeſondert und in einer großen Entfernung von einander. Jourdan drang über Düſſeldorf in Deutſchland ein, Moreau über Haßberg, die beiden öſterreichiſchen Armeen wichen anfänglich. Nach einer langen Reihe von Kämpfen drang Moreau über die Donau in Baiern ein. Der Zweck des Erzherzogs, indem er ſich auf die Donau lehnte, war ſich zu concentriren, um auf jede einzelne der beiden Armeen mit überlegener Maſſe einwirken zu können. Indeß bemühte ſich Jourdan, Wartensleben nach Böhmen zu drängen; dieſer war auf dem Punkt, dieſe falſche Bewegung zu machen, als plötzlich der Erzherzog, nachdem er Moreau die mörderiſche Schlacht bei Neresheim geliefert und General Latour mit 36,000 Mann zu ſeiner Beobachtung zurückgelaſſen hatte, ſich ſchnell mit 25,000 Mann dem Wartensleben'ſchen Corps näherte, ſich mit ihm vereinigte, und gemeinſchaftlich auf Jourdan eindrang. Dieſer ſuchte zu entkommen, aber er wurde (24. Auguſt) ereilt, auf verſchiedenen Punkten zugleich angegriffen und völlig geſchlagen. Bei Würzburg ſuchte er ſeine zerſtreuten Truppen zu ſammeln, aber der Erzherzog folgte ihm auf dem Fuße, und griff ihn (3. September) von Neuem an. Der linke Flügel der Oeſterreicher wurde anfangs zurückgeſchlagen, aber der Erzherzog ſchickt Wartensleben über den Main, um den Franzoſen von da in den Rücken zu fallen. Vier und zwanzig Escadronen öſterreichiſcher Cüraſſiere *durchſchwammen* den Main, und unterſtützt von acht Grenadierbataillonen, zwangen ſie die Franzoſen zu wilder Flucht. So wurde Jourdan, nachdem er während eines Vierteljahres Wartensleben bis an die böhmiſche Grenze gedrängt hatte, ſeinerſeits durch die kühne Wendung des Erzherzogs, in 25 Tagen von der böhmiſchen Grenze bis unter die Mauern von Düſſeldorf zurückgetrieben.

Das Unternehmen war gefährlich, denn Moreau hätte seinerseits eine ähnliche Wendung machen, und den Erzherzog in die größte Gefahr bringen können. Aber Moreau wagte es nicht, von dem Operationsplan des Directoriums abzugehen, und hoffte durch weiteres Vordringen den Erzherzog von der Verfolgung abzulenken. Aber der Prinz ließ sich von seinem Unternehmen nicht abwenden, und kam auf seinen ersten Gegner nicht eher zurück, als bis er sich des zweiten völlig entledigt hatte. Moreau begriff die Gefahr seiner Stellung; der Unstern Jourdan's stellte ihn dem Angriff der gesammten feindlichen Armee bloß. Er kehrte um, ging über den Lech, schlug sich durch die verschiedenen österreichischen Corps durch, die ihm den Rückzug abzuschneiden versuchten, kämpft bei Emmindlingen und bei Schlingen mit zweifelhaftem Glück gegen den Erzherzog und Wartensleben, und ging bei Breisack über den Rhein. So war durch die Schnelligkeit, Kühnheit und Gewandheit des Erzherzogs der Plan des Directoriums umgestoßen*).

Dieser Feldzug brachte dem Prinzen die größte Ehre. Zwei Monate vorher glaubte sich Oesterreich verloren; Bonaparte vernichtete alle seine Armeen

---

*) Ein wohlthuender Zug wird uns vom Erzherzog aus diesen Tagen (Sept. 96) gemeldet. General Marceau war bei Höchstenbrok tödtlich verwundet und von seinen Waffengenossen in Altenkirchen zurückgelassen. Dort fanden die Oesterreicher bei ihrem Vorrücken den jungen Helden (er zählte erst 27 Jahr), dessen Name bei Freund und Feind gleich guten Klang hatte. Der Erzherzog war tief erschüttert, als er am Sterbelager seines Gegners stand. Er sandte ihm seinen eigenen Arzt und zeigte offen seine Achtung vor dem edlen Feinde. Als Marceau (26. Sept.) gestorben war, sandte Karl seine Leiche der französischen Armee, gab seine gefangenen Waffengenossen frei, ließ sie so den Todten begleiten und beorderte eine Reiterschaar, die der Leiche und den treuen Kameraden das Ehrengeleide bis Neuwied folgte. Am 25. Sept. wurde Marceau beerdigt; auch die Oesterreicher traten auf des Erzherzogs Befehl in's Gewehr und gaben Salven, den edlen Feind zu Ehren.

Nach dem Abschluß des Friedens von Campo Formio wurde der Erzherzog zum Gouverneur und Generalcapitain des Königreichs Böhmen ernannt und ordnete mit großer Einsicht das dortige Militairwesen.

Ein schöner Zug aus dem Gefecht bei Stockach (Mai 1799). Er eilte der außerordentlichen Gefahr entgegen. Kugeln dicht um ihn. „Erinnert euch," rief er den Kriegern zu, an deren Spitze er stand, „daß ihr Oesterreicher Grenadiere seid; hier gilt es Ehre und Vaterland; wir müssen siegen oder sterben." Aber sie fühlten, wie theuer Karls Leben dem Vaterlande sei. „Zurück! Ew. Königl. Hoheit!" riefen Einige; „das ist nicht Ihr Platz!" Und: „Zurück!" scholl's die ganze Linie hinab. Einige alte Grenadiere traten vor und sprachen, indem ihnen Thränen über die Wangen rannen: „Wir haben keinen Muth, so lange wir Ihr Leben in Gefahr sehen, verlassen Sie Sich auf uns; wir sind ja Ihre Grenadiere; ja, wir werden siegen oder sterben. Da gab der Erzherzog nach und eilt zurück; und die Grenadiere hielten Wort (Duller).

in Italien und näherte ſich Tyrol; Jourdan bedrohte Böhmen, Moreau drang in Baiern ein. Zugleich ſuchte Preußen, unter dem Schutzmantel ſeiner Neutralität, die Verlegenheit ſeines Nachbarn zu benutzen, um ſich in Deutſchland auszubreiten; ſchon hatte es Nürnberg gedrängt, ſich unter ſeine Souveränität zu ſtellen, und theilweiſe ſchon Beſitz davon ergriffen; es hatte Würtemberg, Baden und Caſſel von Oeſterreich abgezogen. So ſtanden die Sachen, als die glänzende Bewegung eines 25jährigen Generals plötzlich die Lage veränderte; Preußen beeilte ſich, ſeine Truppen aus Nürnberg zurückzuziehen; der König von Baiern, deſſen Miniſter ſchon mit Moreau unterhandelt hatten, verweigerte die Ratification des Tractats und fiel wieder unter das öſterreichiſche Joch, und der Krieg zog ſich nach der franzöſiſchen Grenze hin; Kehl und Hüningen mußten ſich den ſiegreichen Waffen des Erzherzogs ergeben.

Indeß rüſtete ſich Bonaparte, die bairiſchen Alpen zu überſteigen, um allein den Plan des Directoriums auszuführen. Um dieſe neue Gefahr zu beſchwören, warf Oeſterreich natürlich die Augen auf denjenigen, der es ſchon einmal gerettet. Nach einem glänzenden Empfang in Wien wurde der Erzherzog zum Generaliſſimus aller öſterreichiſchen Armeen ernannt und befehligt, ſich ſogleich gegen Bonaparte zu wenden.

Unglücklicherweiſe verband der Erzherzog mit ſeinen großen militäriſchen Eigenſchaften nicht dieſes Selbſtvertrauen, dieſe Hartnäckigkeit und Unabhängigkeit des Willens, die ſein junger und ungeſtümer Gegner ſo häufig gegen das Directorium anwandte. Seit Wallenſtein iſt es bei dem Hofkriegsrath zu Wien mehr als je Sitte, die Generale zu beſchränken; der Hofkriegsrath behält ſich die abſolute Leitung des Ganzen vor und überläßt dem Feldherrn nur das Detail. Im Augenblick, wo ganz Deutſchland, durch die Stimme des Coadjutor von Mainz, die Nothwendigkeit anerkannte, dem Prinzen eine militäriſche Dictatur zu übertragen, die ſeinem Genie erlaubte, ſich frei zu entwickeln, ſchrieben ihm einige alte Taktiker des Cabinets einen abſurden Feldzugsplan vor und in ſeinem Reſpect vor der Wiener Bureaukratie unterwarf ſich der Erzherzog blind der Beſtimmung, die er mißbilligte. Alle Schriftſteller ſind einig darin, ſeine Operations-Linie zu tadeln.

„Der große Fehler des Hofraths, die kaiſerliche Armee in Friaul, nicht in Tyrol zu ſammeln, ſetzte die Hauptſtadt in Gefahr und entſchied über den Ausgang des Kriegs. Wären die Franzoſen gezwungen worden, den Krieg in Tyrol zu führen, ſo hätte der öſterreichiſche Feldherr ſein Heer 20 Tage früher vereinigen, er hätte in einem dem Kaiſerhauſe blind ergebenen Volk

ein angemeſſenes Schlachtfeld ausſuchen, von der Rheinarmee Verſtärkung empfangen und ſeine Bewegungen concentriren können *)."

An Stelle deſſen mußte jetzt der Erzherzog ſeine Armee hinter dem Tagliamento aufſtellen, ehe ſie vollzählig war und ſich ſo dem Angriff eines Generals ausſetzen, der unter Allen am gewandteſten war, ſeinen Fehler zu benutzen. Es war den 16. März 1797, daß die beiden Gegner ſich zum erſten Mal am Tagliamento gegenüberſtanden, beide jung, geſchickt, unerſchrocken; aber der Eine ſeiner Soldaten ſo ſicher wie ſeiner ſelbſt, der Andre höchſt unſicher über den Ausgang. Nach einigen Scharmützeln, um den Gegner zu verſuchen, ließ Bonaparte Bivouak aufſchlagen. Der Erzherzog wurde dadurch getäuſcht; er glaubte, daß die franzöſiſche Armee, ermüdet durch einen langen Marſch, Ruhe halten wollte und ließ ſeinerſeits Bivouak aufſchlagen; aber zwei Stunden darauf ſtellten ſich die Franzoſen plötzlich wieder in Reihe, ſtürzten ſich in den Fluß und waren ſchon in der ſchönſten Ordnung am andern Ufer in Schlachtordnung aufgeſtellt, als der Feind erſt zu den Waffen lief. Nach einem tapfern Widerſtand ſah ſich der Erzherzog zum Rückzug genöthigt, mit Zurücklaſſung von 4—500 Gefangenen.

Inzwiſchen hatte Maſſena das öſterreichiſche Corps des Generals Luſignan vor ſich hergetrieben, ſich des Paſſes von Tarvis bemächtigt und ſo die Diviſion des General Bayalitſch abgeſchnitten. Um dieſe Diviſion zu befreien, verließ der Erzherzog auf einen Augenblick das Gros ſeiner Armee, vereinigte ſich mit 6000 ungariſchen Grenadieren mit der Diviſion Luſignan,

*) Eine Erklärung des Erzherzogs ſelbſt über ſeine Stellung zum Hofkriegsrath wird hier am Orte ſein. — Fehlerhaft werden immer die Plane von Männern ausfallen, die ohne Kenntniß des Krieges den Umfang und den Werth der Operationen nicht zu würdigen verſtehen und ihren Gang nach politiſchen Anſichten beſtimmen, eben ſo jene Vorſchläge, die, entfernt vom Kriegsſchauplatze entworfen, den Umſtänden nicht mehr entſprechen, wenn ſie zur Ausführung gelangen. Dem Erzherzoge wurde vom Wiener Hofe die Geheimhaltung der ihm ertheilten Befehle und ihre ſchnellſte Befolgung ohne weitere Einwendung zur unbedingten Pflicht gemacht. Ein Feldherr, der unzweckmäßige Weiſungen über Operationen erhält, deren Ausführung, unabhängig von jeder fremden Theinahme und ausſchließlich an einem großen zuſammenhängenden Entwurf ihn allein obliegt, iſt nicht nur berechtigt, ſondern auch verbunden, den Zweck nach ſeiner beſſern Einſicht und Ueberzeugung zu verfolgen. Sind aber ſolche Anordnungen durch politiſche ihm unbekannte Beweggründe veranlaßt, beruht ihre Ausführung auf mehreren unabhängigen Generalen und Armeen, dann wird blinder Gehorſam zum Geſetz, weil es weniger ſchädlich iſt, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plane fortgeht, als daß jede einzelne Feder ſich mit einer eignen abgeſonderten Schnellkraft bewegt. Das Opfer desjenigen, der in einer ſolchen Lage ſeine beſſere Ueberzeugung mit dem Gefühle aufgibt, auch ſeinen Ruhm auf's Spiel zu ſetzen, iſt eines der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohl zu bringen gezwungen iſt.

und nimmt den Paß ein; Maſſena, mit ſeiner gewohnten Hartnäckigkeit, greift ihn wieder an; beide Feldherrn, von der Wichtigkeit dieſes Paſſes durchdrungen, ſetzen ſich den größten Gefahren aus. Der Paß von Tarvis iſt der Schlüſſel von Dalmatien. Man ſchlug ſich über den Wolken, auf Schnee- und Eisfeldern. Endlich, nachdem er ſich zwanzigmal dem Tode ausgeſetzt hatte, ſah ſich der Erzherzog genöthigt, Tarvis ſeinem hartnäckigen Gegner zu überlaſſen und die Diviſion Bayalitſch aufzugeben, die auf der einen Seite von Maſſena, auf der andern von Bonaparte angegriffen, die Waffen ſtrecken mußte.

So kam Bonaparte auf dem Gipfel der Alpen an, vereinigte ſich mit Joubert und Maſſena und war im Begriff mit 50,000 Mann auf Wien zu rücken, als er die Nachricht von dem Aufſtand der venetianiſchen Provinzen empfing, der ſich über alle Provinzen am rechten Ufer des Mincio ausdehnte und im Fall eines Rückzugs die Sicherheit ſeiner Armee bedrohte. Gleichzeitig erfuhr er, daß das Directorium aus Mangel an Geld die beiden Rheinarmeen nicht hatte in's Feld rücken laſſen, daß Oeſterreich in ſeiner höchſten Noth das Volk zu den Waffen rufen wolle. In dieſer mißlichen Lage entſchloß ſich Bonaparte Unterhandlung zu verſuchen; er bot dem beſiegten Feind Frieden an und richtete an den Erzherzog den 31. Mai von Klagenfurt aus den berühmten Brief, den wir hier mittheilen, weil er die Achtung Bonapartes für den Erzherzog ausſpricht:

„Herr General! Die braven Soldaten kämpfen und verlangen nach Frieden; dauert der Krieg nicht ſchon ſechs Jahr? haben wir nicht genug Menſchen umgebracht, der Menſchheit genug Leiden verurſacht? Das Directorium hat Sr. Maj. dem Kaiſer den Wunſch zu erkennen gegeben, einem Kriege ein Ende zu machen, der alle Welt in's Unglück ſtürzt; das engliſche Cabinet hat es verhindert. Iſt denn keine Hoffnung uns zu verſtändigen? Und müſſen wir im Intereſſe einer Nation, die den Leiden des Kriegs fern bleibt, fortfahren uns einander zu erwürgen? Sie, Herr General, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne nahe ſtehen und über die kleinlichen Leidenſchaften erhaben ſind, welche ſo häufig die Regierungen beſtimmen, wollen Sie Sich den Ruhm eines Wohlthäters der Menſchheit erwerben, eines Retters von Deutſchland? Nicht als ob es ſich nicht auch auf andere Weiſe retten ließe; aber auch im Fall eines günſtigen Ausgangs leidet doch immer Deutſchland unter dem Kriege. Was mich betrifft, ſo würde ich mich ſtolzer fühlen, durch dieſe Eröffnung auch nur Einem Menſchen das Leben gerettet zu haben, als über den traurigen Ruhm, der aus Kriegsthaten entſprießt.“

Der junge Prinz antwortete:

„Herr General! indem ich den Krieg führe und den Ruf der Ehre und der Pflicht gehorche, wünsche ich nicht minder als Sie den Frieden zum Wohl der Völker und der Menschheit. Da es mir aber in meinem Posten nicht zukommt, den Streit der kriegführenden Nationen zu entscheiden, da ich mit keiner Vollmacht versehen bin, so werden Sie es natürlich finden, daß ich in keine Unterhandlung eintrete, sondern für einen Gegenstand von so hoher Wichtigkeit höhere Befehle erwarte. Wie es aber auch mit den Aussichten des Kriegs oder des Friedens stehen möge, so bitte ich Sie, Herr General, von meiner Hochachtung überzeugt zu sein."

Bald darauf kamen die österreichischen Bevollmächtigten an; die Friedenspräliminarien wurden zu Leoben unterzeichnet und den 17. Oct. desselben Jahres zu Campo Formio dem ersten continentalen Kriege gegen die Revolution ein Ende gemacht.

Inzwischen war der durch England angeschürte gewaltige Streit zwischen der Revolution und Europa nur vertagt, der Friede von Campo Formio trug in sich den Keim eines neuen Krieges und der Congreß zu Rastadt setzte nur die Unverträglichkeit der beiden Systeme an's Licht. Bald war ganz Europa wieder in Brand; Oestereich, im Vertrauen auf eine thätige Mitwirkung der Russen, rüstete sich, um Frankreich gleichzeitig in Italien, der Schweiz und am Rhein anzugreifen. Noch dauerte der Congreß, als schon von allen Seiten die Truppen marschirten. Nachdem endlich das Directorium vom Wiener Cabinet vergebens eine Erklärung gefordert hatte über die Bewegungen des russischen Corps unter Suwarow, befahl es den Generalen seiner vier Abtheilungen ihre Operationen zu eröffnen. Der Krieg war factisch erklärt. Der Erzherzog, der in Baiern mit 25,000 Mann campirte, wurde beauftragt, Jourdan die Spitze zu bieten. Der französische General passirte den 1. Mai 1799 den Rhein, der österreichische General den 3. Mai den Lech, und bald standen die beiden Gegner einander gegenüber. Es war Jourdan bestimmt in seinen Kämpfen gegen den Erzherzog immer unglücklich zu sein. Im ersten Treffen, bei Ostrach, wurde er nach einem tapfern Widerstand zum Rückzug genöthigt. Darauf machte er selber den 25. Mai einen Angriff bei Stockach. Lebhaft bedrängt durch die französische Avantgarde unter Soult, sah der Erzherzog anfänglich seinen rechten Flügel bis hinter Liptingen zurückgedrängt. In dem Rausch dieses ersten Erfolgs sendet Jourdan den General St. Cyr mit einer starken Abtheilung gegen die Flanke seines Feindes, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Mit einem

raſchen und ſichern Blick ausgeſtattet, beunruhigt ſich der Erzherzog wenig über dieſe Bewegung und beſchränkt ſich darauf, ſeinen rechten Flügel zu verſtärken, der die Wälder von Liptingen hartnäckig vertheidigt. Er ſtellt ſich ſelber zu Fuß an die Spitze ſeiner Grenadiere und wirft nach einem blutigen Gefecht die Franzoſen in die Ebene zurück. Jourdan will St. Cyr zurückrufen, aber es war zu ſpät; es blieb ihm nur ſeine Nachhut, die ſich gegen die wiederholten Angriffe der öſterreichiſchen Cüraſſiere nicht halten konnte. Eine ſchreckliche Verwirrung bemächtigt ſich der franzöſiſchen Armee; trotz aller heroiſchen Anſtrengungen wird Jourdan von der Flucht mit fortgeriſſen. Aber die öſterreichiſche Armee, ſelbſt erſchöpft, konnte dieſen Sieg nicht benutzen. Jourdan ſtellte ſich in den Päſſen des Schwarzwaldes auf, übergab das Commando ſeinem Oberſten und begab ſich nach Paris, um ſich über den ſchlechten Zuſtand ſeines Heeres zu beklagen.

Hätte der Erzherzog ohne Verzug die beſiegte Armee verfolgt, ſo hätte er ſie vollſtändig aufreiben können. Dann wäre es Zeit geweſen nach der Schweiz zurückzukehren und Maſſena abzuſchneiden. Aber der Hofkriegsrath, nach dem falſchen Grundſatz, daß der Schlüſſel des Krieges in den Bergen ſei, verbot dem Erzherzog gegen den Rhein vorzurücken, bevor die Schweiz geräumt ſei.

Der Erzherzog bewerkſtelligte ſeine Vereinigung mit dem Corps ſeines Unterfeldherrn Hotz und zwang nach 14tägigem Kampf Maſſena ſeine Vertheidigungslinie zuſammenzuziehen, ſich in Zürich zu concentriren und ſeinen rechten Flügel hinter den St. Gotthard aufzuſtellen; die Hälfte der Schweiz war in ſeinen Händen. Bald räumt Maſſena auch Zürich, der Erzherzog zieht ein; aber geſchwächt durch die Abſendung eines Corps von 25,000 Mann zur italieniſchen Armee, wartete er auf die Ankunft der ruſſiſchen Armee unter Korſakoff, als der Hofrath einen neuen Kriegsplan erſann, der vollſtändig die Stellung der Truppen veränderte. Da ſich die Oeſterreicher mit den Ruſſen nicht recht vertrugen, ſo wurde ausgemacht, daß man die Truppen jeder Nation nur gemeinſam wolle kämpfen laſſen; der Erzherzog empfing Befehl ſeine Stellung an Suwarow zu überlaſſen, der aus Italien kommen ſollte, um ſich in der Schweiz mit Korſakoff zu vereinigen und ſich ſofort nach dem Rhein zu begeben, um dort für ſich zu agiren.

Die Folge war, daß Maſſena ſeinen unfähigen Gegner Korſakoff in der Schlacht bei Zürich vernichtete und daß Suwarow nun gerade zur Zeit kam, die Niederlage ſeiner Landsleute zu theilen.

Als der Erzherzog dieſes erfuhr, nahm er es auf ſich, ſich der Schweiz zu nähern und machte Suwarow den Vorſchlag, gemeinſchaftlich zu operiren.

Wüthend über ſeine Niederlage, antwortete der brutale Ruſſe, er wolle mit den Öſterreichern, von denen er verrathen ſei, nichts mehr zu thun haben, und begab ſich mit 30,000 Mann, dem Reſt der 80,000, die er nach Italien geführt, auf den Rückzug nach Rußland *).

Nach dieſer brutalen Antwort wendete ſich der Erzherzog eilig gegen die Rheinarmee zurück, die ſchon Philippsburg blockirte; er entſetzt den Platz den 23. Novbr., ſchlägt die franzöſiſche Armee den 29. bei Heinzheim und den 5. Decbr. wird ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, in Folge deſſen beide Armeen an den beiden Reinufern ihre Winterquartiere beziehen.

Nach dem Ende des Feldzugs von 1799 ſchützte der Erzherzog, in dem Verdruß ſeine Pläne fortwährend durch den Hofrath paraliſirt zu ſehen, die Schwäche ſeiner Geſundheit vor, überließ die Stelle ſeinem Bruder, Erzherzog Johann, und zog ſich nach Böhmen zurück.

Inzwiſchen kam Bonaparte aus Aegypten zurück, bemächtigte ſich der Gewalt und der Krieg begann lebhafter als je. In derſelben Zeit als der erſte Conſul die Oeſterreicher bei Marengo ſchlägt, geht Moreau über den Rhein, bedrängt den Erzherzog Johann bei Neresheim, bei Nördlingen, bei Oberhauſen und ſchlägt ihn bei Hohenlinden; auf die Nachricht ſo vieler Unglücksfälle beeilt ſich der Wiener Hof, den Erzherzog Karl zurückzurufen; aber es war zu ſpät, der Prinz fand Moreau 30 Stunden von Wien, wie

---

*) Der Rückzug Suwarow's geſchah mit Bewilligung Paul's, der ſeinem Feldherrn ſchon damals offen erklärt, daß deſſen Rückkehr nach Rußland ſein Hauptzweck ſei; den 29. Oct. ſchrieb er an Suwarow, daß er beſchloſſen habe, das Bündniß mit dem Wiener Hofe gänzlich aufzugeben und nur ein und dieſelbe Antwort zu ertheilen, da er, ſo lange Thugut Miniſter bleibe, nichts glauben, folglich auch nichts thun werde; den 20. November: „Indem ich Oeſterreich der Willkür des Geſchickes preisgab, konnte ich mich gleichzeitig nicht losſagen von der Aufmerkſamkeit auf die Lage, in welcher ſich Europa bei meinem völligen Austritt aus der Coalition und der Rückkehr aller meiner gegen Frankreich verwendeten Truppen befindet. Ich erwarte, daß das Wiener Cabinet wieder zu mir zurückkommt, mit der Bitte um Wiederherſtellung des frühern Bündniſſes, ſo wie um gemeinſchaftliche Anordnung neuer Maßregeln, um mit vereinten Kräften gegen die Franzoſen zu operiren.“ Deshalb befahl er Suwarow in der Vorausſetzung, daß deſſen Rückmarſch nicht vor dem Mai möglich ſei, während dieſer Zeit jeder Verbindung mit den öſterreichiſchen Befehlshabern auszuweichen und ſich weder mit ihnen zu vereinigen, noch irgend etwas zu unternehmen; er fügte hinzu, daß er nur dann den Maßregeln gegen die Feinde der Throne wieder beitreten werde, wenn Ergebenheit, Gefälligkeit und Genugthuung von Seiten des römiſchen Kaiſers erfolge, daß er aber auch dann nicht von den Andern abhängig, ſondern für ſich allein handeln, und ſowohl von dem Wiener, als von dem Londoner Cabinet verlangen werde, daß ſie ſeinen Plänen folgen.

er eine völlig aufgelöste Armee vor ſich her trieb, und kam gerade zur Zeit an, den Waffenſtillſtand zu unterzeichnen, dem bald darauf (9. Febr. 1801) der Friede von Lüneville folgte, durch welchen die zweite Coalition beendigt wurde.

In dem Zwiſchenraum zwiſchen der zweiten und dritten Coalition beſchäftigte ſich der Erzherzog Karl, in's Kriegsminiſterium berufen, auf das Ernſtlichſte damit, die militäriſche Organiſation Oeſterreichs auf einen guten Fuß zu ſetzen; er beſtimmte für die Soldaten eine Dienſtzeit, die bis dahin unbeſchränkt geweſen war, und fügte einige andere wohlthätige Neuerungen hinzu. Ebenſo beſcheiden als tapfer, verſchmähte er die Statue, welche der König von Schweden, ein großer Bewunderer ſeines Talents, auf dem Reichstag zu Paderborn ihm zu Ehren aufzurichten, den Antrag ſtellte.*)

Nach vier Jahren diplomatiſcher Verhandlungen entſchloß ſich Oeſterreich, auf Rußland geſtützt, noch einmal den Degen gegen Frankreich zu ziehen. Erzherzog Karl, der ſich entſchieden gegen den Krieg ausgeſprochen hatte, wurde weder zu den Vorbereitungs-Conferenzen zugezogen, noch über den Feldzugsplan befragt. Das Cabinet von St. Petersburg, welches den unſinnigen Widerwillen Suwarow's gegen den jungen Feldherrn theilte, verlangte, daß er die Armee, mit welcher ſich ruſſiſche Truppen vereinigen ſollten, nicht commandiren dürfe; das Commando dieſer Armee wurde dem General Mack anvertraut, deſſen ſchon in Italien erwieſene Untüchtigkeit in Deutſchland noch augenſcheinlicher werden ſollte. Dem Erzherzog wurde das Commando über die vereinigte Armee an der Etſch übergeben.

Ich übergehe hier die glorreiche Schlacht von Auſterlitz, und halte mich nur an die beſondern Bewegungen des Erzherzogs. Während Mack und der Erzherzog Ferdinand ſich in Deutſchland ſchlagen ließen, hielt Prinz Karl allein gegen Maſſena in Italien die Ehre der öſterreichiſchen Waffen auf-

*) Der Abſchied des Erzherzogs von ſeiner Armee (17. Mai 1800) war ergreifend. Sie wußte wohl, was ſie in ihm verlor. Von jeher war ſein Privatvermögen die Caſſe der Offiziere, der Gemeinen geweſen, und als ſich daſſelbe durch die reiche Erbſchaft, welche ihm nach dem Tode ſeiner Tante, der Erzherzogin Maria Chriſtina, zufiel, beträchtlich vermehrte, fand er hierin nur einen willkommenen Anlaß, dem Drange ſeines Herzens folgen zu können, um ſeine Soldaten zu unterſtützen. Das flog von Mund zu Mund, wenn er, ohne damit zu prunken, jedem Sergeanten, der zum Offizier befördert wurde und dem es an Mitteln, ſich zu equipiren, fehlte, ein Geſchenk von 25 Ducaten, wenn er armen Offizieren eine Zulage von 10 Gulden gab, wenn er aus ſeinem Vermögen für Herbeiſchaffung von Fleiſch, Wein, Branntwein und dergl. für die braven Truppen ſorgte, die ſonſt während eines harten Winters in ausgeſogenen Landſtrichen Mangel gelitten hätten. (Duller.)

recht. Nach drei Tagen blutigen Kampfes zwang er den Feind, ihm das Schlachtfeld von Caldiero zu überlaſſen. Und als in Oeſterreich Alles verzweifelte, führte er die ihm anvertraute Armee unverſehrt zurück.

Nach dem Frieden von Preßburg wurde er zum Präſidenten des Kriegshofrathes und zum Generaliſſimus aller öſterreichiſchen Armeen ernannt. Er ergriff zum letzten Mal die Waffen im Jahre 1809 und endigte ſeine militäriſche Laufbahn durch einen glorreichen, wiewohl unglücklichen Kampf gegen Napoleon ſelbſt. Oeſterreich hatte ſeit lange vor den ſchimpflichen Frieden von Preßburg zu brechen; die Verwickelungen in Spanien ſchienen eine günſtige Gelegenheit, und Erzherzog Karl, tief ergriffen von der traurigen Lage ſeines Vaterlandes, warf ſich mit Enthuſiasmus in dieſen Krieg. Er drang in Baiern ein, nachdem er vorher eine Proclamation voll glühender Vaterlandsliebe an die Soldaten erlaſſen*).

Napoleon, durch die Schnelligkeit des Angriffs überraſcht, hatte Berthier vorausgeſchickt, die verſchiedenen Corps an der Donau zu ſammeln. Dieſer, mehr für das Büreau, als für das Schlachtfeld geſchaffen, hätte beinahe den Feldzug verdorben. Er dehnte ſeine Truppen in einer unermeßlichen Linie aus. Der Erzherzog war im Begriff, die beiden Flügel zu durchbrechen, aber Napoleon, begünſtigt durch die Langſamkeit der Oeſterreicher, kam zur Zeit an, überſah mit ſeinem Adlerblick die Verhältniſſe und gab ihnen eine andere Wendung. Fünf Tage blutiger Treffen, eben ſo viel Siege, werfen den

*) In dem Aufruf an die deutſche Nation, den der Erzherzog beim Wiederanfangen der Feindſeligkeiten (April 1809) erließ, kam Folgendes vor: „Se. Majeſtät ergreifen gezwungen die Waffen, weil der franzöſiſche Kaiſer nicht haben will, daß ein Staat beſtehe, der nicht ſeine Oberherrſchaft erkenne, ſeinen Eroberungsabſichten diene. Wir überſchreiten die Grenze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutſchlands. Nicht, um deutſche Verfaſſungen, Rechte, Sitten und Gebräuche zu vernichten und fremde aufzudringen. Nicht, um Throne zu ſtürzen und damit nach Willkür zu ſchalten. Wir kämpfen, um die Selbſtſtändigkeit der öſterreichiſchen Monarchie zu behaupten, um Deutſchland die Unabhängigkeit und die Nationalehre wieder zu verſchaffen, die ihm gebühren. Dieſelben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutſchland bereits gebeugt. Unſer Widerſtand iſt ſeine letzte Stütze zur Rettung. Deutſche! würdigt eure Lage! Nehmt die Hülfe an, die wir euch bieten! Wirkt mit zu eurer Rettung!“ — In einer gleichzeitig erſchienenen halboffiziellen Denkſchrift hieß es noch deutlicher: „Ahmt Spaniens großes Beiſpiel nach, das, ein Opfer der ſchändlichſten Verrätherei, auch dann noch mächtig ſich erhob, als ſchon zahlreiche feindliche Legionen ſeinen Boden überſchwemmt hatten! Zeigt, daß auch euch euer Vaterland und eine ſelbſtſtändige deutſche Regierung und Geſetzgebung theuer ſei, daß ihr Entſchluß und Kraft habt, es aus der entehrenden Sclaverei zu reißen, es frei, nicht unter fremdem Joch erniedrigt, euren Kindern zu hinterlaſſen! Scheuet einen blutigen Kampf nicht, der ſiegreich enden muß! Zum letzten Male will Karl zu euch! Er will, er muß euch retten!“

Erzherzog über die Donau zurück, und öffnen der französischen Armee den Weg nach Wien. Wien capitulirt den 13. Mai, 18 Tage nach dem Siege bei Eckmühl. Der Erzherzog setzte sich den 16. Mai bei Ebersdorf fest. Auf die Nachricht, daß Napoleon auf der Insel Lobau seine Streitkräfte sammele, und sich bemühe, eine Brücke über den großen Arm der Donau zu schlagen, versuchte er nicht, sich dem Uebergang zu widersetzen, in der Hoffnung, in Einer Schlacht die feindliche Armee zu vernichten, indem er durch Brander hinter ihrem Rücken die Brücke zu zerstören gedachte. In diesem Gedanken begnügte sich der Erzherzog damit, seine Armee auf dem linken Ufer des Flusses in Schlachtordnung aufzustellen, zwischen Aspern und Enzensdorf. Diese Armee, in zwei Linien geformt, und in fünf Colonnen getheilt, war im Ganzen 75,000 Mann stark, mit 288 Feldstücken.

Die französische Armee defilirte über die Brücke den 20. und 21. Mai; sie entwickelte sich in der Ebene, als am Abend desselben Tages der Erzherzog das Signal zum Angriff gab; eine furchtbare Batterie verkündet den Tod in den französischen Reihen; das Dorf Aspern wird mehrmals gewonnen und wieder verloren; zuletzt behaupten Franzosen und Oesterreicher jeder die Hälfte. Die Nacht macht diesem ersten Treffen ein Ende; die Soldaten schlafen auf dem Schlachtfelde.

Die ganze Nacht wurde von Napoleon angewendet, den Rest seiner Truppen überzusetzen; den 22. Mai um 4 Uhr Morgens, fängt der Kampf mit einer unglaublichen Erbitterung wieder an. Den ganzen Tag hindurch, in einem schrecklichen Kartätschenhagel, vereinigen sich diese 150,000 Mann gegenseitig um das Dorf Aspern, das vierzehn Mal genommen und wieder verloren wird. Kaum hatten die französischen Cürassiere die Linien der österreichischen Infanterie durchbrochen, als sie durch die Cavallerie des Erzherzogs wieder zurückgetrieben wurden. So oft Massena in Aspern eindrang, sprang der Erzherzog vom Pferde, ergriff eine Fahne, und führte seine Truppen auf's Neue in den Kampf. Plötzlich fehlt der französischen Armee die Munition, und gleich darauf erfährt Napoleon, daß die eine seiner Brücken ganz, die andere zur Hälfte von Brandern zerstört sei. Die Lage wurde kritisch; man mußte auf den Rückzug denken; er geschah in guter Ordnung in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai. Die ganze Armee ging auf einer kleinen Schiffbrücke über den Donauarm und fand sich des Morgens in der Insel Lobau wieder vereinigt, und der Erzherzog blieb Meister des Schlachtfeldes.

Man hat es ihm lebhaft vorgeworfen, seinen Sieg nicht besser benutzt zu haben. Den Tag nach der Schlacht bei Aspern konnte er, wenn er seine Artillerie an das Ufer der Donau aufstellte, die ihn von der Insel Lobau

nur etwa 40 Klafter trennt, ein Feuer veranſtalten, in dem kein Schuß unwirkſam geweſen wäre; denn die franzöſiſche Armee war vollſtändig blockirt, ohne Munition, ohne Lebensmittel, eine verwirrte und zuſammengepreſſte Maſſe, und hätte bis auf den letzten Mann vernichtet werden können.

Zufrieden mit ſeinem Erfolg, ließ der Erzherzog zu, daß Napoleon ſich auf der Inſel Lobau organiſirte, dieſelbe befeſtigte, ſich verſtärkte, ſeine Brücken wieder herſtellte und nach 22 Tagen unerhörter Arbeiten von Neuem und zwar mit 180,000 Mann wieder über den Strom ſetzte, um dem Erzherzog die letzte, entſcheidende Schlacht bei Wagram zu liefern.

Sie entſpann ſich den 6. Juli 1809, unter den Augen der Einwohner von Wien, die auf die Dächer geſtiegen waren; die beiden Armeen und ihre Führer entfalteten dieſelbe Tapferkeit als in den vorigen Tagen. Mehr als 20,000 Mann blieben von beiden Seiten auf dem Schlachtfelde. Endlich, um 4 Uhr Abends ſah ſich der Erzherzog auf allen Punkten zum Rückzug genöthigt, und überließ den Franzoſen das Schlachtfeld, aber ohne Verluſt an Gefangenen oder Feldſtücken, und nachdem er ſich auf eine Weiſe geſchlagen hatte, die auch dem Verwegenſten hätte Beſonnenheit lehren können. Man folgte ihm, ohne ihn zu drängen, denn man war nicht begierig nach einer zweiten Schlacht.

Die verſchiedenen Fehler, die man dem Erzherzog im Laufe dieſes Feldzuges vorwirft, werden vorzüglich der Uneinigkeit zugeſchrieben, die zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Johann beſtand. Sobald alſo der Erzherzog einige Tage nach der Schlacht einen Waffenſtillſtand unterzeichnet hatte, gab er ſeine Entlaſſung ein, und übertrug den Oberbefehl dem Fürſten Lichtenſtein, nachdem er in einem Tagesbefehl den Soldaten ſein Bedauern ausgedrückt hatte, ſich von ihnen trennen zu müſſen.

Hier endigt die militäriſche Laufbahn des Erzherzogs; ſeit dieſem Augenblick erſchien er nicht mehr auf dem Schlachtfelde. Als nach dem Vertrag von Schönbrunn die Heirath zwiſchen Napoleon und Marie Louiſe entſchieden war, übertrug Napoleon, um ſeinen edlen Gegner zu ehren, dieſem den Auftrag, ſich die Prinzeſſin in ſeinem Namen antrauen zu laſſen; und es war nicht eine der geringſten Bizarrerien dieſer wunderlichen Zeit, daß Erzherzog Karl ſeine Nichte an den Altar führte und ihr im Namen des republikaniſchen Helden vom Tagliamento den Vermählungsring anſteckte.

Die großen Ereigniſſe von 1814—15 veranlaßten den Erzherzog nicht, aus ſeiner Zurückgezogenheit herauszutreten. Vielleicht konnte trotz ſeines Patriotismus das große Herz des Prinzen ſich nicht einer geheimen Sym-

pathie erwehren für die letzten heldenmüthigen Anstrengungen des Genius, der von der Masse erdrückt wurde.

Hier endet der französische Biograph, der seine Aufgabe überhaupt nur darin suchte, den siegreichen Gegner Napoleon's und seiner Feldherrn zu zeichnen, in so weit er für die französische Nation von Interesse ist. Die glänzende Anerkennung, die von solcher Seite dem Helden ward, dessen Lorbeer auf Kosten Frankreichs und der Ehre seiner Feldherren emporwuchs, wiegt dreimal so schwer. Es zeigt, wie tief die Achtung für den Helden selbst bei seinen Gegnern, die er bekämpfte und so oft besiegte, eingewurzelt ist. „L'Archiduc Charles" ist auch bei den Franzosen ein populärer Name; die vielfachen Züge der Humanität, die er gegen Gefangene ausgeübt, die Loyalität seiner ganzen Handlungsweise dem Feinde gegenüber, die persönliche Tapferkeit, die nirgends mehr Anerkennung findet als in Frankreich, die beispiellose Hingebung und Selbstaufopferung, mit welcher er die Krone Spaniens ausgeschlagen und seinen eigenen Ehrgeiz unterdrückte zu einer Zeit, wo in Frankreich die egoistischen Ambitionen die leitenden Motive des Tages waren und man auf Kronen Jagd machte wie auf Hirsche und Auerhähne — alle diese seltnen unerhörten Eigenschaften haben unserm Helden Bewunderung und Popularität in der Mitte jener Nation erworben, die ihn eigentlich hassen mußte. Vergleicht man die Art und Weise, wie Frankreich und seine Schriftsteller von Wellington sprechen, mit der Art und Weise, wie sie den Erzherzog Karl behandeln, so wird es erst recht klar, wie wunderbar die edle Persönlichkeit des Siegers von Aspern selbst auf seine Feinde gewirkt hat.

Was er uns Deutschen, was er Oesterreich gewesen, das können die Franzosen freilich nicht beurtheilen. Im Gegentheil gehört es zu der Eigenthümlichkeit französischer Nation, daß sie keinen großen Mann begreifen können, der nicht französische Sympathien im Herzen hat, und wo sie zur Anerkennung gezwungen sind, da schieben sie, selbst gegen alle geschichtliche Belege, Zuneigungen für Frankreich unter. So enthält auch das Journal des Debats, das in einer seiner letzten Nummern dem Erzherzog Karl einen warmen Nachruf widmet, folgende merkwürdige Stelle. „Im Innersten seines Herzens ein Freund, ein leidenschaftlicher Bewunderer Napoleon's, voll von gerechtem Mißtrauen gegen Rußland, im Widerspruch gegen alle Coalitionen, die gegen uns gerichtet waren, ein hinlänglich klarschauender Politiker, um vorauszusehen, daß die Früchte aller blutigen

Opfer, die man damals von Deutſchland forderte, zuletzt zum Vortheile Rußlands ſich wenden würden, degoutirt endlich durch den Verdruß, welchen die abſolutiſtiſche Partei in Oeſterreich ihm unaufhörlich erregte, verließ Erzherzog Karl im Jahre 1809 den activen Dienſt und hat ſeit dieſer Zeit in einer Zurückgezogenheit gelebt, welche ſein Ruhm, ſeine Popularität und ſeine ununterbrochenen Studien verſchönte und belebte."

Zu einer weitern Ausführung dieſer Biographie iſt hier nicht der Ort und überhaupt noch lange nicht die Zeit. Es liegt ein wunderbares Myſterium über jenes Zurücktreten des größten öſterreichiſchen Feldherrn neuerer Zeit aus den Reihen eines Heeres, das er zum Theil ſelbſt geſchaffen und aus dem activen Dienſt eines Monarchen, der ſein Bruder war und deſſen Thron er mit ſeinem Genie vertheidigt hatte. Es heißt, der Erzherzog habe ſeine Memoiren hinterlaſſen. Wir glauben nicht daran. Der Mann, der aus Hingebung für die Sache ſeines Bruders Spaniens Krone ausſchlug, der Mann, der vierzig Jahre geſchwiegen hat vor den Zeitgenoſſen die ihn verehrten, wird ſchwerlich mittheilender ſein für die unbekannte Nachwelt. Zu vertheidigen braucht er, der Hochgefeierte, ſich gewiß nicht, und um anzuklagen, war ſein Herz zu weich, zu aufopfernd und zu großmüthig *).

*) Eine ausführliche und mit großer Wärme geſchriebene Biographie hat Eduard Duller geliefert. (Wien 1844—47, Kaulfuß u. Prandl). Wenn auch der Druck der Wiener Cenſur dieſem Buche die freien Athemzüge raubte und ſeine Bedeutung als geſchichtliches Hülfsbuch verkrüppelte, ſo bleibt es nichts deſto weniger als Volksſchrift eine ſehr ſchätzenswerthe Gabe. Leider iſt auch die Duller'ſche Biographie noch nicht über 1809 vorgerückt und wir ſind begierig, ob es ihm gelingen wird, irgend ein neues Licht über dieſe Epoche im Leben ſeines Helden zu werfen.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

1.

Anfangs Mai.

Die griechiſche Schuld. — Die politiſche Bildung in England und in Frankreich. — Die Wahlcorruption. — Der Socialismus. — Rothſchild und das ruſſiſche Anlehen.

Das war einmal eine volle Woche. Die äußere, die innere Politik, Feſte und Prozeſſe, Scandale und Mordgeſchichten, Wettrennen und Communiſtenverurtheilung, — was wollen Sie mehr? Man könnte ein Buch darüber ſchreiben, und Sie wollen nur einen Brief haben. Wir armen Tagelöhner der Preſſe ſind geplagte Leute; geſchieht Nichts, ſo müſſen wir an der Feder kauen, und geſchieht Etwas, ſo ſchlägt uns gleich die Welle über dem Kopfe zuſammen. Von Rechtswegen will ich mit der äußern Politik anfangen. Wir haben ſtillſchweigend die Prozente für die griechiſche Schuld bezahlt. Sonſt iſt unſere Oppoſition gleich bei der Hand, um Proteſt gegen jede unnöthige Ausgabe einzulegen. Hier erhob ſich nicht Eine Stimme. Es iſt nicht grade Großmuth daran Schuld, ſondern ein klares Gefühl, daß Frankreich ein Intereſſe hat, Griechenland zu ſchonen. Solche klaren Gefühle in der Politik ſind durchgreifend und allgemein nur in conſtitutionellen Staaten zu Hauſe, nur in Staaten, wo die öffentlichen Intereſſen ſo öffentlich als möglich verhandelt und nach allen Seiten hin beſprochen werden. In England gibt es hundert politiſche Fragen, in denen alle Stimmführer des öffentlichen Lebens wie Ein Mann denken, ſprechen oder auch ſchweigen. Es hat oft das Anſehen, als ob ſich alle Zeitungen aller Farben das Wort gegeben hätten, die Sachen nur von Einer Seite zu ſehen; die Leute der Politik, die ihre geheimen Staats-, geheimen Hof-, geheimen Legationsräthe hat, ſind oft ganz verblüfft über dieſe Einſtimmigkeit, und begreifen gar nicht, wie die Oppoſition eine ſo gute Gelegenheit vorbeigehen laſſen kann, der Regierung eine Schlappe beizubringen. Die Franzoſen haben auch erſt nach und nach und erſt in einzelnen Fragen den Tact der Oeffentlichkeit erlangt; aber ſie werden ſchon weiter auf dieſem Felde kommen, und

in funfzig Jahren eben ſo ſicher herausfinden, wie heute jeder Engländer, der geſunden Menſchenverſtand hat, wo die Intereſſen des Landes den Intereſſen der Parteien und Perſonen Stillſchweigen gebieten. Die Schule der Oeffentlichkeit iſt die einzige, in der man nationales Tactgefühl erlangt, und ein ſolches Tactgefühl iſt die Urbedingung einer thätigen Nationalkraft. Alle geheimen Hof-, Staats-, Legationsräthe ſind ſtets und überall Stümper gegen einen Engländer, und nach gerade auch gegen einen Franzoſen, der in der Schule der Oeffentlichkeit groß gezogen worden iſt.

Daß dieſe Oeffentlichkeit mitunter ſehr unbequem ſein kann, iſt nicht zweifelhaft; aber ſelbſt dieſe Seite hat wieder ihren Vortheil. Jeder muß auf ſich achtgeben, und wenn er auch im Herzen ein Lump iſt, ſchon um der Oeffentlichkeit willen ehrlich handeln. Auch dafür iſt das heutige Frankreich ein Beweis; die Scandale, die wir erleben, ſind ärgerlich genug; aber ſie ſind die verdiente Strafe der Schlechtigkeit. Zu andern Zeiten gab es weniger Scandale; aber ich glaube kaum, daß dennoch die franzöſiſche Regierung je ihre Hände weniger durch Beſtechlichkeit beſudelte, als gerade jetzt, wo von Zeit zu Zeit ſo ſchnöde Scandale an's Tageslicht der allgemeinen Oeffentlichkeit gezogen werden. Die Briefe des General, Pair de France, und ehemaligen Miniſter Hr. Cubières ſind eine Schmach für Frankreich und ſeine Pairs und Miniſters, denn ſie beweiſen, daß entweder Herr Cubières oder Herr Teſte ſich haben beſtechen laſſen; aber ſie beweiſen auch für alle höher und nieder Angeſtellten, daß es heute gefährlicher als je iſt, ſich beſtechen zu laſſen. Das wird die Folge ſein; und ſie iſt ſchon zum Voraus thätig geweſen, denn Jeder muß die öffentliche Anklage heute zum Voraus fürchten, was denn alle Welt veranlaßt vorſichtig zu ſein; und die Mehrzahl aller Beamten weiß auch, daß die beſte Vorſicht eben Ehrlichkeit und Redlichkeit iſt.

Der Prozeß gegen Herrn Boutry, den ehemaligen Gehülfen in allen ſcandalöſen Speculationen des Herrn v. Girardin, beweiſt denn freilich, daß in Bezug auf die Wahlen, das Ver- und Erkaufen der Wähler nach und nach auch in Frankreich einreißt. Und ich fürchte, hier wird ſelbſt die Oeffentlichkeit nicht viel helfen. Die Macht der Deputirten iſt zu groß, um nicht Viele in Verſuchung zu führen, ſie auf jede Weiſe, um jeden Preis zu erringen. Und dieſe Furcht muß um ſo begründeter erſcheinen, wenn man bedenkt, daß überhaupt das Wahl- und Wählbarkeitsrecht in einer Geldfrage, und nur in einer ſolchen, wurzelt. Wer ſo und ſo reich iſt, iſt Wähler, wer ſo und ſo viel reicher iſt, kann auch gewählt werden. Geld iſt alſo die einzige Befugniß zum Wahlrechte, und ſomit ſind Geldmenſchen vor Allem darauf angewieſen, von ihm Gebrauch zu machen. In einem ſolchen Boden können nur verdorbene Säfte gedeihen, und die Früchte dieſer Säfte bekunden wieder den Boden, in dem dieſer Baum wurzelt. So lange nur Geld Recht gibt, wird auch das Recht ſelbſt eine Geldfrage ſein; und deswegen iſt vorherzuſehen, daß hier ſelbſt die offenbarſten Scandale nicht viel ändern werden.

Aber die Zeit wird kommen, wo die Rolle des Geldes eine weit weniger bedeutende ſein wird. Es gibt Leute, die dieſe Aenderung vom Socialismus

und Communismus hoffen. Ich denke einzelne Socialistische „Ideen" werden eine große Rolle in der nächsten Zukunft spielen, wie hohl und gehaltlos auch alle socialistischen „Systeme" erscheinen mögen und wohl in der That sind. Der Communismus ist freilich ganz geeignet, selbst vor den besten Ideen des Socialismus abzuschrecken, da sehr oft die communistischen und socialistischen Systeme in einander übergreifen, und wenigstens von den Gegnern jedes größern Fortschrittes als zu demselben Ziele führend dargestellt werden. Auch dafür sahen wir in den letzten Tagen ein Beispiel in dem Prozesse gegen Blangin — den Bruder des Nationalöconomisten, — der in Blois abgeurtheilt wurde. Die Staatsbehörde warf die Communisten und Socialisten in denselben Topf, und das Gericht verweigerte den erstern sogar ihre Ansichten zu vertheidigen, obgleich diese Ansichten allein angeklagt waren. Beides war nicht nur Unrecht, sondern unklug. Die gesunden Ideen der socialistischen Bestrebungen kommen so den Communisten zu Gute; das Urtheil ohne Vertheidigung gibt ihnen zugleich den Schein des Martyrthums. Und beides kann ihnen nur nützen. Auch für sie würde wahre Oeffentlichkeit rascher als alle Zwangsmittel sehr bald den Unsinn zu Tode verurtheilen und aus dem Leben der Volksthätigkeit ausstreichen. Aber es scheint, daß alle Machthaber verdammt sind, die Fehler stets wieder nachzumachen, die einst ihnen selbst halfen, zur Macht zu gelangen.

Wenn man demnach hoffen kann, daß die Herrschaft des Geldes, als einzige und alleinige Triebfeder der Politik, mit der Zeit und vielleicht bald ein Ende nehmen wird, so sind eben Scandale, wie die des Wahlkaufes, und noch mehr die Scandale der Börsen und die letzten Ereignisse auf den europäischen Geldmärkten die Ursache dieser Hoffnung. So lange nur Hr. v. Rothschild Gesetze in der Börse vorschrieb, hatte seine Macht und Allmacht schon immerhin eine höchst verletzende Seite. Aber er beutete doch den Markt nur in einem Privatinteresse aus. Die 117 Mill. Franken, die Rußland in den letzten Tagen in die Börsen von Paris und London brachte, sind in gewisser Beziehung eine Art kaiserlich russisches Decret: „**Le Maison de Rothschild a cessé de regner!**" An seine Stelle tritt das Haus Romanof. Und es wird die Börsen nicht im Privatinteresse sondern im Staatsinteresse Rußlands zu lenken suchen und zu lenken im Stande sein. Rußland kann heute 117 Mill. Fr. auf diese Weise verwenden, weil es unerschöpfliche Goldgruben hat. Diese Goldgruben erlauben ihm in ein paar Jahren eine gleiche Summe zu demselben Zwecke aufzubieten. Mir scheint es, als ob in dieser einzigen Thatsache eine vollkommene Revolution der Geldverhältnisse, da sie in den Börsen ihren Mittelpunkt gefunden haben, liege. Ist es wahr, daß die Börse den größten Einfluß auf die Weltverhältnisse hat? Wenn diese Frage bejaht werden muß, so läßt sich nicht mehr leugnen, daß dieser Einfluß durch den Goldgewinn Rußlands in die Hände Rußlands überzugehen droht. Die Engländer ahnen dies; die Welt wird es bald genug fühlen, — und das zu Reformen des Credits führen, die schon aus andern Gründen nothwendig sind, die aber wie alle Reformen nicht eher stattfinden werden, bis auch die Mächtigsten unter der bestehenden Unnatur leiden. Die russischen Millionen werden Propaganda machen. —

J. —y.

2.

Eröffnung des Frühlings. — Oesterreicher und Araber. — Louis Philipp. — Brod und Feuerwerk. — Eine Volksscene. — Guizot und seine Partei. — Lamartine als Geschichtsschreiber.

Der erste Mai — hier zu Lande noch ein besondres Fest, weil es der Namenstag des Königs, la fête de roi, ist — hatte diesmal wahrhaft etwas Festlichschönes. Nach langem bösen Regenwetter war endlich der volle herrliche Frühling über Paris hereingebrochen und von früh Morgens an war Alles auf den Füßen. Die Boulevards mit ihrem üppigen Gedränge, die schönen Tuileriengärten deren breite Alleengänge zu eng für die auf und abwogenden Menschenmassen wurden, gewährten einen prächtigen Anblick. Auf der Place de la Concorde plätscherten die Springbrunnen im Sonnenscheine und löschten den Staub, den die vorüberrollenden Wagen unaufhörlich aufwirbelten. Von der wallenden Menge unwillkürlich fortgezogen, kömmt man unversehens in die Champs elisées. Dort werden in einem improvisirten Tages-Theater große pantomimische Vorstellungen, meist Scenen aus den französischen Kriegen mit großem Aufwand von Pulver und Fanfaren aufgeführt. In der Regel ist es, daß bei diesen Ersten-Mai-Vorstellungen die Oesterreicher Prügel bekommen zur großen Freude des Pariser Volks. In diesem Jahre hatte man aus zarter Rücksicht Araber gewählt, die denn auch unter den Angriffen der französischen Truppen weidlich zusammengehauen wurden.

Abends kurz vor dem Feuerwerke pflegt sich Louis Philipp mit seiner Familie auf dem Balcon zu zeigen. Sind den ganzen Tag die Tuileriengärten nicht leer geworden, so wird um diese Zeit das Gedränge noch größer — man hat so wenig Gelegenheit den König zu sehen. Er erschien — aber was sagst du deutsches Herz dazu, das mit so tiefer Devotion deinen Fürsten zu huldigen gewohnt bist — kein Vivat erhob sich, höchstens ein Gemurmel wie der Herr Nachbar dem Herrn Nachbar sagt: „das ist er — siehst Du ihn den Herrn in weißen Pantalons — und der Knabe, der sich auf dem Balkon niedersetzt und die Füße durch's Gitter herabhängen läßt ist der Graf von Paris." — Bei diesem Erscheinen pflegt die Militärbande die Marsellaise zu spielen. In früheren Jahren war es herkömmlich, daß dann Louis Philipp mit erhobener Hand den Takt schlug; jetzt hat er das aufgegeben, ein Zeichen, daß er es nicht mehr für nöthig hält, den revolutionären Sympathieen zu schmeicheln.

Bald verzog sich die Menge aus den Gärten und eilte dem Quais zu, denn das Feuerwerk sollte abgebrannt werden. Die Oppositionsjournale hatten darüber Zeter geschrieen, daß die Stadt bei dem Zustande allgemeinen Nothleidens 10,000 Franken votire, um sie in Raketen und Leuchtkugeln in die Luft zu puffen — sie hatten sehr unrecht. Es wäre sehr traurig, wenn man alle Feste, alle Poesie einstellen wollte, um dafür Brod einzukaufen. Ohne davon zu reden, daß das Schauspiel Tausende aus der Umgegend herbeilockt und die Vorbereitungen Hunderten einen Verdienst schaffen — jeder Franzose, auch der ärmste hat seine Freude an dem prachtvollen Schauspiel und ist stolz darauf, daß etwas so Prächtiges nur in Paris zu sehen ist. Panem et circenses, Brod

und Schauſpiele foderte das Volk von Rom und hatte recht, es iſt jämmerlich und zeugt von Engherzigkeit, wenn die Utilitarier von heute nur immer vom Magen ſprechen, der zu füllen iſt und die Sinne ganz vergeſſen, die auch ihr Recht haben.

So verging das Volksfeſt vom erſten Mai in allen Freuden. Der Fremde, der die harmlos ſchwatzende und gaffende Menge ſah, mußte fragen: ſind das die als ſo wild und gefährlich verſchrieenen Franzoſen? Doch hatte eine große Entwicklung von Streitkräften ſtattgefunden, die Tuilerien waren voll Patrouillen. Auf unzweifelhaft falſchen Angaben hin hatten die Behörden lebhafte Beſorgniß gefaßt, und wie die Zeitungen erzählen, war an alle Caſernen der Befehl ergangen, eine beſtimmte Truppenzahl marſchfertig zu halten.

Ich meines Theils ſollte an dieſem Tage durch eine Volksſcene, der ich als Augenzeuge beiwohnte, einen Blick in das ungeſtüme und doch ſo leicht verſöhnbare Herz des Pariſer Volks thun. Es war an der Barrière Montparnaſſe. Dort war es zu einem Streit zwiſchen Bürger und Militär gekommen und die Urſache des Diſput's war die ſo oft ſchon aufgeworfene Frage: ob der Bürger dem Soldaten, oder der Soldat dem Bürger vorangehe. Man wurde handgemein und der Hader drohte einen gefährlichen Charakter anzunehmen, als ein Mann aus dem Volke mit aufgeſchürzten Aermeln durch die Menge brach, ſich zwiſchen die Kämpfer ſtellte und ausrief: „Meine Herren, Soldat und Bürger ſind zwei gleich ehrenhafte Körperſchaften, als Franzoſen Eins und daſſelbe. Keiner hat den Vortritt, Hand in Hand ſollen ſie gehen — in's Wirthshaus."

Dieſe mit allem den Franzoſen eigenen Pathos geſprochenen Worte entwaffneten den Zorn der Parteien. Sie verſöhnten ſich und gingen, wohin ſie der Vermittler zu gehen gerathen hatte. — —

Seit einiger Zeit gewinnen die Debatten der Deputirtenkammer ein höheres Intereſſe. Es iſt dort zu einer bedeutenden Kriſis gekommen und es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß ein Miniſterwechſel, partiell oder total bevorſtehe. Zuſehends verliert die Partei, welche jetzt ſieben Jahre ſchon über die Schickſale Frankreichs entſcheidet, den Boden unter den Füßen und Alles rechnet nach, wie lange ſie ſich noch halten wird. Die letzten Reden Guizot's zeugen von der Unſicherheit, die ſich in ſo bedrohlichen Momenten des Mannes bemächtigt, der ſo lange den Stürmen getrotzt hat und nun, von Männern umgeben, die ihn öfter compromittiren als unterſtützen, allmälig den Halt verliert. So heftig der neuliche Angriff Billaud's war, ſo weit blieb die Antwort Guizot's hinter dem zurück, was man ſonſt von ihm zu hören gewohnt war. Der abſprechende Stolz, die Keckheit des Sophisma's, der prachtvolle Hochmuth der Rede ſcheinen den Redner zu verlaſſen und jede Kammerſitzung bringt eine Niederlage. Und wie denn bei Häuſern, die einzuſtürzen drohen, die Ratten auswandern, ſo verlaſſen früher conſervative Journale in Maſſe das Haus des Conſervatismus, um ſich gelegnere Quartiere zu ſuchen. Die nächſten Monate werden zweifellos wichtige Aenderungen mit ſich bringen.

Lamartine iſt mit ſeiner Geſchichte der Girondiſten bis zum 5. Bande vorgerückt, der die Hinrichtung des Königs beſchreibt. Er hat damit ſeinem Vaterlande ein Buch gegeben, das von dem größten Einfluſſe ſein wird, weil es die

Revolution von einem Standpunkte aus ſchildert, dem alle bisherigen Hiſtoriographen der Revolution auch nicht einmal nahe gekommen. Lamartine der Poet wird bald vergeſſen ſein, Lamartine der Staatsmann wird nie zu einflußreicher Wirkſamkeit gelangen, aber Lamartine der Geſchichtsſchreiber der Gironde wird von dem bedeutendſten Einfluſſe auf die Geiſtes-Entwicklung des jungen Frankreichs ſein. Es iſt etwas Großes um eine Anſchauung, die das Königthum vertritt, mit aller Beredſamkeit eines Royaliſten, die Republik mit allem Feuer und aller Begeiſterung eines Republikaners und dabei das Maas der Gerechtigkeit rechts und links einhält und über die Kämpfe der Zeit hinaus den ſicheren Blick behält in die alles löſende und ausgleichende Zukunft.

Uebrigens iſt es ziemlich ſtill in der Preſſe. Madame Sand hat in dem Blatte des Herrn Girardin einen neuen Roman „il Piccinino“ zu publiciren angefangen, der ganz reizend zu werden verſpricht.

A....d.

II.

Aus Berlin.

Das blaſirte Berlin. — Die Polen und der Landtag. — Das „Schriftſtück“ der 137. — Noch einmal Janus. — Frühling.

Dem Vollblut-Berliner dauert die Politik ſchon zu lange; auf dem Landtag haben ſie jetzt nach grade lange genug geſprochen, es handelt ſich nun um Intereſſen, die keine augenblickliche Erregung hervorrufen, und die gar zu ſehr gegen die gewaltſame Spannung der erſten Tage abſtechen. Damals, als man von der Tribune rief: Ihr Miniſter, ſetzt euer Haupt zu Pfand! als von der Miniſterbank geantwortet wurde: ihr wollt doch nicht etwa, daß der König — —; damals, als ein Rheinländer nach dem andern die Theorien der Freiheit und Gleichheit auseinanderſetzten, von der Ehre Preußens, von den Befreiungskriegen und dem Uebergreifen des Czaarenreichs viel Gutes und Paſſendes zu ſagen wußten, damals war es eine andere Zeit! Man hatte deſtillirten Liberalismus! Nun löſt ſich Alles auf in einzelne Intereſſen, der Spiritus wird mit Waſſer vermiſcht. Indeß, was iſt zu thun! die Garcia iſt fort, die Ceritto vergeſſen, Jenny Lind wird London in Aufruhr ſetzen, uns bleibt nur — Kathinka Evers mit den blaßblauen Augen, die höchſtens das Publikum in Erſtaunen ſetzt, wenn ſie den Mantius-Floreſtan unter ihren Mantel nimmt, den armen Jungen, um ihn vor dem böſen Pizarro zu ſchützen. Es hilft nichts, wohl oder übel muß doch der Landtag daran; die kritiſche Schule hat keinen neuen Standpunkt überwunden, es iſt kein Referendarius aufgeſtanden, eine neue Religion zu erfinden, kein Schriftſteller iſt ausgewieſen; Nichts! Nichts! Rellſtab kritiſirt, O. W. Lange kritiſirt, Klein kritiſirt, Hieronymus kritiſirt, Gungl ſpielt, Liebig ſpielt — das iſt alles ſchon dageweſen! Wenn doch die Akademie wieder einen Brief ſchriebe! nicht einmal die Voigtländer machen mehr in Emeuten!

Das Intereſſe knüpft ſich jetzt an zwei Punkte. Einmal haben ſich zum erſten Mal die Polen auf eine kräftige Weiſe movirt, und die Deputirten von al-

len Farben und Schattirungen haben ſich mit einer ſehr anerkennenswerthen Bereitwilligkeit ihrer Sache angenommen; dieſer faule Fleck der preußiſchen Monarchie muß jetzt zur Sprache kommen, und ich glaube, daß das einzige Mittel, ihn zu heilen, in der unumwundeſten Offenheit beſteht. Wir dürfen nicht ewig die Sünden unſerer Väter büßen; die Polen dürfen nicht ewig ſich in Träumen wiegen, die ihrer Thätigkeit allen Boden nehmen. Der nächſte Vortheil wird der ſein, daß ſie erkennen, wir tragen keinen Haß gegen ſie, wir fühlen tief, was ſie erregt, und wir wollen zu jedem Mittel der Abhülfe bereitwillig die Hand bieten.

Der zweite Punkt iſt der Proteſt, oder die Adreſſe, oder die Petition, oder wie der eigentlich legitime Ausdruck iſt, das Schriftſtück der 137. Es iſt merkwürdig, wie dieſe Proteſtanten, indem ſie gegen den Willen des Königs proteſtiren, zugleich mit noch größerer Lebhaftigkeit dagegen proteſtiren, daß mit dieſer Proteſtation etwas Ernſtliches gemeint ſein ſollte. Die Herrencurie hat erklärt, ſie wolle weder an der Berathung darüber Theil nehmen, noch der andern Curie das Recht zuerkennen, allein darüber zu berathen. Wenn nun die Proteſtirenden nicht zu einem heroiſchen Coup entſchloſſen ſind, ſo läßt ſich nicht recht abſehen, was daraus werden ſoll. — Fürſt Lychnowski wollte die Thüren der Herrencurie den drei Ständen öffnen, aber der Marſchall bemerkte, daß dann Zugluft entſtünde, und es iſt zu fürchten, daß dieſer Zugwind, um nicht bei den Herren Rheumatismus zu erzeugen, die wohlgemeinte Petition entführen wird. —

Und nun noch eine Figur: Der unglückſelige Janus tobt wie ein Beſeſſener umher, und ruft aus Leibeskräften: Feuer! Feuer! die Revolution und die Sündfluth ſind vor der Thür! die Jacobiner ſind an unſerm eigenen Heerd, auch der König läßt uns in Stich, er hört nicht auf unſern Rath, er läßt die Demagogen ungeſtraft umherlaufen! Alles iſt verloren! nur noch Ein Mittel! kauft den Janus! kauft den Janus!

Und über all' dieſem Jammer iſt es Frühling geworden, ſogar in Berlin! der Thiergarten iſt grün und wird bald grau ſein, im Odeum ſitzt man im Freien, und läßt ſich bei einer kühlen Blonden die Ouverture zum Czaar und Zimmermann vorſpielen, und in der freien Luft darf noch immer nicht geraucht werden.

Neukölln.

III.

Tiroliſche Geſchichtſchreibung.

Aus Inſpruck.

Vor ein paar Wochen lag unſrer Landeszeitung, dem beſcheidenen „Boten für Tyrol," eine Anzeige bei, welche die Herausgabe der beſten „in der reichen Fundgrube der Muſealbibliothek vorhandenen Quellen" für tiroliſche Geſchichte verſpricht. An Büchern, welche unſre Alpen und Thäler, den Charakter und die Sitten unſres Volkes in's Auge faſſen, fehlte es bei uns keineswegs, was aber „weit mehr zu wünſchen wäre," meint das Programm mit einem kaum un-

terdrückten Seufzer über manche dieſer „touriſtiſchen Anſchauungen" ſei „eine Geſchichte des Landes und Volkes von Tirol." Was man nicht alles, oder wo man mehr lernen könnte als von der Geſchichte, und doch wird mir vor nichts mehr bange als eben vor unſern Hiſtoriographen. Zweifelsohne grundgelehrte Leute, die z. B. wohl ein halbes Dutzend Gänſekiele über die Frage abſtumpfen, ob im 13. Jahrhundert auf einem Berge des Thales Mertell, der jetzt unter ewigem Eis und Schnee liegt, ein Kloſter beſtanden, wovon jedoch ſchon 200 Jahre ſpäter keine Spur zu finden war? oder ob ein anderes Kloſter, das der Dominikanerinnen zu Steinach bei Meran, von Adelheid, der Tochter König Heinrich's von Böhmen, oder ihrer Namensſchweſter, der Tochter des Grafen Albrecht von Tirol geſtiftet wurde? Man ſollte hienach wohl meinen, daß Roſt und Staub an dem von unſerer Vorzeit ererbten Rüſtzeug vergebens geſucht werde, aber mit nichten; was man gewöhnlich unter Geſchichte verſteht, beſitzen wir über die Erlebniſſe unſerer Väter im Zuſammenhange gar nicht, und ſelbſt bei der Anfrage über einzelne entſcheidende Momente ſind wir oft voll jugendlichen Erröthens um Beſcheid verlegen, ja es gibt bei uns ſogar Leute, die höchlich bedauern, daß nicht alle Mängel des Clerus zu verdecken, oder die Beſchwerdeartikel im Bauernkriege mit dem Bemerken abbrechen, „ſie vermöchten nicht alle Läſterungen aufzuführen," oder endlich eine Büberei am beſten als dem Geiſte des Bundſchuhs angehörig zu bezeichnen glauben. Wir beſitzen zwar auch im Gegenſatz zu den Acten- und Pergamentmotten einen hochfliegenden Sonnenvogel, der aber des ſteten Farbenwechſels halber nicht recht gefallen will, und vom Trauerſpiel des Jahres 1809 her im böſen Andenken ſteht und auch ſtets einen Dr. Faber auf den Ferſen hat, der über ſeine Einſchiebſel und Verbeſſerungen genaue Vormerkung hält. Man liebt bei uns nicht einmal die Kunſt, die mit einem Silberblick die Gährung der Maſſen beleuchtet; auf die paar Züge, die das Menſchenleben in die Stirne eingefurcht und das Individuum und ſeine Zeit zeichnen, — kömmt es uns gar nicht an, geht nur kein Fältchen am Koſtüm, kein Buchſtabe von dem verloren, was verbrieft und aufgeſchrieben iſt; nichts über eine Chronik! Man erzählt uns treuherzig, wie ſich Gewohnheiten, Geſetze, Verhältniſſe breit gemacht, die weder vor noch neben uns andern Völkern zu ſtatten kommen, als ob die hohe Mauer unſerer Berge von Anbeginn alle andern Stämme deutſcher und wälſcher Lande ſo getrennt und abgeſchnitten, daß die Strömungen der Zeit ſpurlos davon abgeprallt, daher denn auch keinem „Ausländer," wäre er ſelbſt ein Deutſcher, ein Urtheil über Begebenheiten in dieſem Zauberkreiſe zukömmt. Wie unſern Nachbarn am Rhein und Neckar, an der Elbe und Spree der Spiegel vergangener Jahrhunderte daran rein geſchliffen wird, daß uns die Helden daraus wie lebend anblicken, wie der Geiſt ſich dort losgerungen aus den Feſſeln minorennen Traumlebens und zu voller Kraft und reifem Selbſtbewußtſein gelangt, davon lief uns kaum ein dunkles Gerücht zu. Man betrachtet hier zu Land die Geſchichtſchreibung nur als einen actenmäßigen Bericht einzelner Begebenheiten, wobei es nicht erlaubt iſt, andere Gedanken kund zu geben als die den Stempel offizieller Legitimität und ultramontaner Rechtgläubigkeit ausweiſen.

Solche geſchichtliche Künſte ſcheinen insbeſondere auch denen vorgeſchwebt zu

haben, die im Canzleistyl des vorerwähnten Programms zu uns sprechen. Die Masse des Materials, die doch, wie sie jetzt im Museum aufgestellt, ein Einziger sammelte, bedünkt sie ungeheuer, nicht zu überwältigen die Herkulesarbeit einer Geschichte Tirols ohne Monographien über einzelne Abschnitte; daher erlag ihr auch Hormayr, der zwar vielleicht nicht Alles weiß, was in der „Museal-bibliothek" geschrieben steht, aber viel mehr und Interessanteres. Um unsere Begriffe über Geschichtschreibung besser aufzuklären, wird auch zugleich ein Muster geboten, „ein wahres Volksbuch," wie die Ankündigung besagt, nämlich die Geschichte der tirolischen Landeshauptleute, die Freiherr Jacob Andre v. Brandis in den Jahren 1610—1628 niederschrieb. Das erste Heft davon liegt vor uns und dient daher als Probe.

Das Buch ist nichts weiter als eine Chronik, die wie andere aus noch früheren Zeiten mit dem „gewaltigen gepeü des Hohen Thurms, vnd mechtigen Statt Babel" beginnt, im ersten Theile aber nur die Namen einiger „Römischen Landthaubtleüthe," deren einer Bonopus, eine rechte amphora Bachi gewesen, dann die Geburts- und Todesjahre der deutschen Kaiser bis auf Friedrich I., und mit einigen Notizen von gleichem Gewicht auch jene der tiroler Grafen bis auf ihren letzten Sprößling Margarethe die Maultasche (1336) berichtet. Erst über letztere wird der Chronist gesprächiger; was ihm aber in den Augen der Archivare und Sammler gewiß den größten Werth verleiht, ist die wörtliche Einrückung vieler alten Urkunden, deren einige selbst im lateinischen Original gegeben sind. Das rohe Material von Roll- und Siegelbriefen, worunter sogar welche in fremder Sprache, der Rococostyl des 17. Jahrhunderts, der nur von Staatsactionen, Fürsten- und Adelsgeschlechtern, aber nichts vom Volke weiß, diese also wären die mundgerechte Hausmannskost für den gemeinen Mann? So viel wird wenigstens klar, daß die Volksbücher bei uns noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen sind.

Bei alledem behalten diese Herren aber doch in Einem recht, darin nämlich, daß unsere Geschichte eine vortreffliche Schule für das Volk wäre, ja, was sie zwar verschweigen, eine viel bessere noch als alle Heiligen- und Wundergeschichten, Gebet- und Erbauungsbücher; freilich käme es nur darauf an wie man sie schriebe.

Auch in unsern Gauen wirft sich allererst die Frage auf: wie wurden wir Freie aus Knechten des Krummstabes und Schwertes? Es scheint, daß wir darin hinter andern deutschen Landen nicht zurückblieben, ja der Bundesbrief vom Jahre 1323 führt schon Städte und Gerichte, also Bürger und Bauern unter den Ständen Tirols auf. Durch Friedrich, zubenannt mit der leeren Tasche, der den Bauern Schutz und Obdach auf jener Flucht aus Constanz, ja den Besitz seines Erblandes Tirol verdankte, wurden sie vollends den Rittern gleichgestellt; er setzte auf dem Landtage von 1420 eine gleiche Anzahl aus ihnen und dem Adel zu Richtern über den Bund der widerspänstigen Dynasten, und die Strafen, welche dieselbe Versammlung gegen die Verletzer des Landfriedens aussprach, schützte den auflebenden Feldbau, Gewerbe und Handel. Aber schon unter Friedrich's Sohne, dem schwachen Sigmund, oder vielmehr seinen Günstlingen, über-

wucherte Willkür und Gewalt die zarten Keime, nur ſelten regten ſich die Stände, bis endlich das Unleidliche, der muthwillige Krieg mit Venedig, die böſe Baſtardwirthſchaft, die Hexenmeiſter, die Vergeudung der reichſten Bergſchätze und Ueberſchuldung auch dem Geduldigſten die Zunge löſten und König Max als Mittler herbeigerufen ward. Dadurch gewann dieſer eine bei weitem größere Macht, denn ihm je als Erbe zu Theil geworden wäre. Raſtloſe Vergrößerungsſucht ſeines Hauſes verwickelte ihn in endloſe Kriege, denen Tirol, das in der Mitte ſeiner Feinde lag, ſein gerühmtes Landlibell von 1511, (nämlich eine Ordnung für die unentgeltliche Beiſteuer von Landsknechten) verdankt; das übrige Deutſchland hatte ſie ihm verweigert, hier gewann er ſie durch Beſtätigung alter und Zuſicherung neuer, aber nie verwirklichter Freiheiten. Der ritterliche Herr liebte gar ſehr die Jagd, und wiewohl er ſterbend das Wild den Bauern preisgegeben, blieb es doch auch nachher verboten, Feld und Leben davor zu wahren. Noch mehr aber kränkten den gemeinen Mann die Bedrückungen des Adels und der Geiſtlichkeit; das weichliche und verbuhlte Leben der Letztern lag vor aller Augen. Die neue Lehre weckte die Menſchheit aus ihrem langen und tiefen Schlummer, man frug einmal wieder nach der reinen Chriſtuslehre vor ihrer mittelalterlichen Verwandlung und verglich damit das thatſächliche Bekenntniß ihrer Verkündiger und die Anmaßungen der Mächtigen. Mißlich war, daß das ſüdweſtliche Deutſchland den fanatiſchen Uebergriffen Thomas Münzer's verfiel. Ferdinand I. gewährte zwar ſelbſt die Forderungen der Aufſtändiſchen, daß das Wort Gottes rein gepredigt, Menſchenlehre abgeſchafft, die Wahl ihrer Prediger den Gemeinden freigeſtellt würden, ja faſt unter dem Lärm der Sturmglocken kam auf eilig berufenem Landtag ein neues bürgerliches Geſetz zu Stande, welches die ſeit 80 Jahren aufgedrungenen Roboten und den kleinen Feldzehent abſchaffte und die Jagd des ſchädlichen Wildes geſtattete, allein der ſchlaue Erzherzog hatte ſich nebenher vorbehalten, dieſe Landesordnung „mit Vorwiſſen der Landſchaft zu mehren oder zu mindern," er hatte für ſeine Zugeſtändniſſe eine Empörungsordnung eingehandelt, die alsbald gegen diejenigen angewandt wurde, die man noch mit dem Schwert in der Hand traf, und die Geiſtlichkeit, die, wiewohl vorgefordert, nicht erſchienen war, wußte bald das Verlorne wieder hereinzubringen und die Erklärung zu erwirken, daß das Libell betreffs ihrer durch den Reichstagsabſchied von Speier abgethan ſei. Die Wiedertäufer ſtarben zu Tauſenden auf dem Holzſtoß oder unter dem Henkerbeile, und was auch von Bibeln oder andern Schriften, die nicht im Geiſte von Caniſius Catechismus dem Lande zufloß, vertilgten ſpäter die Jeſuiten, die 1560 in's Land gerufen wurden. Die Früchte aus der Zeit ihres Wirkens ſind die bitterſten, aber wahre Arzenei für die Gegenwart. Dieſelben tiroliſchen Fürſten, die von ihnen erzogen und geleitet wurden, ihre Collegien und Kirchenbauten beſchenkten, Ketzer verfolgten und das Hofgeſinde zur Meſſe trieben, täglich die Tagzeiten ablaſen, oder auch italieniſche Sänger und Schauſpieler verſchrieben, bürdeten auch den Ständen ihre Kammerſchulden auf, zogen für den Unterhalt ihres Hofes den Schenkpfennig ein, und waren erfinderiſch in neuen Steuern. Die Jeſuiten huldigten dem jeweiligen Geſchmacke des Hofes in geiſtlichen oder weltlichen Tändeleien, ſchulten den Adel zu ſeinem wil-

lenloſen Diener, und waren zufrieden mit der Herrſchaft über beide. Die Landtage des 17. Jahrhunderts, namentlich unter Leopold I., als Tirol wieder unter Oeſterreichs Zepter zurückgekehrt, gewähren ein ergötzliches Schauſpiel. Der Kaiſer poſtulirt auf Grund des Landlibells von 1511 eine namhafte Beiſteuer zu ſeinen Kriegen, oft auch noch Beiträge zu Hof- und Kirchenbauten in Wien, Hochzeits- und Kindbettsgeſchenken, ja ſelbſt zu Reiſen; hierauf wendet die Landſchaft ein, laut eben dieſes Libells, das ſie nur zum Waffendienſt verpflichte, ſei ſie von ſolchen Abgaben frei und losgeſprochen, und weiſt das Anſinnen herzhaft zurück; die Kronbeamten wollen aber das berufene Landlibell wegen veränderter Kriegsart nicht mehr gelten laſſen, und beziehen ſich darauf, daß Tirol eine öſterreichiſche Provinz geworden; nun beginnt ſchon die Capitulation, man feilſcht blos mehr um die Größe der Summe, und bewilligt bei der vierten oder fünften Erwiederung, immerhin jedoch mit feierlichen Vorbehalt aller Privilegien und Freiheiten wenigſtens die Hälfte. Es läßt ſich denken, daß gegen dieſe bei richtiger Abſtattung des Zugeſicherten höhern Orts nichts eingewendet wurde. Und doch hielten ſelbſt dieſe geduldigen, lenkſamen, überfrommen Stände wenigſtens eine Vermehrung der vielen Klöſter dem Wohl des Landes nicht zuträglich, und baten wiederholt davon abzulaſſen, während ſich die unſern die Einführung der Jeſuiten als Gnade erflehten. So lichtfreundlich waren ihre Augen denn freilich nicht, daß ſie die Reformen Marie Thereſien's und Kaiſer Joſeph's II. freudig begrüßten, die ſchmutzige Kutte der Mönche und Nonnen war dem Volke ſo verehrungswürdig geworden, daß über ihre Beſchränkung lebhafter Unmuth rege ward, und die Wiederherſtellung der aufgehobenen Klöſter, die Rücknahme des Verbots der Ablegung geiſtlicher Gelübde vor erreichter Großjährigkeit, die Aufhebung des Toleranzpatents und der Normalſchulen, ja ſelbſt die Einziehung der neu errichteten Kapellanien auf dem Lande waren ſeine dringendſten Bitten auf dem Landtage 1790, den Leopold II. nach Joſeph's Tode berufen hatte. Selbſt die Erhebung im Jahre 1809 entbrannte nicht aus den Sympathieen für die Freiheitskämpfe Schill's und anderer deutſcher Helden, ſondern aus der Verunglimpfung ſeiner Prieſter, der Beſeitigung der noch übrig gebliebenen Klöſter, der Abſchaffung der Chriſtnachtsmeſſen, Prozeſſionen und Wetterſegen.

Die Wahrheit, die wir hier offen auszuſprechen wagten, wird dieſen Zeilen manche Ungunſt zuziehen, es iſt aber endlich Zeit, daß man den Bethörten die Binde von den Augen nehme. Eines der beſten Mittel dazu liegt in einer Geſchichte Tirols, welche dieſe Momente richtig auffaßt, und in einer allgemein verſtändlichen Sprache dem Volke mittheilt. Ja, ſammelt und forſchet, prüfet und ſondert, aber nicht um zu berichten, wer euer Ahn und Urahn war, bei denen man umſonſt nach weiſen Thaten frägt, oder um tändelnde Neugier mit weibiſcher Schwatzhaftigkeit zu unterhalten, oder wohl gar euch ſelbſt wohlgefällig im Spiegel eurer Gelahrtheit zu belächeln, ſondern um unſern Geiſt aufzurichten, und uns den Grund der Dinge zu zeigen, die uns Verderben brachten.

⊙

IV.

Aus Prag.

1.

Das Memoire der Landstände. — Der clericale Referent. — Eine Deputation zum Begräbniß des Erzherzogs Karl.

Den 3. Mai hat die schon im Monate März erwartete Eröffnung der landständischen Versammlung stattgefunden, und sehr stürmisch war die Debatte des ersten Tages, so daß sich manches piquante Ereigniß auch in den noch bevorstehenden vielen Sitzungen erwarten läßt.

Das Comité, welches die Aufgabe zu lösen hatte, die heute noch zu Recht bestehenden Prärogative der Stände genau zu ermitteln, und die eigentliche Bedeutung jenes Regierungsvorbehalts, die Landesordnung beliebig zu mehren oder zu mindern, festzustellen, hatte seine Arbeit vollendet, und die ihm gewordene Aufgabe mit Talent und Klugheit gelöset; daß jenem Vorbehalt die von der Regierung den Ständen angesonnene Deutung nicht zugestanden, sondern nachgewiesen ward, dasselbe beziehe sich blos auf denjenigen Theil der Landesordnung, welcher die Civil- und Verwaltungsgesetzgebung für Böhmen enthält, und welchem durch die spätere Gesetzgebung ohnehin schon derogiret worden, während die ständischen Vorrechte und Privilegien in einem besondern, sogar späteren Majestätsbriefe, ohne jenen Vorbehalt bestätigt worden waren, war natürlich, und liegt wohl auch in strenger urkundlicher Consequenz.

Das Memoire des Comité's, welches wohl der Oeffentlichkeit anheimfallen dürfte, wurde dem Herrn Landtagsdirector überreicht, welcher dasselbe dem Landesausschusse, und insbesondere einem clericalen Beisitzer desselben als Referenten zur Begutachtung überwies, worin eine bedeutende Fraction der Herrn Stände Verletzung der Form zu erkennen glaubte, weil jenes Comité von der ständischen Versammlung unmittelbar gewählt und beauftragt, nur mit dieser Versammlung im Ganzen in Beziehungen stehet, der Ausschuß demnach sich jeder Beurtheilung jenes Comité's zu enthalten hatte, da es ihm an der Competenz hiezu fehle, indem dasselbe nur als ständische Delegation für laufende Geschäfte, keineswegs aber für ein spezielles andern Kräften übertragenes Geschäft, bestellt sei.

Der etwas kräftige Ton jenes Memoires und insbesondere die Berufung auf den Krönungseid des Königs, von welchem eine Reservatio mentalis nicht vorausgesetzt werden dürfe, veranlaßte jenen clericalen Referenten natürlich zu vielen Bedenken, sofort also zu solchen Modificationsvorschlägen, welche die beabsichtigte Demonstration eigentlich zu Nichte machen mußten.

Obwohl die wirkliche Majorität des Ausschusses diese Modificationsanträge nicht gut geheißen, wurden dieselben dennoch als Beschluß des Ausschusses behandelt und der Versammlung vorgelegt, und eben durch dieses Manöver der Zweck ganz verfehlt, indem die Versammlung sich durch diese beabsichtigte Bevormundung beleidigt fühlte, daher in gereizter Stimmung votirt wurde.

Alle vorher schon unternommene Bemühung eines Mitgliedes jenes erkornen

Comité's selbst, von der Annahme des Comitéantrages abzurathen, vor den bösen Folgen desselben zu warnen, blieb fruchtlos, der Antrag, wiewohl mit einem geschickt dazwischen geschobenen Amendement, wurde mit bedeutender Mehrheit angenommen, alle vom Ausschusse gemachten Modificationsvorschläge wurden als gar nicht vorhanden erklärt und beseitiget; die Regierungspartei hat eine totale Niederlage erlitten, und jenes Comitémitglied, das an dem eigenen Werke gerüttelt und dasselbe wieder zu untergraben begonnen, dürfte bedeutend in Mißliebigkeit verfallen.

Um diesen oppositionellen Beschluß, durch eine Loyalitätsdemonstration äusserlich wieder zu decken, ward unmittelbar darauf beschlossen: Stände sollten dem nächsten Tages zu Wien stattfindenden Begräbnisse Erzherzogs Karl, Generalcapitains Böhmens, als Körperschaft assistiren, und wirklich fuhren desselben Abends an sechzig Ständemitglieder mit einem Separattrain nach Wien ab.

Es ist also wieder eine Formschlacht geschlagen und sogar gewonnen worden; daß sie praktische Folgen haben werde, bezweifeln wir.

S. S.

2.

Vier Tage später.

Aenderung in der Stimmung der Opposition. — Ein Monument. — Petitionen. — Frack oder Uniform.

Durch die nach Wien entsendete zahlreiche Trauerdeputation waren die Sitzungen der Ständeversammlung unterbrochen worden, doch auch der Geist, in welchem die Versammlung am 3. Mai eröffnet worden war, hat in dessen sich wesentlich modificirt, so zwar, daß der am 3. Mai gefaßte Beschluß durch die weiterhin beschlossene Form, in welcher die Verwahrung ständischer Rechte dem Throne gegenüber ausgesprochen werden solle, beinahe als zurückgenommen erscheint; denn es ward von der Mehrheit beliebet, den von dem Comité in Antrag gebrachten Modus, ja sogar dessen früherhin amendirte Modification zu verwerfen und blos eine sehr devote Landtagseingabe an Se. Majestät zu beschließen, und das kräftig abgefaßte Memoire des Comité's, dessen Auszug die allgemeine Zeitung bereits veröffentlichte, jener Eingabe nicht beizuschließen.

Man muß sich wundern über die plötzliche homöopathische Verdünnung der oppositionellen Stimmung, die sich am 3. Mai kundgegeben, und manche der Herren dürften bedauern, jene Trauerdeputation angeregt zu haben, die noch überdies auf Landeskosten reisete.

Dagegen wurde beschlossen, dem verstorbenen Erzherzoge Karl sei auf Kosten des Landes ein Monument zu setzen. Das Nähere über die Ausführung wurde einer späteren Versammlung vorbehalten, und zu wünschen wäre es wohl, man gründete eine gemeinnützige Karlsstiftung, statt eines Steinhaufens mehr; ein solches Denkmal paßte besser in die heutigen practischen Verhältnisse.

Auch das ständische Gravamen, wegen Ernennung Unbegüterter zu Landesoffizieren, wurde in eine devote Bitte gekleidet, doch der Landesausschuß ver-

pflichtet, wenn ſich eine ſolche Ernennung ergebe, ſogleich dagegen zu remonſtriren und den Ständen Bericht zu geben.

Endlich beſchloß man Se. Majeſtät um beſchleunigte Erledigung aller im Verlaufe eines Steuerpoſtulanten-Landtages nach Hofe gelangenden Landtagsanträge zu bitten, und den Ausſchuß zu verpflichten, künftig die Publication des Landtagsſchluſſes abzuwarten, und erſt nach derſelben die Steuer auszuſchreiben.

Eine Converſation über die Frage, ob man verflichtet ſei, der Verſammlung in ſtrenger Uniform anzuwohnen, oder ob der einfache Frack genüge, um gültig zu votiren, nahm jüngſt längere Zeit in Anſpruch, ohne daß jedoch ein Beſchluß zu Stande kam. Es wäre intereſſant, zu wiſſen, ob an ſelbem Tage gleichzeitig auch in Berlin über Coſtümfragen verhandelt worden. Noch einige Tage werden die Verhandlungen ſich hinziehen, doch vorausſichtlich allmälig ermattend, ermüdend erſterben.

S. S.

3.

Mitte Mai.

Die Kornausfuhr verboten. — Bemühungen des Erzherzogs Stephan. — Graf Salm nach Trieſt. — Der ſtändiſche Theaterzuſchuß. — Theaterſcandal bei der Stummen von Portici. — Mad. Hoffmann.

Der 9. Mai 1847 wird in unſeren Herzen ein ſchöner Gedenktag der Dankbarkeit für den Erzherzog Stephan bleiben, denn ſeinem Bemühen danken wir das, hohen Ortes endlich genehmigte, am 9. Mai kundgemachte Getreideausfuhrverbot, welches an ſich ſchon, der zum guten Theile künſtlich erzeugten, unmäßigen Kornvertheurung ein Ziel ſetzen, und den großen Gutsbeſitzern, deren einige noch immer zurückhielten, auf den Hunger der Armen ſpeculirend, zur heilſamen Lehre dienen wird.

Seit Monaten war der umſichtige, energiſche Prinz bemühet, den Hofbehörden die dringende Nothwendigkeit jener Maaßregel vorzuſtellen, doch war ſein Bemühen lange vergeblich; während hier die trübſeligſten Berichte aus den Grenzkreiſen eingingen, und man Gewaltthätigkeiten des Volkes ängſtlich entgegen ſah, hielt man in Wien feſt an der Freihandelstheorie, und glaubte engliſche Prinzipien in heutigen Tagen der Ausnahmscalamität durchführen zu müſſen; wir wollten allenfalls damit zufrieden ſein, gewährte man uns engliſche Prinzipien auch in jeder andern Richtung, und hungerten gern eine Zeitlang um dieſen Preis, ſtückweiſe aber läßt ſich die Liberalität nicht appliciren, der Volksmagen verträgt das nicht; leider wurden die Vorherſagungen durch trübe Erfolge bethätigt, Exceſſe der beunruhigendſten Natur gaben ſich kund; in Eger, Plan, Comothau, Saatz, Leitmeritz und Königswart dictirte das Volk faktiſche Ausfuhrsverbote, exequirte ſie gewaltſam, ſelbſt blutig, ließ ſeinen Ingrimm aus an den Fenſterſcheiben des Königswarter Schloſſes, da endlich ward durch das unmittelbar perſönliche Drängen unſeres Erzherzogs das Verbot gewährt, und von unſerer Behörde in lobenswerther Eile kund gemacht und an alle Grenzpunkte geſendet.

Stephan for ever! three times three, rufen wir vollen Herzens, ach wie ſchade, daß uns der ſorgliche Beſchützer bald genommen ſein ſoll für immer.

Gleichzeitig mit dem Ausfuhrverbote brachte die am 9. Mai hier angelangte Wiener-Zeitung die offizielle Nachricht von der Ernennung unſers Gubernialpräſidenten Grafen von Salm zum Gouverneur des Küſtenlandes, und mit allgemeiner Freude nahm die Bevölkerung die Nachricht dieſer ſchönen Beförderung entgegen; der verſammelte Ständekörper will den beförderten Vorſtand in großer Deputation beglückwünſchen.

So wäre denn der 9. Mai ein zweifacher Freudentag für uns geworden, wir darbten ſehr an ſolchen Tagen.

Ausnahmen von der allgemeinen Freude werden ſich wohl ergeben, die großen Kornſpeculanten werden den Tag verbracht haben in ſtiller Trauer; das böſe Gerücht hatte einen unſerer Kirchenfürſten dieſen trauernden beigezählt, doch iſt das, wie ich höre, böswillige Verleumdung, ausgeſtreut von der erbitterten Jeſuitenpartei. Nächſtens kann ich wohl faktiſche Widerlegungen berichten. Dagegen haftet das Stigma bedeutender Kornſpeculation auf einigen Häuptern hohen Adels unwiderleglich feſt, und insbeſondere ſoll ein Trojaner darunter bedeutendes in dieſer Branche leiſten; der 9. Mai mag dieſen Vätern des Vaterlandes wohl bekommen.

Daß die Herren Stände in fortgeſetzter Verſammlung begriffen, diesmal beſonders Wichtiges verhandeln, wird Ihnen von anderer Seite her in voller Unmittelbarkeit berichtet werden, während mir genaue Notizen hierüber fehlen.

Um den verſammelten Ständen zu beweiſen, wie fruchtbringend der aus der Landeskaſſe der Theaterdirection gemachte Zuſchuß jährlicher 1000 fl. ſich bethätige, ſind des Theaters Leiſtungen grade jetzt ſchlimmer denn je, und eine traurige Theaterzukunft liegt vor uns.

Ungeachtet jenes Zuſchuſſes, der doch zu höheren Anſprüchen berechtiget, und wiewohl ein durch Uneigennützigkeit und Biederſinn notoriſcher Privatmann, welcher ſchon früherhin einen unſerer großen Gutsbeſitzer, durch gefällige perſönliche Aufopferungen zu arrangiren bemüht war, der Direction mit Rath und That, und wir ſind überzeugt, gegen mäßigſte Zinſen unter die Arme zu greifen, geht die Unternehmung ſtets den Krebsgang, und wir glauben neben ruſſiſchen Maximen, welche hier durchaus nicht paſſen, trägt übermäßige Gattenliebe die Schuld, denn Mad. Hoffmann ſoll uns durchaus als Primadonna der Oper aufgedrungen werden, was ſie doch vor etwa fünfzehn Jahren nur in einer kleinen, muſikaliſch ausgehungerten Stadt mochte geweſen ſein; ſo kommt die Oper ganz herunter, weil die Direction nur Folien für Mad. Hoffmann will gelten laſſen, und das Schauſpiel hat Schauderhaftes zu erwarten, denn Herr Rottmeyer will jetzt fortan ſeine krampfhaften Kunſtſtücke uns zum Beſten geben.

Jüngſt kam es vor, das Unerhörte! daß Auber's Stumme, die lange Zeit bei uns ſtets willkommene Oper total Fiasco machte, beinahe Veranlaſſung zu Revolution gegen den Director geworden wäre, wie einſt gegen Van Maanen zu Brüſſel.

Ein gaſtirender Tenor einer deutſchen Hofbühne hatte bei einer Orgie all ſein Stimme — im Champagner und Bierglaſe gelaſſen, eine papierſcheerenlange

Tänzerin hatte die Fenella gliederpuppenartig verarbeitet, die unvermeidliche Mad. Hoffmann ſang Eſſig dazu, das gedrängtvolle Haus tobte, ziſchte und pfiff, — mit Noth ſpielte die Oper zu Ende; wahrlich ſolche Beluſtigungen könnten wir wohl auch ohne den Zuſchuß von 1000 Fr. haben, und über die Langmuth der Intendanz iſt ſich zu wundern.

Durch Schaden wird man klug; durch Mißgriffe früherer Direction belehret, welche ſich in Nebenſpeculationen eingelaſſen, und das Ziegelbrennen mit Vorliebe betrieben, ward in dem neuen Contracte bedungen, der Director dürfe niemals Ziegelbrenner werden; das nächſte Mal wird bedungen werden müſſen, der Director dürfe keine Sängerin zur Frau haben, wenigſtens keine Mad. Hoffmann, welcher wir rathen möchten, in Zukunft die Rolle der Stummen zu übernehmen, ohnehin iſt's die Titelrolle, und auf dieſe hat ſie das nächſte Anrecht als Directrice.

— w —

V.

Aus Galizien.

Ende April.

Schreiben eines Deutſchen über die Nothzuſtände. — Frohnbauern und Freie. — Zur Charakteriſtik des galiziſchen Volks.

Um Ihnen einen Blick in die Zuſtände unſerer Volksklaſſen zu eröffnen ſende ich Ihnen heute eine wortgetreue Abſchrift eines Privatbriefes, den ich vor einigen Tagen von einem in unabhängiger Stellung im Samborer Kreiſe (der ſich ſonſt durch ſeine Fruchtbarkeit auszeichnet) lebenden Freunde, einem Deutſchen, erhielt.

„Wie herzerſchütternd, ja grauenhaft das Elend meiner Umgebung ſich darſtellt, vermag ich nicht zu ſchildern. Der beiliegende Brodlaib *) wird genug ſagen und ich darf nur hinzufügen, daß man auf den Feldern und Straßen, in den Gaſſen der Ortſchaften allüberall Männer, Weiber und Kinder findet, die vor Hunger geſtorben. Geſtern fiel auf der Gaſſe vor mir ein Knabe zur Erde nieder; ich trat hinzu, er war leblos und die Section zeigte, daß ihn Hunger getödtet. Vor einigen Tagen ſah ich ein altes Mütterchen vor einer Scheuer die einzeln umherliegenden Getraidekörner, welche die Sperlinge noch nicht weggepickt hatten, aufleſen und gierig verſchlingen. Alle Familienbande ſind zerriſſen und Eltern und Kinder irren vereinzelt umher, um Nahrung für ſich zu ſuchen. Die Selbſtſucht tritt in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt hervor, denn ſelbſt die Mutter verzehrt allein ihre etwaige Speiſe und vergißt dabei ihres Kindes, während der Vater das ihm geſchenkte Getraide bei dem Juden gegen Brannt-

*) Das Brod, von dem ich der geehrten Redaction einige Stückchen ſende, beſteht aus Hafer ſammt der Spreu, aus geſtoßenem Hanfſaamen und aus Blättern, und ſieht ähnlicher einem Stück Pferdekoth als einer Menſchennahrung, als einem Brode, dieſer Gottesgabe, wie das Volk es oft zu nennen pflegt.

wein vertauſcht *), in welchem er ſich berauſcht, während die Seinigen Hungers ſterben. Daß er wohl auch nur mit dieſem Getränke das, was er als Brod hat, hinabzuwürgen vermag, iſt nicht zu bezweifeln. — Und wie traurig ſieht es in den Hütten dieſer Armen aus! Da ſucht man umſonſt Tiſch, Stuhl oder Bank oder gar eine Truhe, nichts, nichts als vier nackte Wände ſind da und ein Ofen, auf dem einer oder mehrere Kranke dahinſchmachten. Der Arzt, Dr. Glatter, den Du wahrſcheinlich von Lemberg aus kennſt, und der ſich durch ſeine Thätigkeit ſehr verdient macht, hat in ſeinem Bezirke, der acht Meilen im Umfange und über 40,000 Seelen zählt, 12 Dörfer, in denen der Typhus epidemiſch Jung und Alt dahinrafft. Des Hungertodes ſtarben hier bereits über 300, während das Verhältniß der am Typhus Sterbenden beinahe 3 zu 100 iſt. In einigen Dörfern ſind die Bewohner faſt ganz ausgeſtorben. Sonderbar, ja unglaublich wird es Dir aber erſcheinen, wenn ich ſage, daß die Ortſchaften, in denen drei Tage in der Woche gefrohnt wird, ſich wohl befinden und die Noth zu jener entſetzlichen Höhe nur dort ſtieg, wo nur geringe oder gar keine Frohne beſteht. In den letztern Dörfern verfällt der Bauer bei ſeiner angebornen Faulheit und der Ergiebigkeit ſeines Bodens in eine aſiatiſche Trägheit, verſchiebt ſeine Arbeit von heut' auf morgen und dann auf übermorgen und läßt endlich einen großen Theil ſeiner Felder unbeſtellt. — Zur Linderung der Noth ſind nun die betreffenden Dominien beauftragt, täglich ¾ Quart Korn **) der Perſon zu verabfolgen ***). Die Kranken erhalten auch gerollte Gerſte und in den Staatsherrſchaften überdies eine aus Leim gekochte Suppe. Die einlaufenden Sammlungen milder Gaben ſind im Verhältniß zur Zahl der Dürftigen ſehr gering.

Hier noch Einiges zur Charakteriſtik hieſiger Landleute. Wenn ein Hungernder betheilt wird, ißt er, was für mehrere Tage beſtimmt war, gleich auf und hungert dann wieder ſechs bis ſieben Tage lang, und ſobald er wieder etwas bekömmt, thut er daſſelbe, ſtirbt aber mit vollem Magen, wie Sectionen nachweiſen, Hungers, da die Verrichtungen des Magens ſchon gänzlich gehemmt ſind. — Im März l. J. wollte man in mehreren Ortſchaften dieſe Leute gegen angemeſſenen Taglohn mit Holzfällen im Walde beſchäftigen, ſie erklärten ſich aber für jede Arbeit zu ſchwach und waren es auch. Man gab ihnen nun den Taglohn einer Woche voraus, damit ſie hernach geſtärkt zu arbeiten fähig würden; obwohl aber Alle vorher das Geld angenommen hatten, ging doch, nachdem es verzehrt war, keiner zur Arbeit, denn ſie erklärten ſich noch immer für zu ſchwächlich, fanden es aber eigentlich nur bequemer, auch ohne zu arbeiten, wenn auch kümmerlich, ernährt zu werden."

---

*) Da dies faſt allgemein geſchah, wurde von den Behörden den Juden auf das Strengſte unterſagt, dies Getraide den Bauern abzukaufen.

**) 1 Korez (beinahe 2 Metzen) enthält 32 Garnetz, 1 Garnetz 4 Quart. Die Bauern ſchroten das Getraide auf ihren Handmühlen.

***) Die Betheiligten ſind verpflichtet das ihnen nicht als Gabe, ſondern nur als Unterſtützung gereichte Getraide allmälig wieder zu erſtatten, was freilich ſehr ſelten geſchieht, ſo daß ſich im Przemisler Kreiſe vor mehreren Jahren der Fall ereignete, daß ein Gutsherr mehrere tauſend Korez Getraide als Rückerſtattung der geleiſteten Unterſtützung zu fordern hatte.

VI.

Erzherzog Karl.

Aus Oeſterreich.

Durch den Tod des greiſen Feldherrn erleidet Oeſterreich einen unberechenbaren, ja einen unerſetzlichen Verluſt. Man wende nicht ein, daß nichts in der Welt unerſetzlich ſei. Nur das Phyſiſche, Greifbare erneuert ſich wieder, aber ein Gedanke, der verwiſcht wird, ein Ideal, das aus dem Leben ſchwindet, iſt durch Nichts zu erſetzen. Zertrümmert die Vendomeſäule, zündet die Weſtminſterabtei an vier Enden an, es gibt Blöcke genug, aus denen ſich eine andere Colonne hauen läßt, es fehlt nicht an Stein und Mörtel, um eine neue Kirche zu bauen; aber den Geiſt, der durch die Hallen jener einen geht, der Gedanke, der in jener einen Säule verkörpert iſt, den kann kein Baumeiſter, kein Bildhauer der Welt wieder herauf beſchwören.

Es war ein großer Feldherr den ſie nun zur Erde beſtatteten, aber das jüngere Geſchlecht wird vielleicht einen eben ſo großen heranbilden; es war ein herrliches, großmüthiges, aufopferungsvolles Herz, das ſie einbalſamirten, aber noch ſchlagen der edlen Herzen viele in dieſer Welt. Was aber unwiederbringlich nun dahin iſt, das iſt das ehrwürdige Nationalmonument, das nun zertrümmert iſt, die Ehrentafel, die geſchichtliche Säule, auf welche die Blicke einer großen Völkermaſſe mit ſtolzem Selbſtgefühle hinſchauten.

Für Oeſterreich iſt dieſer Verluſt um ſo größer, als es arm iſt an ſolchen Zeitgenoſſen, für die die Herzen ſich begeiſtern können, weil es arm iſt an volksthümlichen Männern, welche für das Geſammtvolk die ſichtbaren Träger ſeiner Geſchichte und ſeines Nationalbewußtſeins ſind. Nicht daß es an Männern fehlt, die ein Recht darauf hätten. Die Schlachten gegen Napoleon haben den öſterreichiſchen Waffen, bei großen Verluſten, manchen herrlichen Ehrentag bereitet, die deutſche Kriegsgeſchichte weiß der glorreichen Waffenthaten genug, welche von öſterreichiſchen Kriegern vollführt wurden. Aber die Namen dieſer Krieger kennen eben nur die militairiſchen Annalen, dem öſterreichiſchen Volke ſind ſie zum großen Theile fremd und unbekannt. Eine falſche, verblendete und entkräftende Staatspolitik hat dem Volke das erhebende Gefühl geraubt, auf ſeine hervorragenden Männer mit Selbſtbewußtſein hinweiſen zu können, ein undankbares und engherziges Prinzip hat dieſen Helden den beſten Lohn ihrer Thaten entzogen: die Volksthümlichkeit ihrer Namen, die unmittelbare Anerkennung der Geſammtbevölkerung. Fragt in Preußen von Tilſit bis Aachen, wer Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, Boyen u. ſ. w. geweſen, jeder wird euch aus ihrer Biographie und von ihren Ruhmestagen erzählen. Ihre Bildſäulen ſtehen vor dem Schloſſe des Königs, für den ſie gefallen, ihr Angedenken wurde in zahlloſen Feſten, Erinnerungsfeierlichkeiten, Denkmünzen, in freimüthigen Schilderungen dem Volke eingeprägt, das ihre Namen und ihre Thaten als eine koſtbare Errungenſchaft, als ein ſtolzes Nationaleigenthum bewahrt. Fragt dagegen in Oeſterreich die Maſſe der Bürger nach den Thaten der greiſen Feldherrn des Staates. Die

meiſten werden euch nicht Rede ſtehen können, wenn er nicht etwa zufällig ein Abonnent der militairiſchen Zeitſchrift unter ihnen iſt. Und vollends die Jugend, die in dieſen dreißig Jahren des Friedens herangewachſen iſt und für die ſelbſt jene Namen, die vielleicht ihren Vätern noch aus alter Zeit im Ohr klingen, etwas Abgethanes, Verſchollenes, Urweltliches ſind, für die ſie kein Herz und keine Theilnahme hat.

Und doch gibt es in der öſterreichiſchen Armee Männer genug, deren Laufbahn reich an großen und denkwürdigen Zügen iſt, Männer, die ganz und gar die Söhne ihrer Thaten und ihrer Verdienſte ſind. Man darf einen wichtigen Umſtand zur Beurtheilung des öſterreichiſchen Heers nicht überſehen: ein guter Theil der höhern Stabsoffiziere gehört ſeiner Geburt nach dem Bürgerſtande an. Bei der Präponderanz der Ariſtokratie, die für ihre Windelkinder ſchon ein Offizierdiplom in Anſpruch nimmt, würden jene Männer ſicher nicht zu ſo hohen Graden empor geſtiegen ſein, wenn ſie ſie nicht zum Theil auf dem Schlachtfelde errungen hätten, wenn ihre Verdienſte nicht überwiegend wären. Und jene Ariſtokratie ſelbſt, ſo wenig wir Freunde ihrer Anmaßung ſind, Muth und Tapferkeit kann auch der eingefleiſchteſte Feind den alten Adelsgeſchlechtern Oeſterreichs nicht abſprechen, und manche Glieder, die bei ihrer Geburt in battiſtene Windeln gewikkelt wurden, ſind auf dem Schlachfelde amputirt worden. Wo aber iſt die Volkschronik, die ihrer Thaten gedenkt? Nur die Kameraden, die eigene Familie, höchſtens das Regiment weiß etwas davon zu erzählen. Der Staat hat ſie abgelohnt, was wollen ſie mehr? Die Söhne des Feldmarſchalls Schwarzenberg haben ihrem Vater auf ihre eigene Koſten ein kleines Erinnerungsmonument bei Leipzig ſetzen müſſen*) und der Preuße Varnhagen von Enſe hat in ſeinen Denkwürdigkeiten zur Populariſirung des Namens dieſes Feldherrn faſt mehr beigetragen, als die geſammte populare Preſſe in Oeſterreich. Die öſterreichiſche Bureaukratie will keine Individualitäten in ihrem Tintenſtaat, ſie will keine Volkslieblinge, deren Nimbus ſie verdunkeln könnte, ſie will keinen Nationalſtolz, der ſich dann vielleicht gegen manche ihrer Zumuthungen ſträuben würde. Ihr Staat iſt eine Logarithmentafel, ein Schachbrett mit Figuren, die ſie nach Belieben bewegen kann; Blut, Leben, Begeiſterung paſſen nicht in ihr Syſtem.

Die Folgen hiervon liegen auf der Hand. Die Phantaſie der öſterreichiſchen Jugend erhitzt ſich weit mehr für die großen Geſtalten der franzöſiſchen Heerführer, obſchon ſie das eigene Land verheert haben, ja ſie begeiſtert ſich viel eher für die preußiſchen Kriegshelden, als für die dürren vom Cenſurhauch ausgetrockneten Notizen über die vaterländiſchen Streiter, deren Namen ihr im Leben höchſtens in den Beförderungsliſten oder im Militärſchematismus begegnen, deren Leben und Wirken ganz außerhalb des Bewußtſeins der Nation ſteht, in denen ſie blos Paradeſtatiſten ſieht und denen ſie einzelne Züge der Ueberhebung und der Rohheit, die in keiner

*) Irren wir nicht, ſo beſteht in Oeſterreich noch immer die Verordnung, vermöge welcher keiner Perſon im Staate (mit Ausnahme der kaiſerlichen Familie) ein lebensgroßes Monument gewidmet werden darf, und wenn ſie zehn Mal den Staat vom Untergange gerettet hätte. Wie würden auch ſonſt die Statuen eines Salm, eines Stahremberg, eines Eugen, eines Laudon fehlen? —

Armee fehlen, viel bitterer anrechnet, als es anderswo geſchieht. Darum finden in Oeſterreich die vielen ſpöttiſchen und herabwürdigenden Anekdoten, die fremde Geſchichtſchreiber, Memoiren- und Romandichter auftiſchen, viel eher Glauben als der trockene offizielle Lobhudel, den die heimathliche cenſirte Preſſe den betreffenden Männern ſpendet und dem alle Wirkung abgeht, weil das Leben, die freie Kritik, die pſychologiſche und hiſtoriſche Gerechtigkeit darin fehlt, weil Alles den Stempel der bevormundenden Beamtenhand daran trägt. Jenes richtige Gefühl, mit welchem anderswo der Gebildete wohl zu unterſcheiden weiß, was gegen den Staat, dem er angehört, aus Nationalhaß und aus Eiferſucht von fremden Schriftſtellern aufgetiſcht wird, fehlt der Maſſe der unter der Taucherglocke erzogenen Oeſterreicher völlig. Was draußen, in der Freiheit geſchrieben wird, gleichviel ob von Feind oder von Freund, wird unbedingt geglaubt, was unter der Aegide öſterreichiſcher Cenſur erſcheint, wird unbedingt bezweifelt. Das Ausland, ſeine Anerkennung, ſeine Aburtheilung gibt der öſterreichiſchen Jugend den Maßſtab zur Beurtheilung der heimathlichen Verdienſte. Zu dieſer Abnormität, die vielleicht nirgends ihres Gleichen findet, hat die große Weisheit unſeres Syſtems uns gebracht. Wo ſoll bei ſolcher Erziehung der Patriotismus herkommen, und jener ſchöne Ehrgeiz, der andere Staaten befruchtet, der Ehrgeiz, den beſten Männern im Vaterlande nachzuſtreben?

Darum iſt mit dem Erzherzog Karl ſo viel zu Grabe gegangen, weil er einer der großen Ausnahmen war, in dem ganz Oeſterreich einen der Hauptträger der Nationalehre ſah, weil er den gemeinſamen Stolz Aller bildete, welcher Provinz ſie auch angehörten.

Solche Centralpunkte, ſolche gemeinſam erkannte und gewürdigte Männer des Volkes, wie wenige beſitzt ihrer die öſterreichiſche Monarchie! Für welche himmelweit von einander unterſchiedenen Perſönlichkeiten ſchwärmen die einzelnen Theile des Staats! Die Einen ſchwärmen für Friedrich den Streitbaren und Max I., die Andern für Mathias Corvinus und Zrini, die Dritten für Karl IV. und Georg von Podiebrad. Das geiſtige Geſammtband, die Vendomeſäule, die Weſtminſterabtei, in welchem alle Herzen ſich begegnen, geht uns in dieſer ſchweren Zeit der immer drängenderen Sprach- und Nationaleiferſucht mehr als je ab. Und in dieſer ſchwierigen Zeit ſteigt nun auch noch ein Mann zu Grabe, der, obſchon ein hoher Greis und faſt vierzig Jahre vom Schauplatze eingreifenden Wirkens verdrängt, immer noch die wärmſte nicht blos offizielle Verehrung all der Volksſtämme der öſterreichiſchen Monarchie beſaß. —

††

VII.

Notizen.

Benedek und die franzöſiſche Preſſe. — Ein armeniſcher Prinz.

Man, dem die Freiheit nicht ein bloßes Stichwort für Verſteckung egoiſtiſcher Intereſſen iſt, ſondern der ſie lebendig im Herzen trägt, mußte ſich ſchmerzlich berührt fühlen, als die liberale Partei in Baiern nach Entfernung des vori-

gen Miniſteriums ſiegestrunken in die Hände klatſchte und außer ſich gerieth über ein Ereigniß, das ihr das Ruder in die Hände zu ſpielen verhieß; wie dieſes Ereigniß ſich motivirte, darauf kam es ihr nicht an.

Ein deutſcher Schriftſteller in Paris, dem die Ehre ſeiner Nation am Herzen liegt, ſandte einen Artikel darüber an die Kölniſche Zeitung; ſie wies ihn aus Cenſur-Rückſichten zurück. Er ſchickte ihn darauf an Herrn Armand Maraſt, Redacteur des National. Der National iſt nicht gerade durch die Cenſur behindert, auch hat er keinen großen Reſpect vor den Königskronen, aber er nahm ihn dennoch nicht auf. Auf Deutſchlands Ehre konnte es dem National natürlich nicht viel ankommen; er dachte: Laſſen wir ſie ihre ſchmutzige Wäſche ſelber reinigen.

Venedey ging mit ſeinem Artikel in das Bureau des ſozialiſtiſchen Blattes „Démocratie pacifique“; hier erklärte ihm aber der Redacteur, Herr Conſiderant, es wäre abſurd von den Deutſchen, bei einer liberalen Wendung der Regierung pedantiſch nachzufragen, woher dieſe Wendung gekommen ſei. „Was liegt daran, wodurch Sie die Freiheit gewinnen, wenn Sie ſie endlich erlangen? Jedenfalls iſt es beſſer, ſie aus der Hand eines ſchönen Weibes, als aus der blutigen des Volkes zu erhalten. Die alte Moral iſt verlebt; man hat jetzt eine neue, in der Leidenſchaft allein iſt das Recht.“

Zweierlei, was uns tröſten kann, lernen wir aus dieſer Geſchichte; einmal, daß der Begriff von Freiheit und Ehre, wie er in den Köpfen vieler Franzoſen ſpukt, um nichts weniger nun klar iſt, als der vieler deutſchen Liberalen.

Sodann, daß die Cenſur der Gerants en chef in einem Lande, wo nur wenige mächtige Blätter die Concurrenz aushalten können, nicht weniger drückend iſt, als die Scheere eines beſtallten Cenſors.

— Man ſchreibt aus Brüſſel: Seit einigen Wochen ſieht man in den hieſigen Salons einen jungen Mann von eleganter Tournüre, mit halb tartariſchen, halb türkiſchen Geſichtszügen und ſchwarzen glühenden Augen. Sein Coſtüm beſteht aus Sammet mit Gold und Perlen reich geſtickt, aus einem perſiſchen mit diamantenen Schnallen, während ein Brillantſtern auf der Bruſt hängt; es iſt dies der Prinz von Koricoß, ein Enkel des ehemaligen „Czaars“ von Armenien Leon VI., der nun durch die Ungnade des ruſſiſchen Kaiſers im Exil ſich befindet, während daheim alle ſeine Güter confiszirt ſind. Die Urſache dieſer Verbannung des jungen Fürſten, der bisher ruhig in St. Petersburg lebte, iſt ein flüchtiger Volksaufſtand, der kürzlich in Georgien ſtattfand, wobei der Ruf ertönte: Es lebe der Czarowitſch Leon VII. Der Patriarch von Siß hat dem jungen Fürſten, der ausgelaſſen luſtig und ſtreng bigott zu gleicher Zeit iſt, einen Biſchof in Begleitung zweier armeniſchen Edelleute nachgeſchickt, die vor einigen Tagen hier angekommen ſind.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Moderne Hiſtoriker.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und wirſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.
Goethe.

Wir eröffnen hiermit eine Reihe von Charakteriſtiken, deren Zweck ein doppelter iſt: die Reſultate der modernen Geſchichtſchreibung zu verbreiten und zu populariſiren, und von der wiſſenſchaftlichen Tendenz der neuen Zeit, ſo weit ſie ſich in der Hiſtorie ſpiegelt, einen Umriß zu geben. Denn dieſe ſteht nicht iſolirt: an der Philoſophie, der Politik und den äſthetiſchen Auffaſſungen der Zeit hat ſie ihre Factoren. Das Thatſächliche zu einem geiſtigen Bilde umzudichten vermag nur, wer des Gedankens der Zeit ſich bemächtigt hat.

Die moderne Geſchichtſchreibung geht von zwei entgegengeſetzten Tendenzen aus, die aber am Ziel in einanderlaufen. Voltaire war es, der ihr zuerſt die Richtung gab, eine Schule der Gegenwart zu werden und zu dieſem Zweck in dem Chaos des Geſchehenen überall den Geſichtspunkt feſtzuhalten: in wie weit trug alles dieſes zu dem einzigen bei, was Noth thut, zur Aufklärung und Befreiung der Menſchheit? Die philoſophiſche Bildung der Deutſchen hat dieſe befähigt, mit tieferem Sinn und weiterer Humanität dieſelbe Tendenz zu verfolgen; Herder zeigte, daß der Gedanke der Menſchheit nicht ein außergeſchichtlicher ſei, ein Ideelles, das ſich weſentlich nur in der Auflöſung des Empiriſchen zeigen dürfe, ſondern daß man ihn innerhalb des Geſchichtlichen ſelbſt zu verfolgen habe, daß in den Metamorphoſen der Menſchheit, auch in ihren dunkelſten und unklarſten Regungen, dieſes göttliche Bild der Idee ſich wiederfinden müſſe. Hegel belebte dieſe, zunächſt nur äſthetiſche Anſchauung, durch die Kraft des Gedankens.

Die andere Richtung, für die ich hier nur Juſtus Möſer anführen will, vertiefte ſich im Gegentheil in das Detail; ſie zeigte, wie man in den geheimſten Tiefen des ſittlichen Bewußtſeins einer beſtimmten Zeit nachgeben müſſe, um dieſelbe in Verhältniß zu der allgemeinen Entwickelung des Menſchengeſchlechts zu ſetzen: wie die oberflächliche Zuſammenſtellung ſogenannter

Großthaten das Wesentliche des geschichtlichen Lebens, den sittlichen Geist des Volks aus den Augen rücke. Aus dieser Tendenz ist die Ansicht von dem organischen Naturwuchs der Staaten und Völker hervorgegangen, die bei aller Verwirrung, die sie in der Politik angerichtet hat, auf die Geschichte von unberechenbar wohlthätigem Einfluß gewesen ist; denn sie hob den Dünkel einer einseitigen Bildung auf, die mit dem Gegebenen fertig ist, sobald sie es an irgend einer Kategorie der Gegenwart messen kann.

Die neueste Geschichtschreibung hat die Aufgabe, beide Tendenzen zu vermitteln; mit Andacht in das Einzelne sich zu vertiefen, ohne die leitende Idee des Ganzen aus den Augen zu verlieren. Einen Maßstab für den Erfolg dieser Bestrebungen zu gewinnen, dazu soll die folgende Reihe von Aufsätzen ein Beitrag sein.

1) J. G. Droysen,

Vorlesungen über die Freiheitskriege.

1. und 2. Band. Kiel 1846. Universitätsbuchhandlung.

Was wir Deutsche gewöhnlich mit dem Namen Freiheitskriege bezeichnen, ist nur der Schluß einer ganzen Reihe von Völkerkämpfen um die Freiheit, von Kämpfen, die durch einen weiten Kreis umbildender Entwickelungen vorbereitet, endlich hervorbrechen, um in funfzig Jahren ungeheuerster Wechsel alle staatlichen und sozialen Verhältnisse, die gesammte Weltlage umzugestalten.

Diese Bewegungen in ihrem geistigen Zusammenhang anschaulich zu schildern, war der Zweck dieser Vorlesungen, die im Winter 1842—43 in Kiel gehalten wurden. Von einer eigentlich historischen Forschung ist hier nicht die Rede; wenn die Betrachtung auch in der Vergangenheit verweilt, so ist es doch immer die Gegenwart, die in dem Redner lebt, und an die er sich wendet.

Jene Freiheitskriege entsprangen aus einem innern Widerspruch des Staates. Er hatte angefangen sich als das Allgemeine der particulären Rechtsbestimmungen entgegenzusetzen, gehörte aber nicht den Völkern an, sondern einem Monarchen, der Land und Leute als Eigenthum besaß, als eine Domaine, die höchstens gut zu bewirthschaften sein Vortheil rieth. Er war nicht das immanent Allgemeine des geschichtlichen und Rechtslebens der natürlich geeinten Bevölkerungen, sondern die Verallgemeinerung des einen landesherrlichen Rechtes über alle andern gleich historischen Berechtigungen, eine Abstraction von ungeheurer Gewalt, von maßlosem Anspruch, und diese in die Willkür eines Sterblichen gelegt. Der Staat hatte völlig die Basis

aufgegeben, auf der er erwachsen war; er verschlang alles Recht und alle Freiheit, und gab dafür Gnade und Willkür, Dienst und Rang. Und als dann gar die Fürsten daran gingen, die Fülle ihrer despotischen Allgewalt landesväterlich zur Beglückung ihrer ungefragten Unterthanen zu benutzen, als sie von oben herab revolutionirten, keine Gewohnheit, kein Recht, keine Sitte, nichts Heiliges noch Herkömmliches achtend, da war die Entwürdigung der Völker auf ihrem Gipfel.

In den Freiheitskämpfen wurde diese Entwürdigung aufgehoben. Das Volk begann ein neues, erhöhtes Leben, indem es den Staat, den es äußerlich empfangen, aus seinem eignen Wesen wiedergebar.

Das eigentliche Staatsleben beginnt im Zeitalter der Reformation; zunächst freilich in einer rohen, abstracten Form; nicht als eine Gemeinsamkeit vieler privaten Rechte und Freiheiten, sondern als eine Machtvollkommenheit der Majestät.

In Karl V. trat dieser Glanz der Majestät zum erstenmal hervor. Es waren die ersten Fundamente einer modernen Großmacht; dazu gehörte die Berufung eines Regierungsrathes aus den höhern Verwaltungen der verschiedenen Länder, eines eben so allgemeinen Finanzrathes, später eines förmlichen Kabinets, so wie die stete Sorgfalt, eine große Zahl junger Adeligen aus allen Theilen des Reiches am Hofe zu haben und unter diesem Einfluß sich ausbilden zu lassen, um sie dann zu den höchsten geistlichen und weltlichen Aemtern in die verschiedenen Länder zu senden.

Philipp II. faßt die Idee monarchischer Allmacht in ihrer ganzen Unheimlichkeit zusammen. Aber wie seine ganze Zeit, ist er von der Religion abhängig, und die ständische Opposition, die sich ziemlich in allen Ländern erhebt, kann sich auf die Idee religiöser Freiheit stützen; sie vertritt zugleich ihre alten Rechte und ihr neues Bekenntniß. Es war Zeit, daß die Idee des Staats den nächstweiteren Schritt that, sich als eine rein politische und nationale erfaßte.

Es war Richelieu, der dies vollbrachte. Er gründete Ruhe, indem er die Krone über die Rechte der Stände, über die Erbitterung der Confessionen erhob, indem er die Einheit des Reichs, die bisher durch den König und die Reichsstände dargestellt war, der Krone allein überwies. Er entriß den Hugenotten ihre corporativen Befugnisse und gewährte den politisch Ohnmächtigen freie Religionsübung; er schloß die hohe Aristokratie von den Gouvernements aus und fesselte den ärmeren Adel an den Dienst der Krone; er begann die Verwaltung zu centralisiren; die Rechte der Communen, der landschaftlichen Stände ließ er verfallen. Und zugleich gewinnt er die Lite-

ratur und knüpft ſie an den Hof. Es gilt ihm, alle Kräfte, alles Leben, alles Recht an die Krone zu feſſeln. Gegen die überwuchernde Fülle von Privatintereſſen, von Standesrechten, welche in dem ſtändiſchen Staate das Regiment führen, macht er das Allgemeine des Staats geltend; mit derſelben Sicherheit und Gewißheit erfaßt er die auswärtigen Verhältniſſe; ihn irrt keine Rückſicht; weder die Kirche, noch Verwandtſchaft, noch ſonſt ein Intereſſe darf ſich neben dem des Staates geltend machen; zwiſchen den Haß der Parteien, in den Lärm des Kampfes tritt er wie ein Nüchterner zwiſchen die Trunkenen; mit ihm erringt die Politik den Sieg über die Religion, die Monarchie den Sieg über die Stände.

Ludwig XIV. weiß auch die Religion in den Dienſt der Majeſtät zu ziehen. „Alle Mittel der Gewalt," ſchreibt er, „würden unſern Thron nicht ſichern, wenn nicht Jeder eine höhere göttliche Macht verehrte, deren die unſere ein Theil iſt." Alles muß dienen, dieſe Macht zu erhöhen, in Alles reicht ſie mit ihren Anſprüchen; Alles beherrſcht ſie mit ihrer centraliſirten Gewalt, mit ihrer umfaſſenden Polizei, ihren zahlloſen Beamten, ihren uniformirten, allzeit ſchlagfertigen Heeren. Wie er will, hemmt dieſer Monarch den Lauf der Juſtiz; er gebietet über Gut und Blut ſeiner Unterthanen; vor ihm gilt kein Unterſchied der Perſonen und Sachen; Alles iſt ſein. — Nur freilich, dieſer Allmächtige iſt eben doch nur ein Menſch und aller menſchlichen Schwäche und Entartung um ſo mehr ausgeſetzt, je weniger Schranken da ſind, die ihn hemmen, je bereiter Alles iſt, ſeinen Schwächen zu dienen. Es kommt Alles darauf an, daß der Schein bleibe und herrſche. Gleichſam äußerlich, eigenwillig, durchaus conventionell wurden Formen belebt und geltend gemacht, ohne welche nichts ſchön, anſtändig, erlaubt erſchien. Bis in das Einzelne der Sprache, der Gewohnheit, des Benehmens beugte man ſich dieſer conventionellen Willkür — Ludwig XIV. Hof war das Ideal, dem die Fürſten Europa's nachzueifern ſuchten. Nach ſeinem Muſter ſammelten ſie den Adel um ſich her, ihm allein gewährten ſie Hoffähigkeit. Durch ganz Europa hin mit einander in Beziehung durch Ambaſſaden und Orden und Hofämter, zu denen der Adel allein befähigt war, durch Heirathen und Ritterſchaften, vereinigt durch die gemeinſame höfiſche Bildung, durch die franzöſiſche Sprache, bildete ſich gleichſam eine eigene nation de qualité, welche ſich von ganz anderem Blut wußte als den gemeinen Mann, welche ihre eigene Moral beſaß und namentlich in der Ehre und dem guten Ton die einzigen ſittlichen Anſprüche erkannte, welche eine cavaliermäßige Erziehung zu befriedigen habe. Der Staat war ſo zu ſagen außer dem Volk, war eine Macht, der das Volk nur als füllende Maſſe diente.

Noch härter, weil mit religiöſen Ideen verwebt, entwickelte ſich die königliche Gewalt in England; eben darum aber erfolgte hier der Ausbruch der unterdrückten Kräfte früher. Die Republik beginnt damit, die rationelle Auffaſſung des Staats in weiteſter Conſequenz zu entwickeln und führt endlich zur Gewalt des Protectors, einer Monarchie, nicht wie die franzöſiſche auf Erweiterung landesherrlicher Befugniſſe gegründet, ſondern ein Ergebniß der Auflöſung der alten Stände zu einem Volk. Und doch hatte ſie keine Haltung; nur die Militärmacht ſtützte ſie. Das Land ſehnte ſich nach Ruhe; unter dem Jubel des Volks zog der König wieder in London ein, und mit ihm kam die Wolluſt und Hoffärtigkeit, die Frivolität und die Cavalierweiſe, wie man ſie in Frankreich gelernt hatte. Der König ſah nicht, daß die Umwandlung des ganzen engliſchen Volksthums wider ihn war. Wenn der Kampf gegen das Königthum auch von particulären Intereſſen geleitet wurde, ſo war doch eben in dieſen particulären Intereſſen die Kraft des Volkes. Der Staat von 1689 war nicht eine bloße Wiederherſtellung der alten Rechte und Freiheiten, denn dieſe Verfaſſungsformen ſtammten aus einer Zeit, in der auch noch nicht eine Ahnung von der Machtentwickelung des Staates und der bürgerlichen Verhältniſſe war, welche ſeit der Zeit der Reformation auch in England begonnen hatte. Mittelalterliche Verfaſſungsformen ſollten nun die Träger moderner Staatsverhältniſſe werden; die altherkömmliche ſtändiſche Vertretung ward dafür ausgegeben, eine Volksrepräſentation zu ſein. Ueberall ward man zu Ausweitungen der allgewohnten Verſtattungen getrieben, in denen dieſe ſelbſt ihr Weſen verwandelten; zu rechtlichen und politiſchen Fictionen, welche jede rationelle Betrachtung ſcheuen und zurückweiſen müßten; und indem man überall annahm, nur die alten Rechte und Freiheiten zu handhaben, mußte man durch die Willkür in ihrer Deutung und Anwendung den Mangel eines lebendig neugeſtaltenden Prinzips erſetzen. Der Mangel ſtaatlicher Organiſation hatte es ſonſt den Gemeinden ſich ſelbſt zu verwalten überlaſſen müſſen; nun bethätigte ſich in dem self-government die ganze Kraft dieſes erſtarkten Bürgerthums, und das eben in der Zeit, wo der Continent tief und tiefer in die Polizeilichkeit und den Regierungsmechanismus verſank. Die alte Dürftigkeit richterlicher Inſtitutionen wurde die Quelle jener wundervollen Ausbildung der Jury. Es entwickelte ſich aus der Anerkennung der perſönlichen Freiheit jene Lebendigkeit der ſozialen Verhältniſſe, aus der Freiheit der Preſſe jene wachſende Vertretung ſelbſtſtändiger politiſcher Ueberzeugung, jene ungeheure Macht der öffentlichen Meinung, welche das allezeit ſichere Mittel ward, mit dem Geiſt der nationalen Entwickelung und der Fülle errungener Einſichten

die hiſtoriſchen Rechte zu durchdringen und umzugeſtalten. Während in Frankreich die Staatsidee über die Mannigfaltigkeit der hergebrachten Rechte und Verhältniſſe in dem Königthum eine abſtracte Einheit erſtrebt, iſt es in England die Mannigfaltigkeit der alten feudalen Gliederung ſelbſt, welche ſich zu einer nationalen Einigung umbildet, und das Inſtitut, das dieſe darſtellt, macht ſich geltend als Staat. Der Staat iſt noch weit entfernt, als etwas der Natur des Menſchen Weſentliches anerkannt zu werden; er iſt noch das Vorrecht Einzelner, noch nicht zu ſeiner allgemeinen, zu ſeiner ſittlichen Bedeutung hindurchgedrungen.

Tiefer iſt ſchon die Idee im Staate Friedrich des Großen. „Der Souverain iſt nichts anderes, als der erſte Diener des Staats, verpflichtet mit Rechtſchaffenheit, mit Weisheit und mit einer vollkommenen Uneigennützigkeit zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblick ſeinen Mitbürgern über ſeine Verwaltung Rechenſchaft ablegen müßte.“ In den Ueberzeugungen der Menſchen iſt eine große Wandelung begonnen; nicht mehr, daß er iſt, rechtfertigt den Staat, nicht mehr, daß er gilt, den Glauben, daß ſie ſo überliefert ſind, die Rechte und Geſetze; gegen das Poſitive, gegen das nur Factiſche, gegen die Autorität erhebt ſich die immer dreiſtere Forderung der Vernunft; ſie fordert Gründe, die in der Natur der Sache, Zwecke, die in dem Weſen des Menſchen liegen. Die Monarchie entwickelt die Anſtalten, mit denen ſie die Geſammtheit der Verhältniſſe zu umfaſſen und zu regeln vermag; zum erſten Mal erſcheint der Staat als eine Alles durchdringende, Alles umſchließende, Alles verantwortende Gewalt. Er iſt nicht mehr Privatſache des Fürſten, nicht ein Fernes und Gleichgültiges für die ihm Uebergebenen, ſondern Jeder iſt unmittelbar bei ſeinem Beſtehen betheiligt. Aber man iſt auch freilich nur *auf dem Wege* zum Staatsbürgerthum. Es tritt ein Beamtenweſen in den Vordergrund, das in völligſter Abhängigkeit von dem Staatsoberhaupt alle öffentlichen Beziehungen umfaßt, bevormundend, anordnend bis in die kleinſten Verhältniſſe hinab die entſcheidende Theilnahme des Staates geltend macht. Und dieſer Staat hat in Allem nur die Staatsraiſon im Auge; alle andern Verhältniſſe werden nur nach ihr beſtimmt. In dieſem Staat kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden; ſein Landrecht enthält die Summe ſeiner ſittlichen Anforderungen; ihm iſt die Ehe da zur Erhaltung der Population. Das ſtehende Heer iſt der Geſammtausdruck ſeiner Macht, der Träger ſeiner Ehre, ohne organiſch mit dem Volk verwachſen zu ſein. Dieſer militäriſch adminiſtrative Staat iſt alſo nur ein mechaniſches Kunſtwerk. Und ſo war es auch mit den Staatsveränderungen, die nach dem Muſter Friedrich des Großen unternommen wurden. Eine gewiſſe ſanfte

Schwärmerei für Menſchenglück war an der Tagesordnung, und man hegte den guten Glauben, auch ohne ihren Willen die Menſchen zu ihrem Glücke führen zu können.

Ward ſomit die Füllung des Staats mehr und mehr eine ſelbſtloſe Maſſe von Unterthanen, um welche her das Militär- und Beamtenthum eine ſtarre, charakterlos gleichförmige Hülle bildete, ſo konnte eine weitere Entwickelung nur daher kommen, daß ſich in jener Füllung ſelbſt neue Kräfte, neue Nothwendigkeiten erzeugten. Es waren zunächſt die materiellen Intereſſen, die mit dem abſoluten Staat in Conflict geriethen. Die Monarchie trat überall hemmend, belaſtend der Bewegung eines freithätigen Wohlſtandes entgegen, bis endlich die mächtige Entwickelung der freien Handelsſtaaten die Monarchien veranlaßte, auch dieſe Thätigkeit in ihren Kreis zu ziehn. In Colbert's Staatsverwaltung unternahm es zum erſten Male die Monarchie, die Geſammtheit von Kräften, Mitteln und Gelegenheiten, die ſich in ihrem Bereich befanden, mit Einem großen Plan zu umfaſſen und nach dem Einen Ziel, der Mehrung der öffentlichen Mittel, hinzuleiten. Zum erſten Mal wurden ſyſtematiſch alle jene Verhältniſſe, die dafür gelten durften, privateſter Art zu ſein, von der beſtimmenden Gewalt des Staatsganzen und ſeines Intereſſes ergriffen. Die wachſende Macht des monarchiſchen Prinzips ſteigerte das Mercantilſyſtem endlich bis zur Unterdrückung aller freien Güterbewegung; dieſer Politik mußte ſich die Natur der Dinge entgegenſetzen, und man mußte endlich ein Mittel ſuchen, die lebenden Capitale von Arbeitskräften nutzbar zu machen. Daraus ging das Credit- und Bankſyſtem hervor; das kühnſte und abenteuerlichſte Project dieſer Art entwarf Law unter der Regentſchaft. Die Capitalien entwickelten eine nie geahnte Fähigkeit, raſch Vermögen zu erzeugen; der Credit entwickelte ſeine ausſchweifendſten Kräfte. Das Syſtem irrte darin, daß es die Wirkung für die Urſache nahm, daß es dem Credit Ergebniſſe zuſchrieb, von denen aber Credit ſelbſt nur die Folge iſt; von fictiven Capitalien konnten keine reellen Intereſſen gezogen werden, und die Größe des Creditcapitals war ohne alles Verhältniß mit der gegenwärtigen Productionskraft des Landes, dem Tauſchwerth ſeiner Erzeugniſſe und der Möglichkeit ihrer Verwerthung. Das Syſtem mußte ſtürzen; als es geſchah, ſchien Nichts zu bleiben als Verzweiflung. Man ſah im Rauſch eine ungeheure Revolution in allen Vermögensverhältniſſen vollbracht, und ſo ungeheuer die Verluſte an Hab und Gut geweſen waren, ſie kamen nicht in Betracht gegen die Verluſte an ſittlicher Haltung, gegen den moraliſchen Banquerott.

Die unzähligen Eigenthumswechſel, welche unter dem Einfluß des Sy-

ſtems vor ſich gegangen waren, ließen das Grundeigenthum aus dem Zuſtand der Erſtarrung treten, in welchem es das Feudalſyſtem ſo lange gehalten. So entwickelte ſich das phyſiokratiſche Syſtem: der Boden iſt die einzige Quelle des Reichthums. Um des Reinertrags willen muß vor Allem die Bearbeitung des Bodens und der Stand, der ſich mit ſeiner Cultur beſchäftigt, gefördert werden. Der Boden muß frei gemacht werden, um ſeine ganze Thätigkeit entwickeln zu können. Die ſicherſte Politik des Handels beſteht in der vollen Freiheit der Concurrenz. Dieſe Lehre griff mit ſtarker Hand in die corporativen Verhältniſſe des ſtädtiſchen Lebens ein; ſie brach die ſelbſtſüchtige Geſchloſſenheit der Zunft, das unſinnige Monopol des Arbeitsrechtes, den trägen Stolz der Zunftmeiſterei; ſie proclamirte die Freiheit der Arbeit, ſie wies dem Fleiß und der Tüchtigkeit das als verdienten Lohn zu, was bisher als ein Recht des Grundſtückes vererbt oder dem Meiſterſohn allein käuflich geweſen war. Ja ſchon erhob ſie ſich, in der menſchlichen Arbeit allein die Quelle des nationalen Reichthums zu erkennen. Jetzt ging es daran, von den Spitzen der menſchlichen Geſellſchaft hinabzudringen bis in die unterſten Schichten, bis in die träge geſchichtsloſe Tiefe der Maſſen.

Hand in Hand mit der Cultur der materiellen Intereſſen ging die *geiſtige Entwickelung*, in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft. Faſt ein Jahrhundert lang hatten die theologiſchen Fragen im Vordergrund geſtanden; ſie ſchienen alles andere wiſſenſchaftliche Intereſſe zu abſorbiren. Nun wie mit einem Schlage ſcheint Alles verwandelt: man verläßt den theologiſchen Boden, ſelbſt die Philoſophie reißt ſich von der altgewohnten Weiſe los; von empiriſch mathematiſchen Grundſätzen aus auferbaut ſie ſich von Neuem. Man bewältigt die geheimnißvollen Gewalten der Natur und ihren Zauber, indem man ihnen ihre Formel abzwingt; dem Experiment, der Beobachtung muß die Natur Rede ſtehn; nach ihren eigenen Geſetzen beherrſcht man ſie nun, beginnt ſie den menſchlichen Zwecken dienſtbar zu machen. Zugleich eilte die Doctrin hoch hinaus über die Wirklichkeiten, machte gegen ſie die Forderung, ihr nachzuringen; ſie fühlte ſich in ihrem Recht, ſich mit ihrer vollen Energie auf dieſe Irrationalitäten des Hergebrachten zu werfen, ihre Widerſprüche aufzuweiſen, ſie völlig zu deſtruiren. Die Bildung bringt einen tiefen Riß in die Geſellſchaft; der Maſſe bleiben jene traurigen Elemente des Hergebrachten, während ſich die Gebildeten mehr und mehr von dieſer Beſchränktheit losringen, ein allgemein Menſchliches an deſſen Stelle ſetzen. Aber eben darum iſt dieſer Vorzug der Bildung ſo weit entfernt, ſich ariſtokratiſch abſchließen zu wollen, daß ſofort das ganze Beſtreben dahin gerichtet iſt, das Gut der Bildung möglichſt zu verallgemeinern. Die Wiſſenſchaften ſelbſt

ſcheinen nun erſt in dem glänzenden Hofkleide eleganter Forſchung und gewählter Darſtellung der Gegenwart ganz anzugehören, ſich ihrer Würde bewußt zu werden. Rouſſeau gibt zuerſt den Verneinungen der Aufklärung eine poſitive und populäre Faſſung. Es gilt ihm, eine Form der Aſſociation zu finden, durch welche Jeder ſich mit Allen einigend, doch nur ſich ſelber gehorche und ſomit frei bleibe, denn nur ſeiner Vernunft hat er zu gehorchen, das iſt ſeine Freiheit. Es galt, nur erſt wieder einmal rein Feld zu ſchaffen, aus den Verbildungen und Verkümmernngen des nur Poſitiven der Menſchen und ſein unvergänglich angebornes Recht zu retten.

War denn dieſe Entfremdung der ſtaatlichen Geſtaltung und der volksthümlichen Bildung eine Nothwendigkeit? Wenn die aufgeklärten Monarchien des 18. Jahrh. in der Sorge für das Gemeinwohl der untern Claſſen eine neue Baſis zu gewinnen trachten konnten, vermochten ſie denn nicht ebenſo jenes Andere zu erreichen? — In der Natur der europäiſchen Staaten und des Staatenſyſtems lag die Unmöglichkeit; ja Alles, was für das Gemeinwohl, für Ordnung und Gerechtigkeit, für die Maſſe der Unterthanen Förderliches geſchaffen wurde, diente nur, dieſe Unmöglichkeit zu ſteigern. Man war zu einem politiſchen Syſtem gekommen, welches durch und durch krankhaft, unheilbar, monſtrös war. Die Zerriſſenheit der Nationen, das dynaſtiſche Zuſammenballen von Ländern und Völkern, die Gründung des ganzen Staatsweſens auf Gewalt und Uſurpation waren in allen Staaten der alten Welt, in all' ihren Colonien zu einer gleichen Unſittlichkeit aufgewachſen. Nirgends war Kirche, Volk und Staat im natürlichen Verhältniß der Uebereinſtimmung.

Doch überſchätzen wir das Natürliche, dieſe friedliche Gleichförmigkeit nicht. Das eben iſt die Weiſe der Geſchichte, ſie ſtörend und verwirrend zu immer neuem Streben zu treiben. Und wenn dann im Verlauf des geſchichtlichen Lebens die Geſtaltungen immer ausſchweifender, ihr Zuſammenhang mit dem Boden, darauf ſie erwachſen ſind, immer lockerer, ihr Verhältniß zu dem Inhalt, deſſen Ausdruck, zu den Kräften, deren Träger ſie ſein ſollen, immer verzerrter und endlich unmöglich wird, dann iſt die Zeit ungeheurer Umwälzungen da, dann erheben ſich gegen die gewordnen Mißformen, gegen dieſe Lügenmächte des Beſtehenden, die ſittlichen Urgewalten, auf die Zertrümmerung des Alten eine neue Welt zu gründen.

Mit dem nordamerikaniſchen Freiheitskrieg begannen dieſe Umwälzungen. Es war dieſes ein Symptom von der Krankheit des britiſchen Reichs. Die Machtſtellung, welche die britiſche Krone den übrigen Staaten gegenüber eingenommen hatte, geſtattete nicht, ſtill zu ſtehen und die her-

kömmliche Unklarheit zu belaſſen. Aber die Ariſtokratie, deren weſentliche Stärke das wie auch immer hiſtoriſch Gewordene in all' ſeinen Irrationalitäten iſt, hatte nicht den Muth, die eigentlich politiſchen Fragen zu berühren. Gegen dieſe Lügen der beſtehenden Verhältniſſe, gegen dieſe hiſtoriſchen Rechte mußte ſich das Recht der Geſchichte geltend machen, und der große Aufſchwung des Wohlſtandes und des Selbſtgefühls in der Maſſe hatte nun dieſſeits und jenſeits des Oceans zu dem Punkte geführt, wo die blos privatrechtliche Steigerung der Verhältniſſe zu ſtaatsrechtlichen Umwandlungen führen zu müſſen ſchien. Durch den amerikaniſchen Freiheitskrieg erhob ſich aus der Maſſe großbritaniſcher Territorien ein neuer Staat, ein neues Verfaſſungsſyſtem. Die neue Welt begann ſich dem Colonialſyſtem zu entreißen und damit eine der Grundlagen der europäiſchen Machtverhältniſſe zu zerſtören; die Anerkennung dieſer neuen Geſtaltung ſtellte das Rechtsprinzip, auf dem das alte Europa ſich gegründet glaubte, in Frage, ſtellte ihr als ebenſo rechtsgültig ein anderes zur Seite, das von völlig entgegengeſetztem Inhalt war. Denn nicht in dem Zuſammenhang geſchichtlicher Rechte, ſondern allein in der Gewalt der Maſſe, ihrer Bedürfniſſe und ihrer Ueberzeugungen war dieſe neue Staatsbildung gegründet; das Volk der 13 Provinzen, beginnend von der Abwehr einer Beſteuerung, die es ſeinem Charakter zuwider glaubte, endete damit, die höchſten Befugniſſe, deren Träger nach bisheriger Meinung nur Fürſten oder Stände ſein durften, die Souverainität ſich ſelbſt beizulegen. Dieſe neue Weiſe der Legitimität war es, die Europa nun anerkannte. Das Recht ſelbſt ruhte nicht mehr in der ihm rechtlich innewohnenden Kraft, ſondern der Gebrauch, der von ihm gemacht wurde, ward zu ſeinem Criterium, alſo, daß ſich jedes geltende Recht gleichſam immer von Neuem rechtfertigen und als dem Willen und dem Wohl der dabei Betheiligten angemeſſen aufweiſen zu müſſen ſchien. Die Unabhängigkeitserklärung enthielt im Weſentlichen, daß man in Kraft der bürgerlichen Selbſtſtändigkeit, die man beſaß, die ſtaatliche Abhängigkeit zerbrach, und aus der bürgerlichen Freiheit ſelbſt den neuen Staat hervorgehen ließ. Man kehrte zu den einfachſten Verhältniſſen, gleichſam zu dem Anfang aller Staatenbildung zurück. Nur daß dieſer Anfang nicht als ein ſo bloß einfacher, natürlicher, aus noch völlig ungeformten Elementen hervorging. Vielmehr ging er hervor aus der ganzen Vergangenheit europäiſcher Entwickelungen, war eines ihrer Reſultate. Es iſt begreiflich, daß aus der Unleidlichkeit der alten europäiſchen Verhältniſſe immer neue Ueberſiedelungen jenem Lande der Freiheit und des Friedens zueilen; und die Union hat die Form gefunden, nicht blos ſie in die ſchon beſtehenden Staaten auf-

zunehmen, ſondern deren immer neue zu bilden und ſich anzugliedern und ſo den Kreis ihrer großen freiheitlichen Prinzipien fort und fort erweiternd, über die Nordhälfte jenes amerikaniſchen Continents die Geſittung des Abendlandes in der Form eines auf Fleiß und Gemeinſinn gegründeten, rechtlichen und geordneten Gemeinweſens, eines Friedensſtaates, wie ihn die Welt noch nicht geſehen, zu verbreiten. Was in Europa als Traum der Dichter und Weiſen erſcheint, zeigt ſich in Amerika in wundervollſter Weiſe ausführbar. Die Schwerpunkte des geſchichtlichen Lebens ſind nun verwandelt; es beginnt eine völlig neue Polarität in der Geſchichte; der Gegenſatz des Abend- und Morgenlandes wird erſetzt durch den der alten und neuen Welt.

Nun begann die Umwälzung in Europa. Seit zwei Jahrhunderten hatte ſich die Bildung von der Maſſe, der Gewinn von der Arbeit, der Staat vom Volk, die Kirche von der Religion und von der Gemeinde ſoweit entfernt, daß endlich eine Wandelung unvermeidlich war. Man begann an der Aufklärung des Volks, an der Erleichterung der tiefgedrückten unterſten Claſſen zu arbeiten; und indem es die Monarchen waren, die dieſe Förderungen verſuchten und dem feudalen und hierarchiſchen Unweſen entgegentraten, ſchien der Staat ſich das Volk gleichſam neu zu gewinnen. Mit Entſchiedenheit griffen die Regierungen durch zum Wohl des Volkes; nur daß in den Völkern ſelbſt, in dem Maße als gewandelt wurde, das Mißtrauen gegen das Neue wuchs und das Vertrauen zu dem Hergebrachten ſchwand. Denn die ſittliche Macht, welche in jenen alten Verhältniſſen einſt gelebt und ſie getragen hatte, war dahin; es war von den einſt lebensvollen Geſtaltungen nichts als die todte Larve, nichts als das poſitive Recht und die Macht der Gewohnheit geblieben; wo die Hand der Regierung an dieſen verſtäubten Verhältniſſen zu rühren und aufzuräumen begann, zeigte ſich, wie veraltet und wurmſtichig Alles war. Andererſeits das Neue, was nun erſchien, ohne Anfragen der Betheiligten, ohne Berückſichtigung ihrer Fähigkeiten, Wünſche und Rechte, nach irgend welchen Theorien gekünſtelt, irgend welchen fremden Muſtern nachgeahmt, von oben herab befohlen, auch wohl ſchnell wieder aufgehoben und mit einem ebenſo unerprobten Andern vertauſcht — wie ſollte es eine ſittliche Macht über die Gemüther gewinnen, die ohne Prüfung ſchweigend nur hinnehmen ſollten? oder ſollte die Nützlichkeit, mit der es empfohlen ward, ſollte der allerhöchſte Befehl, der es einführte, an die Stelle jenes tieferen Ergriffenſeins treten, das allein dem Wollen des Menſchen Kraft und ſeinem Thun Werth verleiht? Eben dieſe Auflockerung, die tief und tiefer in die Maſſen hinabdrang, be-

zeichnet den Anfang der großen europäiſchen Umwälzung. Einmal begonnen, konnte ſie nicht eher aufhören, als bis ſie Alles ergriffen und durchgearbeitet, alle erlogenen Zuſtände niedergeworfen, neue ſittliche Gewalten erweckt und durch ſie neue wahrhaftere Geſtaltungen gegründet hatte.

Was als Staat auftrat, es war in ſeinem Kern doch nichts Anderes als das dynaſtiſche Intereſſe des Regentenhauſes; was erſtrebt ward, war weſentlich Sicherung und Wahrung des eignen Machtbereiches, ſowohl im Innern gegen die bisher hochberechtigten Stände, wie nach Außen gegen andere zumal minder mächtige Nachbarn. Und in dem Maße als man hierin das Recht und die höchſte Aufgabe der Staatsregierung zu ſehen, als man ſich zu dieſem Zweck Alles geſtattet glaubte, verlor auch der Staat diejenige ſittliche Grundlage, die dem Uebergang aus der ältern umſchränkten Weiſe zu der neuen Unumſchränktheit zur Rechtfertigung hätte dienen können. Ja ſeltſam genug kehrte mancher Staat, der eifrig zu reformiren geweſen war, vor dem ſich aufbäumenden Widerſtande oder der noch bedrohlicheren Gewalt der entfeſſelten unteren Maſſe beſorgt, auf halbem Wege um; nur daß er damit keineswegs zur alten Ruhe und Stätigkeit zurückgelangte. Die Joſephiniſchen Revolutionen ſcheiterten an dem Widerſtand der einzelnen Völker; die Reichseinheit, wie Joſeph II. ſie erſtrebt, war eine ſittliche Unmöglichkeit. Dagegen führten die Reformen, die Ludwig XVI. Miniſter verſuchten, und der Widerſtand, den die Privilegirten entgegenſetzten, zur Volksrevolution. Als die Gemeinen ſich zur Nationalverſammlung machten, war das ein erſter Schritt zur Volksſouveränität; aber nicht minder die Noth der Umſtände als die Geſammtüberzeugung der Nation ſtellte das Mandat dazu aus; eine geſchichtliche Nothwendigkeit, eben ſo groß und berechtigt wie die, welche einſt die Monarchie Ludwig XIV. oder die feudalen Stände hatte entſtehen laſſen. Die Nacht des 4. Auguſt ſtürzte die Summe irrationaler Verhältniſſe über den Haufen. Theoretiſch war nun tabula rasa, war Raum da, aus der Theorie einen völlig neuen Staat zu gründen. Seine Grundlage wurde die Erklärung der Rechte des Menſchen, das Prinzip der Volksſouveränität, der Autonomie der Gemeinden, — nur daß ſie hier nicht wie in Nordamerika das Reſultat einer langen und in Fleiß und Noth bewährten Gewohnheit bürgerlicher Freiheit, ſondern ein Poſtulat, eine anticipatio naturae war, nach der ſich erſt die Verhältniſſe, und was ſchwerer und gefährlicher war, die Perſonen völlig umwandeln ſollten. Indeß revolutionirten die legitimen Mächte in Polen, und ſchloſſen Bündniſſe angeblich um das alte monarchiſche Europa zum Schutz des Königthums, zum Kampf gegen die revolutionären Gewalten zu vereinen, die doch auf dem Boden der alten Monarchie

ſelbſt erwachſen waren; während das neue Frankreich Frieden, nichts als Frieden wollte. Schon erfüllte der Abſcheu gegen die Revolution alle Höfe, und je kleiner ſie waren, deſto anmaßlicher ſprachen ſie ihre Verachtung gegen die Ideen aus, welche die Zeit bewegten. Man vergeſſe nicht, daß dieſe Fürſten ebenſo ſehr der franzöſiſchen Sittenloſigkeit in ihrem perſönlichen Leben, wie in ihren Anſichten jenem bodenloſen Nationalismus huldigten, der, wenn das Volk ihn geltend zu machen begann, als ſcheußlicher Frevel ausgeſchrieen würde. Die Fürſten und ihre Miniſter ſtanden auf demſelben Standpunkt mit dem, was ſie angriffen, nur daß ſie ſich rühmten, Prinzipien und Pflichten zu vertheidigen, die ihnen ſelbſt als ſolche nicht galten. Es iſt wahr, daß auch nach der Emigration des alten Sündengiftes in Frankreich nur zuviel nachgeblieben war, und fortan, aller conventionellen Schicklichkeitsformen entblößt, nur um ſo widerwärtiger hervortrat; auch wird es Niemand leugnen, daß in ſo ungeheuren Zeiten bei ſo tiefer Umkehr aller Verhältniſſe auch die niedrigſten Leidenſchaften mit auf den Plan kamen, ja nur zu bald ſich als die eigentlichen Vorfechter und Bannerträger gebärdeten. Die Gemüther wurden erbittert und verwildert durch die geheimnißvollen Umtriebe des Königthums, die ſteten Drohungen der Nachbarn ringsumher. Die bewaffnete Macht war im Zuſtand völliger Auflöſung, der öffentliche Credit vernichtet, drohende Hungersnoth, nirgends eine feſtleitende Hand, ein allbeſtimmendes Ziel, überall Widerſpruch, brennender Argwohn, wildeſter Hader der Anſichten — ein chaotiſcher Zuſtand. Und es hätte ſich klären können, wenn das Ausland ſich zu einer allgemeinen Anerkennung der franzöſiſchen Verfaſſung entſchloſſen hätte; die Sehnſucht Frankreichs nach Ruhe hätte man benutzen, man hätte eine ſtarke Regierungspartei bilden, ſie auf den wohlhabenden Bürgerſtand ſtützen müſſen, und einmal geſammelt, energiſch geleitet, hätte ſie die Umtriebe zu erſticken, die Emeute niederzuhalten vermocht. Statt deſſen erfolgte das berüchtigte Manifeſt, am franzöſiſchen Hofe mitberathen. Die Nationalverſammlung ſchwankte; aber es mußte gehandelt werden; es erhob ſich das ſouveräne Volk, von den Jacobinern geleitet, über ſeine Mandatare. Die Republik wurde erklärt. Jetzt mußte die Revolution all ihre Kräfte anſpannen, ſich zu retten; es war ein Kampf um die Exiſtenz; die Republik ſiegte, und wurde nun ihrerſeits aggreſſiv. Es war eine völlig neue Gewalt, die ſich plötzlich, unwiderſtehlich, man möchte ſagen, mit elementariſcher Mächtigkeit erhoben hatte, alle Prinzipien, Gewohnheiten, Vorurtheile, auf denen bisher Europa beruht hatte, negirend, ſich als vollzogene Empörung, als Republik conſtituirend, ſchon lavagleich überfluthend, überall von volksthümlichen Sympathien begrüßt, überall des Sie-

ges gewiß über die gedankenlos gewordenen Formen, in denen die Welt gebunden lag. In dem furchtbaren Kampfe gegen ganz Europa traten nun die dunkleren Mächte an's Licht; es begann der Proceß des Königs. Die Einen waren der Ueberzeugung, ein großes Opfer bringen zu müssen, um ihre Hingebung an die Sache der Freiheit zu erweisen, jede Möglichkeit einer Versöhnung mit den Thronen dahinzugeben; die Andern lehrte ihr Instinkt, daß noch eine tiefe Kluft bis zur Herrschaft der Masse sei, und daß diese durch ein ungeheures Verbrechen ausgefüllt werden müsse. Mit dem Königsmorde war der Bruch zwischen der Revolution und der alten Legitimität vollendet. Die 25 Millionen mußten, auf daß jedes Zerfallen unmöglich wurde, wie vulkanisch zusammengeschmolzen werden zu einer sich völlig gleichen granitnen Masse, zu einer politischen Monade; es ist die einzige Sittlichkeit, die es noch gibt, jeden sonstigen Inhalt der Persönlichkeit dahinzugeben in den fanatischen Dienst des Allgemeinen. Die drei Jahrhunderte lang von den Monarchen angestrebte Herrschaft der Staatsidee erfüllt sich in dem Augenblick, wo sie in die Masse zurückgesunken und verloren ist. Aber das Prinzip legitimer Berechtigung, maßloser Allgewalt der Cabinetspolitik stellte sich im Osten in eben so schauderhafter Vernichtung alles Rechtes dar, als im Westen die wahnsinnige Nothwehr der Volkssouveränität. Ruhte auf dem Volke Frankreichs der Fluch des Königsmordes, so übernahmen die drei Monarchen des Ostens mit heiterer Zuversicht die Schuld eines Volksmordes, nur daß dort das Volk im wilden Fanatismus weiterstürmt, während die Cabinete ihre Ländergier nur dürftig mit dem Vorwand der Besorgniß vor jacobinischen Umtrieben verhüllten.

Mit Robespierres Fall kehrte die Revolution um; aber die Resultate derselben gab man keineswegs auf, sie waren nun einmal im Saft und Blut des Volkslebens. Der weitere Gang der Dinge war, daß man sie, so arm und so reich sie nun waren, zu einem praktischen System, zu einer Zuständlichkeit, zu einer politischen Macht umzugestalten suchte. Es galt, einen Staat auf den sittlichen Grundlagen, die man blutig genug errungen, aufzurichten; nun erst kam man vom Zerstören zum Auferbauen, von der Vertheidigung zum Erobern. Die Anerkennung als politische Macht war das Erste, was die Republik errang. Die Erfolge dieser nationalen Macht mußten um so größer werden, je weiter die Mächte, gegen die man kämpfte, davon entfernt waren, nationale Staaten zu sein. Wie sich diese Siegesgewalt der freien Nation als Macht constituirte, zersprengte sie die alten irrationalen Staaten, nicht um die darin gebundenen Volksthümlichkeiten zu selbsteigener Freiheit zu entlassen, sondern die dem Namen nach befreiten

in die Dependenz der befreienden Macht hinüberzureißen. Mit dem Schrecken ſchwand auch jene Tugend und Strenge, die bisher wenigſtens als Ideal anerkannt geweſen war. Die Luſt des Gewinnes, des Ruhmes verſchlang die politiſchen Leidenſchaften. Jeder neue Friede war eine Verlockung, eine Gelegenheit zu neuen Mißverſtändniſſen, zu neuen Eroberungen; eine Enthüllung der politiſchen Ohnmacht und Unſittlichkeit des alten Europa; jeder Congreß das wüſte Faſtnachtſpiel der alten Jammerdiplomatie der kleinen Dynaſtien, mit ſolcher Offenheit getrieben, daß die Völker mit Ekel inne wurden, wie man über ſie feilſchte. — Wie unklar und ungeordnet noch Frankreichs innere Verhältniſſe ſind, das Wichtigſte iſt gewonnen, die völlig neue Grundlage aller bürgerlichen und politiſchen Ordnung. Und eben dieſe iſt hervorgegangen aus den rationellen Ideen, die das 18. Jahrhundert allgemein verbreitet, aus den ſozialen Bedürfniſſen, die es allgemein vorbereitet hat. Nicht umſonſt ſind die Prinzipien der Gedanken- und Gewiſſensfreiheit, der Gleichheit vor dem Recht, Gemeingut aller Gebildeten geworden. Die Revolution hat das rieſenhafte Beiſpiel gegeben, wie ſie aus der Theorie in die Wirklichkeit überzuführen ſind. Voll Hoffnung ſehen die Gebildeten aller Völker auf den Helden der italiſchen Kriege, den Friedensſtifter, auf die Macht, welche die Freiheit entwickelt; ſie empfinden nun doppelt den Druck der alten legitimen Verhältniſſe, die weder ſich noch ſie zu ſchützen vermögen. — In dem Heer und ſeinem Feldherrn iſt jetzt die wahre Macht der Republik; wo die Directoren ſtehen, iſt nur die leere Stelle derſelben. Inmitten ſeiner republikaniſchen Soldaten ſchuf er ſich Zucht, Gehorſam, feſte Ordnung; er hat ihre Liebe, ihren Enthuſiasmus; ihm perſönlich gehören ſie an. Es ſind nicht, wie daheim, abſtracte, ſondern lebendige, ſittliche Gewalten, die Tauſende an dieſen Einen knüpfen. Frankreich bedurfte der feſten Einigung; dieſe erlangte es am 18. Brumaire, freilich durch eine Uſurpation. Lügenhaft, wie alle Verhältniſſe der Republik geworden waren, verwickelten ſie den Feldherrn in ein Labyrinth von Lügen und Fictionen, mit denen er die Wahrheit der factiſchen Gewalt ſchlecht verhüllte. Er war Monarch; freilich nicht in der bequemen Weiſe der Könige des alten Europa; er war Monarch der Republik; auf der tabula rasa der Revolution hatte er eine Monarchie zu geſtalten, die keine andere Legitimität haben konnte als ſich durch Kraft, Würde, Entwickelungsfähigkeit in jedem Augenblick von Neuem zu rechtfertigen. Nie in der Geſchichte hat ſich menſchlicher Verſtand in umfaſſenderer und durchgreifenderer Weiſe ordnend und formend gezeigt. In der Revolution waren, wie in einem ungeheuren Bankbruch,

alle materiellen und ſittlichen Werthe untergegangen; aus der Idee des Staates hervor ward nun Alles neu erzeugt. Kirche, Erziehung, Wiſſenſchaft, Induſtrie, Ackerbau, Alles muß dieſem Organismus dienen. — In dem Kampf um die Weltherrſchaft wird die alte Politik, nur in rieſenhaften Verhältniſſen von Neuem angewandt. „Ein richtiges Gleichgewicht in allen Theilen der Welt.“ Die Mächte machen es, ſchneiden und wägen es zurecht, und das Maaß, nach dem ſie meſſen, iſt ihre Willkür, ihr Vortheil und ihre Eiferſucht; daß die Völker da ſind und daß ſie, kleine wie große, ein Recht ſtaatlicher Exiſtenz haben, dieſer große Grundſatz der Revolution iſt längſt zur Lüge verkehrt; nun wird er vom Staat der Revolution völlig dahingeworfen, die alte Lehre vom Gleichgewicht tritt wieder in den Vordergrund, um bald frecher und nichtswürdiger als je zuvor über die Völker und Länder und Staaten zu ſchalten. In dem Frieden zu Lüneville war Deutſchlands politiſche Theilung vollbracht, und der noch bewahrte Schein eines Zuſammenhanges ſeiner Glieder diente nur dazu, die weitere Schwächung und Lähmung der einzelnen deutſchen Staaten durch einander möglich zu machen. Wie das alte Frankreich, ſo hat auch das alte Reich deutſcher Nation ſeine Revolution, nur daß es dort der tiers-état, hier die Landesfürſten waren, die ſie machten; wie dort, ſo hier wurde der alte Rechts- und Beſitzſtand völlig umgeſtürzt, nur daß dort alle Frevelſchuld gegen das Alte und alle Hoffnung des Neuen bei dem Volke war, während bei uns das Volk den Einen und Andern fremd blieb. Es war ein Segen, daß dieſe verrotteten, lähmenden, ſinnlos gewordenen Formen des Reichs zerbröckelt wurden; aber es geſchah auf die ſchmachvollſte und für die Nation entnervendſte Art. — Der Staat der Revolution hatte die alten Staaten in ihren Künſten überholt; Bonaparte demoraliſirte die Kronen, indem er mit ihnen her und hin ſchaltete, ſie als Belohnung austheilte. — Erſt ſeitdem das neue Frankreich monarchiſch und dynaſtiſch geworden war, erreichte die Cabinetspolitik die Vollendung, die das 18. Jahrhundert angeſtrebt hatte. Welch ein Wetteifer nun zwiſchen den Cabinetten der großen Mächte, welche vollendete Heuchelei von allen Seiten, als ſollte das alte diplomatiſche Syſtem des Völkerrechts erſt vollkommen abgenutzt werden, bevor ein Staatenſyſtem ſich auf das Recht der Völker gründen könne. Das politiſche Syſtem, das Napoleon vom Jahre 1805 an ergriff und ſeitdem unabläſſig weiter ausdehnte, iſt die Fortſetzung jener erſtaunenswerthen Arbeit, mit der er ſeine Monarchie aus der Revolution emporgebaut hat. Mit ähnlicher Kühnheit und Zweckgemäßheit ſchaffte er eine Ordnung der Dinge, die nicht blos

ſich in ſich ſelber zu ſichern, ſondern auch die Kraft zu neuen Angliederungen, die Elaſticität zu unberechenbarer Ausdehnung zu haben ſcheint. Wie die amerikaniſche Union durch ihre freiheitliche Verfaſſung immer neue Landſchaften für die Cultur und die Freiheit zu erwerben weiß, ſo Napoleon durch ſein Föderativſyſtem immer neue Staaten für ſeine Univerſalgewalt. Nie hat es einen größern Feldherrn, einen umſichtigern Regenten gegeben; keine Unmöglichkeit, die ihn hemmt — das Nächſte wie das Fernſte, das Geheimniß der Verhältniſſe wie die leiſeſten Regungen der Seele durchſchaut er mit einem Blick, und Jedem weiß er ſeine Stellung zu geben. — Und doch, es iſt ein Etwas in ihm, daß uns inmitten höchſter Bewunderung verletzt. Aller Ruhmesglanz, der ihn umgibt, überwindet dies unheimliche Grauen nicht, das der Verſtand eine Thorheit ſchilt und das Gemüth doch nicht los wird. — Er ſelbſt ſagt: „nie war ich Herr meiner Bewegungen; den Ereigniſſen gegenüber faſſe ich meine Entſchlüſſe.“ — Umſonſt ſuchen wir in ihm tiefere, ſittliche Motive, die ihn treiben, ihn beſtimmen, man möchte ſagen, mit ſeinem Geiſte verſöhnen. Alles iſt ihm nur Mittel, jedes Erreichte treibt ihn nur weiter, aus jedem Siege wuchern ihm neue Anſprüche, neue Nothwendigkeiten, und jede treibt ihn zu weiteren Conſequenzen; es es iſt die Friedloſigkeit einer Dialektik, die immer maßloſer, mechaniſcher, unwahrer wird, je weiter ſie der Widerſpruch treibt; ſie hat keine Ruhe, bis ſie Alles in ihre Oede verſchlungen, alles Leben geformelt, alle Farbenluſt des Daſeins mit ihrem Grau in Grau übertüncht hat. Er iſt der Heros des Verſtandes, des Verſtandes in ſeiner grandioſeſten, aber herzloſeſten Abſolutheit.

Die Napoleoniſchen Scheinverfaſſungen logen den Völkern eine ſtaatliche Mitbetheiligung, deren Wahrheit Frankreich ſelbſt um des Herrſchers willen geopfert hatte; ſie ſteigerten die Willkürgewalt der Regierenden; die Ohnmacht der Regierten, um der Abhängigkeit beider gewiß zu ſein. — Napoleon fehlte ſeines Ziels; es ſtanden Vergangenheiten wider ihn auf, die er längſt abgethan glaubte; es vorgeſtaltete ſich eine Zukunft, die ihn und ſein Prinzip überholte. Es begannen die Freiheitskriege der Nationen, wie Pitt voraus verkündigt hatte, in Spanien. — In der Tugend höchſter Selbſtverleugnung und Hingabe an das Vaterland ward das neue Preußen aufgebaut. In ihr erſt gewannen jene Erkenntniſſe, die ſonſt nur Mißſtimmung und bittern Hader genährt hatten, jenes Vorwärtsdringen der jüngern Männer, das ſo lange durch die Trägheit der Zuſtände und den herkömmlichen Mechanismus des Oeffentlichen gehemmt war, Raum ſich zu bethäti-

gen. Mit Stein begann jene großartige Umwandlung aller innern Staatsverhältniſſe, die man als den erſten Verſuch bezeichnen darf, die bürgerliche Freiheit, wie ſie Altengland gerettet, mit der ſtaatlichen Energie, die die Revolution geſchaffen, zu verbinden, oder richtiger die Machtvollkommenheit des Thrones ſich ergänzen zu laſſen durch die Staatsbürgerlichkeit des Volkes. Freilich ſah man, wie die neuen Anordnungen, weit entfernt, feſte und durchgreifende Formen zu ſein, ſich wandelten und wieder wandelten, gleich als gelte es vorerſt nur den Kern und die Maſſe zuſammenzuhalten und durch immer neue furchtbare Gefahren hindurch zu retten. Aber der Geiſt, aus dem ſie geboren wurden, war der wahre hiſtoriſche, der allein legitime, der rechte Volksgeiſt; in dem Maße, als das Neue für ihn den rechten Ausdruck traf, ihn zur Grundlage, zur Lebensbedingung des Staates machte, hatte die neue Verfaſſung Gewalt über die Gemüther und Zuverſicht zum entſcheidenden Handeln. — In dem Kriege Oeſterreichs 1809 wurden zum erſten Male in Deutſchland die Völker aufgerufen; er ſcheiterte; der Staat der Revolution wurde durch eine Allianz mit dem alten Kaiſerthume legitimirt. Aber die innere Fäulniß des Staates ließ ſich nicht aufhalten. Man denke an die Cenſur, die Napoleon üben ließ, an das Lügenſyſtem von Lob und Schmeichelei, das die Stelle der öffentlichen Meinung vertrat, an die geheime Polizei, die überall lauerte und lauſchte. Dazu dieſe immer neuen Dotationen, die allen Ehrgeiz und alle Hoffnungen in Athem hielten; dazu dies Unterrichtsweſen, ſyſtematiſch darauf gewandt, ſchon die Kinder zu Ehrgeiz, Eitelkeit und Virtuoſitäten abzurichten, die intellectuellen Kräfte von dem Hiſtoriſchen und Idealen hinweg auf das Materielle zu lenken. Und zu Allem endlich dies Continentalſyſtem, an ſich ſchon ein Giftquell von Gaunerei und Demoraliſation. Wie die Fürſten, ſo die Völker ſcheint Napoleon ſyſtematiſch zu erniedrigen, zu entſittlichen, um ſie deſto ſicherer regieren zu können. — Es kam zur Kriſis. — Bis jetzt war Napoleon mit dem ruſſiſchen Kaiſer im ſchönſten Einverſtändniß geweſen. Alexander hatte ſtets das Bedürfniß der Freundſchaft und Anlehnung, das Bedürfniß, zu bewundern und bewundert zu werden, einen gewiſſen Epicurismus hoher Pläne, großer Phantaſien, überſchwenglicher Erregungen. Nicht ganz unrecht hat ihn Jemand einen gefühlvollen Despoten genannt. Weder dem Blute, noch der Bildung nach Ruſſe, Allem, was Sitte und Kunſt, Geſelligkeit und Aufklärung dem gebildeten Weſen Gutes und Schönes gewährte, zugewandt, ward er nicht blos durch die Gewalt der heimiſchen Verhältniſſe, ſondern eben ſo ſehr durch den eigenen Ehrgeiz getrieben, über

die Weſtwelt die ganze Bedeutung dieſer ruſſiſchen Macht geltend zu machen, deren Grundlage und Form und Richtung ſeinen eignen Idealen völlig entſprach. Es gab kein natürlicheres Bündniß als das Napoleon's mit Alexander; es war ein tiefes Verſtändniß, das ſie zuſammenführte, in dem Haß gegen England; denn was auch das britiſche Volk Eigennutz und Ariſtokratismus hat, es hat das Selbſtgefühl der Freiheit und den Glauben an ſie; und Freiheitsgedanken, die revolutionärſten, ſtrömten von dort aus auf den Continent; wahrlich, nicht blos gegen Waaren war die Continentalſperre für dies monarchiſche Prinzip nothwendig. — Und da ſchlägt plötzlich Rußland um; es droht ein Bruderkrieg der Autokratie; mit immer neuen Freundſchaftsverſicherungen treiben ſich beide Kaiſer weiter und weiter. — Der Kampf führt die ſeltſamſten Verkehrungen herbei. Ein ruſſiſcher Autokrat erregt ſeine Völker zum Freiheitskriege, ruft ſie auf zu allem Greuel, aller Wildheit, allem Fanatismus. Rußland iſt zum Zufluchtsort der Männer der Freiheit geworden. — Es iſt jetzt die Sache der Völker, um die es ſich handelt. Künftig werden die Könige den Schein annehmen, durch die Völker fortgeriſſen zu ſein. Werden ſie Herren dieſer Maſchine bleiben, die ſie dem Arſenal der Revolution entliehen haben? Dies iſt eine Waffe, welche die Republik Napoleon gegen die Könige vermacht hatte; Napoleon, ſo fähig er war ſie zu führen, wollte ſich ihrer nicht bedienen aus Furcht, alle Throne einzuſtürzen. Und die Könige ſind jetzt verwegen genug, dieſe Maſchine in Bewegung zu ſetzen. Napoleon ſieht dies mit Erſtaunen und Unruhe; er kann nicht begreifen, wie die Furcht, die ſie vor ſeiner Macht hegen, ſie bis zu dieſem Grade verblenden kann. — Die Völkerſchlachten ſind geſchlagen; die Diplomatie bemächtigt ſich des Schlachtfeldes. Jenes kühne Poſtulat des monarchiſchen Nationalismus, l'état c'est moi, nun iſt es da als ein vollendetes, unumſtößliches Reſultat. Die Legitimität iſt zu dem Punkte gelangt, wo man dem Augenblick zuruft: wie ſchön biſt du! und dem Wechſel irdiſcher Dinge: halt inne! So geht ſie daran, einen dauernden Frieden zu gründen. Was nun iſt, wie auch immer es geworden und gewonnen iſt, hinfort ſoll es als ein wahres und ächtes Recht gelten, als ein heiliges Recht über allem Wandel ſein, und das kraft der Lehre der chriſtlichen Religion. Der Monarchismus wird conſervativ. —

Aber ſeine Zeit iſt vorüber. Zu welchem Aberwitz auch die Lehre von den Menſchenrechten geführt hat, ſie enthält Wahrheiten, die, einmal erkannt, nicht eher Ruhe haben als bis ſie zur Wirklichkeit geworden ſind. Die Summe aber ihres Inhalts iſt, daß Jeglicher ſeine Kräfte frei in mo-

raliſcher Richtung entwickeln könne, die Anerkenntniß des Menſchen als einer ſittlichen Exiſtenz. Sie und nur ſie iſt das Maaß, an dem der Staat ſeine Macht, der Bürger ſeine Pflicht, die Geſchichte ihre Urtheile meſſe.

Was wir in dieſer Skizze mitgetheilt haben, iſt der ideelle Faden, an welchen die Entwickelung des Factiſchen ſich anknüpft. Wir haben damit zugleich das Weſentliche gegeben, denn das iſt die Eigenthümlichkeit dieſes Hiſtorikers, was er darſtellt, in den Rahmen ſeiner Reflexionen zu verweben. Bei der großen Fülle von Material, das ſeine Gelehrſamkeit ihm an die Hand gibt, bei dem geſunden und für alles Concrete empfänglichen Auge iſt ſein Herz doch immer in dem Drange der Idee, die vorwärts treibt. Selbſt in ſeiner Sprache, ſo ſehr ſie das Gegentheil iſt von Allem, was man abſtract nennen kann, iſt dieſer Drang ausgedrückt; derſelbe Ungeſtüm, mit dem etwa Schiller ein Bild nach dem andern haſcht, um für das Unendliche in ſeiner Seele einen doch immer unvollkommenen Ausdruck zu gewinnen. Von dieſer objectiven Ruhe, von dieſer antiken Plaſtik, wie ſie bei den Dichtern Goethe, bei den modernen Hiſtorikern L. Ranke beſitzt, iſt nicht die Rede; nicht ein beruhigtes Gemüth, ſondern der Pulsſchlag der edlen Leidenſchaft lebt in der Anſchauung. Die einzelnen Figuren, die uns vorgeführt werden, ſind nicht abgerundete Gemälde, die ſprechend aus der Leinwand heraustreten, es iſt immer das ideelle Motiv, deſſen Licht ihnen eine, nur für dieſen beſtimmten Zug berechnete Bedeutung gibt.

Der Grundgedanke, der dieſe Vorleſungen, wie alle Schriften Droyſen's — ſeine Geſchichte Alexander's und des Hellenismus, ſeine Anmerkungen zu Ariſtophanes und Aeſchylus — durchzieht, iſt dieſer: das Recht iſt nur in der hiſtoriſchen Entwickelung; es iſt nur der Schatten eines wirklichen Lebens, der, als Abſtraction gedacht, gegen die Bewegung gewendet, unmittelbar überwunden iſt, ſobald man ihn in ſeinem Weſen begreift. Die Leidenſchaft gewaltiger Geiſter, die — mit oder ohne Bewußtſein darüber — von einer Idee erfüllt und fortgeriſſen ſind, iſt das wahre Recht der Geſchichte.

Man wird nicht leicht eine Schrift von Droyſen ohne ein wohlthuendes Gefühl aus der Hand legen. Es iſt nicht gerade Klarheit, Beruhigung, was man gewonnen hat; aber die Wärme des Darſtellers durchdringt unwillkürlich auch den Empfangenden. Es geht uns ſo, daß uns der blos hiſtoriſche Stoff, ſo ſparſam er auch gereicht wird, noch zu viel vorkommt, denn er erſcheint uns als die Erde, die an der Blüthe kleben bleibt.

Und das iſt der Mangel dieſer Darſtellung. Der Gedanke iſt noch zu ſubjectiv, er hat ſich nicht in das Faktiſche verſenkt. Die ideelle Bewegung des Geſchehenden iſt nicht in ihm ſelbſt; man ſieht, daß zuerſt über das Geſchehene reflectirt, und dann an dieſe Reflexionen die Erzählung angeknüpft iſt. Ein vollendetes Kunſtwerk — und das ſoll doch jede wahre Geſchichte ſein — kann aus einer ſolchen Behandlung nicht hervorgehen. Das zeigt ſich auch im Einzelnen; fortwährend wird der Rhapſode von ſeiner Unruhe überwältigt, die Verſe fügen ſich nicht von ſelbſt, unwillkürlich an einander; es wird gewählt, reflectirt; und da iſt die Wahl mehr oder minder angemeſſen. Es herrſcht kein rechtes Gleichgewicht zwiſchen den einzelnen Erzählungen; die Geſchichte, z. B. der Jahre 89—93, ſetzt ſchon eine vollſtändige Kenntniß der Thatſachen voraus, und reflectirt nur darüber, dagegen ſind wieder einzelne Begebenheiten, in denen, ohne ſichtlichen Zweck, ſo umſtändlich referirt wird, als ſollte eine Monographie gegeben werden. In der Darſtellung der geiſtigen Entwickelung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts iſt Vieles, was gar nicht zur Sache gehört, und was überdies anderwärts auch ſchon eben ſo gut geſagt iſt. Dagegen würde man über manches, z. B. über die geiſtige Erholung Deutſchlands zu Fichte's Zeit, gern eine gründlichere, ſpeziellere Belehrung wünſchen.

Vergeſſen wir es aber nicht, daß wir es nicht mit einem eigentlichen Geſchichtswerk zu thun haben, ſondern mit Vorleſungen, die für beſtimmte Zuhörer, für eine beſtimmte Zeit berechnet waren. Den Gedanken der Freiheit, wie er ſich in den chaotiſchen Bewegungen jener bedeutenden Zeit angekündigt und entfaltet hat, in einer geiſtvollen Skizze vor die Seele zu führen, dieſe Aufgabe iſt in hohem Grade erreicht.

Droyſen beginnt mit dem Verſprechen, Gottes Hand in den dunkeln Irrgängen der Geſchichte nachzuweiſen. Der Schluß des Werkes entſpricht dieſem Vorſatz keineswegs. Nach ſo viel Opfern, ſo viel Thaten des Genius dies neue, unſittliche Reich der alten böſen Mächte, die man überwunden zu haben glaubte, in noch viel unheimlicherer Gewalt, weil die Furcht ſich in die Macht eingeſchlichen hat.

Wäre die Geſchichte der Freiheitskriege in dieſem Zeitabſchnitt wirklich vollendet, ſo wäre der Geiſt der Freiheit eine Lüge, der Glaube eine Illuſion, die Geſchichte ſelbſt ein leeres Spiel, ein ironiſcher Kreislauf. Aber daß es mit jenem Waffenſtillſtand nicht ein Ende hat, dafür ſollen uns eben jene Vorleſungen bürgen. Durch jene Heldenkämpfe hat der Geiſt der Freiheit ſich ein Bürgerrecht in den Herzen der Menſchen erworben; der Kampf

iſt nicht mehr ein blos äußerlicher; es heißt nicht mehr: Hie Welf! Hie Weibling! Das letzte Fundament jenes Reichs der Lüge, der Aberglaube der Selbſtſucht iſt gebrochen. Wer jetzt noch ſich verſtockt gegen die Macht des Weltgeiſtes, muß ſich ſelbſt betrügen; er iſt kein voller Gegner mehr, er kämpft mit halbem Herzen.

Was haben jene Helden der Freiheit errungen? Daß wir Männer der Zeit ſo fühlen, ſo denken, ſo reden können, wie es geſchieht. Was wir thun können, was wir thun ſollen, was wir thun werden: dies klar zum Bewußtſein zu bringen, dies mit glühenden Zeichen in unſer Herz einzuprägen, iſt die tiefere Tendenz des Werks, und der Hiſtoriker iſt hier ein Apoſtel der Freiheit.

Ein deutscher Postcongreß und Postverein.

III.

Vorschläge zur Güte.

Daß ein deutscher Postcongreß vielfache Schwierigkeiten zu lösen haben wird, daß sich dem Vereine überhaupt mannigfache Hindernisse aller Art und darunter wohl einige, die nicht so leicht zu beseitigen sind, entgegen stellen werden, ist gewiß. Aber daß dies alles bei nur einigermaßen gutem Willen der betheiligten Staaten, bei einiger Anstrengung der zum Congreß Abgesandten nicht zu überwinden wäre, daß überhaupt ein solcher allgemeiner Postverein ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, wie hie und da wohl noch, besonders von in alten Formen erstarrten Postbeamten selbst behauptet wird, können wir nun und nimmermehr zugeben. Unsere Zeit hat gerade hierin schon anfänglich viel schwieriger erscheinende Dinge bewirkt und die erste Gründung des Zollvereins bot namentlich viel mehr Hindernisse dar, wie es jetzt mit der des Postvereins der Fall sein würde. Damals, bei seiner Gründung, war der Sinn für gemeinsame Vereinigung, wenn auch wohl schon in den Völkern, doch aber nicht in eben dem Maße bei den Regierungen erwacht, man hatte manche Abneigung gegen ein solches Näheraneinanderschließen und fürchtete sich an den eigenen Souveränitätsrechten dabei zu vergeben. Und je kleiner gewöhnlich der einzelne Staat war, desto eifersüchtiger wachte er auch über seine Hoheitsrechte, desto mehr Bedenken aller Art trug er, sich einer solchen allgemeinen Vereinigung anzuschließen. Es kommen noch genug derartige Beispiele in einigen unserer kleinen Staaten vor; Manches was für unsere Gesammtheit von der höchsten Wichtigkeit sein würde, ist schon dadurch verhindert worden; so findet z. B. der Anschluß der norddeutschen kleinen Küstenstaaten an den Zollverein einen Hauptwiderstand in dem Glauben ihrer Regierungen, daß sie an Selbstständigkeit einbüßen würden. Aber im Allgemeinen ist diese Abneigung, welche dem Zollverein neben

den finanziellen Verhältniſſen ſo viel Hemmniſſe verurſachte, ſehr geſchwunden und darum ſchon hat der Poſtverein jetzt ein ſo viel leichteres Spiel.

Sehr viel kommt bei der ganzen Anlage deſſelben natürlich auf die von den einzelnen Staaten zum Congreſſe abgeſandten Männer an. Sind dieſe nur von gutem Willen beſeelt, erkennen ſie die allſeitige Bedeutung ihres Auftrages vollkommen an und haben vielſeitige und praktiſche Kenntniſſe genug, um alle Beſtimmungen, die für den Verein ſelbſt feſtgeſetzt werden ſollen, richtig zu erwägen, ſo wird ſich das Ganze ſchon machen und manche Schwierigkeiten, die jetzt vielleicht rieſengroß erſcheinen, dürften bei näherer Beſchauung gar nicht ſo bedeutend ſein.

Das Erſte, worüber ein ſolcher Congreß ſich wohl verſtändigen müßte, wäre, wie weit die Vereinigung der an denſelben theilnehmenden Staaten in ihren poſtaliſchen Verhältniſſen gehen ſollte. Ob der Verein ſich blos auf Gleichmäßigkeit der dahin bezüglichen Geſetze, Gewichtsprogreſſionen, Taxen u. ſ. w. erſtrecken, oder ob er noch weiter gehen und auch gemeinſame Einnahme und deren Vertheilung nach beſtimmten Maßſtäben beſtimmen ſollte; dies iſt eine ſehr wichtige Frage, deren Beantwortung nicht ſo leicht iſt und gewiß ſehr viel Meinungsverſchiedenheiten hervorrufen würde. Leichter wäre natürlich das Erſtere, ſchwieriger, viel ſchwieriger das Letzte, aber auch — wenigſtens nach unſerer Anſicht, weit beſſer; zwar würde durch eine Vereinbarung aller betreffenden Staaten, wonach dieſe gemeinſame Taxen, Gewichtsprogreſſionen, Vorſchriften über Verpackung, über Garantie u. ſ. w. erließen, ſchon ſehr viel gewonnen und ein guter Theil unſerer jetzigen Uebelſtände aufgehoben. Auch böte eine ſolche Uebereinkunft nur ſehr geringe Schwierigkeiten dar, und gewiß würden alle deutſchen Staaten derſelben beitreten. Aber Alles wäre damit doch noch nicht gewonnen, und wie wir überhaupt der Anſicht ſind, daß, wenn man eine Reorganiſation vornimmt, dies auch gründlich geſchehen muß, ſo glauben wir auch, daß eine Vereinigung, wonach alle Einkünfte in eine gemeinſame Centralkaſſe flöſſen, und wieder nach Verhältniß der Seelenzahl der betreffenden Staaten aus derſelben vertheilt würden, dem großen Zwecke des Vereins ſelbſt am Vollkommenſten entſprechen würden. Ueberhaupt wünſchen wir dem Zollverein in ſeiner ganzen inneren Organiſation, ſo fern nicht die Verſchiedenheit des beſonderen Zweckes, leider auch eine Verſchiedenheit der einzelnen Beſtimmungen nothwendig machte, bei dieſem beabſichtigten Poſtverein, möglichſt nachgeahmt würde. Die Hauptſchwierigkeiten, welche ſich ſolcher gemeinſamen Vertheilung der Einkünfte, wobei aber jeder Staat die Ausgaben für ſein Poſtweſen ſelbſt tragen müſſe, entgegenſtellen

könnten, würden wohl mehrere für das Verhältniß der Eisenbahnen in den verschiedenen Staaten des Vereines schon eine hervorrufen. Diejenigen Länder, wo von der Post selbst verwaltete Staatseisenbahnen bestehen, wie in Baiern, Baden und theilweise, wenn auch unter veränderten Verhältnissen, in Oesterreich, würden natürlich gegen eine solche gleiche Vertheilung protestiren, da sie ja viel größere Ausgaben für den Betrieb ihres Postwesens, wozu in solchem Falle auch die Eisenbahnen gehören, haben, natürlich also auch viel bedeutendere Einnahmen daraus ziehen wollen. Andererseits hätten die Länder, wo bedeutende Bahnen von Actiengesellschaften sich befinden, z. B. Preußen, Sachsen, ja fast alle norddeutschen Staaten, wieder zu großen Vortheil von dieser Vertheilung, da ihnen ihr Postwesen für die Strecken, wo sich Eisenbahnen befinden, viel weniger kostet, indem sie es dort mit den Eisenbahnen selbst besorgen, aber auch wieder weniger einbringt, weil ihnen das Personenporto auch dafür wieder entgeht. Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, glauben wir, daß es am besten sein würde, der Verein beschränkte sich nur auf Regulirung der Brief-, Packet- und Geldbeförderungen, und berechnete auch nur alle Einnahmen, die hieraus entständen, für die Vereinskasse zur Einnahme und Vertheilung. Hierbei machte es ja nichts aus, ob ein Staat mehr oder weniger Privat- oder Staatseisenbahnen besäße, da alle Bahnen erweislich auf die Vermehrung oder Verminderung der mit der Post beförderten Gegenstände nur geringen Einfluß bisher ausgeübt haben. Was auf der einen Seite die Eisenbahnen der Correspondenz Abbruch thun, indem sie das Reisen selbst erleichtern, das führen sie ihr auf der andern Seite zu, da durch sie Handel und Verkehr und dadurch natürlich auch wieder der Briefwechsel bedeutend steigt. Ueberhaupt scheint es uns dienlich zu sein, daß der Verein sich nur des Postwesens, was mit der Brief-, Packet- und Geldbeförderung zu thun hat, als bei weitem des wichtigsten Theils desselben, annimmt, die Personenbeförderung aber, sei es nun durch regelmäßige oder Extraposten ganz der freien Verwaltung der betreffenden einzelnen Staaten selbst überließe. Das Bedürfniß, das auch hier eine vollkommene Gleichmäßigkeit eintrete, ist nicht so sehr vorhanden, und die verschiedenen lokalen Verhältnisse, als Eisenbahnen, gute oder unchaussirte Straßen u. s. w., würden nur hemmend einer allgemeinen Vereinigung in den Weg treten und viele unnöthige Schwierigkeiten bereiten. Eine gleichmäßige Bestimmung, bis wie weit Gelder und Packetsendungen dem Postregal unterworfen, wie auch, welche dienstliche Correspondenzen der verschiedenen Behörden portofrei wären, und unter welchen Centralmaßregeln dies geschähe, müsse natürlich von allen Vereins-

ſtaaten hierbei getroffen werden. Ein anderes Hinderniß dieſer gleichmäßigen Vertheilung der Einkünfte nach der Kopfzahl wäre, daß einzelne Staaten oft beſondere Poſtſtraßen, ja ſelbſt Städte, aus denen ſie den Poſtertrag beziehen, in dem Gebiete anderer beſitzen, was ſie natürlich nicht gern ohne Entſchädigung opfern würden. So beſitzt Preußen z. B. im Waldeck'ſchen und Lippe'ſchen eigene Poſtämter, wie auch ein Poſtamt im Großherzogthum Mecklenburg, auf der Straße von Hamburg nach Berlin, ebenſo auch haben verſchiedene Staaten eigene Poſtämter in Hamburg, Bremen und Lübeck *). Daß hier einzelne Ausgleichungen und Entſchädigungen ſtattfinden müſſen, iſt wohl natürlich, wir glauben aber, daß dieſelben nicht zu bedeutende Schwierigkeiten darbieten und leicht regulirt werden.

Auch das taxiſche Poſtrecht in mehreren Staaten Deutſchlands, als Würtemberg, Heſſen-Darmſtadt, Naſſau, Heſſen-Caſſel, den meiſten ſächſiſchen Herzogthümern und den vier freien Städten, würde vielleicht manche Schwierigkeiten veranlaſſen. Hier gäbe es nur das Mittel, daß die betreffenden Staaten, in denen taxiſche Poſten ſind, ſich entweder ganz von denſelben ablöſten, wie es früher ſchon von den anderen geſchehen iſt, und dann ſelbſtſtändig für ſich in den Verein treten würden, was entſchieden wohl das Richtigſte ſein würde, oder daß der Fürſt von Taxis dies für ſein Poſtgebiet ſelbſt thäte. Er würde dann für ſeine Poſten gleiche Einnahmen nach der Kopfzahl der von ihnen verſehenen Länder erhalten, wie es bei allen anderen Staaten der Fall wäre.

Man könnte gegen dieſe gleichmäßige Vertheilung der Einnahme vielleicht einwenden, diejenigen Staaten des Vereines, welche in der Mitte von Deutſchland lägen, hätten gegen die an den Grenzen gelegenen pecuniären Nachtheil. Sie müſſen nämlich viel größere Koſten für die Beförderung der Poſtſendungen in ihrem Gebiete aufwenden, da dieſe durch alle die Tranſitoſendungen, welche von einem Ende des Vereines zum andern durch ihr Land gingen, ſtark vermehrt, und dadurch theurer im Transport würden. Ihre Einnahmen würden aber, nicht wie jetzt, dadurch vergrößert, da ja alles Tranſitoporto ſpäter wegfiele, und ihnen gleich wie den Grenzſtaaten, die Einnahme nur nach der Kopfzahl berechnet würde. Solche

*) Hamburg namentlich bietet ein recht klares Feld von der Zerriſſenheit unſerer deutſchen Poſtzuſtände dar. In ſeinen Mauern befindet ſich ein preußiſches, taxiſches, hannöverſches, mecklenburgiſches, ſtädtiſches, ſchwediſches und däniſches Poſtamt. Jedes derſelben hat andere Taxen, Progreſſionen, Beſtimmungen aller Art und befindet ſich dazu noch in einem getrennten Lokale, ſo daß das Publikum unendlich viel Mühſeligkeiten aller Art davon hat.

Binnenländer Deutſchlands ſind aber gewöhnlich auch die am ſtärkſten bevölkerten, bekommen alſo ſo ſchon weit größere Einnahmen aus der Vereinskaſſe, wie die ſchwachbevölkerten. Dieſe haben aber wieder dieſelben Ausgaben für die Beförderung, da dieſelben ja ſehr viel von der Weite des Weges, welche die Poſtwagen täglich durchlaufen müſſen, bedingt werden. Daher werden bei ſonſt gleichen Verhältniſſen, wie ſie der Verein herbeiführt, die ſchwachbevölkerten Länder ſo ſchon immer verhältnißmäßig geringeren Reinertrag aus ihren Poſteinkünften ziehen, wie die ſtarkbevölkerten, und es iſt daher nicht mehr als billig, daß hierdurch eine kleine Ausgleichung geſchieht. Jetzt iſt daher auch in den ſchwachbevölkerten norddeutſchen Staaten das Brief- und Perſonenporto höher wie in den ſüddeutſchen, da man auf dieſe Weiſe einen höheren Reinertrag zu erhalten glaubt. Uebrigens wird der Tranſitoverkehr des Vereins ſelbſt wohl faſt in allen Ländern deſſelben gleich bleiben, da ſelbſt die Küſtenſtaaten, in Folge der ſich von Jahr zu Jahr mehrenden Seeverbindungen nach überſeeiſchen Staaten, immer größere Tranſitoſendungen aus ganz Deutſchland empfangen werden. Sollte übrigens erweislich ein oder der andere Staat zu großen Nachtheil oder Vortheil von einer ſolchen Vertheilung haben, ſo brauchte deshalb das ganze Prinzip derſelben doch nicht gleich verworfen zu werden, ſondern es könnte ja leicht eine Ausgleichung auf ein oder die andere Weiſe ſtattfinden. Solches geſchieht ja auch bei der Vertheilung der Einnahme beim Zollverein, wo z. B. Frankfurt, in Folge ſeiner beſonderen Verhältniſſe, eine weit höhere Einnahmsquote bezieht als es ſonſt der Kopfzahl nach der Fall ſein würde.

Nach dieſer allgemeinen Vereinbarung über die Ausdehnung des Vereines ſelbſt, wäre eine Hauptaufgabe des Congreſſes, das Portoſyſtem mit allen ſeinen Taxen und Progreſſionen zu entwerfen, und auch hier gäbe es wohl anfänglich gar manche Differenzen, und viele Schwierigkeiten würden zu beſiegen ſein, bevor man das Rechte getroffen hätte. Das unſer Porto, beſonders für Gelder und kleine Packete, faſt überall in ganz Deutſchland, Oeſterreich ausgenommen, viel zu hoch iſt und einer bedeutenden Ermäßigung bedarf, wenn nicht das ganze öffentliche Leben in allen ſeinen Verhältniſſen ganz unberechenbaren Schaden darunter leiden ſoll, iſt anerkannt, und auch ſelbſt unſere meiſten Regierungen ſind mit einer Herabſetzung deſſelben einverſtanden. Es fragt ſich alſo nur hier, wie weit dieſelbe gehen ſoll. Das engliſche Pennyſyſtem, wie Manche wollen, ſchon jetzt durchgängig anzunehmen, halten wir nicht für ganz zweckmäßig, da wir glauben, daß Deutſchland in ſeinen meiſten Theilen noch nicht genugſam bevölkert,

dafür sei. Zwar würden die Kosten des Postwesens selbst, in einiger Zeit, auch wohl bei einem Pennysystem gedeckt werden, obgleich dies anfänglich auch vielleicht noch zweifelhaft sein dürfte, aber der Ueberschuß würde nur sehr unbedeutend sein. So lange aber Steuern bestehen, halten wir ein mäßig hohes Brief-, Geld- und Packetporto, was den Postkassen einigen Ueberschuß abwirft, für eine ganz zweckmäßige indirekte Steuer. Man verstehe uns recht, mäßig hohes Porto, denn das jetzige vieler deutschen Staaten, was in keiner Weise seinen Zweck erfüllt, nur im Mindesten vertheidigen zu wollen, kommt uns wahrlich nicht in den Sinn. Warum wir aber das Porto mit als Abgabe betrachtet wissen wollen, ist in aller Kürze: 1) Weil es eine indirekte Abgabe ist, die größtentheils nur die höheren Stände trifft. Unsere unteren und nicht so gebildeten Stände schreiben aber aus manchen Ursachen weit weniger als die höheren, besonders Briefe nach weiten Entfernungen, werden also von der Portoabgabe viel geringer wie diese getroffen. 2) Die Portoabgabe ist eine indirekte Steuer die gar keine Erhebungskosten verursacht, da natürlich gleich viel Postbeamte bei hohen wie bei niedrigen Taxen nothwendig sind. 3) Diese Abgabe wird nicht so oft betrügerisch umgangen wie manche andere, sobald sie nur nicht zu hoch ist, daß der Weg, Briefe durch unsichere und langsame Gelegenheit fortzuschicken, noch Wirkung behält. Dies sind ganz kurz unsere Gründe dafür, was man oft dagegen erwiedert ist hauptsächlich, diese Abgabe würde zu ungleich vertheilt werden, da besonders einzelne Zweige der Thätigkeit und namentlich auch des Handels, mehr Correspondenz bedürften, also auch mehr die damit verbundenen Abgaben tragen müssen, als Andere. Wir erwiedern darauf, ganz gleich vertheilt wird nie eine indirekte Steuer sein können, da sie stets von der freien Willkür jedes Einzelnen, wie viel er den besteuerten Gegenstand gebrauchen will, abhängt, und was der Kaufmann an Correspondenzunkosten ausgibt, schlägt er, wie alle ähnlichen Ausgaben, natürlich auf seine Waaren, legt es also nur vorläufig aus, um es sich später dann von seinen Consumenten wieder geben zu lassen.

Sollten wir ein etwaiges Portosystem für den Verein angeben, so würde der geringste Satz für den einfachen, etwa $\frac{3}{4}$ Loth schweren Brief, bis zu einer Entfernung von 10 Meilen 1 Groschen betragen, später dann immer aber von 15 zu 15 Meilen um $\frac{1}{2}$ Groschen bis zu 5 Groschen steigen, das höchste Porto welches ein einfacher Brief innerhalb der Grenzen des Postvereines selbst kosten dürfte. Packete bis zu 16 Loth müssen das doppelte, und hernach von 8 zu 8 Loth immer wieder $\frac{1}{2}$ hohes Porto zahlen, bis dann später wieder bei schwererern Sachen eine andere Taxe, die

aber mit der Briefstaxe immer eine gleiche Entfernungsprogression beibehielte, eintrete; eben so müsse es auch bei Silber-, Gold- und Papiergeldsendungen sein. Auch für gedruckte Sachen unter Kreuzband müsse eine besondere Taxe bestehen; dann wären die armen Zeitungen nicht zu vergessen, die jetzt oft so schwer unter dem Drucke unserer gegenwärtigen Postverhältnisse leiden müssen. Hier wünschten wir auch feste, für den ganzen Verein gültige Bestimmungen über die Portoentrichtung derselben, nicht so wie jetzt, wo jeder einzelne Staat, je nachdem ihm das Blatt gefällt oder nicht, ein höheres oder niederes Porto, ja selbst Transitoporto für dessen Beförderung, nimmt. Ein Staat mag eine Zeitung, die ihn angreift, seinen Unterthanen verbieten, dies ist ein Thema was wir hier unberührt lassen wollen, da es mit dem Aufsatze nichts gemein hat, aber mit dem Postporto dafür dürfte solches nichts zu schaffen haben. Dies wird für das Blatt selbst, nicht aber für den Inhalt desselben, welcher die Post nichts angeht, entrichtet. Im Interesse der deutschen Entwickelung aber wünschten wir innig, daß ein solcher Postverein das Porto für alle Zeitungen erniedrigte. Trotz des mancherlei Unwesens, was hie und da wohl mit der periodischen Presse getrieben wird, ist dieselbe dennoch entschieden eine Hauptträgerin unserer ganzen geistigen Bildung. Besonders unsere deutsche Einigkeit wird durch unsere deutschen Zeitungen wesentlich mit gefördert, und schon im Interesse dieser wünschten wir, daß niedriges Porto es erleichterte, daß viele süddeutsche Zeitungen nach Norddeutschland, und so auch wieder umgekehrt, gelangten. Jetzt geschieht dies besonders mit in Folge der so sehr hohen Portosätze nur noch äußerst wenig und trägt dadurch viel mit bei, daß leider noch immer eine so große Spaltung zwischen Nord- und Süddeutschland fortbesteht.

Mit diesem Porto, was wir hier nur flüchtig in seinen Hauptsätzen angaben, glauben wir so ziemlich die rechte Mitte zwischen dem zu hoch und zu niedrig getroffen zu haben. Es ist stets um das doppelte, ja oft um das dreifache, ja selbst vierfache geringer, wie die jetzigen Porto-Taxen in den verschiedenen Staaten von Deutschland; Oesterreich, welches entschieden das bei weitem einfachste und niedrigste Porto-System hat, ausgenommen und auch wieder nicht so gering, als daß es den betreffenden Staaten nicht ziemlich bedeutende Ueberschüsse gewähren sollte. Ja wir glauben, daß schon nach sehr geringer Zeit die reinen Einkünfte für alle Staaten des Vereines ebenso bedeutend, wie bei dem jetzigen Zustande sein und von Jahr zu Jahr sich noch vermehren würden. Die Wohlfeilheit der Taxe selbst, die Leichtigkeit und Sicherheit der Porto-Berechnung, die Einfachheit aller derartigen Bestimmungen, welche dann ja durch das große Gebiet des Vereines Gel-

tung hätten, würde allgemein viel zur Vermehrung aller der Poſt überlieferten Gegenſtände und beſonders auch der Briefe beitragen. Wie viel Briefe und Packete werden jetzt nicht durch Gelegenheit befördert, wie viel mehr noch gar nicht geſchrieben, blos um das theure Porto dafür zu ſparen, deren Ertrag dann ſpäter die Poſteinkünfte vermehren würden. Die Erfahrung hat dies bei allen Staaten, welche ähnliche Malificationen haben eintreten laſſen, hinlänglich bewieſen. Eine andere und zwar ſehr wichtige und beſonders auch ſehr viel Zeit erfordernde Hauptaufgabe des Congreſſes wäre noch, die Hauptrouten durch ſein Gebiet und wie oft und von welcher Gattung von Poſten dieſe befahren werden ſollten, zu beſtimmen. Hierdurch würden alle die Umwege, die jetzt oft aus den vorhin angeführten Gründen mit den Poſtgegenſtänden gemacht werden, vermieden und ſo dem ganzen Verkehre eine bedeutende Erleichterung und ſchnelle Beförderung werden. Auch für alle Nebenrouten, und wie überhaupt die Poſtverbindungen für Briefe und Packete zwiſchen allen verſchiedenen Städten des ganzen Vereines ſtattfinden ſollten, müſſen eigene feſte Beſtimmungen vom Congreſſe getroffen werden. Es müſſe darin namentlich das minimum des Poſtenverkehres jedes Ortes von ſo und ſo viel Einwohnern beſtimmt werden, denn die ganze Vereinskaſſe erlitte ja Schaden, wenn ein einzelner Staat ſeine derartigen Verbindungen, für welche er die Ausgaben allein tragen muß, gröblich vernachläſſigte. Auch über die Art und Weiſe der Berechnung, über die dabei geltenden Münzen, Gewichte und Maaße, über die Verpflichtung der Beamten, kurz über die vielen ähnlichen Gegenſtände, welche dem ganzen Poſtweſen von Wichtigkeit ſind, obgleich deren einzelne Aufzählung hier zu weit führen dürfte, müßte der Congreß feſte Normen beſtimmen. Ebenſo auch, daß jeder zum deutſchen Bunde gehörige Staat, abgeſehen davon, ob er ſonſt durch ſeine Lage und inneren Verhältniſſe dem Poſtverein Nutzen oder Schaden brächte, demſelben beitreten könnte, wenn er dies ſpäter wünſchte. Denn anzunehmen, daß gleich alle unſere 34 Staaten einem ſolchen Poſtvereine ſich anſchließen würden, wäre eine zu ſanguiniſche Hoffnung, die gewiß Niemand, der die Verhältniſſe mancher derſelben nur einigermaßen kennt, hegen wird. Es wird dem Poſtverein gehen wie dem Zollverein, ſeine Ausbreitung wird eine allmälige, aber grade dadurch auch deſto ſichere ſein. Zugleich müſſe auch wohl vom Congreſſe feſtgeſetzt ſein, daß ſpäter, wenn der Verein ſelbſt erſt in's Leben getreten wäre, „Vereins-Poſt-Inſpectoren" und Bevollmächtigte ernannt würden, welche die Poſtverhältniſſe der einzelnen Staaten beſtändig überwachten und Sorge dafür trügen, daß dieſe auch ihren gegen das Ganze übernommenen Pflichten immer getreulich nachkämen,

und ſolche nicht aus Eigennutz oder Bequemlichkeit zum Schaden der Vereinskaſſe vernachläſſigten. Ein Gleiches geſchieht ja auch beim Zollverein, wo von den einzelnen Staaten deſſelben abgeſandte Vereinscontroleure und Vereinsbevollmächtigte darauf wachen, daß alle Zollvorſchriften immer ſorgfältig gehandhabt werden. Da eine ſolche Inſpicirung, wie wir ſie ja auch nur in etwas veränderter Weiſe bei unſerem Bundesmilitär haben, kein Mißvergnügen bei allen betreffenden Staaten mehr erregt, ſondern dieſe ſich vielmehr alle von ihrem vielfältigen Nutzen überzeugt haben, ſo wird dies auch bei dem Poſtverein der Fall ſein. Ueberhaupt könnte derſelbe viele derartige Einrichtungen dem Zollverein entlehnen, da dieſe ſich ja durch mehrjährige Erfahrung als praktiſch bewährt haben; auch wie oft der Congreß ſich ſpäter wieder verſammelte, um die durch Zeitverhältniſſe nöthigen Reformen in den Beſtimmungen des Vereines zu berathen, müßte gleich anfänglich von dem erſten Congreß beſtimmt werden. Eben ſo auch das Recht und dabei die Friſt der Kündigung aus dem Verbande des Vereines ſelbſt, wenn ein einzelner Staat vielleicht austreten wollte oder das Ganze ſich gar auflöſen ſollte. Eine Hauptſorge ſowohl des erſten wie auch der ſpäteren Congreſſe müßte dahin gerichtet ſein, daß der Verein möglichſt günſtige, ſo viel als thunlich auf Gegenſeitigkeit beruhende Poſtverträge mit noch nicht zu ihm gehörigen deutſchen und anderen europäiſchen Staaten abſchlöſſe. Hierin könnte er wirklich ſehr Vieles bewirken und ſehr günſtige Bedingungen erhalten, da er ja auch ſolche wieder zu gewähren im Stande iſt. Wenn jetzt ein einzelner kleiner Staat einen Vertrag, ſei es worüber es wolle, mit einem größeren abſchließt, ſo wird in der Regel, wenn nicht beſondere Verhältniſſe eine Aenderung hiebei bewirken, der kleinere Staat ungünſtige Bedingungen erhalten. Dies würde ſich aber durch den Verein, der in ſeiner ganzen Kraft dem größten Staat gleichſteht, weſentlich verändern und auch hierin ſchon ein großer Vortheil für alle Betheiligten liegen. Durch ſolche Poſtverträge würde allmälig eine völlige Umgeſtaltung des ganzen Portoweſens nicht allein des Vereins ſelbſt, ſondern in ganz Europa herbeigeführt werden, und jemehr dies geſchehe, deſto größer würde der Nutzen für alle unſere Verhältniſſe ſein. Ein gut organiſirtes Poſtweſen iſt ein mächtiger Hebel für die Entwickelung des materiellen Wohlſtandes, wie der intellectuellen Bildung des Volkes, denn tief greift es in alle Verhältniſſe des ganzen Lebens ein. Dies ſollte man da bedenken, wo man glaubte, der alleinige Zweck des Poſtweſens dürfe blos darauf gerichtet ſein, dem Finanzminiſter ſo und ſo viel Ueberſchüſſe abzuwerfen.

Solches ſind ganz kurz unſere Gedanken über den hoffentlich bald zu

erwartenden Postcongreß. Daß Manches ſich anders geſtalten wird, wollen wir gern zugeben, da wir ja nicht eine Inſtruction für den Congreß, ſondern nur eine Belehrung und Anregung für das allgemeine Publikum, das bisher ſich theilweiſe aus Unkenntniß noch wenig für dieſe Sache intereſſirte, ſchreiben wollten. Entſchieden beſtreiten aber müſſen wir, in unſeren Wünſchen zu weit gegangen zu ſein und Zuſtände verlangt zu haben, deren Realiſirung ganz unmöglich iſt. Wie man vernimmt, iſt der erſte Antrag auf einen Postcongreß von dem öſterreichiſchen Finanzminiſterium ausgegangen. Mit ſeiner Portotaxe iſt übrigens Oeſterreich allen übrigen deutſchen Staaten mit rühmlichem Beiſpiele vorangegangen, und kein anderes Land des Continentes hat jetzt eine ſo billige, einfache und alle vorläufigen Wünſche zufriedenſtellende Briefſtaxe wie dieſes. Wie weicht dagegen die von Preußen, trotz ihrer vor einiger Zeit etwas geſchehenen Moderation, noch immer die theuerſte in ganz Europa, davon ab *).

Ein von uns auch nicht gering angeſchlagener Vortheil, den ein ſolcher allgemeiner Poſtverein uns noch außer ſeinen vielen anderen brächte, iſt, daß wiederum ein neues und gewiß nicht unbedeutendes Band um die Einigkeit Deutſchland's dadurch geſchlungen würde, wie ja ſchon ſo manche Schranken, die Deutſchland's Bruderſtämme von einander trennten, in unſerer Zeit gefallen ſind. **J. v. W.**

---

*) Dieſer Zuſtand hat wohl am längſten gedauert. Wir verweiſen in dieſer Beziehung auf eine Correſpondenz aus Dresden, welche „die Grenzboten" in No. 6 l. J. enthielten und die uns aus guter Quelle kam. Es heißt daſelbſt: „In dem letzten Lebensjahre des Herrn v. Nagler ward eine Reform des preußiſchen Poſttarifs vorbereitet, zu welcher ſich der alte Generalpoſtmeiſter auf das Drängen Oeſterreichs, das in der Poſtreform die Initiative ergriffen hat, endlich entſchloß — als der Tod ihn überraſchte. Unſer Finanzminiſter, Herr von Zeſchau, wandte ſich hierauf nach Berlin mit der Anfrage: ob es nicht zweckmäßiger wäre, bei dem nun eintretenden Reformen einen allgemeinen Standpunkt zu nehmen. Herr v. Schaper ging auf dieſe Idee ſogleich ein; die beabſichtigten preußiſchen Tarifsänderungen blieben ausgeſetzt und ein Plan zu einem allgemeinen deutſchen Poſttarif ward entworfen. Ein höherer preußiſcher Beamte befindet ſich zu dieſem Zwecke eben auf einer Rundreiſe durch Deutſchland, und da man allgemein die Dringlichkeit der Sache einſieht und da Oeſterreich und Preußen hierin einig ſind, ſo zweifelt man nicht, daß bald ein günſtiges Reſultat zu Stande kömmt." — Nun iſt den neueſten Nachrichten zu Folge der Postcongreß in Dresden definitiv beſchloſſen und ſoll noch in dieſem Sommer ſtattfinden.

D. R.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Brodunruhen. — Die Edelleute und die Privatgüter des Kaisers. — Wohlthätige Bemühungen. — Leopoldstädter Theater. — Ziani und seine Braut. — Ein naiver Censor und seine Collegen.

Die Noth der arbeitenden Klassen und die herrschende Theuerung werden von Tag zu Tag bedrohlicher. Von Oedenburg in Ungarn, von Stockerau in Oesterreich, von Brünn, aus ferneren Städten sowie aus den nächsten Umgebungen Wiens laufen die betrübensten Nachrichten über stattgehabte Excesse auf den Kornmärkten ein. Mehrere Magazine wurden erbrochen, den Verkäufern zu geringern Preisen die Waaren abgedrungen, Schlägereien und sogar Todschlag finden statt; und doch heißt es im Publikum, daß einzelne Männer, die dem Kaufmanns-, ja sogar dem geistlichen Stande angehören, zu hundert Tausend Metzen aufgespeichert hätten und der allgemeinen Bedrängniß mit frevelhaften Erwartungen auf Gewinn ungeduldig zusähen. Während der Kaiser auf seinen Privat-Gütern in Ungarn den Bauern Korn zur Aussaat verabfolgen ließ, mit der Bedingung, daß solches erst nach einer segensreichen Ernte wieder in natura zurückerstattet werde, verkaufen manche Edelleute ihren Unterthanen Korn mit der schmachvollen Bedingung, daß es ebenfalls nach der Ernte aber zu dem jetzt stehenden Preise bezahlt werde *). Erzherzog Stephan hat viele tausend Metzen Getreide angekauft und zu einem bedeutend geringern Preise den Bewohnern des Erzgebirges zugesendet. Vom 16. dieses Monats begann der Magistrat an die Armen Brod zu vertheilen und ließ es den Arbeitern um ein Fünftel billiger verabreichen; zugleich tritt auch

*) Eine rühmliche, hoffentlich nicht vereinzelte Ausnahme machte Graf Nostiz in Böhmen, der viel früher, als das Ausfuhrverbot erschienen, den Beamten auf seinen Gütern den Verkauf von Korn an Fremde verbot und die Ertheilung des nöthigen Getreides zur Aussaat an die Bauern anbefahl, mit dem Vorbehalt, daß diese es später in natura zurück erstatten.

der Rumforder Suppenverein ins Leben. Das Verbot der Ausfuhr von Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchte war dringend nothwendig!

Panem et Circenses! war schon der Schrei der Römer und er ist es auch noch heut' zu Tage in Wien und überall; erlauben Sie daher, daß ich Ihnen neben der Brodfrage auch einiges über die Theater schreibe. Am meisten Glück macht jetzt im Prater das Affentheater des Herrn Schreier. Die „vierfüßigen Künstler", wie sie die Ankündigungen nennen, leisten wirklich Ausgezeichnetes. Ein hiesiges Journal bringt bereits ihre Biographien, und in den Auslagekästen der Kunsthändler paradiren ihre Portraits neben Ludwig Löwe und Scholz. Letztern sahen wir ohnlängst auf dem Leopoldstädter Theater mit einem Kranze geschmückt werden. In diesem Augenblicke liegt dieses Theater in Schutt, um einem Neubau Platz zu machen, in welchem man bereits am 1. Dec. d. J. Vorstellungen geben will. Der letzte Abend, zu dem Herr Carl das Publikum schon Wochen früher geladen und das sich in Erwartung eines poetischen Abschieds zahlreich versammelt hatte, war geistlos und abgeschmackt. Der von Herrn Carl verfaßte Epilog rühmte seine Wirksamkeit als Staberl und erzählte, wie er nun Geld genug habe, um ein Theater bauen zu können. Daran zweifelt Niemand in Wien, man weiß aber auch, daß er den guten Geschmack um diesen Preis verdorben habe, und daß sein Staberl nur ein Hanswurst redivivus ist. — Im Hofburg-Theater kam ein neues Trauerspiel „Ziani und seine Braut" zur Darstellung und hat sich durch gelungene Charakteristik, durch einfache Handlung mit pathetischen Situationen den Beifall des Publikums errungen. Der Verfasser Herr Franz Herrmann von Herrmannsthal hat dieses Trauerspiel bereits vor 14 Jahren vollendet; von Deinhardstein zurückgewiesen, gelangte es jetzt erst zur Darstellung, und gewiß hat diese Bühne, wie an so manchem andern, sich auch hier an einem Talente versündigt, das vor Jahren aufgemuntert, in jugendlicher Kraft weiter gestrebt hätte. Jetzt hat der Verfasser graue Haare und kann die unaufgemuntert und verdrossen vorübergegangene Muse seiner Jugend beklagen. Der durch den Carlsruher Theaterbrand wieder angeregte Bau eines neuen Theaters, zwischen beiden Kärnthnerthoren, scheint durch materielle Fragen wieder zurückgedrängt, um so mehr, als sich die Theilnahme des Publikums in den letztern Jahren immer mehr von diesem Theater, welches nur noch im halbverblichenen Schimmer einer ehemaligen Glanzepoche steht, abwendet.

Allgemeines Aufsehen erregte in einem hiesigen Blatte eine „Frühlingsantrittsrede am 1. Mai im Prater", welche von Anfang bis zu Ende eine Parodie der preußischen Thronrede war. Geschehen nicht unbegreifliche Dinge? oder haben wir plötzlich Censurfreiheit, statt des erwarteten „Censurcollegium" bekommen? Begreiflich entstand ein großes Halloh, und der Censor wurde strengstens zur Verantwortlichkeit gezogen, erklärte aber, naiv genug, er habe die preußische Thronrede gar nicht gelesen und somit die Anspielungen nicht verstehen können. Und diesem Mann, dem wir auf's Wort zu glauben vollen Grund haben, ist das Schicksal der ganzen Tagespresse in Wien anheimgegeben! und dieser Mann, so voll politischer Naivität und Unschuld, strebt seit Jahren sich den Namen eines Schriftstellers zu erwerben! In einer Nänie auf Erzherzog Karl nannte er ihn auch unter andern eine „menschgewordene Unsterblichkeit", ein Seitenstück zur Demoi-

ſelle Lind, welche ein Localpoet eine „menſchgewordene Lyra“ hieß. Neben dieſem wohl unterrichteten und geiſtreichen Dichter-Cenſor fungirt ein im Intereſſe der römiſchen Curie agirender zweiter Mann, dem jede literariſche Bildung fehlt, dem aber wieder viel geheimes Wiſſen zugetraut wird. Ich höre zu Zeiten von den an der hieſigen Preſſe Betheiligten unglaubliche Dinge von Ignoranz und Willkür erzählen, die vom Cenſurgeſetze, ſo beengend dieſes auch iſt, durchaus nicht gewollt und nur eine Folge von corrupten Perſönlichkeiten ſind.

0—0

2.

Die liberalen Bewegungen in Italien. — Das Ausfuhrverbot. — Zur Statiſtik der Getreideverhältniſſe. — Vermehrung der Garniſonscavallerie. — Die Stadtpolizei. — Krankenzuſtände des Gemeindeweſens. — Verkehr mit Hamburg. — Lenau. — Eine Fälſchung.

Die Nachricht von der bevorſtehenden Einführung berathender Provinzialſtände im Geiſte der preußiſchen Inſtitutionen im Königreiche Sardinien erregt hier nicht geringes Aufſehen und wäre allerdings geeignet, ein neues Element politiſchen Umſchwungs in die italieniſche Halbinſel zu bringen. Was dem Papſte bei der Schutzbedürftigkeit ſeines Staates und der Doppelſtellung ſeines Amtes ſchwer oder gradezu unmöglich gemacht wird, das kann ein Staat wie Sardinien ohne Scheu verſuchen; und hat nur irgend eine Regierung Italiens dieſe Bahn beſchritten und den Wünſchen des Volkes entſprechende Organe geſchaffen, ſo werden die übrigen allmälig nachfolgen müſſen. Schon jetzt wird mit Beſtimmtheit verſichert, daß der Großherzog von Toscana nur den Vortritt der ſardiniſchen Regierung abwarten will, um alsbald dem Beiſpiele derſelben zu folgen *).

Das Verbot der Getreide- und Kartoffelausfuhr, das vor einigen Tagen publizirt ward, hat in allen Kreiſen der Bevölkerung den günſtigſten Eindruck gemacht und man glaubt, daß die Metze Weizen, deren Preis in Folge dieſer Regierungsmaaßregel ſchnell von 23 fl. W. W. auf 17 und 18 fl. herabgeſunken war, ſich auch bleibend in dieſem Preiſe halten werde, der den Kornhändlern noch immer wucheriſchen Gewinn verbürgt; denn ein redlicher Landwirth hat mir verſichert, daß bei dem Preis von 12 fl. W. W. oder 5 fl. C. M. per Metze Weizen, der Produzent ſich ſehr gut ſteht und wohlhabend werden muß. Es iſt nur zu fürchten, daß die Beſitzer von Vorräthen noch einige Zeit hartnäckig damit zurückhalten und dadurch abermals den Preis in die Höhe zu ſchnellen ſuchen; Mangel kann nirgends im Lande ſein, da die Ernteberichte des vorigen Jahres, wie ſie der Hofkammer vorliegen, eine Quantität von 832,000,000 Metzen aufzeigen, und davon laut den Zolltabellen blos 27,000,000 in's Ausland verkauft worden ſind. Man erzählt ſich, daß die Behörden kein abſolutes Ausfuhrverbot beabſichtigt hätten, ſondern ſich mit der Erhöhung des Ausgangszolls um 12 Kr. begnügen wollten, doch ſoll erſt im Staatsrath auf die entſchie-

*) Toscana hat ſo eben ein neues Cenſurgeſetz erlaſſen, welches nach dem im Journal des Débats mitgetheilten Inhalt bei weitem liberaler iſt als das erſte Cenſurgeſetz von 1810. Oeſterreich läßt ſich alſo ſogar in Italien von ſeinen Nachbarn überflügeln!

dene Willensmeinung Sr. Maj. des Kaisers der Beschluß eines gänzlichen Ausfuhrverbots auf unbestimmte Zeit erfolgt sein.

Heute hat hier der Garnisonswechsel der Cavallerie stattgefunden; das Husarenregiment „Kaiser Nicolaus" und die Schwadron von „Joseph" Dragoner verließen, nachdem sie noch vor dem Kaiser und dem Erzherzog Albrecht auf der Esplanade paradirt hatten, die Stadt, während das Husarenregiment „Alexander" und das Kürassierregiment „Baron Mengen" hier einrückten, um zwei Jahre in Station zu bleiben. Die Nothwendigkeit vermehrter Nachtpatrouillen hat eine Verstärkung der Reitergarnison als unumgänglich erscheinen lassen und aus diesem Grunde ist die Cavalleriebesetzung diesmal auf zwei volle Regimenter gebracht worden, da dem Magistrat wohl nicht zugemuthet werden kann, bei der Unzulänglichkeit des Militärs zur Aufrechthaltung der nächtlichen Sicherheit, auch noch die reitende Polizeiwache zu verstärken; die Erhaltung der Polizeimannschaft kostet der Stadt ohnedem schon schwere Summen und es ist nichts als billig, daß hier der Staat hülfreich eingreift, weil die gefährlichste Hefe der hiesigen Bevölkerung meist Zugewanderte aus den Provinzen sind, für deren Zähmung unmöglich die Lokalbehörde finanziell allein in Anspruch genommen werden darf. Der Mangel einer tüchtigen Gemeindeverwaltung tritt niemals trübseliger an's Licht, als wenn es sich um Beseitigung von periodischen Bedrängnissen handelt. Die Abhülfe bezüglich des Theuerungsdruckes, die in Ländern mit einer starken und freiern Gemeindeverfassung so Erkleckliches zu Tage gefördert, konnte in Oesterreich wegen des Mangels eines geordneten und selbstständigen Gemeindelebens, entweder gar keine oder nur sehr spärliche und verspätete Früchte tragen. Die Anordnung einiger Erdarbeiten, bei welchen sich jeder Arbeiter ohne Unterschied betheiligen mußte, wenn er einen Taglohn von 20 Kr. C. M.! verdienen wolle, und jetzt die Ausgabe von Brodzetteln sind Alles, was unser Gemeindewesen in den Zeiten außerordentlicher Bedrängniß zu leisten vermochte! Nichts wurde gethan für jenes traurige Opferthum der Verarmung, das mittelst einiger Unterstützung noch zu retten wäre und das nicht gleich zur Schaufel und zur Karre zu greifen genöthigt sein sollte; keine Ankäufe von Getreide- und Kartoffelvorräthen im Großen auf Kosten der Gemeinde zur regelmäßigen Versorgung der Bäcker fanden statt und es zeigte sich deutlich, wie der berühmte Wohlthätigkeitssinn der Wiener sich noch ganz und gar im engen Kreise der bloßen Gemüthlichkeit bewegt und sich auf das planlose Almosengeben beschränkt. Die Verwickelungen des modernen Volkslebens verlangen aber mehr, als eine sentimentale Betheiligung, und sind nur durch Organisirung der Mildherzigkeit, durch systematische Verhinderung des Pauperismus zu lösen. Diese Energielosigkeit der Gemeindeverwaltung geht Hand in Hand mit der zwangloseſten Gebahrung der Gemeindegelder, und es muß empören, wenn man sieht, wie das Geld, mit dem auf der einen Seite so sehr gekargt, auf der andern mit vollen Händen weggeworfen wird, ohne daß die lückenhafte Controle des Gemeindewesens diesem Unfug zu steuern vermag. Um nur ein einziges Beispiel von vielen zu nennen, so erwähne ich des Richters der Vorstadtgemeinde Wieden, einer Gemeinde, die mit ihrer Bevölkerung von 40,000 Seelen, wohl manche Stadt aufwiegt. Der Richter, ein früherer Gastwirth, hat schon zu wiederholten Malen Summen

von 500 fl. und noch mehr für fremde Wohlthätigkeitsanstalten aus der Gemeindekasse hergegeben, ohne früher den Gemeindeausschuß zu befragen, welcher der Meinung ist, daß die Vorstadt selbst noch Vielerlei benöthigt und Subscriptionen von diesem Betrag der Großmuth reicher Banquiers, aber nicht den bescheidenen, durch blutige Zinskreuzer zusammengebrachten Geldmitteln einer Gemeindeverwaltung ziemt. Dafür versäumt der Hr. Richter keine selbst die geringfügigste Gelegenheit, um auf Gemeindekosten ein Banquet zu geben, das mehrere hundert Gulden kostet und wobei nur der einzige Umstand auffällt, daß diese Gastmäler stets in dem Gasthofe abgehalten werden, welcher dem Sohne des Richters gehört. Ein recht sinniges Spiel des Zufalls! — (Und das Unterkammeramt? D. R.)

Seit der Eröffnung der weitern Strecke der Nordbahn von Leipnik bis Oderberg und der Einrichtung von Nachtzügen auf den preußischen Eisenwegen ist in dem Verkehr mit Hamburg eine sehr wohlthätige Beschleunigung gekommen, und Briefe und Zeitungen von dorther werden schon am dritten Tage hier ausgegeben. Es ist gar kein Zweifel, daß sich auf dieser Route nach einigen Erfahrungen noch eine größere Zeitersparniß wird bewirken lassen, was für das Wachsthum gegenseitiger Beziehungen von ungeheuerem Belang sein muß. Die Reorganisation unseres Postwesens ist als entschieden zu betrachten und wird die Verwaltung der Staatseisenbahnen und des Postregals noch im Laufe dieses Jahres mit einander vereinigt werden, so zwar, daß die eine Abtheilung die technischen Beziehungen, die andere aber die finanziellen Ergebnisse der Brief- und Personenbeförderung zu überwachen hätte. Die Leitung dieser beiden Verwaltungszweige soll zwei Hofräthen als Amtsdirectoren übertragen werden, und man bezeichnet als solche den Hofrath Francesconi, bisher Chef der Generaldirection der Staatseisenbahnen und den Hofrath Ottenfels von der k. k. Hofkammer, wo derselbe zur Stunde das Referat im Postwesen führt. Bei dieser Gelegenheit sei zugleich erwähnt, daß ein neuerliches Decret der k. k. allgemeinen Hofkammer die für die Expedition von Büchern und Zeitungen bestehende Portoermäßigung auf alle Drucksachen ausgedehnt hat, sofern selbe nicht zur Kategorie der Urkunden gehören.

Mit Erstaunen und Unwillen las man hier einen aus Stuttgart datirten Artikel der Allgemeinen Zeitung, worin die Verwandten des unglücklichen Lenau auf das Schnödeste behandelt und vor ganz Deutschland als herzlose Erbschleicher hingestellt werden. Es kann dabei Niemand Anderes als der k. k. Rechnungsrath Schurz gemeint sein, der die Schwester Lenau's zur Gattin hat und gleich seinem bewährteren Schwager als Dichter bekannt ist. Man kann es nur die böswilligste Auslegung eines gewiß wohlgemeinten Schrittes heißen, wenn dem Verlangen nach einer Umsiedelung des kranken Schwagers von Winnenden nach Wien das gemeine Motiv unterstellt wird, es sei dabei lediglich auf Ersparnisse abgesehen und man wolle den armen Dichter verkümmern lassen, damit nur die Hinterlassenschaft desto ergiebiger ausfallen möchte! Die Uebersiedlung Lenau's hierher ist der Wunsch aller seiner hiesigen Freunde, und diese haben auch die Mittel zusammengeschossen, um, ohne das Capital jener 20,000 fl. W. W. anzugreifen, seine Verpflegung in der kostspieligen Irrenheilanstalt des Dr. Hörgen zu ermöglichen; denn nicht wohlfeiler, sondern ungleich theurer ist die hiesige

Versorgung. Was von einer Unterbringung im Narrenthum gefabelt wird, ist zu unsinnig, um Widerlegung zu verdienen. (Herr Schurz hat bereits geantwortet.)

In den Beamtenkreisen macht ein Vorgang Aufsehen, dessen sich der Beamte N. bei der k. k. allgemeinen Hofkammer schuldig gemacht hat. Die Sache erregt um so mehr die öffentliche Aufmerksamkeit, als der Genannte seit Jahren bei der hiesigen Journalistik betheiligt ist und auch als Lokalbühnendichter Ruf hat. Herr N. ließ sich in einem Augenblik der Geldbedrängniß verleiten mit Anwendung des Amtssiegels sich eine falsche Verordnung zu fabriziren, in der ihm eine Geldbelohnung von 300 fl. bewilligt wurde und welche den nachgeahmten Namenszug des Präsidialsecretärs Sr. Excellenz des Hofkammerpräsidenten trug. Dieses Document verschacherte er sodann an einen Juden, und als dieser die Summe beim k. k. Zahlamte erheben wollte, kam die Fälschung an's Licht, die sofort die Suspendirung des Betreffenden zur Folge hatte. —

D.

3.

(Durch Zufall verspätet.)

Das Leichenbegängniß des Erzherzogs Karl. — Parallelen. — Die Privatbibliothek und die Handzeichnungen des Verstorbenen. — Vermögensverhältnisse. — Ein Monument. — Fürst Schwarzenberg. — Die Suppenverhandlungen.

Das Leichenbegängniß des Erzherzogs Karl, welches um 4 und 5 Uhr Nachmittags stattfand, wurde durch ein fast meteorisches Gewitter verherrlicht. Während der rothe Hoftrauerwagen mit dem roth verhüllten Sarge zur Gruft fuhr, fing plötzlich der heftigste Donner zu rollen an, Blitze und Windsbraut fuhren durch die Luft und bald gossen Ströme vom Himmel, der unmittelbar nach der Leichenfeierlichkeit sich mit einem Regenbogen schmückte. Diese Erscheinung machte einen großen Eindruck, und es wird bemerkt, daß der greise Held in dem Monate schied, in welchem er 38 Jahre alt den Sieg von Aspern errungen hatte. Am 5. Mai, schon durch Napoleon's Tod ein dies fatalis, wurde das Requiem für den Hingeschiedenen abgehalten. Interessant ist wohl auch noch manche andere Parallele. Das Jahr 1771, in welchem der Erzherzog geboren wurde, war so wie sein Todesjahr eins der größten Nothjahre. Kaiser Joseph eilte damals persönlich nach Böhmen; er ließ alle Mehlvorräthe in den Kriegsmagazinen öffnen und begegnete dem Kornwucher dadurch, daß alle Grundbesitzer und Getreidehändler ihre Vorräthe, mit Ausnahme ihres eigenen Bedarfs, zu bestimmten Preisen einer von der Regierung eingesetzten Getreidecommission überlassen mußten. Sofort sanken die Getreidepreise, und die allgemeine Noth wurde geringer. — Im ersten Lebensjahre des Erzherzogs Karl wurde die erste Theilung Polens unterzeichnet, während in seinem letzten Lebensjahre der letzte Rest polnischer Selbstständigkeit, der Freistaat Krakau aufgehoben wurde. — Der Majoratserbe, der commandirende Erzherzog Albrecht wird nun das Palais auf der Bastei, welches als Erbe vom Prinzen Albert von Sachsen-Teschen an den Erzherzog Karl überging, bewohnen. Es enthält neben einer reichen, vorzüglich aus kriegswissenschaftlichen Werken bestehenden Bibliothek eine der reichsten und kostbarsten Kupferstichsammlungen; die Collection der Handzeichnungen erreicht die Summe von 13,000 Stücken, aus fast allen

Schulen; von Raphael allein 112, vom Michel Angelo 40, von Dürer 130 u. ſ. w. Neben 100,000 der koſtbarſten Kupferſtiche, enthält die Bibliothek 24,000 Bände, unter welche die, die der Feldherr ſelber ſchrieb, nicht die unbedeutendſten ſind. Sie führen folgenden Titel: Inſtruction für Generäle der öſterreichiſchen Armee — Beiträge zum praktiſchen Unterricht im Felde — Grundſätze der Strategie (mehrere Auflagen, und in's Franzöſiſche überſetzt). Geſchichte des Feldzugs von 1799 in Deutſchland und in der Schweiz; mehrere Artikel davon in der militäriſchen Zeiſchrift. — Erzherzog Karl, der vom Herzog von Sachſen-Teſchen großartige Beſitzungen erbte und mehr ein Freund als ein Herr ſeiner Unterthanen war, lebte in den letzten Jahren in ſeinem eigenen Hauſe ſehr mäßig und eingeſchränkt, was ſich jedoch nur auf ſeine Perſon und ſeinen Hofſtaat, nicht aber auf die Armen bezog. Die Verwaltung ſeiner Güter war, wie dies allgemein bekannt iſt, nicht den glücklichſten Capacitäten anvertraut, daher vor mehreren Jahren faſt ein Ruin hereinbrach; und ſo kommt es, daß jedes Kind nur zwiſchen 30 bis 40 tauſend Gulden Conv.-M. jährlich als Apanage vom väterlichen Hauſe beziehen wird, welche Summe gegenüber gehalten den Revenüen mancher Banquierstochter oder manchen Kindes eines Börſenſpeculanten gering erſcheint. Es heißt, daß unter dem jetzigen Beſitzer eine energiſchere Verwaltungs-Aufſicht der weitläufigen und reichen Beſitzungen eintreten werde. Der Kaiſer, der durch beſonders herzliches Weſen am Todtenbette ſeines großen Oheims gegen deſſen Kinder ſich auszeichnete, hat durch ein Handbillet ſeine Abſicht kund gegeben, dem großen Feldherrn ein Monument in Wien ſetzen zu laſſen; wir erwarten, daß dies raſcher in's Leben treten wird, als jenes des Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, welches von Kaiſer Franz ebenfalls durch ein Handbillet beſchloſſen wurde, aber noch nirgends zu ſehen iſt. Ebenſo iſt bis jetzt die Biographie, zu deren Behuf man der ehrwürdigen Wittwe die koſtbarſten Dokumente und Correſpondenzen abforderte, noch nicht erſchienen.

0—0

II.

Aus Paris.

Mitte Mai.

Die Miniſter. — Duchatel und Guizot. — Die Unſelbſtſtändigen. — Machtloſigkeit der Preſſe. — Va banque.

Ein Miniſterwechſel, wenn auch nur ein theilweiſer, iſt ein ſo bedeutendes Ereigniß in jedem Staate, daß ſich daran gar manche Folgen knüpfen. Eine theilweiſe Aenderung des Verwaltungsſyſtems, — neue Hoffnungen aller Parteien, — neue Maßregeln nach allen Seiten hin, — neue Familien, die ſich in die erſte Reihe der Geſellſchaft drängen, geben einem ſolchen Ereigniſſe überall eine hohe Bedeutung. Und dennoch bin ich heute faſt mehr in Verlegenheit, was ich Ihnen ſchreiben ſoll, als zu andern Zeiten, wo über viel weniger hochwichtige Ereigniſſe und Begebenheiten zu berichten war. Die Sache iſt einfach; es läßt ſich über das welthiſtoriſche Ereigniß unendlich viel kohlen, — aber des Redens werth iſt's nicht. So lange Louis Philipp lebt, wird auch ſogar ein

ziemlich radikaler Miniſterwechſel nur höchſtens die Licht- und Schattenſeiten des herrſchenden Syſtems ändern; ſo lange Herr Guizot an der Spitze eines Miniſteriums ſteht, wird ſelbſt der Wechſel aller Perſonen, die unter ihm „dienen," kaum dieſe kleinen Schatten- und Lichtſeiten zu ändern im Stande ſein. Man behauptet ſehr oft, daß Herr Duchatel eine ſelbſtſtändige Bedeutung neben Herrn Guizot habe; es gibt Leute genug, die der Anſicht ſind, daß Herr Duchatel ſogar berufen ſein könnte, dereinſt an die Stelle Herrn Guizot's zu treten, um ſelbſtſtändig ein Miniſterium zu leiten. Die Laufbahn Herrn Duchatel's bietet wenig Gründe für eine ſolche Hoffnung. Männer, die berufen ſind, die erſte Rolle zu ſpielen, brauchen nur auf die Schaubühne zu treten, um gleich alle andern neben ſich in Schatten zu ſtellen. Es iſt nicht nöthig, daß ſie die erſte Rolle übernommen haben, um gleich alle Welt zu überzeugen, daß ihnen die erſte Rolle zukommt. Herr Duchatel hat ſich ſtets mit einer zweiten Rolle begnügt, und die ganze Zuſchauerwelt läßt ihn ruhig in ihr ſtehen. Auch Guizot und Thiers waren in untergeordneten Stellungen; aber ſie erſchienen ſelbſt in ihnen ſehr bald als die Führer oder die Treiber, wie Viele auch im Range ihnen vorangehen mochten. Aehnliches läßt ſich auch von Odillon Barrot ſagen. Er wurde nirgends ganz in's Schlepptau genommen; als Advokat, als Präfect, als Oppoſitionsmitglied zählte er immer für ſich, ob er nun neben Laffitte oder neben Thiers ſtand. Lamartine, Berryer, Arago und vielleicht noch ein paar Andere in der Kammer haben daſſelbe Vorrecht. Mir ſcheint es, Herr Duchatel hat dieſe Stellung nie zu erringen gewußt, und wem dies nicht auf dem Platze gelingt, auf dem er ſteht, ſo iſt dies immerhin ein böſes Zeichen für die Zukunft.

Das Miniſterium Guizot iſt durch Herrn Guizot ſelbſt und durch ſonſt Niemanden bedingt; eine theilweiſe Aenderung hat gar keine höhere, politiſche und moraliſche Grundſatzbedeutung. Eine Eiſenbahn mag etwas mehr Bevorzugung bei Herrn Jayr finden, als ſie bei Herrn Dumon gefunden hatte, und ähnliche Nebenſache — das iſt Alles, was geändert worden iſt, ſo lange es ſich nur um den Charakter des Miniſteriums ſelbſt handelt.

Die einzige Frage von Bedeutung iſt, ob Herr Guizot durch dieſe theilweiſe Aenderung ſeine Stellung verbeſſert oder verſchlimmert, die äußere Kraft ſeines Miniſteriums vermehrt oder vermindert ſieht. Ich fürchte Letzteres wird der Fall ſein. Die drei austretenden Miniſter haben ihre Freunde in der Kammer, die bis jetzt mit Herrn Guizot ſtimmten; die drei neuen Miniſter ebenfalls; aber wenn Herr Guizot jene verliert, ſo gewinnt er dieſe nicht, da ſie ſchon früher zu ſeiner ergebenen Majorität gehörten. Der moraliſche Effect der Ernennung iſt ebenfalls gegen das Miniſterium; die Herren Lacave-Laplagne, Molin de St. Yon und Mackau ſind zwar keine hohen Berühmtheiten, aber die Herren Montebello, Jayr und Frezel ſind noch weniger bedeutend. Es iſt bekannt, daß das Miniſterium ſich an verſchiedene namhafte Männer gewendet hatte, um ſie zum Eintritt in die offenen Stellen zu veranlaſſen, und daß keiner gewollt hat. Das Alles deutet auf wachſendes Mißtrauen in die Zukunft der gegenwärtigen Regierung.

Nur dieſe ſelbſt, oder beſſer nur Herr Guizot, ſcheint das Vertrauen nicht zu verlieren. Seine letzte Rede hat wenig Glück vor der Kammer, noch weniger

außerhalb derſelben gemacht. Dennoch wurde ſie im Tone des Dictators gehalten. Ich ſprach Leute die ſie hörten, und wenn die Kammer ungerührt blieb, ſo ſcheint daran Herr Guizot nicht Schuld geweſen zu ſein; denn der Stolz und Ernſt, mit dem ſie geſprochen wurde, war ganz der alte. Die neugewählten Miniſter bekunden ſogar durch ihre verhältnißmäßige Unbedeutenheit — was natürlich nicht verhindert, daß ſie ſämmtlich Adler ſein mögen — daß Herr Guizot es nicht für nöthig hält, ſich neue Hülfe zu ſichern, oder wenigſtens, daß er ſich ſtark genug glaubt, auch ohne ſolche fertig zu werden. Gelänge dies, ſo würde freilich ſein Verdienſt nur um ſo größer ſein. Aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es nicht gelingen wird.

Die inneren Urſachen der geſchwächten Stellung des Miniſteriums ſind oft angedeutet. Die ſpaniſchen Heirathen und ihre Folgen verlangten eine zeitliche Syſtemänderung in Frankreich. Herr Guizot hat eine ſolche ſelbſt angedeutet, aber er fühlte die Nothwendigkeit nicht durchgreifend genug, um ſein früheres Syſtem auf den Kopf zu ſtellen, und glaubte nicht gezwungen zu ſein, Andern dieſen Verſuch zu überlaſſen. Das iſt die innere Urſache aller Verwickelungen, auf die er jetzt ſtößt. Nach und nach haben ſich zu dieſen aber auch äußere geſellt, die jetzt alle Tage ebenfalls immer mehr Bedeutung gewinnen. — Es iſt wahrſcheinlich, daß heute die Preſſe keine Revolution, wie 1830, zu machen im Stande wäre, weil dazu noch allerlei andere Erforderniſſe als ſelbſt die einflußreichſte Preſſe nöthig ſind; ja ich glaube nicht einmal, daß heute die Preſſe in Frankreich im Stande wäre, auch nur ein Miniſterium zu ſtürzen. Deswegen würde der Umſtand, daß die ganze Preſſe, mit Ausnahme des Debats, Herrn Guizot den Rücken zugekehrt hat, nicht gerade viel bedeuten, wenn nicht Herr Guizot ſelbſt ſeit den Heirathen in eine ganz falſche Lage gekommen wäre. Die Progreſſiſten und das Blatt Emil Girardins würden in der Wüſte nach Reformen rufen, wenn nicht alle Leute, die Augen und Ohren haben, gerade in dieſem Rufe eher ein Symptom der Krankheit des Miniſteriums als die Krankheit ſelbſt ſähen. Die große Mehrzahl der Reformen, die die Progreſſiſten fordern, ſind ohne politiſche Bedeutung; diejenigen, die eine ſolche haben, wurden von der Oppoſition ſeit 1830 beantragt und von der Majorität ſtets verweigert. Aber heute iſt ſehr vielen Leuten klar geworden, daß die Stellung Herrn Guizot's unhaltbar iſt, und deswegen treten Einer nach dem Andern, der nicht vollkommen mit der Regierung verwachſen iſt, von ihr zurück. Hätte Frankreich ſo feſtes Vertrauen in die Zukunft Herrn Guizot's, als Herr Guizot ſelbſt zeigt, dann würde die „Preſſe" höchſt wahrſcheinlich ſich hüten, ihr va banque zu ſpielen, und dann würden die Progreſſiſten noch weniger geneigt ſein den Weg zu betreten, den Herr Girardin ſie jetzt führt.

Es muß ſich ſehr bald zeigen, ob Herr Guizot mit einem geſchwächten, verminderten Miniſterium vor wie nach über die Majorität gebieten kann oder nicht. In jedem Falle entſcheidet ſich jetzt wahrſcheinlich das Geſchick der Regierung in ganz kurzer Zeit. Bleibt das Miniſterium Herr und Meiſter der Majorität, ſo würde es dadurch, daß es ein paar halbwegs namhafte Miniſter durch Leute, die nichts als fleißige Gehülfen werden zu können ſcheinen, zu erſetzen wagte, nur um ſo mehr Einheit und Kraft gewinnen. Ich fürchte, es iſt Letzteres nicht zu fürchten. J. —y.

III.

Aus Prag.

Mitte Mai.

Die böhmischen Stände für Oeffentlichkeit und Censurerleichterung.

In den weitern Sitzungen der Ständeversammlung wurden größtentheils Gegenstände des innern Haushaltes und Landesbedarfs, gleichsam das Landesbudget, besprochen und festgestellt, wobei es zwischen einigen Adelsgliedern und dem Bürgermeister Prags zu etwas warmen Explicationen kam, weil der aus ständischem Fonds seit den Zeiten Karl's VI. der Stadt gewährte Beleuchtungszuschuß von 1600 Fl. für das Jahr 1848 verweigert und diese Verweigerung mit der schlechten Pflasterung und Gassenbeleuchtung motivirt ward; die Reclamationen des Bürgermeisters blieben fruchtlos, man behielt sich vor, erst abzuwarten, in wie fern die in Kurzem eintretende Gasbeleuchtung sich bewähren werde, um in nächsten Jahren den Zuschuß etwa wieder zu gewähren.

Die Verhandlungen über die viel besprochene Steuerpflichtigkeitsfrage wurden der Debatte über das am 17. Mai zu gewärtigende Steuerpostulat für 1848 vorbehalten.

Dagegen gehet das Gerücht, es sei in einer der letzten Sitzungen über Antrag fortschrittlich gesinnter Mitglieder, „und sogar mit voller Zustimmung der geistlichen Bank," beschlossen worden, Se. Majestät um Gewährung von Censurerleichterung und um die Gestattung zu bitten, daß die Verhandlungen der Ständeversammlung und die gehaltenen Reden durch den Druck veröffentlicht werden dürfen. — Beide Anträge, deren Gewährung allerdings problematisch sein dürfte, bewähren einen erfreulich guten Geist der Versammlung, welcher die Ereignisse in Berlin als gutes Muster dienen mögen.

Der Antrag auf Veröffentlichung wird — wenn genehmigt — ? — die besten Folgen haben, denn man spräche dann nicht mehr en famille, man ließe sich dann seine Reden und Anträge nicht — wie vorgekommen — von untauglichen Söldnern anfertigen, ohne der Versammlung über das abgelesene Opus genaue Rechenschaft geben zu können, mancher Redner, würde sachförderlich schweigen, um nicht auch das Lesepublikum in Heiterkeit zu versetzen.

So kam es jüngsthin vor, daß ein Redner bei Votirung des Monumentes für Erzherzog Karl rasch aussprach, seit langen Jahren schon wurme es ihn, daß man minder bedeutenden gefallenen Heerführern bei Kulm Monumente gesetzet, Erzherzog Karl'n aber immer vergessen habe. Reden lernt der Mensch zweimal im Leben, einmal wenn ihm die Zähne wachsen, einmal wenn diese Zähne für's Parlament sich behaaren sollen; weit schwieriger ist dieses zweite Stadium.

Jene beiden angeblich gefaßten Beschlüsse machen erfreuliche versöhnende Wirkung im Publikum; mögen sie zur Wahrheit werden, sie würden zur Erleuchtung weit mehr beitragen, als jene verweigerten 1600 Fl. S. S.

IV.

Aus Frankfurt am Main.

1.

Heller und Berly. — Problematische Details über den Entwurf des deutschen Preßgesetzes.

Unsere beiden Hauptzeitungen, die Oberpostamtszeitung und das Frankfurter Journal haben in einem Zeitraum von wenigen Wochen ihre beiden ehemali-

gen und nominellen Redacteure verloren. Herr Heller, der „Redacteur" des „Journals" war eigentlich gar nicht zu den Schriftstellern zu zählen; er redigirte anfangs mit der Scheere und später mittelst eines Guldens, den er per Brief an seine Correspondenten auszahlte. Was von politischer Haltung in dem Blatte ist, kann man seinem Verdienst kaum zuschreiben, indem die eigentliche Leitung desselben längst andern Händen anvertraut blieb. Dagegen war der Hofrath Berly, so lange er bei der Oberpostamtszeitung fungirte, ein in der That gewandter Journalist. Gesinnung und Charakter waren nicht seine übermäßige Leidenschaft; aber es war ein Mann von Esprit (aus einer französischen Familie stammend) von großer publizistischen Belesenheit, seine lebenslustige Weise brachte ihn mit vielen interessanten Persönlichkeiten in Berührung; er hatte die ganze napoleonische Zeit mitgelebt und am Sitz des Bundestages Erfahrungen und Beobachtungen genug gesammelt, um ein interessanter Journalist sein zu können. Leider war er zu sehr Bonvivant und seine Vermögensverhältnisse nie so geordnet, um ihm Selbstständigkeit und Charakterunabhängigkeit zu geben. Seine Feder trug das Wappen mit der bekannten Devise: „Ich diene" und es war nicht immer die gute Sache, der sie gedient hat. Berly war 66 Jahre alt und ein geborener Frankfurter, wo er seit 1811 fast ununterbrochen lebte. Er war, so lange sein Körper noch gesund war, als guter Gesellschafter und wegen einer gewissen gutmüthigen Malice sehr beliebt. In den letzten Jahren war er jedoch ganz hinfällig und hatte an der Redaction der Oberpostamtszeitung fast oder gar keinen Antheil mehr.

Man hört nun Näheres über das beabsichtigte deutsche Preßgesetz, obschon dasjenige, was man vernimmt, an's Unglaubliche grenzt, wenn es auch aus Kreisen transpirirt, die allerdings der Sache nahe stehen. Ihr Correspondent selbst ist so glücklich, fast möchte ich sagen, so unglücklich gewesen, eine Abschrift des Entwurfs zum neuen Preßgesetz unter vier Augen zu lesen; allein, trotzdem das Schriftstück die vollen Kennzeichen eines amtlichen Charakters an sich trägt, so erscheint es ihm doch als eine Unmöglichkeit, daß es direct von einer so erleuchteten Regierung, wie die preußische, ausgegangen sein soll. Möglich, daß ein höherer preußischer Beamte auf eigene Faust einen solchen Entwurf an den Bundestag eingesendet hat, aber als einen Plan, der von dem Gouvernement selbst ausgegangen ist, kann ich ihn nun und immermehr anerkennen.

Die Grundzüge sind ungefähr folgende. Es wird jedem deutschen Bundesstaate freigestellt, die Censur aufzuheben und „volle Preßfreiheit" einzuführen. Es darf dies jedoch nur unter Garantien geschehen, welche in der Ueberwachung der Buchdruckereien und Buchhandlungen, der Antiquare, Lesecabinetten und Colporteure bestehen, und die Unterdrückung aller gemeingefährlichen Schriften und Bildwerke wird jedem solchen „preßfreien Staate" zur Pflicht. Gemeingefährlich und als Verbrechen zu bestrafen, sind folgende Kategorien: 1) Gotteslästerung, Herabwürdigung einer der christlichen Kirchen oder sonstigen geduldeten Gesellschaft durch Verspottung ihrer Lehren, Einrichtungen, Gebräuche u. s. w. 2) Mittelbare oder unmittelbare Aufforderung, die Landesverfassung oder die Landesgesetze auf ungesetzlichem Wege zu ändern oder aufzuheben. 3) Herabwürdigung eines deutschen Bruder- oder Bundesstaates durch Schmähung, Spott oder Verleumdung der Staatseinrichtungen, Regierungs- oder Verwaltungsmaßregeln der Be-

hörden. 4) Verunglimpfung deutſcher Bundesfürſten oder eines Mitglieds ſeiner Familie. 5) Beleidigung eines mit dem deutſchen Bunde in völkerrechtlichem Verkehr ſtehenden auswärtigen Regenten oder ſonſt einer befreundeten Regierung. 6) Beleidigung eines in Deutſchland beglaubigten Geſandten. 7) Angriffe gegen die Prinzipien des Eigenthums und der Familie, in ſo weit ſie die wiſſenſchaftliche Erörterung überſchreiten. 8) Grobe Unſittlichkeit.

Zu jeder Zeitſchrift iſt eine Conceſſion erforderlich, jedes Preßvergehen zieht den Verluſt derſelben auf zwei Jahre, jedes Preßverbrechen den Verluſt auf fünf Jahre nach ſich. Jeder Verleger einer Zeitſchrift muß Caution ſtellen, und einen Proſpectus des Inhalts vorlegen, deſſen Ueberſchreitung als Preßvergehen beſtraft wird. Die Beſtimmung der Strafen bleibt den einzelnen Bundesſtaaten anheimgeſtellt; doch die Beſchlagnahme ſolcher Schriften iſt nothwendig, der Redacteur oder Herausgeber einer Schrift iſt ſtets als Miturheber des darin enthaltenen Preßverbrechens anzuſehn, ebenſo der Verleger oder Drucker, falls der Verleger nicht genannt iſt, ſofern ſie den Verfaſſer in den deutſchen Bundesſtaaten nicht nachweiſen können. Außer dieſen Fällen gelten hinſichtlich der criminellen Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers die allgemeinen Rechtsgrundſätze. Jedem Bundesſtaate bleibt überlaſſen, den Debit gemeingefährlicher Schriften, auch wenn ſie nicht unter die Kategorie eines Preßverbrechens fallen, zu verbieten; doch wird der Einheit wegen die Bundesverſammlung ein Syndicat beſtellen, welches ohne Rückſicht auf die Landesbehörde, gegen gemeingefährliche Schriften mit Verbot und Strafe einſchreiten ſoll. Zeitungen müſſen eine Stunde vor der Ausgabe jeder Nummer ein Exemplar bei der Behörde deponiren; Zeitſchriften acht Stunden früher!

Wir glauben, im Intereſſe der Regierungen zu handeln, indem wir derartige Gerüchte öffentlich machen. Schon öfters hat in Folge ſolcher Veröffentlichung die Behörde ſich veranlaßt geſehen, durch Erklärung des wahren Thatbeſtandes die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Daß irgend eine der deutſchen Regierungen die beſtimmten Zuſicherungen der Bundesacte dahin ausdeuten ſollte, daß ſie ſtatt einer einfachen Cenſur eine vierfache (Drucker, Verleger, Landesbehörde, Syndicat) einführt, halten wir für unmöglich; daß eine ſolche Veränderung der Preßgeſetze nach jenem Entwurf ſelber als eine Verſchärfung angeſehen wird, zeigt am beſten eine Stelle deſſelben, in welcher die Schriftſteller, die noch unter Cenſur ſchreiben, im Fall eines Preßvergehens bedroht werden, nach den neuen Geſetzen behandelt zu werden; die Preßfreiheit wird alſo als eine Strafe dargeſtellt. — †.

2.

Schloſſer's Geſchichte von Kriegk.

Wir laſen ſchon mehrmals in dieſen Blättern Urtheile über ein Nationalwerk, deren ſchroffe Seiten vielen Verehrern der Schloſſer'ſchen Weltgeſchichte nicht einleuchten wollen. Die früheren Beurtheiler in dieſen Blättern ſcheinen von Grundſätzen ausgegangen zu ſein, auf die es bei einem ſolchen Nationalwerke, einem Buche für das deutſche Volk, gar nicht ankommt; ſie legten den Maßſtab der Schulphiloſophie an ein Werk, welches grade den Gegenſatz zwiſchen Schulphiloſophie und Leben ſtets ſcharf im Auge behält; ſie verlangten

eine tiefeingehende, liebevolle Behandlung der Sagen und Mythen von einem Geſchichtſchreiber, der der Mythe ihr Recht läßt, aber immer nur auf dem Boden der verbrieften Wirklichkeit, des wirklich Geſchehenen ſich bewegen will. Wir dächten, dieſe zwei Seiten des Schloſſer'ſchen Werkes reichten hin, um es zum wirklichen echten Volksbuche, d. h. zu einer Quelle der Wahrheit, der politiſchen und ſittlichen Belehrung eines Volkes zu machen. Wo haben wir, bei allem Reichthum unſerer hiſtoriſchen Literatur, ein Werk aufzuweiſen, das von ſo tiefem, männlichem Ernſte, von ſolcher unbedingter Wahrheitsliebe, von ſo grader und biederer Treue, von ſolcher durch kein äußeres Blendwerk geſchwächter Sittlichkeit durchdrungen iſt? Wahrheit und Natur ſind die beiden Angeln, um die ſich die Schloſſer'ſche Geſchichtſchreibung dreht; aus ihnen keimt die reiche Saat der wahren Bildung, der Ehrliebe, der Tugend, der Vaterlandsliebe und Aufopferung für alles Gute und wahrhaft Schöne; in dieſem Sinne dürfen wir Schloſſer den größten der alten Hiſtoriker, einem Thucydides und Tacitus, an die Seite ſetzen. Nur die ſchöne, runde Form geht ihm ab, aber das iſt bei dem ungeheuern Wiſſensumfange dieſes Mannes, dem keine Seite der heutigen Wiſſenſchaft unbekannt iſt, nur ganz natürlich; der Stoff und die Geſinnung läßt keine Kunſt bei ihm zur höhern Entwickelung kommen; und dann iſt auch der Mangel der Formſchönheit, beſonders beim Geſchichtſchreiber, faſt eben ſo ſehr ein Fehler der letztvergangenen Zeit überhaupt, die erſt in den jüngſten Jahren angefangen hat, mit den einfacheren Geſchichtsſtoffen auch zugleich wieder eine äſthetiſch ſchöne Form in der Geſchichtſchreibung anzuſtreben. Unſerm Schloſſer, wie dem großen Thucydides, iſt die Geſchichte das Mittel, „die unbegreifliche, ſtets ſich verbergende Natur des innern Menſchen durch ſcharfe Prüfung und vielſeitige Betrachtung ſeiner Thaten zu enthüllen und darzuſtellen.“ Das Moraliſche iſt nicht ſein Hauptzweck, auf den er losſteuert, aber ſein gerader, edler Sinn dringt ſtets, an der Hand tiefſter Forſchung und Prüfung, zur reinſten Sittlichkeit vor. Daher ſeine völlige Verachtung alles Scheins, alles Afterglanzes, alles deſſen, was nur der Phantaſie und Sinnlichkeit ſchmeichelt! Dabei iſt er nichts weniger als Rigoriſt, er betrachtet das Menſchliche menſchlich, meiſtens mit mildem, wenn auch ſtets ernſtem Sinne; ſo kann ſein Werk nicht verführen, nicht mit falſchen Begriffen und Richtungen verlocken, es wirkt zugleich mächtig auf den Verſtand und auf das Herz des Leſers. Iſt die Form auch nicht reich und ſchmeichelnd, ſo iſt ſie doch ganz was ſie ſein ſoll, ernſt bei einem hochernſten Gegenſtande, ruhig, beſonnen und nüchtern; ſie erweckt Vertrauen zum Geſchichtſchreiber und ſeiner unwandelbaren Ueberzeugung, ſie pflanzt dieſe Ueberzeugung ohne alle weitere Kunſt, blos durch die innere Macht der Wahrheit und Natur, in unſere eigenen Herzen über. So wollen wir denn den Gedanken, die durch tiefe, ſtrenge Gelehrſamkeit dem Volke unzugänglichen Originalwerke des trefflichen Mannes in leichter und allgemeiner Form aller Gebildeten genießbar zu machen, als einen höchſt glücklichen preiſen und uns für unſere deutſche Volks- und menſchheitliche Entwickelung freuen, daß ihr in der Kriegk'ſchen Bearbeitung jener Werke ein unerſchöpfliches Hülfs- und Erbauungsmittel gereicht wurde. Die weiteſte Verbreitung dieſer Weltgeſchichte iſt ein Zeichen unſeres tüchtigen geiſtigen Fortſchrittes und ein Volk, das aus ſolchen Quellen ſeine politiſche und ſittliche Bildung ſchöpft, wird dem höchſten Zwecke des Völkerlebens: Freiheit, Bildung und

Gerechtigkeit, gewiß am nächſten kommen! Vor Allem aber wird unſere deutſche Nation aus dem genannten Werke die Ueberzeugung gewinnen, daß der innerſte, heilige Kern der Geſchichte die Troſtloſigkeit zu verbannen im Stande iſt, welche ihre äußere Schaale nur zu oft in uns aufkeimen läßt; daß weiſe Mäßigung und Gerechtigkeit für die Menſchheit, wie für jedes Volk und Individuum die wahren Grundpfeiler jedes höheren Lebens ſind!

— a —

V.

Aus Berlin.

Felix Mendelſohn's Schweſter. — Bettina und Gräfin Hahn. — Geibel. — Fremde Gäſte. — Gerücht von einem Preßentwurf. — Der Landtag. — Kein Cabinet noir! — Michelet. — Uhlich.

Ich habe Ihnen ein trauriges Ereigniß zu melden: Fanny Henſel, die Gattin des Maler und Profeſſor Henſel, Schweſter von Felix Mendelſohn-Bartholdy, iſt plötzlich, in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer künſtleriſchen Thätigkeit geſtorben. Eine große Zahl ihrer Compoſitionen — ſie war ungemein productiv — wird auch ſpätere Zeiten erfreuen; ſie vereinigen die Kraft einer Melodie, die aus dem Herzen kommt, mit dem Geſchmack, der dieſer kunſtgebildeten Familie eigen iſt. Noch zuletzt hatte ſie ein Trio für Clavier und Saiteninſtrumente componirt, das bei dem kunſtliebenden Publikum, welches ſich in den Matinéen dieſer allgemein verehrten Frau zu verſammeln pflegte, den allgemeinſten Anklang fand. Nachdem ſie vielfach die Welt von allen Seiten angeſehen, lebte ſie in einem reizenden Gartenhaus in der Leipziger Straße mit ihrer Familie, und dieſer Ort war der Sammelplatz aller Fremden und Einheimiſchen, welche für claſſiſche Muſik Intereſſe hatten. Die geringe Zahl derer, die ſich zu ihren nähern Freunden rechnen konnten, iſt um ſo tiefer ergriffen, da ſie mit einem ſeltnen Geiſt, einer hohen, vielſeitigen Bildung die reichſte Herzensgüte vereinigte. Dieſes Andenken in den Herzen guter Menſchen wird ihr ein eben ſo rühmliches Denkmal ſein, als was die Kritik an ihrer künſtleriſchen Thätigkeit bewundert. —

Es iſt überhaupt für Berlin eigenthümlich, einen wie großen Einfluß namentlich in neuerer Zeit die Salons geiſtreicher Frauen ausgeübt haben. Wer erinnert ſich nicht an Rahel, zu ihrer Zeit das Centrum des Berliner Esprit. Jetzt iſt es etwas leer geworden; Frau von Arnim, das ſeelenvolle „Kind," die Gründerin der Schnebe-Religion, hat ſich jetzt von der Demagogie, in der ſie ſich in den letzten Jahren mit einer gewiſſen Virtuoſität bewegt hat, zurückgezogen und beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit Herausgabe der verwilderten Werke ihres „Freundes," des Vaters ihrer Kinder, von denen noch ganze Actenſtöße in ihrem Pult ſchlummern ſollen. Ihre Verbindung mit der fleiſchgewordenen Kritik ſcheint loſer geworden zu ſein; ihre Werke erſcheinen nicht mehr in dem Charlottenburger Cigarrenladen, ſondern in dem eignen hochfreiherrlichen Verlagsbureau. Gräfin Hahn iſt noch immer der alte Zugvogel; ſie ſucht noch immer den Rechten, die holde Diogena, und der große Erfolg des maliciöſen Buches, welches ihre Art und Weiſe perſiflirt, wird ſie in ihren Verſuchen und Hinderniſſen nicht ſtören. Ihr eleganter Verleger, Herr Duncker, iſt nach Dresden gereiſt, um einen neuen Beitrag zu ihrer fatiguirten aber doch noch foudroyanten Schöpfungs-

fähigkeit in Empfang zu nehmen. In demſelben Verlag iſt die achte Auflage von Emanuel Geibel's Gedichten in glänzender Ausſtattung erſchienen; ein Erfolg, der befremden könnte, da der Inhalt jener Lieder ziemlich leicht iſt und die Reminiscenzen an alte lyriſche Notabilitäten ſich nirgend verleugnen. Aber Geibel iſt einer der wenigen Poeten unſrer Tage, der noch Sinn für muſikaliſchen Eindruck hat. Namentlich gewiſſe ſüddeutſche Dichter ſollten ſich ihn in dieſer Beziehung zum Muſter nehmen, denn was hilft aller politiſche Bilderpathos, wenn ſich die Reflexion nicht durch „des Liedes Silberklang" der Seele einſchmeichelt!

Unſere Buchhändler ſind von der Leipziger Meſſe zurückgekehrt; die Geſchäfte ſind nicht gerade bedeutend zu nennen. Herr Fr. Brockhaus verweilt ſeit einigen Tagen hier, und man verfehlt nicht, dieſen Umſtand mit der Tendenz, welche die Deutſche Allg. Zeitung ſeit einigen Wochen verfolgt, in Verbindung zu ſetzen. — Adolph Stahr, der Berichterſtatter der Bremer Zeitung für die Landtagsverhandlungen iſt abgereiſt.

Die Viardot Garcia wird nun wirklich abreiſen, nachdem ſie uns über die Zeit hinaus auf allerhöchſten Befehl noch einige Male erfreut hat.

Die Löwen oder Elephanten der letzten Woche, die kleinen Geſchwiſter Neruda, haben uns verlaſſen, um Leipzig mit ihrer Kunſtfertigkeit zu beglücken. Nächſter Tage wird ein Säugling erwartet, der eine Sonate pathétique auf dem Contre-Baß, und zwar mit dem linken Fuße, ſpielen wird. — Fräulein Unzelmann aus Leipzig iſt engagirt, und es iſt zu hoffen, daß dadurch der grenzenloſen Dürftigkeit unſeres weiblichen Bühnenperſonals einigermaßen unter die Arme gegriffen wird. —

Es circulirt hier handſchriftlich der Entwurf eines Preßgeſetzes, von dem man behauptet, er ſei von Preußen aus dem Bundestage vorgelegt worden. Er iſt von der Art, daß die bisherige Cenſur noch wie ein Act der Gnade dagegen ausſieht; er ſcheint nicht allein darauf angelegt, alle freiere Bewegung der Preſſe unbedingt zu hemmen, ſondern auch in die ſchon verwickelten Rechnungen der Buchhändler die grenzenloſeſte Verwirrung anzurichten. Wir halten es für unmöglich, daß dieſer Entwurf authentiſch ſein ſollte; Preußen, das ſo lange dahin ſtrebt, ſich an der Spitze eines vernünftigen Fortſchritts zu behaupten, wird unmöglich ein Geſetz entwerfen, welches das Gepräge der craſſeſten Reaction an der Stirn trägt, und das in einem Augenblick, wo durch die ſtändiſche Verſammlung ein ſo großer Schritt vorwärts geſchehen iſt. Wie dem auch ſei, wir machen die Stände, und namentlich die Abtheilung, welche ſich mit den Petitionen um Preßfreiheit zu beſchäftigen hat, auf das Ernſtlichſte auf dieſen merkwürdigen Entwurf aufmerkſam.

In der Berathung des Geſetzentwurfs über Regulirung der bürgerlichen Verhältniſſe, der, einen kräftigen Bauernſtand zu ſichern, der Güterbewegung ehrſam mittelalterliche Schranken ſetzen wollte, hat die Idee patriarchaliſcher Bevormundung eine entſchiedene Niederlage erlitten. Der Entwurf iſt in all' ſeinen Punkten von einer bedeutenden Majorität zurückgewieſen, und der Landtagscommiſſarius hat auf Befragen erklärt: aufdringen wolle die Regierung ihre Wohlthaten nicht.

Uebrigens hat der Landtag bei allem guten Willen und bei allem Pflichteifer in der Berathung der Fragen eine große Ungeſchicklichkeit an den Tag ge-

legt, vornämlich im Mangel der Unbescheidung dessen, was zur Sache gehört, von unwesentlichen Interessen. Die ganze Berathung über die Geschäftsordnung ist nach meiner Ansicht ein faux pas; sie hätte sich, nachdem der Landtag in der Adresse seine Rechte verwahrt, an die einzelnen Gelegenheiten anschließen müssen, wo das Nichtausreichen jener Bestimmungen evident gewesen wäre. Jetzt wird die kostbare Zeit in rein formellen Fragen verschwendet. Außerdem ist diese Sucht, sich reden zu hören, wenn man auch nichts zu sagen hat, von großem Nachtheil. — Die Ansicht, man werde den Landtag auf den Herbst vertagen, gewinnt an Wahrscheinlichkeit.

Inzwischen tragen sich eine Menge liberaler Deputirten noch immer mit den Gedanken herum, was sie hätten thun können, wollen, sollen u. s. w. — Ob das im Jahre 1851 ähnlich sein wird?

Von höchstem Interesse und sehr erfreulich ist eine Erklärung, die Herr von Bodelschwingh bei einer speziellen Veranlassung in der Kammer ablegte: „Es hat sich das Gerücht verbreitet, es seien die Briefe eines Deputirten auf der Post eröffnet worden. Ich nehme hiervon Veranlassung, zur Beruhigung sämmtlicher Deputirten und der ganzen preußischen Nation zu erklären, daß das Gouvernement solche unwürdige Mittel verabscheue. Entweder muß also das Gerücht auf einer Verleumdung beruhen oder auf der Untreue eines untergeordneten Postbeamten; sollte dieser denunzirt und überführt werden, so ist seine Cassation gewiß."

Das Fest, zu welchem sich eine große Zahl ständischer Deputirten im Kroll'schen Local vereinigten, hat seine beabsichtigte Wirkung nicht erreicht. Bei aller Lustigkeit war eine — wie soll ich es nennen — unheimliche Spannung über die Gesellschaft ausgebreitet.

Gegen Prof. Michelet, der als Mitglied der französisch-reformirten Gemeinde über die Entscheidung des Gouvernements in Beziehung auf den Prediger Detroit zu Königsberg in der Vossischen Zeitung protestirte, ist auf Amtsentsetzung erkannt, dieselbe jedoch auf dem Gnadenwege suspendirt worden.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht die Correspondenz des Ministers der geistlichen Angelegenheiten mit Uhlich, welche die Preuß. Allgem. Zeitung amtlich mittheilt. Mit einer leisen Malice wird von Seiten des Ministers auf die Devotion herabgesehen, mit welcher Herr Uhlich Se. Majestät um Gnade und Schonung anfleht. Es wird ihm erwiedert, er solle entweder aus der preußisch-evangelischen Kirche austreten (was nach dem neuen Toleranzedikt keine Schwierigkeiten hat), oder sich unterwerfen. Ich muß aufrichtig erklären, daß mir dieses Verlangen billig erscheint. Es ist Zeit, daß mit dieser renommirenden Halbheit in religiösen Dingen ein Ende gemacht wird. Jenes devote Schreiben des Herrn Pastor wird viele seiner Verehrer über ihn aufklären.

Neukölln.

Druckfehler. Im vorigen Hefte, in dem Tagebuchartikel: Erzherzog Karl, muß es statt: „ihre Bildsäulen stehen vor dem Schlosse des Königs, für den sie gefallen," heißen: für den sie gefochten. Ferner ist in der Correspondenz aus Prag als ständischer Theater-Beitrag 10,000 Fl. statt 1000 Fl. zu setzen. Endlich ist am Anfang der ersten Notiz: Jedermann statt Man zu lesen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Erinnerungen an Achim von Arnim *).

Bettina und ihr „Freund." — Arnim's äußeres Leben. — Das Jahr 1806. — Die Romantiker und die heutigen Berliner. — Weltbürgerthum. — Die Reactionen nach der Schlacht bei Jena. — Des „Knaben Wunderhorn" und Herder's „Stimmen der Völker." — Ein Ausspruch Goethe's. — Romantik und Aufklärung. — Copie der Renaissance-Schriftsteller. — Arnim und die holländischen Maler. — Die Schaubühne und die Tieck'sche Ironie. — Gräfin Dolores. — Halle und Jerusalem. — Die Kronenwächter. — Novellen. — Schlußbemerkungen.

Es sind jetzt zwölf Jahre her, als ein seltsames Buch die deutschen Literaten in Verwunderung setzte. Es hieß: „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" und enthielt ein seltsames Liebesverhältniß, das in den Jahren 1807—9 zwischen dem sechzigjährigen Dichter und einem dem doch zwanzigjährigen Kinde stattgefunden hatte. Es war eine sonderbare Art von Liebe, auf ein rein geistiges Verhältniß basirt, und doch höchst sinnlicher Natur. Das Gedicht war reich an sinnigen Naturanschauungen, kühnen Aperçus, aber aus dem Ganzen konnte man keinen rechten Vers machen; Empfindungen, Gedichte, Erlebnisse verschwammen in einander, Traum und Wirklichkeit war durch keine scharfe Scheidewand von einander getrennt. Aber eine warme, erquickende Frühlingsluft wehte durch dieses verworrene Gespinnst; ich las es in einem Winter, der zwischen 24 und 28° Kälte schwankte, und es malte mein Zimmer mit grünen, blühenden Linden und dunkeln Tannen aus.

„Dieses Buch ist für die Guten, und nicht für die Bösen," hatte Bettina als Motto ihrem Werke vorangesetzt. Und in der That, die sittliche Tendenz mußte mit genial frommen Augen angeschaut werden, wenn man nicht auf wunderliche Gedanken gerathen sollte. Denn einzelne Briefe

*) Bei Gelegenheit der Sammlung seiner sämmtlichen Werke, von der so eben der neunzehnte Band die Presse verläßt. (Berlin 1847. Expedition des von Arnim'schen Verlags.)

an Goethe reichten doch ziemlich weit hinaus, wo Bettina, das Kind, schon glückliche Gattin und Mutter mehrer gesunden Kinder war, und in diesen Briefen ist das Feuer der alten Liebe noch keineswegs verglommen. Wenn in früherer Zeit Goethe's Rock ihr heiliger und werther gewesen war, als ihre Nebenmenschen, so ist noch immer ihr höchster, seligster Traum zu des Dichters Füßen zu liegen und seine Knie zu umfassen.

Als dieser Briefwechsel erschien, war Goethe schon drei Jahre todt, und noch ein Jahr früher war Bettinen's Gatte gestorben, der in jenen Briefen mit der kümmerlichen Bezeichnung „der Freund" abgespeist wird. Es war L. Achim von Arnim, von dem man wohl gehört hatte, daß er Volkslieder herausgegeben und zu den romantischen Humoristen gehört hätte, dessen Schriften im Uebrigen aber spurlos aus dem Gedächtnisse des Volks entschwunden waren. Seit acht Jahren nun hat Bettina, im Verein mit seinen germanistischen Freunden, den Gebrüdern Grimm, seinen literarischen Nachlaß geordnet, und so einen Dichter der Nation wieder in Erinnerung gebracht, der uns als lebendiges Bild einer Gottlob überwundenen Zeit von Interesse sein kann.

Daß seine Schriften lebendig in die Gegenwart eingreifen sollten, davon ist nicht die Rede, so wunderbar auch die geistige Tiefe ist, die sich zuweilen in ihnen aufschließt. Aber der wirkliche Pulsschlag des Lebens geht ihnen ab; sie können nur als werthvolle Studien gelten und gehören der Literaturgeschichte an.

Arnim ist in Berlin geboren, im Jahr 1781; er gehört also zu den jüngsten Dichtern derjenigen Generation, die man als die romantische zu bezeichnen gewohnt ist *). Von seinem äußerlichen Leben ist wenig zu sagen, er hat Medizin und Naturwissenschaften studirt, in seinem 18. Jahr eine Theorie der elektrischen Erscheinungen geschrieben; er hat sich mit der Schwester seines Freundes Clemens Brentano verheirathet, sein Gut Wiepersdorf bewirthschaftet und ist im Jahr 1831 gestorben.

Sein eigentliches Leben scheint in der Phantasie gelegen zu haben; von diesem gibt uns die Reihe seiner Schriften ein hinlängliches Zeugniß. —

*) Es wird von Interesse sein, das Altersverhältniß dieser Dichter anzudeuten nach ihren Geburtsjahren. 1759: Schiller — 1762: Fichte — 1763: Jean Paul — 1767: A. W. Schlegel; E. Wagner; W. v. Humboldt — 1768: Schleiermacher; Zach. Werner — 1769: E. M. Arndt; A. v. Humboldt — 1770: Hegel; Hölderlin; Falck — 1772: Friedrich Schlegel; Novalis; Wackenroder — 1773: Tieck — 1775: Schelling — 1776: H. v. Kleist; E. T. A. Hoffmann — 1777: Brentano; Fouqué; Rahel — 1779: Oehlenschläger — 1780: Solger — 1781: Chamisso; Achim v. Arnim.

Das erſte Buch von Bedeutung, das wir von ihm haben, iſt „des Knaben Wunderhorn,“ eine Sammlung deutſcher Volkslieder, in Gemeinſchaft mit ſeinem Freund Brentano im Jahr 1806 herausgegeben. Um die Bedeutung dieſes Buchs zu verſtehen, müſſen wir uns die allgemeine Tendenz jener Zeit vergegenwärtigen.

Das Jahr 1806 war für die deutſche Literatur ein eben ſo entſcheidender Wendepunkt als in den politiſchen Verhältniſſen Deutſchlands. Es war die Zeit, wo die romantiſche Schule, die das deutſche Bewußtſein in allen Beziehungen aus ſeinen Fugen gerückt, in der Religion, der Philoſophie, der Politik und der Kunſt die ſeltſamſten Tendenzen prophetenartig ausgeſtreut hatte, ihre Kräfte erſchöpft und ihren revolutionären Beſtrebungen entſagt hatte. Sie hatte ſich in ein Unternehmen eingelaſſen, das über ihre Kräfte ging, das überhaupt nur ſo lange die Phantaſie reizen konnte, als es ſich ganz im Allgemeinen hielt: das Unternehmen nämlich, Idealismus und Realismus vollkommen zu verſöhnen, in der Religion alle Gegenſätze, Heidenthum, Chriſtenthum, Philoſophie zu neutraliſiren. Dieſe Religion, die zugleich die reichſte Blüthe der Mythologie entfalten ſollte — denn ſie nahm ja in ihr Pantheon alle Zeiten und Völker auf — verklärt durch die tiefſten Speculationen der Metaphyſik ſollte in der Kunſt dargeſtellt werden; letztere ſollte mit ihrer univerſellen, ſymboliſchen Bedeutung alle Unterſchiede der Nationen verwiſchen und zugleich die Myſterien aller Wiſſenſchaften: Phyſik, Geſchichte u. dergl. m. umfaſſen. Es ging damals in Berlin eben ſo wie heutzutage in der ſogenannten kritiſchen Schule; man galoppirte vorwärts, im Flug wurde ein Standpunkt nach dem andern überwunden, ein Boden nach dem andern aufgegeben; man fühlte immer tiefer, immer tiefer, bis man zuletzt nichts fühlte, als dieſe abſtracte Tiefe eines möglichen Fühlens; man phantaſirte und ſchaute immer freier, immer romantiſcher, immer geiſtiger, bis man zuletzt nichts ſchaute, als dieſe abſtracte Freiheit der gegenſtandloſen Anſchauung; man dachte immer ſublimer, bis man ſich zuletzt in den tiefſten, unendlichſten Gedanken, in das abſolute Nichts verſenkte! In einem wilden Wirbel kreiſte die Welt um den betrunkenen Verſtand, um nur irgend einen Halt zu finden, klammerten ſich die einen an die Idee des Katholicismus an, vertieften ſich die andern in die Weisheit der Indier, in das altengliſche Theater, in das Mittelalter u. ſ. w.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe merkwürdige Wendung unſerer Romantik näher zu verfolgen; genug, in dem raſtloſen Jagen nach einem univerſellen Idealismus war man damals ſo weit gekommen, „daß man dies große Werk erſt im Einzelnen durchführen, daß man zuerſt alle Schichten

des Empiriſchen mit dieſen Ideen zerſetzen und durchdringen müſſe, ehe das neue Univerſum aufgerichtet, ehe die Menſchheit in den Einen untheilbaren Tempel des Einen und Allen geführt werden könnte."

Nur durch die vollſtändigſte Durchdringung des Particulären, Eigenthümlichen mit dem Geiſt des Humanismus könne die wahre Einheit des Idealismus und Realismus herbeigeführt werden — das war der Standpunkt, in dem man im Jahr 1806 angekommen war. In dieſem Standpunkte hat ſich Arnim's poetiſche Wirkſamkeit fixirt, da ſeine Entwickelungsperiode damit abgeſchloſſen war. Wenn wir dieſen Geſichtspunkt feſthalten, ſo werden wir Alles, auch das Wunderlichſte in ſeinem Thun und Treiben begreifen.

Es kam noch ein äußerliches Moment dazu. So weit auch die revolutionären Tendenzen der deutſchen Literatur in den Jahren 1790—1806 auseinandergingen, ſo war doch ziemlich ohne Unterſchied die Idee der Weltbürgerſchaft, welche die Sonderintereſſen des Nationalen verſchlingen müſſe, das leitende Prinzip geweſen. Das reflectirte Heidenthum der Weimaner Dichter, die künſtliche Romantik der Schlegel's, der transcendentale Idealismus Fichte's, die Naturphiloſophie Schelling's und die Religionsphantaſien Schleiermacher's hatten denſelben Sinn. Noch in ſeinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" rief Fichte: Was ſoll der Mann thun, deſſen Staat hinter den Anforderungen der Zeit zurückbleibt? Das Kind des Staubes wird an der Scholle kleben; der ſonnenverwandte Geiſt aber wird hinüberziehen, wo Licht iſt und Recht!

Nun aber bethätigte ſich dieſe Weltbürgerſchaft dem deutſchen Volke auf eine bittere Weiſe. Das Unglück der Schlacht bei Jena und die darauf erfolgende Unterdrückung und Entwürdigung des deutſchen Volks regte in der Tiefe des Herzens Empfindungen auf, die bisher latent geweſen waren. Das deutſche Volk ging in ſich, und die Träume ſeiner alten Herrlichkeit dämmerten in ſeinem Bewußtſein auf; gerade das Particuläre, Geheimnißvolle, Unverſtändliche in ſeiner Natur, in der Natur überhaupt ward wieder hervorgeſucht, und den Theorien der Revolution das Evangelium der Natur, der genialen Urſprünglichkeit entgegengeſetzt. Die Gelehrſamkeit, die Kunſt und die Philoſophie ſtieg in den dunkeln Schacht der ſpezifiſchen Nationalität, der hiſtoriſchen Religion, der particulären Dichtung herab, weil der Glaube an das Weltreich des Idealen zu einer Illuſion geworden war. Fichte erklärte nun in ſeinen Reden, mit dem Untergang der deutſchen Nationalität ſei die Menſchheit überhaupt in Gefahr unterzugehen; Arndt, Görres, Werner, Ad. Müller und die übrigen der Schule erfüllten ſich mit den Tendenzen der Widergeburt des Urſprünglichen.

Die bisher revolutionäre Richtung der Romantik wurde reactionär.

Wie verſchieden iſt dem Zwecke nach jene Volksliederſammlung von den „Stimmen der Völker," durch welche Herder vor ungefähr einem Menſchenalter dieſe Emanzipation des Natürlichen im Reich der Bildung angebahnt hatte. Die Stimmen der Völker ſollen nämlich zeigen, wie in der urſprünglichen wahren Poeſie auch derjenigen Völker, die von der Cultur am wenigſten ergriffen ſind, dennoch der Geiſt der Menſchheit ſich offenbart, wie erſt aus der Geſammtheit der mannigfaltigen Farben, in die das Licht der Humanität gebrochen wird, die Totalität des Lichtes zur Anſchauung kommt; darum wird in Herder's Bearbeitungen ſchonend, aber doch nach einem beſtimmten Zweck, die Weiſe jener Naturvölker dem modernen Bewußtſein angenähert; in des „Knaben Wunderhorn" dagegen wird das Anomale, das Unverſtändliche und Myſtiſche herausgekehrt. Es liegt das allerdings zum Theil in der verſchiedenen äußerlichen Beſtimmung dieſer beiden Sammlungen, aber dann vergleiche man Percy mit Arnim, und man wird finden, daß die Reaction gegen die moderne Bildung in dieſem Wunderhorn der Leitton iſt. Es blieb im Uebrigen ein höchſt verdienſtvolles Unternehmen. Ein reicher, zum Theil wahrhaft poetiſcher Liederſchatz breitet ſich aus, Alles bunt durch einander; Naturanſchauung, Liebe, Mährchen, Heldenſagen, das Alltägliche neben dem Wunderbaren, aber alles heiter und ſangbar. Mit literarhiſtoriſcher Strenge verfuhren die Herausgeber eben ſo wenig als Herder; auch ſie ſchlugen den poetiſchen Gewinn viel höher an als den künſtleriſchen. „Die eigentliche Geſchichte," ſchreibt Arnim zehn Jahre ſpäter, „war mir damals unter der trübſinnigen Laſt, die auf Deutſchland ruhte, ein Gegenſtand des Abſcheues, ich ſuchte ſie bei der Poeſie zu vergeſſen, ich fand in ihr ein Etwas, das ſein Weſen nicht von der Jahreszahl borgte, ſondern das frei durch alle Zeiten hindurch lebte. Dieſem Weſen, das mich in neuen und alten Schriften gleich lebhaft anregte, ſuchte ich in ſeinen ſichtbarſten Zeichen auch andern mitzutheilen, ich verſchmähte es nicht, wo ich es in mir ſelbſt zu entdecken glaubte, und ſo wurden dieſe Lieder ein Aufnehmen des Fremden in uns." Dieſen Zuſtand bezeichnet Goethe, der ſich damals für die Sammlung lebhaft intereſſirte, nach ſeiner eignen Aufregung: „Ein Gefühl, das bei mir gewaltig überhand nahm, und ſich nicht wunderſam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins, eine Anſchauung, die etwas Geſpenſtermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob ſie gleich im Augenblick, wo ſie ſich unmittelbar am Leben und im Leben ſelbſt ausdrückt, zuweilen ſeltſam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich ſcheinen müßte." — Die

Nachschrift, mit welcher Arnim den ersten Theil des „Wunderhorns" begleitet, ist von Bedeutung; es ist in demselben, in einer ziemlich verworrenen Sprache, alles das vereinigt, was der Geist der Individualität gegen das humanisirende Bestreben der Aufklärung jemals vorgebracht hat, vom poetischen, sittlichen, socialen, selbst politischen Standpunkte aus. So excentrisch und selbst roh uns diese idyllischen Anforderungen des Naturwuchses klingen mögen, so ist nicht zu vergessen, daß bis dahin die Aufklärung eine rein formelle, zersetzende gewesen war; daß ein Inhalt nothwendigerweise eingegossen werden mußte, und sollte dieser Inhalt auch aus den Barbareien genommen werden, welcher die Aufklärung mit so großer Ausdauer bekämpft hatte. Der Fehler der Romantik lag nur darin, daß sie sich in diesem Standtpunkte fixirte, daß sie in den modernen Vorstellungen nur den verhaßten Gegensatz heraus fühlte, ohne zu merken, daß sie sich selbst in ihren Wendungen und Reflexionen gerade durch diesen Gegensatz bestimmen ließ.

Man kann die Poesie der Zeit nach 1806 zu der vorhergehenden in ein ähnliches Verhältniß setzen, wie die niederländischen Malerschulen zu den italienischen. Nur würde die poetische Auffassung des Thatsächlichen nicht aus der lebendigen, wirklichen Anschauung genommen, sondern aus der Reflexion, ich möchte sagen aus der Gelehrsamkeit. Die Gebrüder Grimm und viele Andere haben nach der Zeit ihren Fleiß und ihr darstellendes Talent an die Erneuerung dieses Ursprünglichen gewendet; überall sieht man aber durch, daß es Gebildete, Gelehrte sind, die sich in die Naivität zurückschrauben. Die Sammlung der Ammenmährchen ist das Beste in dieser Art, weil sie die reinste Copie ist; nur haben die gelehrten Herausgeber übersehen, daß sie gerade durch diese Copie dazu beigetragen haben, das lebendige Original aufzuheben. Die Naivität der Ammenmährchen ist unwiderbringlich dahin.

In engem Zusammenhang mit jener Liedersammlung stehen die Auffrischungen alter Volksromane und Puppenspiele im Renaissance-Geschmack, von denen Arnim im Jahr 1809 eine Sammlung herausgab, unter dem Namen „Wintergarten", durch eine närrische Allegorie dürftig zusammengehalten, und mit neuen Erzählungen im Geschmack jenes alten Stils durchwebt. Was bei den Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts naive Armuth und Unbehülflichkeit war, wird hier Affectation, ungefähr wie man in den blasirten Zeiten griechischer Bildung den äginetischen Stil nachahmte, oder wie man wohl heut zu Tage wieder Heiligenbilder auf Goldgrund malt. Das soll denn etwas Kindliches, Unschuldiges, Ursprüngliches haben, wenn man das Eckige oder gar Falsche der Zeichnung, wie sie bei

der mangelhaften Technik einer ungebildeten Zeit natürlich war, nun durch Reflexion wieder hervorruft!

Wenn man jene besondere Art der niederländischen Malerei genauer ansieht, wo gemeine Volksscenen und heilige Wundergeschichten sich in einander verweben, wo also ein Eindruck den andern aufhebt, so hat man ungefähr die Weise der Arnim'schen Erzählung. Es ist ein gewisser Humor, nur daß der humoristische Maler sich doch eigentlich über die Erscheinungen erhebt, die er abbildet, und von seinem höhern Standpunkt aus die scheinbaren Gegensätze in einanderschmelzen ließ, während Arnim sich künstlich die Augen verbindet, und in dem Labyrinth seiner Erinnerungen und Träume herumtappt, ohne irgend einen Faden.

Die Zeit, die er vorzugsweise schildert, ist die ehrsame Periode der Zünfte; sein auserwähltes Volk sind die Holländer, deren närrisch verständiger Sinn, deren Detailempfindung und Beschäftigung sich für einen solchen Humor am meisten eignen. Die beiden Erzählungen „Holländische Liebhaber" und „Die drei schönen Schwestern und der glückliche Färber", geben uns das beste Bild dieser humoristisch grotesken Anschauungen.

In diese närrisch wehmüthigen Geschichten spielt noch ein zweites Leben, ein Traum- oder Geisterreich hinein, eine Dämmerung, die sich mit der Realität nicht recht vermischt, und doch nicht von ihr scheidet; eine Lyrik, die den trockensten Calcül eines reflectirenden Verstandes mit den wildesten Sprüngen einer abstracten Phantasie vereinigt. Wie in den Opern, fangen in diesen Novellen die Figuren, wenn sie irgend wie erregt werden, sofort an zu singen, und zwar wie in einer Arie, in unmittelbarer Beziehung auf das vorliegende Ereigniß. Hier ein Pröbchen von dieser Lyrik.

Kalte Hände, warmes Herz,
Hab' ich wohl empfunden,
Nahe Thränen, fernen Schmerz
In den Abschiedsstunden;
In der Hände letzten Druck
Froren sie zusammen;
Doch das Herz war heiß genug,
Löste sie in Flammen.

In der Schaubühne, die Arnim herausgab, besteht der größte Theil aus Puppenspielen, in der Manier der alten Hanswurststücke zusammengedrechselt: „Jans erster und zweiter Dienst"; „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies"; „Herr Haurei"; „Jemand und Niemand" u. s. w. Es hat Jeder in seinem Leben Augenblicke, wo er

mit einer gewiſſen Virtuoſität, im Kreiſe guter Freunde, ſich in Albernheiten ergehen mag; Arnim hat aber dieſe Stimmung fixirt; alle jene Geſchichten ſind ein Gewebe von Narrenspoſſen, ohne irgend einen Witz, und es wird einem dabei zu Muthe, als ſähe man einen erwachſenen, in das Leben eingebürgerten Mann ernſthaft mit Puppen ſpielen. Es iſt noch der Nachklang der Tieck'ſchen Ironie, die über allem Irdiſchen „dem Genie gleich auf Morgenwolken" ſchwebt, und aus dieſer Vogelperſpective das Leben verachtet; nur hat Arnim dabei nicht dieſe romantiſche Suffiſance, dieſe Coquetterie mit dem eignen Ich, wie ſie aus der Fichte'ſchen Schule in die Berliner Blaſirtheit übergegangen war. Tieck, wenn er ſich mit Kindereien beſchäftigt, winkt immer ſehr pfiffig dem Publikum zu: „Glaubt doch nicht, daß mir dergleichen Ernſt iſt! Ich bin ſehr gebildet; wenn ich ein Kind bin, ſo bin ich wenigſtens ein altkluges, ein himmliſches Kind mit ungemeinen Inſpirationen." Aber Arnim ſucht ſich ſelber einzureden, er treibe etwas Wichtiges, wenn er einem alten Hanswurſt einen neuen Schnurrbart anſtreicht, wenn er die verrenkten Heiligenbilder jener „Kunſt in Windeln" mit einem neuen naiven Einfall bereichert. Er betreibt die Narrheit, wie die Schule ſich ausdrücken würde, mit einer gewiſſen Religion.

Im Jahre 1810 erſchien Arnim's Hauptwerk: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geſchichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein," ein humoriſtiſcher Roman, in dem ſich die Strahlen der Arnim'ſchen Poeſie ungefähr eben ſo concentriren, als Jean Paul's Geiſt in ſeinem Titan, Hippel's in ſeinen Lebensläufen. Dieſe Schrift wird wohl neben der Iſabelle das einzige ſein, die ſeinen Namen der Nachwelt zu charakteriſiren beſtimmt iſt.

Die Geſchichte iſt ſehr einfach. Ein Miniſter, an großartige Eleganz gewöhnt, macht ſo viel Schulden, daß er, um ſeinen Gläubigern zu entgehen, ſein Schloß im Stich läßt. Seine Familie bleibt in Armuth zurück; die Frau ſtirbt bald; die beiden Töchter — Klelia und Dolores — finden endlich reiche Männer — die eine einen ſicilianiſchen Herzog, die andre einen deutſchen Grafen. Der Herzog verführt ſpäter ſeine Schwägerin, dieſe, urſprünglich ein leichtſinniges Frauenzimmer, wird durch bedeutende Ereigniſſe zur Erkenntniß ihrer Schuld gebracht, thut Buße, erhält Abſolution und ſtirbt endlich eines ſeligen Todes.

Aber an dieſe einfache Geſchichte knüpft ſich ein großer Reichthum von Plaſtik und Hiſtorie, und dieſer iſt wohl als ein charakteriſtiſches Bild jener eigenthümlichen Phaſe der Romantik einer nähern Analyſe werth.

Die Begebenheiten ſind ſo loſe aneinandergefädelt, wie nur immer mög-

lich; eine Figur nach der andern tritt auf, um irgend welche Reflexionen einzuleiten, und verschwindet alsobald; die Handlung stockt auf einmal, um durch allerhand Nebengeschichten unterbrochen zu werden; bei keiner Gelegenheit verfehlen die handelnden oder betheiligten Personen eine Reihe lyrischer Betrachtungen darüber in Verse zu bringen, die keine Spur musikalischer Abrundung haben. Die Hauptsachen werden häufig mehr angedeutet als ausgesprochen; Arnim hat vor Allem das Bedürfniß, seine unmittelbare Stimmung auszusprechen. Mitten in einer plastisch reinen Darstellung wirklicher Scenen umspannt plötzlich das Grau einer unbestimmten Allegorie den Horizont, und dieselben Figuren, die wir eben lebensfrisch neben uns gesehen, mit denen wir uns unterhalten, uns verständigt, finden wir dann wieder als Abstractionen, oder gradezu als Gespenster, nur ohne unheimlich lüsterne Grauen einer treuherzigen Gespenstergeschichte. Jener liederliche Minister, der Frau und Kind im Stich gelassen, erscheint auf einmal als indischer Nabob mit einem indischen Weibe wieder vor seinem Schloß, wird dort von seiner zurückgelassenen Gattin, von der wir nichts gehört haben, als daß sie gestorben ist, sehr grob empfangen; diese stellt ihm übrigens einen Herzog von A—, denselben, den wir früher als Gemahl ihrer Tochter Clelia gekannt haben, und der mitterweile auch zu seinen Vätern versammelt ist, als ihren neuen Gatten vor; der Herzog ermangelt nicht, der schönen Tochter Hindostans die Cour zu machen; und reussirt auch, obgleich ein Gespenst. Mit dem Schlage Eins verschwindet der ganze Spuk, das Schloß wird von dem aufgeregten Landvolk an allen vier Ecken angezündet, der Minister ist geneigt, sich selbst für ein Gespenst zu halten, bis er endlich seine Stelle wiedererhält, und sich durch sorgfältige Verwaltung des Staats von seiner Realität überzeugt.

In dieser romantischen Verwirrung wird man nicht selten durch ein scharf gezeichnetes Bild, durch eine treffende und geistreiche Reflexion überrascht. Ein Beispiel. „Vielhundertmal hatte der Graf demonstrirt, daß der Zweikampf, so wie er in Deutschland nur zwischen gewissen Ständen eingeführt, eine elende Taschenspielerei mit der Ehre sei, während ihn die zahlreichen Classen des Volks für etwas Schändliches halten; da sei keine allgemein geglaubte Ehrenreinigung dabei, und in seinem unbestimmten Verhältnisse zu den Landesgesetzen und Sitten, die ihn bald geboten, bald verboten, stelle er ein trauriges Zeichen jener Unbestimmtheit aller Einrichtungen dar, die grade so wesentliche, edelste, höchste Beziehungen im Volk, wie die Ehre, ohne allgemeine durchgeführte Gesinnungen willkürlich mißhandelten, brauchten und

unterdrückten. Das war ſeine Betrachtung, aber mit dem Augenblick der Leidenſchaft faßte ihn die gewohnte Geſinnung ſeines Standes. — Der Baron war aber längſt über dergleichen Verhältniſſe hinaus; er lachte den Grafen an, ob er ihn denn für wahnſinnig halte, ſich auf ſo etwas einzulaſſen, — — er dictirte in großer Ruhe eine ſo beſchämende Abbitte, daß der Graf, der von dem Muthe des Barons manche Proben wußte, über eine Natur ſtaunte, die aus dem ganzen Ehrenkreiſe ſeiner Zeit, ſeines Volkes, ohne große Begebenheiten, blos durch ſich ſelbſt herausgeriſſen worden; mit Schrecken dachte er, daß eine Revolution grade nothwendig ſolche Menſchen an ihrer Spitze tragen müſſe, und mancher jugendliche Umwälzungsplan, den er mit dem gährenden Maße der Zeit getränkt hatte, verſchwand vor ſeinen Augen in dem einen bedeutenden Augenblick; nur der Ruchloſe fängt eine neue Welt an in ſich." — Liegt nicht etwas überraſchend Wahres in dieſem Einfall? und dergleichen finden ſich häufig.

Die beiden Ideale Arnim's ſind der Graf und Clelia; fromm, aber nicht pietiſtiſch; heftig, ſtark, entſchieden, aber doch im Herzen milde geſinnt; von großer Empfänglichkeit für die Kindereien der Gemüthswelt, und doch im praktiſchen Leben unverdroſſen, gewiſſenhafte Arbeiter; voll Haß und Verachtung gegen die Welt der Lüge und des Laſters, die ſie umgibt, und doch nicht frei von einer gewiſſen Bewunderung dafür, eben weil ſie ihnen fremd iſt. — Auf der andern Seite ſtehen die Typen eben dieſes gottloſen lügenhaften Zeitgeiſtes, der Herzog v. A—, der Dichter Waller, der häßliche Baron; der erſte, ein Weltmann, der Alles kennt, Alles ſtudirt, um ſchrankenlos zu genießen, die phyſiſche Luſt wie den höchſten geiſtigen Reiz, der bald als gewandter Diplomat, bald als gründlicher Gelehrter, bald als Schwarzkünſtler, bald — als Meſſias auftritt, der in ſeinen Lügen ſich ſelbſt berauſcht, der dabei von einer wirklich gefühlten Achtung vor der ihm fremden Wahrheit durchdrungen iſt, ohne Reue über ſein Weſen zu empfinden, der ſich endlich in der Religion und ihren myſtiſchen Andachtsübungen betäubt, wie früher in der Gluth der Leidenſchaft. Man wird an den Jean Paul'ſchen Roquairol erinnert, und ich wenigſtens muß geſtehen, daß der Charakter des Herzogs feiner angelegt, wenn auch flüchtiger gezeichnet iſt. — Waller iſt einer jener Dichter, deren Leben im Anempfinden fremder Begeiſterung ſich ergehet, die, weil ſie jede Empfindung zu einem Gedicht umwandeln, in einer dichteriſchen Traumwelt wie Nachtwandler ſich bewegen, aber eben darum, weil dieſe Traumwelt in die ſittliche verwebt iſt, zu den unſittlichſten Verhältniſſen Veranlaſſung geben, und in dem Abgrund ihres Empfindungswe-

ſens untergehn. — In dem Baron hat ſich das Bewußtſein der allgemeinen Heuchelei zum ironiſchen Cynismus conſolidirt; er weiß ſeine Ehrloſigkeit in dieſer Welt ebenſo im Recht, als den Schein, den dieſes wüſte, bodenloſe Reich des Unglaubens umhüllt.

Im Jahr 1811 — der Zeit, in welchem das nationale Bewußtſein anfing, ſich zu regen — erſchienen zwei Werke von Arnim: „Halle und Jeruſalem“ und: „Die ſchöne Iſabelle von Aegypten, Kaiſer Karl's V. erſte Jugendliebe.“ — Es iſt charakteriſtiſch für dieſe Romantiker — Tieck, Werner, Hoffmann, Arnim, Brentano — daß ſie den gewaltigen Flügelſchlag des Geiſtes nicht fühlten, daß ihnen höchſtens unheimlich dabei wurde, und daß ſie ſich, um dieſer beklemmenden Stimmung zu entgehen, in allen Spuk der Mährchenwelt flüchteten, aus dem die Zeit ſich loszuwinden ſtrebte.

Halle und Jeruſalem behandelt die alte Geſchichte von Cardenio und Celinde, die ſchon Andreas Gryphius dramatiſch dargeſtellt hat, und die in neuerer Zeit auch Immermann den Stoff zu einem Trauerſpiel hingegeben hat, in verwilderter dramatiſcher Form. Cardenio iſt in Halle Sprecher eines geheimen Ordens, dabei tüchtiger Zecher, ausgezeichneter Paukant, keuſch, wie alle Lieblingshelden unſeres Dichters. Er macht die Extravaganzen des Hallenſer Studentenlebens mit aller Leidenſchaft ſeines energiſchen Charakters mit, vertieft ſich auch lebhaft in die Myſterien einer geheimen Geſellſchaft, bis eine wahre Liebe, die durch einen böſen Zufall gehemmt wird, ihn über die Nichtigkeit ſeines bisherigen Treibens aufklärt; er löſt den Orden auf, geräth in Zweifel und Verwirrungen, fällt dann in die Netze einer — übrigens geiſtreichen und empfindſeligen Buhlerin, wird plötzlich von Reue und einer myſtiſchen Sehnſucht nach dem heiligen Grabe ergriffen, pilgert mit jener Schönen nach Jeruſalem, wo ſich endlich alle Bekannte aus Halle zuſammentreffen, und wird dort, erſchöpft von einer mühſamen Reiſe, unter den Füßen der frommen Chriſten, die nach Jeruſalem pilgern, todtgetreten. Aber bei ſeinem Tode wird er von einem wunderbaren Licht, das von dem Jeſuknaben ausſtrömt, erleuchtet und geheiligt. Eine Menge ſchändlicher Juden, auch britiſche Seehelden (es iſt grade die Zeit, wo der Capitain Sir Sidney Smith um Acre kämpft), Kuchenweiber ꝛc. bringt in die Scene größere Abwechſelung. Auch der ewige Jude, der ſich ſpäter als Cardenio's Vater ausweiſt, tritt auf; nur bleibt man doch im Unklaren, ob es wirklich der ewige Jude iſt oder nicht, oder gar ein Geſpenſt. Geſpenſter, Hexen, Vampyre und der Teufel können natürlich nicht fehlen. Das Ganze iſt eines der merkwürdigſten Producte der Blaſirtheit,

die, weil ſie ſich unbefriedigt fühlt, nach Dieſem und Jenem greift, um es ſogleich wieder wegzuwerfen. Viele Perſonen treten nur auf, um ein Paar Worte zu ſprechen und dann ſofort zu ſterben. In dieſem Wuſt blühenden Unſinns iſt es kaum der Mühe werth, die Paar Goldkörner aufzuſuchen.

Von der ſchönen Iſabelle kann man dagegen ſagen, hier iſt auch Wahnſinn, aber es iſt Methode darin. Wer kennt nicht den geiſtvollen Auszug, den Heine von dieſem ſonderbaren Phantaſieſtück gibt? Im Allgemeinen iſt aber Heine's Darſtellung falſch; trotz all' der Hexen, Alräunchen, Geſpenſter und Vampyre, die in dieſer nächtlichen Schattenwelt in Mitte der hiſtoriſchen Gemälde ſich umhertreiben, empfindet auch der ſomnambulſte Geiſt keine Spur von Schauer; eben weil das Unheimliche mit einem Pragmatismus ausgemalt iſt, der einem Kochbuch Ehre machen würde. Die ſchöne Iſabelle iſt ein naives Kind, die in ihrer Unſchuld den jungen Erzherzog Karl bittet, ſie doch mit einem Kinde zu beſchenken; welches Geſuch dann auch erfüllt wird. Sie führt nachher ihr Volk, die Zigeuner nach Aegypten zurück, und wird feierlich als Herzogin anerkannt. Sie ſtirbt in demſelben Jahre mit ihrem alten Liebhaber, Kaiſer Karl V., nachdem ſie vorher ein Todtengericht über ſich hat halten laſſen. — Die beiden Hauptfiguren ſind ein Alräunchen, das die Jungfrau in einer Hexennacht unter dem Galgen aufgezogen, wo es als Wurzel ſtand; ſie hat ihm zwei Paar Wachholderbeeren als Augen eingeſetzt, eines nach vorn, eines auf den Rücken; der kleine Mann iſt boshaft und eitel; er nennt ſich Cornelius Nepos, und will Feldmarſchall, wenigſtens Corporal werden; der ſchlaue Chievres, Karl's Erzieher, macht ihn zum Finanzminiſter, weil er verborgene Schätze zu entdecken weiß, und läßt ihm Iſabelle zur linken Hand antrauen, die ſonſt als legitime Maitreſſe des Kaiſers gelten ſoll. Der arme Cornelius nimmt aber ein böſes Ende; ſtatt der wirklichen Iſabelle wird ihm ein Golem in die Hände geſpielt, eine Lehmfigur, die durch Hexerei Leben und Verſtand erhält, und als dieſe durch neue Hexerei wieder in Staub verwandelt iſt, verfällt das Männchen in Verzweiflung, und läßt ſich vom Teufel zerreißen. Es hilft ihm nun nichts, daß Wilhelm von Oranien ihm ſchriftliche Beſcheinigung ausgeſtellt hat, er ſei kein Geſpenſt, er ſei vielmehr im Kriege ſehr gut zu gebrauchen, da man ihn den Soldaten in die Taſche ſtecken könne, von wo aus er den Feind gefährlich überraſchen würde. — Die zweite Hauptfigur iſt ein — wie ſoll ich ſagen — Geſpenſt; ein todter Landsknecht, der an ſeinem Schatze hängt, und als dieſer geraubt wird, ſich als Bedienter verdingt, um ihn allmälig wieder zu verdienen; dieſer Cadaver frißt übrigens mit ſo ungeheurem Appe-

tit, daß ihm neues Fleiſch anwächſt, und er ſo halb todt halb lebendig iſt, eine Doppelnatur, die auch ſein geiſtiges Weſen berührt, denn als Todter iſt er boshaft, als partiell Lebendiger ſehr gutmüthig und treuherzig.

Das Leben iſt ein Traum, ein Somnambulismus, eine Hexerei, ein Unſinn! das iſt ungefähr der Grundcharakter dieſer abentheuerlichen Erzählung. Seht euch den Hieronymus Boſch oder den Höllenbreughel an, ſo habt ihr denſelben Eindruck. Der Teufel iſt ein Humoriſt, Schuld und Buße, Zweck und Vernunft eine Grimaſſe; die Affen, je poſſirlicher ſie ſind, die Prototypen dieſes menſchlichen Lügenſpiels.

Einige andere Nachtſtücke, z. B. Maria Meluk Blainville und die drei Majoratsherrn ſind mehr in dem Hoffmann'ſchen Geſchmack geſchrieben; nur wird auch hier der unheimliche Spuk, der in einer fabelhaften Fülle ſich zuſammengedrängt, durch die Reflexion, die dem Dichter immanent war, und ſetzen wir hinzu, durch ſeine urſprünglich realiſtiſche Natur fortwährend geſtört.

Im Jahr 1817, als der Freiheitskampf beendigt war, und mit der Reſtauration der verſchimmelten Heiligkeit auch die Reſtauration der „unſchuldigen" Poeſie begann, in jener ſeligen Zeit des Zauberrings, der Teufels-Elixire und der Glauern'ſchen Novellen — gab Arnim ſeinen der Anlage nach größten Roman heraus: Die Kronenwächter, und zwar nur den erſten Theil, bei dem es auch geblieben iſt: Berthold's erſtes und zweites Leben. Er ſpielt in der Regierung des Kaiſer Maximilian, einer Zeit, die Arnim wegen ihrer fratzenhaft-realiſtiſchen Literatur und ihrer barock-verſtändigen ſozialen Zuſtände beſonders am Herzen liegt. Während einerſeits das ſtädtiſche Kleinleben jener Tage, man kann ſagen, mit Meiſterhand gezeichnet iſt, ſpielt wieder ein phantaſtiſches Jenſeits in dieſen Realismus hinein: eine geheime Ritterverbrüderung, die den Zweck hat, die Hohenſtaufen wieder auf den Thron zu ſetzen und mit ihnen das Mittelalter wieder heraufzubeſchwören. Wie ſie das in's Werk zu ſetzen gedenkt, iſt nicht wohl abzuſehen; daß ſie in einem gläſernen Schloß wohnt, in deſſen höchſtem Thurm die alte Krone der Hohenſtaufen aufbewahrt wird, ſcheint eine ſolche Revolution nicht hinreichend zu motiviren; vorläufig begnügt ſie ſich damit, für die Population zu ſorgen; ſie verheirathet alle Glieder des Hohenſtaufen'ſchen Hauſes, und ſorgt für ſie bis ſie Kinder haben. Um ſo närriſcher nimmt ſich dieſe myſtiſche Conſpiration aus, da der Hauptheld, ein Hohenſtaufe, urſprünglich Schreiber, von dem Herrn Bürgermeiſter mit einem Fußtritt aus dem Hauſe geworfen wird, dann die Färberei treibt, einen Schatz findet, den alten, geheimnißvollen Palaſt der Hohenſtaufen in

einer Auction kauft, dann mit Hilfe eines Schneiders eine Färberei anlegt, zum Bürgermeister von Weiblingen erwählt wird, übrigens sehr verkümmert und schwächlich fortvegetirt, unter dem Pantoffel seiner Mutter und Adoptivmutter steht (einer dicken, heiligen Person, die sich noch in ihrem 90. Jahre verheirathen soll), der durch den berüchtigten Schwarzkünstler Faust junges Blut einfiltrirt erhält, die Tochter seiner alten Geliebten heirathet u. s. w. Endlich wird er durch jenen Faust, der hier als viehischer, boshafter Trunkenbold auftritt, ermordet.

Einige Dramen: Der Auerhahn, die Belagerung von Wesel, von Oppenheim, gehören auch hieher; überall scheint ein überirdisches, gespenstisches Licht in den breiten Realismus der Historie hinein, wenigstens etwas Mondsucht, etwas Dämmerungswesen. So burlesk und possenhaft auch diese buntscheckigen Harlekine sich herumtummeln, man kann nicht über sie lachen; so greulich mitunter das Schicksal wüthet, man wird nicht erschüttert; so seltsam die Abentheuer wechseln, man wird nicht gespannt. Es ist alles ein gemachter, frostiger Spaß, eine ausgedachte Tragik. Das Herz des Dichters ist nicht in seiner Phantasie, nicht in seiner Reflexion; darum spricht er auch nicht zum Herzen.

Ausnehmen muß ich jedoch eine kleine Novelle: Die Kirchenordnung, die ebenfalls im Zeitalter der Reformation spielt; eine rasch fortschreitende Handlung, mit lebendigen Charakteren, mit wahrer und tiefer Reflexion erfüllt. Ich möchte sie mit Kleist's Erzählungen vergleichen, mit dem der Dichter überhaupt Verwandtschaft hat, nur daß dieser innere Bruch des Geistes Kleist wirklich das Herz brach, während er sich bei Arnim in phantastischen Spielereien verflüchtigt.

Noch eine zweite Novelle muß ich nennen: Die Metamorphosen der Gesellschaft, so barock und hölzern auch zuweilen die Darstellung erscheint. Hier ist das Gefühl des Dichters wirklich in dem, was er sich vorstellt, und die soziale Umwandlung, die er mitlebt, bedeutend genug, ein lebensvolles Gemälde möglich zu machen.

Und doch gewähren auch diese einzelnen glücklichen Bilder kein reines Vergnügen; besonders wenn man sich an die übrigen Schriften Arnim's erinnert, macht sich auch hier der Staub einer Hamlet'schen Reflexion bemerklich genug. Wir trauern um einen Dichter, der mit großen Anlagen, reicher Empfänglichkeit und tiefer Einsicht in diese Schule romantischer Ironie gerathen mußte, die, um eine erträumte Heiligkeit zu realisiren, vorher zersetzen zu müssen glaubte, was der sittlichen Welt heilig war. Nicht jeder Einzelne trägt die Schuld dieser abstracten Subjectivität, die Epigonen

mußten büßen, was das gottloſe Geſchlecht der impotenten Genialität geſündigt.

Hinaus in's Freie! in's Leben, wo im Kampf das Blut heißer und lebendiger kreiſt! fort aus dieſem Nebelſpuk, der das Herz nur erkältet, ohne es elaſtiſch zu erfriſchen. Die Zeit der Geſpenſter iſt vorüber; wir ſehen dieſe Runenblätter mit einer gewiſſen Neugierde an, nicht mit lebendigem Antheil. Das Schattenreich ſei für immer geſchloſſen, wo friſch zum Streit, zum Leben, zum Tod die Schlachttrompete ruft. Die Wolluſt des Traumlebens findet keinen Raum unter freiem Himmel, im heißen, aber belebenden Sonnenſchein.

J. S.

Bu-Maza.

Alle Welt ſpricht von Bu-Maza dem Propheten und Nachfolger Mohammed's, der ſich den Franzoſen als Gefangener übergeben und nun mit ihnen gegen Abdel-Kader kämpfen will, wie er einſt Abdel-Kader's Kriegsgenoſſe war. Alle Welt macht Hypotheſen über die Wendung, die dieſer Uebertritt den franzöſiſchen Waffenzügen in Algier geben wird, aber nur die wenigſten wiſſen, wer eigentlich Bu-Maza, der Scheriff des Stammes Ouled Jounes ſei und was es mit ſeinem Uebertritt für eine Bewandtniß habe. Ich habe darüber nachgeleſen, nachgefragt, habe mit Leuten geſprochen, die den Propheten in den Salons des Miniſters Guizot und des Generals Lamoricière geſprochen; vielleicht kann ich Ihnen und den Leſern der „Grenzboten" etwas Neues über den Mann ſagen, der eben zu rechter Zeit nach Paris gekommen iſt, um die öffentliche Aufmerkſamkeit von dem Prozeß Cubières und den Kammeraffairen abzuleiten.

Mohammed hatte im Koran ſeinen Gläubigen eine ſeltſame Prophezeiung hinterlaſſen. „Es wird nach mir ein Mann kommen," ſagte er, „deſſen Name dem meinen ähnlich ſein wird. Der Name ſeines Vaters wird dem Namen des meinigen, der Name ſeiner Mutter dem Namen meiner Mutter gleichen. Er wird ein Held ſein wie ich, und wie ich die Gabe der Prophezeiung haben. Er wird das Geſetz erfüllen und Recht und Gerechtigkeit über die Erde tragen."

Dieſe Prophezeiung war zu anlockend, als daß nicht von Zeit zu Zeit Menſchen aufgetreten wären, die ſich für den verheißenen Meſſias ausgaben. Hier und dort ſah man Propheten auftauchen und einen Anhang um ſich verſammeln; aber ſie waren unvermögend die angemaßte Rolle auf die Dauer fortzuſpielen. — Da kam Einer, kühner, ſchlauer oder vielleicht auch mehr überzeugt von ſeiner Miſſion als die Andern, predigte zu Dahara unter den Stämmen Ouled Jounes, gab ſich für den verheißenen

Mulei-Saa (den Herrn des Augenblicks) aus, der berufen ſei die Chriſten aus Afrika fortzujagen und hatte bald eine große Anzahl Gläubiger zu ſeinen Befehlen. Dieſer Mann war Mohammed Ben Abdallah, mit dem Beinamen Bu-Maza.

Bald nach ſeinem Auftreten im Jahre 1845 ſollten die Franzoſen ſchon die Furchtbarkeit des Propheten kennen lernen, der indeß nicht viel über die zwanzig Jahre zählte. Die Kabylen, von ſeinen wilden Proclamationen entflammt, erhoben ſich an allen Orten. Glückliche Treffen trugen den Namen Bu-Maza's weit und weiter, bald vermehrten auch die Stämme der Chewfas und Achachas den urſprünglichen Anhang. Bu-Maza tödtet nun den franzöſiſchen Kaid Belkaſſem und erſcheint mit 500 Reitern vor Orleansville, das er übermüthig bedroht. Er wird bis Oued Aruſſi zurückgeſchlagen, hat aber aus den Gebirgsprovinzen bald wieder neue Hilfstruppen zur Seite, er wird bei Aen-Meran vom Obriſten Saint-Arnoud geſchlagen und zieht ſich in das Gebiet von Uara zurück. Ueberall predigt er den „heiligen Krieg," überall findet er Gläubige. Auf eine Niederlage, die er bei Akrila erleidet, folgt ein glänzender Sieg bei Mtalaſſas, der ſein Anſehn bei den Bergvölkern unbeſtritten feſtſetzt. Ja, er iſt der wahre Mulei-Saa, der Herr der Stunde heißt es. Tauſend Duros ſind für ſeinen Kopf geboten, aber was ſind tauſend Duros für den, der dem Mulei-Saa folgen darf!

Die Franzoſen ſehen bald ein, daß man Bu-Maza um jeden Preis habhaft werden muß, ob todt, ob lebend. Drei Truppenabtheilungen aus den Forts von Moſtapenem, Jenez und Orleansville rücken gegen ihn vor. Es kömmt zu einem Treffen, Bu-Maza's Bruder fällt an ſeiner Seite, die Uebermacht der Franzoſen iſt zu groß, Bu-Maza muß flüchten. Der Hauptmann d'Allongville will ſeiner in den Gebirgen habhaft werden und ſieht ſich getäuſcht. Bu-Maza läßt ſeine Weiber und Sclaven im Stich und erreicht mit 30 Gefährten einen unerreichbaren Gebirgspunkt.

Der Fanatismus der Kabylen für ihren Helden wächſt durch alles Mißgeſchick das er erleidet. Große Haufen fallen ihm zu und am 10. November 1845 ſchlägt er ein Treffen, das den Franzoſen furchtbar wird. Da plötzlich wendet ſich das Schickſal und auf dem Höhepunkt des Ruhmes und des Sieges trifft ihn das Schickſal.

Der Hauptbeweis, daß Bu-Maza der wahre Mulei-Saa, der von Mohammed verkündete Meſſias ſei, lag für die Gläubigen darin, daß bisher keine fränkiſche Kugel ihm hatte ſchaden können. Er war in der Mitte

von hundert Treffen geweſen, hatte tauſend Kugeln an ſeinem Leibe vorüberpfeifen hören und war unverletzbar geblieben. Wunden durch den Säbel, mit denen ſein Leib bedeckt war, ſprachen nicht wider die Heiligkeit des Zaubers, der ihn feite. Es war die ſchmachvolle Kugel von ſchlechtem Blei, die den Propheten nicht verletzen durfte.

Und die Kugel traf ihn doch endlich in einem Schaarmützel auf der Ebene von Oran und zerſchmetterte ihm den Arm.

Von dieſer Zeit an konnte keine Waffenthat ſein wankend gemachtes Anſehen wieder herſtellen; der Zauber war gebrochen, der alle Gläubigen an den kühnen Scheriff feſſelte. Abdel-Kader, mit dem er gemeinſame Sache machen wollte, verweigerte ihm ein Pferd in der Stunde der Gefahr und hieß ihn allein mit den Seinigen ſeine Sache ausfechten. Bu-Maza erreichte Bony-Semrun mit nicht mehr als 30 Reitern.

Aber ſein Muth war nicht gebrochen. Als er hört, daß eine Colonne von Bogar aufgebrochen iſt, um ihn zu überfallen, ſucht er Hilfe und Verſtärkung bei den Stämmen von Uled Arkat und Uled Zegri, aber er wird wieder geſchlagen. Er verſucht Tunis zu erreichen, aber auf dem Wege dahin begegnet ihm ein Marabut und beſchwört ihn, ſich an die Völker von Uled Saſſi zu wenden, deren Abgott er früher geweſen. „Auf dem Felde ſeiner erſten Heldenthat wird er friſche Kräfte gewinnen, hundert Reiter werden im Sattel ſitzen, wenn der Mulei-Saa ſich zeigen wird.“

Aber das Schickſal, einmal gegen einen Menſchen verſchworen, läßt nicht ſo bald von ihm ab; Niederlage folgt Niederlage, alles Aufgebot von verzweifeltem Muth kann nicht helfen, die Stämme gehorchen nicht mehr der ſonſt ſo mächtigen Stimme, ja der Scheriff von Uled Saſſi gibt ihm eine Eskorte von 40 Reitern mit, um ihn bis Taguir zu begleiten, wo er ſicher ſein könne.

Der Leutenant Marguerite war indeß auf Bu-Maza ausgeſchickt worden. Er trifft ihn bei einem Walde und ein verzweifeltes Scharmützel geht los. Bu-Maza hält das erſte Treffen aus und ſchlägt ſich wie ein Löwe, dann verſchwindet er im Dickicht. Dies Manöver wurde mit ſolcher Schnelligkeit ausgeführt, daß man Bu-Maza's Burnus und Sandalen, ſein Gepäck und Waffen noch vorfand. Zwei Stunden lang wurde das Dickicht nach allen Seiten hin durchſtöbert, Bu-Maza ſelbſt war nicht zu finden.

Einige Zeit ſpäter nähert ſich eine kleinere Reiterſchaar dem Orte, wo der Oberſt Saint-Arnaud campirt. Ein Reiter tritt vor, begehrt den Obriſten zu ſprechen und ſpricht ihn mit folgenden Worten an: „Franke, ich bin Bu-Maza! Gegen Dich habe ich meine Krieger am Häufigſten geführt, ich

habe Dich in der Schlacht geſehen und halte Dich für nicht weniger edel als muthig. Dir, dem einzigen von allen Franken, will ich mich ergeben."

Man kann ſich das Erſtaunen des Obriſten denken und den freudigen Eindruck, den dies Ereigniß im franzöſiſchen Heere hervorbringt. Bu-Maza iſt, wie ſehr ſein Anſehen auch gebrochen iſt, noch immer ein Feind, deſſen Unerſchrockenheit und Energie zu fürchten war. Der Hauptmann Richard wird beauftragt, den Gefangenen nach Paris zu bringen.

Am 19. April kommt Bu-Maza in Algier an. Auf dem Wege dahin begleiteten ihn die Verwünſchungen der einen Partei, die Ehrfurchtsbezeugungen der andern. Hebe Dich weg, falſcher Prophet, der Du nicht der wahre Herr der Stunde biſt, riefen jene aus ihren Hütten, andere aber knieten vor ihm nieder und küſſten ihm die Füße.

In Marſeille, wo Bu-Maza mit ſeinem Begleiter, dem Capitain Richard eintrifft, erreicht ihn ein Miniſterſchreiben. Seine Reiſe ſoll ſiſtirt werden, Bu-Maza ſoll nicht nach Paris kommen, er ſoll in ein Fort von Algier geſchafft werden. Da bricht der Gefangene in voller Wuth aus: Er erhebt die Hände, als ob er die Gerechtigkeit Allah's anrufen wollte.

Ich will nirgends anders gefangen ſein, als in Paris, ruft er. Paris iſt das Mecca von Frankreich! Hat Paris nicht das Grab Napoleons, wie Mecca das Grab des Propheten?

Die Klagen Bu-Maza's ſind gehört worden. Man hat ihn auch nach Paris geſchafft, wo er ein Hotel in den champs élisees bewohnt. Er kann aus ſeinen Fenſtern faſt allabendlich die lüſternen Klänge vernehmen, die von dem unfernen Jardin Mabille herüberwehen. Und die ſind ihm ſo ſeltſam an's Herz gedrungen, daß er der Lockung nicht widerſtand. — Ja, die Gäſte des Ball Mabille ſehen eines Abends zu ihrer großen Verwunderung einen braunen ſchlanken Jüngling im ſchneeweißen Burnus bei ſich eintreten, der kein anderer war, als Bu-Maza der Mulei-Saa, der Herr der Stunde.

Das wilde Auge Bu-Maza's gewann einen ſeltſamen Ausdruck, als er mit den Wundern der Civiliſation, wie ſie im Jardin Mabille zu finden ſind, vertrauter wurde, und um den bittern Mund ſpielte ein ungewohntes Lächeln. Beim Allah, ſagte er, Paris iſt mehr als Mecca, und wie ich ſo die Franzoſen gehaſſt, ſo ſehr lerne ich ſie lieben und bewundern. Mit dem Blute, das aus meinen Wunden floß, iſt auch der Haß mit ausgefloſſen, — ich will ein Pariſer werden. Bu-Maza iſt ſeitdem der Lion aller Pariſer Salons.

A.

Royaliſtiſche Aphorismen.

I. Der Erbprinz.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in monarchiſchen Staaten auf die Perſon des Monarchen faſt Alles ankommt und ſelbſt diejenigen Länder, welche ſich eines wahrhaft verfaſſungsmäßigen Zuſtandes erfreuen, in denen alſo Fürſt und Volk *neben* einander nicht *in* einander beſtehen, wie dies in Despotien und Republiken der Fall iſt, geben Beweiſe genug an die Hand, daß die Art und Weiſe, wie der Regent an Geiſt und Gemüth perſönlich beſchaffen iſt und auf die ihm zugefallenen Rechte und Pflichten eingeht, oft auf lange entſcheidet über das Geſchick des Staats, ja daß die beſte Verfaſſung kaum im Stande iſt, die ſchiefe Richtung, welche der Fürſt eingeſchlagen hat, wieder in's Grade zu bringen. Kein Wunder, wenn ſchon öfter das Verlangen ſich geltend machte, daß die Erziehung des künftigen Regenten nicht nur mit der größten Sorgfalt eingerichtet, ſondern ſogar unter die Obhut und Aufſicht des Volkes geſtellt werde, als welches hieran ſo außerordentlich betheiligt ſei. Doch wir reden nicht vom werdenden, ſondern vom wirklichen Regenten, und da drängt ſich die Frage auf, woher es wohl komme, daß ſo mancher Fürſt die von ihm als Erbprinzen gehegten Erwartungen nicht erfülle? Einmal mag dies wohl daher rühren, daß die Völker, wie die Einzelnen immer hoffend, in die Zukunft blicken, um über die ihnen ungenügend erſcheinende Gegenwart ſich zu tröſten. Die Zukunft der Völker iſt aber in den Thronfolgern bereits perſonifizirt und ſo hängt ſich die Hoffnung an die Perſon des Thronerben, ſelbſt wenn kein beſonderer Grund vorhanden iſt, größere Erwartung von ihm zu hegen. Oft iſt aber Grund genug hiezu vorhanden und die Umſtände ſind dem Thronerben ſo günſtig, daß er ſeine Stellung gänzlich verkennen muß, wenn er ſie nicht für ſich benützt. Der Erbprinz hat außerdem noch in der Regel den Vortheil für ſich, daß er in Hoffnung erregender und Zukunft verſprechender Jugend ſteht, indeß der Regent in bekanntem Geleiſe der Staatslenkung mit jedem Tage mehr ſich dem Grabe nähernd, nur die Anſichten und Grundſätze in ſeinen

Regentenhandlungen ausführt, welche bei ihm längſt feſtgeworden ſind, ja je älter er wird, deſto trüberer Stimmung gibt er ſich oftmals hin; trüber als die Wirklichkeit erfordert. Der Erbprinz dagegen hat ſelten Beruf oder Veranlaſſung handelnd aufzutreten und in öffentlichen Angelegenheiten ſeine Prinzipien und ſeinen Charakter an den Tag zu legen. Er kann nicht irregehen und keine Meinung verletzen, ſondern unverſehrt von den Widerſprüchen des Staatslebens geht er mehr wie der erſte Privatmann ſeine Wege und ſeine Sorge braucht ſich blos dahin zu richten, als ſolcher ſich Verdienſte und Popularität zu erwerben, als Helfer in der Noth, als Beförderer des Landbaues, der Gewerbe, des Handels, als Freund der Kunſt und der Wiſſenſchaft; er iſt in der glücklichen Lage, die Anliegen des Volks und des Throns unbefangener zu beurtheilen, theils, weil er über dem Volk und doch unter dem Thron ſteht, theils, weil er noch frei von allen den Einflüſſen iſt, welche dem Regenten es oft unmöglich machen, klar in die Verhältniſſe zu ſchauen. Beſteigt er nun den Thron, ſo ändert ſich die Scene auf einmal. Er findet gegebene Verhältniſſe vor, die er entweder fortſetzen oder abändern ſoll. Ihre Fortſetzung iſt bedenklich, ihre Abänderung ſchwierig. Die Abſichten verlieren durch die ſie Ausführenden ganz oder zum Theil ihren eigenthümlichen Charakter und verfehlen ihren Zweck. Die Hinderniſſe, welche dem frühern Regenten in den Weg getreten ſind, ſteigen nun auch gegen den Nachfolger auf und es gehört die volle Stärke des Willens, eine große Tiefe des Gemüths und ſtete Klarheit des Verſtandes dazu, wenn der Herrſcher, von den Einflüſſen ſeiner Umgebung, die er oft von ſeinem Vorgänger ererbt, ſich emanzipiren ſoll. Die frühern Allianzen mit andern Mächten aufrecht zu halten, die Verſprechungen ſeines Vorgängers nach allen Seiten hin zu löſen und doch ſchöpferiſch freithätig in der Erkenntniß der Zeit und des Volkes zu ſein, welche Fülle von Verwickelungen! in die er auf einmal ſich verſetzt ſieht. Es gilt nun die gehoffte Zukunft zur Wirklichkeit zu machen! iſt es überhaupt möglich? will und kann er? Und doch muß er es können, wenn wir nicht an dem Beruf des Königthums zweifeln ſollen. Wie er das Räthſel löſen muß, dafür gibt es eine große Lehrerin — die Geſchichte!

2. Die Uniform.

Woher kommt es wohl, daß viele Regenten unſerer Zeit den Rock des Soldaten dem Regentenkleide vorziehen? Wir ſehen die Regenten zu Hauſe wie außer demſelben, bei Audienzen wie bei feierlichen Gelegenheiten im einfachen oder geſchmückten Kleide des Kriegers und fragen

uns verwundert, wie es denn komme, daß er in den friedlichſten Begegnungen, ja bei Vorfällen, die den höchſten Grad *ſtaatlicher* Bedeutung haben, in der Uniform des Offiziers erſcheine? Wir könnten leichthin erwiedern, daß es in des Regenten freiem Belieben ſtehen müſſe, ſich zu kleiden wie ihm gefalle und daß dies Niemanden zu kümmern habe. Allein wir können im Ernſte zu einer ſo frivolen, die Regentenwürde erniedrigenden Anſicht uns nicht bekennen. Vielmehr müſſen wir den Satz: daß die Umhüllung des Körpers durch die Kleidung die äußerlichſte Erſcheinung von Seele und Leib iſt, als Grundlage wie für die Beurtheilung *aller* Kleidung, ſo auch für die des Regenten voranſtellen. Aus der Natur der Sache ergibt ſich, daß der Regent unſerer Zeit ſeine Aufgabe nicht mehr darin finden kann, blos der erſte Soldat zu ſein, ſondern daß er der ganzen Vielheit des Volkslebens im Staat vorzuſtehen hat, eine Mannigfaltigkeit von Richtungen, gegen welche die einſeitige kriegeriſche Fähigkeit in den Hintergrund tritt, zumal in einer Zeit, die nicht die Vertheidigung des Vaterlandes durch Tapferkeit und Muth im Kriege begehrt. Der Regent kann da, wo er als Fürſt in feierlichem Augenblicke auftritt, nur angethan mit dem Gewande des Regenten erſcheinen und ſchon ein altes Herkommen hat ihm den Purpurmantel umgehängt, Scepter und Krone beifügend als Abzeichen oberſter Gewalt. In verfaſſungsmäßigen Staaten, in denen das Heer nicht auf die Verfaſſung beeidigt iſt, muß das Erſcheinen des Regenten in der Bekleidung der Armee nicht nur als auffallende Bevorzugung des Soldatenſtandes gelten, ſondern es kann ſogar dem ſchädlichen Bedenken Raum geben, der Regent habe nicht ohne Bedeutung das Kleid dieſes außer Verfaſſung ſtehenden Standes angethan. Allerdings iſt ſolche Deutelei als übertrieben und hypochondriſch zu betrachten, da bei dieſer Kleidung wohl an alles das nicht gedacht wird, allein wir erwidern: wird von denen, die die Kleidung anthun, nicht daran gedacht, welche Bedeutung ihr untergelegt werden kann, ſo iſt es nothwendig daran zu erinnern; auch dürfte kaum die Vermuthung gegründet ſein, daß Regenten gleichgültiger und gedankenloſer in der Wahl ihrer Kleidung ſeien als andere Menſchen. —

Wenn wir nun fragen, warum die Regenten bei feierlichen Gelegenheiten doch den militäriſchen Uniformen den Vorzug geben, ſo kann man eines Theils den größeren Glanz geltend machen, den jene haben und welchen man für beſonders geeignet halten kann, der Regentenwürde zu entſprechen. Wir dagegen glauben, daß dieſe Art Glanz zu leer und dieſe Uniform zu tief unter dieſer Würde ſei. Die Andeutung, daß die Kriegsereigniſſe es ſind, denen die meiſten Regenten ihre jetzige Stellung verdanken, oder daß

Digitized by Google

glückliche Soldaten die Begründer ihrer Throne waren, hieße die hiſtoriſchen Beziehungen zu weit treiben. Man hört allerdings auch behaupten, daß die Armee der Grundpfeiler für die Monarchie ſei; der Regent müſſe durch jedes Mittel ihr ſeine beſondere Zuneigung zu erkennen geben und vorzüglich diene dazu, daß er auch ihr Kleid trage und ihr ſtets vor Augen ſtelle, wie er und ſie verbunden ſein müſſen. Dies iſt nun der allerſchlechteſte Grund, den man zur Erklärung der vorliegenden Thatſache auffinden kann und wir ſind geneigt zu glauben, treuloſe Freunde der Monarchie haben ihn erfunden. Wehe dem Regenten, welcher ſein Heil in der Armee im Gegenſatz des Volkes zu finden hofft, und wir dürfen behaupten, daß die Beiſpiele ſolcher Politik in dem heutigen Europa bereits zu den Seltenheiten gehören.

Können wir alle dieſe Gründe nicht als zuläſſig anſehen, ſo bleibt uns nur noch übrig, das Ganze als eine Herkömmlichkeit, als eine Herrſchaft der Mode zu erklären, welche ſich auch über die Herrſcher erſtreckt hat. Unſere Fürſten haben aus der Feldſchlacht heimkehrend ſich noch im Kriegsrock auf den Thron geſetzt; er wurde Mode, und nachdem ſchon längſt der Donner der feindlichen Kanonen verſtummt iſt, ziehen die Regenten aus alter Gewohnheit noch den alten Kriegsrock an.

Wir können aber nicht verhehlen, daß dieſe Mode zu denen gehört, von der wir ſagen müſſen, ſie gefalle uns nicht.

— g.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Ende Mai.

Praktiſche Leute und Poeten. — Lamartine's Warnungen. — Ein Ausſpruch der Times. — John Ruſſel. — Der Präfect der Seine und der Correſpondent der Grenzboten.

Ein Poet! — Das genügt gewöhnlich für die „praktiſchen" Leute, und vor allem für die „praktiſchen" Politiker, um Alles, was aus tiefem Gemüthe fließt, mit einem verächtlichen Schulterzucken ab und zur Ruhe zu verweiſen. Aber du mein Himmel, was würde aus dieſen „praktiſchen" Menſchen geworden ſein, wenn die Poeten in der Geſchichte der Menſchheit gefehlt hätten! Doch habe ich nicht Luſt heute im Allgemeinen über den Werth und die Bedeutung der „unpraktiſchen" Poeten im Gegenſatz zu den „praktiſchen" Politikern zu ſprechen. Es fiel mir nur bei der Rede eines der praktiſchen Politiker des allerpraktiſchſten Volkes in der Welt — das Wort eines Poeten ein.

Entſinnen Sie ſich noch des ſchönen Manifeſtes, das Herr v. Lamartine im vorigen Spätherbſte erließ? Er ahnte damals die kommenden Dinge; er ſah Noth, Hunger und Elend voraus. Er rief aller Welt zu: „Sorgt in der Zeit, denn uns ſtehen böſe Tage bevor!" Und ſo rieth er, nach allen Seiten hin vorzubeugen, um die Drohung abzuwenden. Er zeigte die „praktiſchen" Vorſchläge der verſchiedenen ſozialiſtiſchen Schulen, und rieth ſie zu verſuchen und bewies, wie manche augenblicklich ausführbar ſeien und ein unmittelbares Ergebniß zur Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände liefern würden. Er forderte die Anhänger der alten Syſteme auf, ihre Anſtrengungen zu vermehren, die milden Gaben zu verdoppeln, den Almoſen und perſönlichen Unterſtützungen eine ſo weite Grundlage zu geben, als es immerhin die Kräfte jedes Einzelnen und der Corporationen erlaubten. Er warnte zum Voraus vor der Folge, die jedes Nothjahr in der Regel hat, daß nämlich die Reichen ſich vom Schrecken mit hinreißen laſſen und ihre vollen Kiſten und Kaſten ſchließen. Er bat im Namen der Menſchheit, im Namen der Armen, der Hungernden — die ſeinem Poetenblicke vorſchwebten, — zum Voraus um die milde Gabe vermehr-

ter Arbeit, vermehrter Auslagen von Seiten der Reichen zum Beſten der Armen.

Damals klagten ihn die Organe der Regierung als einen „Alarmiſten“ an. So geht es eben. Das Feuer brannte erſt in den verſchloſſenſten Gemächern der Geſellſchaft, in den Kellerwohnungen des Elends — der Poet ſah es dort; — die praktiſchen Leute, die ſtolzen Geſchäftsmänner, „Business people,“ merkten es erſt, als die Flamme lichterloh zu den Fenſtern der Prunkgemächer in den höhern Stockwerken hinausſchlug.

Und was thaten dann die „praktiſchen“ Leute? Sie ſtanden wie die Ochſen am Berge und glotzten ſich die ungewöhnliche Erſcheinung an. Unter allen Leuten, die auf die „Poeten“, die die Zukunft ahnden, mit Stolz herabſehen, ſind die Engländer die aller praktiſchſten. Und die Times iſt die einflußreichſte, werkthätigſte und klügſte unter allen Zeitungen dieſer klugen Leute. Vor ein paar Tagen (13. Mai) belehrte uns dies Blatt, daß heute jegliche Hülfe zu ſpät kommen werde. „Jeder Verſuch der Geſetzgebung oder der Regierung im Mai, den Mangel des vorhergehenden Auguſts zu erſetzen und die gegenwärtigen Folgen eines Irrthums des Jahrhunderts wieder gut zu machen, kann kaum etwas Anderes zur Folge haben, als Täuſchung und möglicher Weiſe Unordnung. Es iſt zu ſpät, in alten Tagen die Irrthümer der Jugend wieder gut zu machen; und es iſt zu ſpät, acht Monate nach der Ernte Schritte zu thun, die wenigſtens acht Monate vorher hätten gethan werden müſſen.“

Und warum habt Ihr ſie nicht acht Monate vorher gethan? Warum haben die praktiſchen Leute Nichts davon geahndet, was die unpraktiſchen Poeten ſo klar vorherſehen, ſo offen vorherſagten?

Die Antwort iſt nicht ſchwer zu finden. Und ſie ſteht ſehr klar in demſelben Artikel, der ſo „naiv“ die Verblüfftheit der hohen und weiſen Praktiker an den Tag legt. In demſelben Artikel heißt es ſehr klar und unverhohlen: „Irland laſtet noch für vier Monate auf unſern Schultern. Wir können unſere Wohlthaten nicht länger fortſetzen, ohne daß wir ſelbſt darunter leiden werden; denn Alles, was wir für die Nothdurft Anderer hingeben, muß von unſerm eigenen verhältnißmäßigen Ueberfluſſe (abundance) abgezogen werden.“ Und in dieſen paar Linien liegt die Antwort auf die obige Frage. Sie heißt: Sie haben kein Herz für Andere, ſie denken und fühlen nur, was ſie ſelbſt berührt, ſie ſind ſo praktiſch, daß — ſie den Brand in den Kellerlöchern des Elends nicht ſehen, als bis er die Treppe angreift, die zu den ſtolzen Gemächern des erſten Stockes führt.

Der Poet ſagte: Die Noth iſt groß — deswegen wollen wir freigebig ſein, wollen Alles ausgeben, was wir immer können, mehr als je verzehren, mehr denn in den beſten Jahren arbeiten laſſen, damit die Arbeiter Geld gewinnen zum Broderwerb. Fürwahr, in dieſer Anſicht liegt Rettung, vielleicht die einzige. Aber ſie iſt nicht die der praktiſchen — Ochſen, die verblüfft am Berge ſtehen. Die Times ſchließt den Beutel und ſagt: „Alles, was wir für

die Nothdurft Anderer hingeben, muß von unſerm verhältnißmäßigen Ueberfluſſe abgezogen werden." So denken leider nur zu viele kluge Praktiker aber ſo ſprechen ſie nur ſelten. Die Times ſelbſt würde ſich höchſt wahrſcheinlich ſogar hüten, eine ſolche Anſicht auch nur dem engliſchen Elend gegenüber offen auszuſprechen; mit irländiſchen macht man weniger Umſtände. Aber deswegen iſt dies Gefühl nicht weniger allgemein in gewiſſen Kreiſen. Der noble Lord John Ruſſel ſprach ebenfalls in den letzten Tagen, — nach einem Feſtmahle zum Deſſert über die Noth und den Hunger in England. Es läßt ſich mit vollem Magen darüber ſchon eine Verdauungs-Rede halten. Der noble Lord ſagte in andern Worten und weniger klar, was das unnoble Blatt ſo offen nur den Irländern an den Kopf werfen zu dürfen wagte. Lord John iſt ein feiner Politikus, ein kluger Praktikus, und ſo hieß ſein Deſſert für die Lord-Mayor's Gäſte: „Ich habe nicht die Abſicht, Ihnen die ſchmeichelnde Hoffnung vorzuhalten, daß wir durch ein Unglück von rein vorübergehendem Charakter leiden." — Das wäre ein Zugeſtändniß, das ebenfalls die „unpraktiſchen" Leute ſtolz machen könnte, denn die behaupten ſeit langem, daß das Uebel tiefer liege, als in einem zufälligen Mißverhältniſſe. — Doch laſſen wir dem nobeln Lord Praktikus das Wort, ſehen wir, wie er, nachdem er das Uebel halbwegs erkannt, ihm abzuhelfen gedenkt. Er ſagt: „Ich meine, daß während wir von der einen Seite die freie Zufuhr der größten Maſſe von Nahrungsmitteln ſo ſehr als möglich befördern müſſen, es gleichſam die Pflicht jedes Hausherrn iſt, — die Nahrungsmittel, die wir haben, ſo ſehr als möglich zu ſchonen." — O, Till Eulenſpiegel, ſeligen Andenkens, du würdeſt heute Premier-Miniſter ſogar in England werden können. Das Korn iſt ſelten und Miniſter Eulenſpiegel räth, dafür zu ſorgen, daß es weniger ſelten werde und zugleich damit ſo ſparſam umzugehen als möglich. Wer hätte denken ſollen, daß die Praktiker ſo gar praktiſch ſein könnten. Handelte es ſich nicht um Hunger und Elend, — ich würde die Geſchichte einem deutſchen Luſtſpieldichter empfehlen.

Und dieſen Rath Lord John's befolgt jetzt die engliſche Ariſtokratie, wie ein Mann, nachdem eine Frau — die Königin, ihnen mit dem edeln Beiſpiele vorangegangen, und die Goldfiſche im Park zu Hamden Court, nebſt den Bedienten in allen andern Palläſten auf halbe Brodration geſetzt hat. Das iſt überdies eine ganz gute Speculation — denn das Fleiſch iſt verhältnißmäßig wohlfeiler. Doch habe ich nicht Luſt, zu unterſtellen, daß auch nur Einer der engliſchen Adeligen an die Speculation gedacht hat. Aber das wird nicht verhindern, daß die Folge dieſer Maßregel dennoch eher Nachtheil als Vortheil bringen muß. Es wird eine Beſchränkung der täglichen Ausgaben der Reichen daraus hervorgehen; und dieſe ſelbſt kann die Noth nicht vermindern, ſo lange der Gewinn nicht in die Hände der Nothleidenden fließt. Wer nicht zugleich ſagt: Ich beſchränke meine Ausgaben für meinen eignen Unterhalt, aber, was ich weniger für mich ausgebe, ſoll für Andere ausgegeben werden, der wird durch den von Lord John Ruſſel empfohlenen, von der Königin und der ganzen engliſchen „Nobility" befolgten guten Rath — die Noth nur vermehren.

Um das aber zu begreifen, um das zu üben, müßten die praktiſchen Leute ein ganz klein wenig Poetengefühl haben.

Lord John Ruſſel und Lamartine, die Zukunft wird nicht zweifelhaft ſein, wer von ihnen allein ein wahrhaft-praktiſcher Politiker war, wenn ſie daran denkt, was der Poet im September vorherſagte und was der Politikus im Mai nachherſagte. Wird's was nutzen? J—y.

P. S. Man hat in den letzten Tagen aus „authentiſchen" Quellen einen Vorfall in deutſchen Blättern zur Sprache gebracht, über den Sie nur ein paar Worte erlauben werden. Der deutſche Schriftſteller, der von dem hieſigen Polizeipräfecten befragt wurde, ob er dieſen oder jenen Artikel in den Grenzboten geſchrieben habe, antwortete einfach und ohne unnöthige Bravour: Ja! aber daß er nicht glaube, dem Herrn Präfecten in irgend einer Art Rechenſchaft über das, was er ſchreibe, ſchuldig zu ſein. Es war dann von der Gaſtfreundſchaft die Rede, und der „blonde" Schriftſteller antwortete, daß er dem Gaſtrecht nur das ſchuldig zu ſein glaube, nicht zu verhehlen, wie er denke; und daß er trotz aller Gefahr und aller Warnungen ſtets ſchreiben werde, wie er nach Pflicht und Gewiſſen ſchreiben zu müſſen glaube. Und der deutſche Schriftſteller wurde nicht fortgejagt, und hat auch nicht Angſt, daß ihm dergleichen bevorſteht, was auch andere nicht blonde deutſche Schriftſteller oder Nichtſchriftſteller in Zeitungen oder ſonſt wo thun mögen, um ein klein wenig nachzuhelfen. Es thut dem „blonden" deutſchen Schriftſteller leid, daß dieſe Sache öffentlich zur Sprache kommt. Ich glaube dies, wie den Reſt aus „authentiſcher" Quelle verſichern zu können.

J. —y.

II.

Vom preußiſchen Landtage.

Ende Mai.

Die Ereigniſſe der vorletzten Woche haben die Theilnahme an den Verhandlungen des vereinigten Landtags, die hier ſchon einigermaßen nachzulaſſen anfing, von Neuem belebt. Die Verweigerung der Garantie für das Capital zur Errichtung bäuerlicher Rentenbanken mit ſo überwiegender Majorität (448 zu 101) läßt hoffen, daß bei allen Geldfragen, ſelbſt nach Abzug der Abgeordneten, die nur aus materiellen Gründen gegen die Garantie geſtimmt haben, der Landtag dem Prinzip treu bleiben wird, daß ſo lange das Geſetz vom 17. Jan. 1820 nicht in ſeiner Integrität zur Ausführung gebracht iſt, unter keinerlei Form eine Anleihe oder Garantie zu bewilligen. Dies iſt bei dem jetzigen Stande der Dinge das beſte Bollwerk, hinter welches ſich die Vertheidiger der verfaſſungsmäßigen Rechte des Landes zurückziehen können. In allen übrigen politiſchen Fragen iſt auf die Majorität des Landtags nicht inſofern mit Sicherheit zu rechnen, daß ſie conſequent einem entſchieden liberalen Prinzipe nachfolgen werde. Unter vielen höchſt lobenswerthen Beſchlüſſen finden ſich wieder illiberale, oft kaum erklärliche Rückſchritte. Dies liegt größtentheils daran, daß erſtens die

Führer der liberalen Partei aus den verschiedenen Provinzen nicht unter einander einig sind, ferner die Masse derselben so sehr politischer Bildung ermangelt, daß die Führer sich oft von ihr im Stiche gelassen sehen. Es ist dies nicht nur eine Folge unseres der Intelligenz den Zutritt zum Landtage so sehr erschwerenden Wahlsystemes, sondern auch der Indifferenz, mit welcher der größere Theil der Wahlen bisher vollzogen worden ist. Man kann daher selbst, wenn das Wahlgesetz nicht verändert wird, hoffen, daß die neuen Wahlen uns auf den künftigen Landtagen bessere Vertreter geben werden.

Die „Declaration der Rechte" ist mit allen Unterschriften zu Protokoll gegeben worden, nachdem sie in der Versammlung vorher verlesen war. Herr v. Vincke hielt bei dieser Gelegenheit eine meisterhafte Rede, die wir als seine beste rhetorische Leistung auf dem Landtage betrachten. Da die Ueberweisung in eine Abtheilung, so wie die Abstimmung über den von 137 Deputirten gestellten Antrag von dem Marschall verweigert wurde, so darf Niemand behaupten, die Declaration habe die Majorität gegen sich gehabt. In der Abstimmung über das Landrentenbankengesetz hat sogar die Majorität des Landtags ganz nach einer der vier in der Declaration ausgeführten Rechtsverwahrungen gehandelt, und zwar gerade in dem wichtigsten Punkte.

Beklagenswerth ist die Entscheidung der zweiten Curie über die Angelegenheiten des Grafen Eduard v. Reichenbach. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns auf eine ausführliche Widerlegung der von der Abtheilung bevorworteten Rechtfertigung des Oberpräsidenten v. Wedell einlassen. Es mag in kurzem gesagt sein, daß es keineswegs genügend aus den Gesetzen erwiesen worden ist, daß es dem *subjectiven* Gutachten der Landtagscommissarien freistehe, über die Bescholtenheit eines gewählten Abgeordneten zu entscheiden. Der Landtagscommissarius hat, wenn die Bescholtenheit sich herausgestellt hat, die Bestätigung zu verweigern, eben so wie bei jedem andern Mangel der im Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen seitens des gewählten Abgeordneten; keineswegs aber nach seinem subjectiven Belieben die Bescholtenheit über denselben zu verhängen. Das steht gar nicht klar im Gesetz über Errichtung der Provinzialstände, die schlesische Kreisordnung widerspricht sogar einem solchen Prinzip geradezu, es ist überhaupt so total rechts- und sinnwidrig, daß es sich von selbst verbietet, auf dem Wege der Deduction hergeleitet zu werden. Trotzdem ist dies durch die Abtheilung geschehen, gegen eine winzige Minderheit von 20 oder 30 Stimmen ist die zweite Curie dem beigetreten, und hat nicht nur auf diese Weise einen anerkannten, allgemein hochgeachteten Ehrenmann einem willkürlichen Verfahren preisgegeben, sondern auch vor aller Welt erklärt, daß die Deputirten des preußischen Volkes es nur dem subjectiven Wohlgefallen der acht Oberpräsidenten zu verdanken haben, daß sie auf dem Landtage ihre Plätze einnehmen dürfen!

Mit großer Majorität ist es durchgegangen, d. h. in der zweiten Curie, den König um Aufhebung der Bestimmung zu bitten, wornach, damit eine Petition an den Thron gelange, in jeder Versammlung zwei Drittel der Stimmen sich dafür erklären müssen. Die einfache Majorität solle künftig genügen. Dagegen ist der Antrag, den König zu bitten, daß dem Lande das Petitionsrecht an den vereinigten Landtag gestattet werde, was dasselbe den Provinziallandtagen

gegenüber beſaß, durch das Patent vom 3. Februar aber einbüßte, gegen wenige Stimmen, die ſich dafür erklärten, durchgefallen. Der Landtag hat auf dieſe Weiſe erklärt, er billige das Prinzip der Ausſchließung zwiſchen ihm und dem Volke.

Ein Antrag des Herrn von Saucken-Julienfelde, daß bei Ausübung ſeiner politiſchen Rechte Niemand nach ſeiner Religion gefragt werden ſolle, iſt mit der Modification, daß jeder, der ſich zum Chriſtenthum bekenne, d. i. ſich ſelbſt als Chriſten bezeichne, die vollſtändige Ausübung aller bürgerlichen und politiſchen Rechte genießen ſolle, nach einer hinreißenden Rede des Herrn v. Beckerath, trotz der größten Anſtrengungen des Cultusminiſter Eichhorn faſt einſtimmig von der zweiten Curie angenommen worden. Die Modification ſoll keine Verwerfung der Judenemanzipation in ſich begreifen, nur wollte man eine Frage, über welche eine königliche Propoſition vorliegt, nicht gelegentlich vor Berathung derſelben abſchneiden, und das, wie es uns ſcheint, mit Recht. Das von der Regierung vorgelegte Judengeſetz hat übrigens ſo gut wie gar keine Ausſichten auf Annahme.

In der am 15. ſtattgefundenen Sitzung erklärte der Miniſter des Auswärtigen, v. Canitz, das Patent vom 3. Februar wäre fälſchlich ſo ausgelegt worden, als geſtatte es dem Landtage nicht die Verhandlung der auswärtigen Verhältniſſe. Der Marſchall v. Rochow antwortete darauf, er habe allerdings auch dieſe Auslegung getheilt, und daher dahinzielende Petitionen verſchiedener Abgeordneten abgewieſen, werde dieſelben aber jetzt ſogleich zulaſſen und den Abtheilungen überweiſen. Merkwürdigerweiſe verſuchte Herr von Canitz ſeine Erklärung in der Sitzung vom 21. wieder zurückzunehmen, als nur aus ſeiner Privatanſicht gefloſſen und keineswegs offiziell. Die Verſammlung ging aber darauf nicht ein, es wurden vielmehr dem Herrn Miniſter die Widerſprüche, in die er ſich verwickelt habe, nachgewieſen, und die Schleswig-Holſtein'ſche, ſo wie die Krakauer Frage werden daher vor das Forum der ſtändiſchen Berathung kommen. Eine Petition, die diplomatiſchen Verbindungen mit Spanien wieder anzuknüpfen, der wichtigen dabei betheiligten Handelsintereſſen wegen, wurde zwar als zu ſpät eingebracht vom Marſchall zurückgewieſen, jedoch zeigte die Verſammlung ſich völlig einverſtanden mit dem Inhalt derſelben.

Morgen, den 25., nehmen die Stände ihre durch die Feiertage unterbrochenen Sitzungen wieder auf. Es iſt noch nicht bekannt, womit ſie ſich zuerſt beſchäftigen werden. Eben ſo wenig weiß man bis jetzt, welchen Entſchluß die Regierung betreffs der Vertagung oder Verlängerung der Seſſion, deren achtwöchentliche Friſt den 7. Juni abläuft, gefaßt hat.

III.

Die böhmiſche Ständeverſammlung.

Prag, den 25. Mai.

Am 17. Mai wurden die Sitzungen der Ständeverſammlung durch die feierliche Eröffnung des Poſtulatenlandtages für das Jahr 1848 unterbrochen, welche ganz in der althergebrachten Rococoweiſe ſtattfand, und den zum Theil noch an-

weſenden, zu den Gebeinen St. Joannis und Pomuk gewallfahrteten Landleuten zu erbaulichem Spektakel diente. Wir ſelbſt hörten einige Bauernweiber, dem in der Staatscaroſſe vorüberfahrenden Herrn Bürgermeiſter das Stoßgebetlein nachrufen: „macht das Brod uns wohlfeiler!“ Was doch die armen Bauernweiber für dumme Anſichten haben von ſtändiſcher Verfaſſung. Das Poſtulat iſt dem vorjährigen gleichgeblieben, ſo wie die Tafel und Toaſte bei dem Herrn Prinzipalcommiſſär, und der ſtereotype Bericht hierüber in der Prager Zeitung, deſſen Satz füglich von einem Jahre zum andern unzerlegt aufbewahrt werden könnte.

Der äußerliche Pomp unterſchied ſich von früheren Jahren nur darin, daß das reorganiſirte Corps bürgerlicher Grenadiere unter Vortritt vier gemietheter Rieſen, welche mit falſchen Bärten und greulichen Aexten verſehen, Sappeure vorſtellten, dem Herrn Bürgermeiſter das Geleite gaben nach der königlichen Hofburg.

Sonderbar! das Bürgerthum als Scharfſchütze, Linieninfanteriſt und Grenadier maskirt, bewaffnet bis an die Zähne, doch mit leerer Patrontaſche macht den Landtag mit auf der Straße, begleitet ſeinen ihm geſetzten Bürgermeiſter, macht unten im Hofe luſtige Muſik, während es oben im Saale verurtheilt iſt, vermittelſt ſeines Bürgermeiſters ewig zu ſchweigen. Auf den 27. Mai ſind die Debatten über das Poſtulat angeordnet, da wird es zur Sprache und Entſcheidung kommen, ob die Herren Stände die von ihnen im vorigen Jahre votirte gleiche Repartition beibehalten, oder für das Jahr 1848 ablehnen; für Letzteres hat ſich eine ſtarke Partei unter der Aegide des Klerus gebildet. Das Publikum und der Bauer kann dem Beſchluß ruhig entgegenſehen, denn fällt er auf Ablehnen aus, ſo wird er von der Regierung verworfen, und damit die ſtändiſche Ohnmacht beſiegelt, zugleich aber ſtändiſchem Ehrgeiz hart nahe getreten.

In den fortgeſetzten Seſſionen der ſtändiſchen Verſammlung war nichts beſonders Bemerkenswerthes vorgekommen, hinſichtlich der ſchon ſeit zwei Jahren beſtehenden Regierungsverordnung, welche den Handel mit Branntwein in größeren Quantitäten, nämlich im Gebinde, frei gab, wurde beſchloſſen, Se. Majeſtät um Zurücknahme oder Modification dieſer Verordnung zu bitten, indem dieſelbe dem durch die Landesverfaſſung garantirten „Propinationsrechte“ der Gutsobrigkeiten offenbar entgegen und nachtheilbringend ſei, und noch überdies der Unterſchleif der Branntweinhändler, auch clandiſtinen Kleinverſchleiß zu üben ſchwer zu überwachen, unmöglich zu unterdrücken ſei. Daß jenes obrigkeitliche Propinationsrecht ſeit Aufhebung der Leibeigenſchaft, ſeit Aufhebung jenes grauſamen Vorrechts zur Verpflichtung der Unterthanen all' ihre Feilſchaften von der Obrigkeit abzunehmen, bedeutend in's Gedränge gekommen ſei, und grade deſſen heutiger, blos theilweiſer Beſtand, um ſo greller mit theilweiſer Freiheit contraſtire, iſt wohl richtig, dagegen iſt der wirkliche Rechtsbeſtand nicht wegzuleugnen, und jedes beſtehende Recht hat Anſpruch auf den Schutz des Geſetzes, beſonders da auch Rechte dritter, hier die Rechte hypothekariſcher Gläubiger ſehr betheiligt ſein können, wenn das Propinationsrecht, deſſen correſpondirendes Capital einen Factor des Hypothekenwerthes bildet, eine Schmälerung erleiden ſoll — eben ſo wahr iſt es, daß manche Obrigkeiten von dieſem Rechte ſehr mächtigen Gebrauch

machen — daß auf manchen Gütern ein beſonderes, natürlich beſſeres Bier für den freien Verkauf, ein anderes dagegen, gleichſam nur ein Nominalbier für die ſogenannten Zwangswirthshäuſer ihres Dominiums gebraut wird, welche gehalten ſind, ausſchließend nur obrigkeitliches Bier abzunehmen, und man kann denken, welche Labung der müdgearbeitete Bauersmann in dieſem Brauproducte genießt.

Jedenfalls wäre ein glücklicher Mittelweg zur Ausgleichung dieſer Uebelſtände zu wünſchen, welcher ſich in einer billigen Expropriation gegen Entſchädigung der Obrigkeiten ergäbe, zu welcher die bisherigen Zwangswirthshäuſer im Lande immerhin beizutragen hätten.

Nachdem baieriſche Zeitungsberichte die Bierfrage ſo häufig, mit bedeutender Breite und dialectiſchem Aufwande beſprochen, als wichtige Frage des Tages, ſo mögen Ihre Leſer uns dieſe Bierdigreſſion freundlich nachſehen.

Nach dem Poſtulatenlandtage wurden die Sitzungen der Ständeverſammlung wieder aufgenommen und einige bemerkenswerthe Beſchlüſſe gefaßt. Die ſo oft ſchon angeregte Lottofrage kam neuerdings zur Sprache, die demoraliſirenden Wirkungen des Lotto auf die Armen, beſonders die Gebirgsbevölkerung wurde von mehreren Gutsherren nachgewieſen, und bedauerlich bemerkt, daß alle bisherigen Vorſtellungen der Stände von der Regierung weder beachtet, noch eines Beſcheides werth geachtet worden ſeien; endlich wurde beſchloſſen, eine eigene Deputation mit der Specialmiſſion, die Lottoaufhebung zu betreiben, nach Hofe zu ſenden. Fürſt von Auersperg, Prälat Czaſtka, Graf von Harrach, Ritter von Bergenthal, und Vicebürgermeiſter Keller ſind zu Deputirten erkoren worden. Eben ſo hat die bisherige Verſchollenheit des den Hofſtellen vorgelegten Hypothekenbankprojectes mißliebige Beſprechungen hervorgerufen und zu dem Beſchluſſe geführt, eine permanente Deputation mit Grafen Friedrich Deym an der Spitze zu wählen, welche die Spur des verſchollenen Bankprojectes von Bureau zu Bureau zu verfolgen, die Wiederaufnahme und Erledigung der Sache energiſch zu betreiben hat.

Nachdem das Beamtenweſen der Stände vor einigen Jahren nach einem, von den Ständen vorgelegten Plane, von der Hofkanzlei ſyſtemiſiret worden war, iſt im Jahre 1845 der Beſchluß beliebet worden, das Perſonale zu mindern, den Organismus ſtändiſcher Kanzleien zu vereinfachen und den Plan hierzu durch ein beſonderes Comité entwerfen zu laſſen. Gleichzeitig ward feſtgeſetzt, es ſeien inzwiſchen in Erledigung gelangende Stellen nicht zu beſetzen, ſondern proviſoriſch durch Erſatzmänner zu verſehen. Späterhin kam man hiervon zurück, und erſetzte vacante Stellen definitiv, doch war der frühere Beſchluß auf indirectem Wege zur Kenntniß der Hofkanzlei gekommen, welche denſelben ſehr übel vermerkend, den Auftrag erließ, es ſeien alle erledigten Dienſtpoſten fortan weder zu beſetzen, indem der kaum in's Leben getretene Organiſationsplan von den Ständen ſelbſt ausgegangen, hohen Ortes genehmigt worden ſei, und das Bedürfniß neuerlicher Aenderung durchaus nicht vorliege. Dieſer Erlaß erregte bedeutende Bitterkeit in der Verſammlung, man ſprach die Anſicht aus, nur der König, keineswegs aber ſeine Hofkanzlei habe das Recht, den Ständen Ausſtellungen zu machen und Aufträge zu geben. Auf den Vortrag des geübteſten Redners der Verſammlung, wel-

cher dieſe Gelegenheit benützte, eine Philippica gegen das Beamtenthum, ſein Uebergreifen, ſeine Gönnerſchaften, ſeinen Schlendrian abzuleſen, wurde beſchloſſen, ſich zu Protokoll auszuſprechen, Stände hätten das Recht, ihr Beamtenweſen nach ihrem Bedarfe zu regeln, und die Hofkanzlei habe ſich jeder Einmiſchung zu enthalten, — ein Auszug dieſes Protokolles ſei nach Hof zu befördern.

Alſo wieder Lotto und Hypothekenbank war die Loſung des Tages, und wider ſind näher liegende Intereſſen ad calendas graecas vertagt.

S. S.

IV.

Die Wiener Akademie der Wiſſenſchaft.

Die Gelehrtenariſtokratie Wiens hat endlich ihr langerſehntes Ziel erreicht, die Akademie der Wiſſenſchaft iſt nun definitiv organiſirt und vierzig Mitglieder bereits ernannt worden.

So iſt denn unter den drei Fragen geiſtiger Emanzipation Oeſterreichs, die in den letzten Jahren ſo oft ventilirt wurden und von denen zwei: Reorganiſation des Unterrichtsweſens, Reorganiſation der Cenſurverhältniſſe, die wahre Lebensfragen ſind für die Erlöſung des öſterreichiſchen Culturſtaates aus ſeiner untergeordneten Stellung in der europäiſchen Geiſteswelt, grade die dritte, die nebenſächliche, die untergeordneteſte zuerſt berückſichtigt worden: die Errichtung einer Gelehrtenakademie. Man hat mit dem Schimmernden, mit dem Luxus begonnen, das allernöthigſte Bedürfniß, das tägliche Brod für den geiſtigen Hunger iſt nach wie vor in Frage geſtellt, und der Himmel weiß, wann die Antwort erfolgt.

Die Grenzboten ſind zu wiederholten Malen von einigen Stimmen in Wien, die für die Errichtung einer Akademie ſich lebhalt intereſſirten zum Organe ihrer Wünſche gebraucht worden und es würde uns ſchlecht anſtehen, wenn wir jetzt, wo dieſe von der Regierung erfüllt wurden, plötzlich Kehrtum machen wollten. So nehmen wir denn die Thatſache dankbar hin und betrachten ſie als ein Pfand, daß Oeſterreich fühlt, wie ſehr ihm der geiſtige Aufſchwung Noth thut. Zwar haben wir erwartet, daß, wenn man einmal zur Schöpfung eines ſolchen Inſtituts ſich entſchließt, welches doch nur da Bedeutung haben kann, wo der Geiſt und die Wiſſenſchaft frei athmen dürfen, die Reformen in Schule und Preſſe vorausgehen werden, daß man zuerſt die Grundmauern aufſtellen werde, bevor man an das obere Geſchoß geht. Der lange Zwiſchenraum, der zwiſchen dem erſten Creirungs- und dem jetzigen Inſtallirungsedikt der Akademie vorüberſtrich, hat uns ſogar zu dem Glauben verleitet, man wolle andere Organiſationspläne vorausſenden oder doch wenigſtens gleichzeitig eintreten laſſen; wir ſind daher nicht wenig enttäuſcht und verwundert, da wir den neuen Bau ſo wunderlich verkehrt beginnen ſahen. Wir ſind ſicher nicht die Einzigen, welche nur den Zweifel hegen, ob dieſer neue Anbau überhaupt einem organiſchem Plane angehört oder ob er nicht vielmehr ein bloßes Luſt- und Gartenhaus iſt, welches man neben dem alten Hauptgemäuer aufführte, ohne den Umbau dieſes Letztern im Mindeſten zu beabſichtigen. Nichtsdeſtoweniger wollen wir jetzt alle Seitenblicke meiden und das Gute aner-

kennen, was aus dem neuen Institute hervorgehen kann. Es ist das erste Mal in Oesterreich, daß eine geistige Versammlung „in Beziehung auf die Staatsverwaltung die Stellung eines selbstständigen Körpers" erhält. Diese Situation ist wichtig und kann, wenn die Akademiker ihre Aufgabe mit Ernst und im höhern Sinne erfassen, von den größten Folgen für die Gesammtculturzustände der Monarchie werden. Die Meinung einer solchen Körperschaft, die von der Geistlichkeit und der Bureaukratie unabhängig ist, über Erziehungs- und Studienangelegenheiten kann schwer in's Gewicht fallen, und obgleich diese Fragen nicht in ihren directen Bereich gehören und die neuen Herren Akademiker sich voraussichtlich nicht sehr beeilen werden, solche Fragen auf ihr Programm zu setzen, so ist doch immerhin ein Boden da, der seiner Zeit von Bedeutung werden kann.

Neben dieser sanguinischen Hoffnung, welche von conservativen und liberalen Lesern in verschiedenartigem Sinne belächelt werden wird - und nicht mit Unrecht - - ist eine andere Lichtseite hervorzuheben, die einen unbestreitbaren und gewichtigen politischen Werth hat. Die Gründung der Akademie ist doch wieder einmal einer jener moralischen Hebel, die wir Oesterreicher seit funfzig Jahren zur Bildung des Nationalgeistes so schwer vermissen; sie ist ein Beweis, daß man endlich langsam und mit zögerndem Entschlusse, aber gezwungen in jene politische Richtung einlenkt, die einen Volkskörper nicht blos als einen großen Fleischklumpen betrachtet, bei dem die Mästung und Förderung des leiblichen Wohls die Hauptsache, oder gar die einzige Aufgabe ist. So veraltet die Form solcher akademischer Versammlungen in andern vorangeschrittenen Staaten sein mag, so ist sie nichtsdestoweniger in Oesterreich von großem moralischen Nutzen. Die vielgespaltene österreichische Monarchie mit ihren tausendfach auseinander fallenden National- und Provinzialinteressen bedarf nichts so nöthig als eine gewisse geistige Centralisation, in welcher diese Verschiedenheiten sich begegnen, nicht etwa, daß man Ungarn, Böhmen u. s. w. in eine gemeinsame politische Zwangsjacke stecken soll, die ihrer Verfassung und ihrem Nationalgeiste widerspricht; aber das in's Lichtstellen großer Männer, wichtiger Institute und ehrenhafter Monumente, welche die Gesammtheit der Monarchie mit einem unwillkürlichen Stolz und Selbstbewußtsein erfüllen, ist eine der ersten Aufgaben für Oesterreich, wenn es sich verjüngen will. Oesterreich hat so eben eines seiner herrlichsten, eines seiner wenigen gemeinsamen Monumente verloren: den Erzherzog Karl. Wir betrachten es als ein für unsere Zukunft günstiges, wenn auch nur zufälliges Zeichen, daß in demselben Monate ein Institut in's Leben tritt, welches jenen Verlust wahrlich nicht ersetzen, wohl aber eine Lücke im Nationalbewußtsein allmälig ergänzen kann. Acht und vierzig Männer für Einen — die Aufgabe, sollte man denken, wäre leicht, und sie würde es sein, wenn nicht in Oesterreich Gesinnung und Charakterfestigkeit viel seltener wären als Talent. Als Curator der neuen Akademie steht ein Prinz an ihrer Spitze, dessen Name nicht blos in Oesterreich, sondern auch in ganz Deutschland eine freudige Popularität genießt, ein Prinz, der die denkwürdigen Worte gesprochen: „Kein Oesterreich, kein Preußen, ein einiges Deutschland!" Möge die Wiener Akademie an der Vollführung dieser Losung

arbeiten, möge sie allmälig die Kluft füllen, welche zwischen der geistigen Entwickelung Preußens und Oesterreichs herrscht und welche unserm Nachbarstaate ein so großes Uebergewicht über uns gibt, daß er an moralischer Macht reichlich das ersetzt, um was er an geographischer und an der Zahl der Einwohner uns nachsteht.

Eins muß man Oesterreich nachrühmen, wenn es ein Institut in's Leben ruft, so spart und knickert es nicht dabei, sondern stattet es mit einer, einem großen Staate würdigen Munificenz aus; wir haben dieses trotz aller Finanzverlegenheiten zu wiederholten Malen bei Errichtung der Staatseisenbahn, des Triester Loyd, der Industrieausstellung, auf materiellem Gebiete gesehen und wir freuen uns, daß man im geistigen Kreise eben so zu Werke geht. Die neue Akademie ist mit wahrhaft kaiserlicher Munificenz ausgestattet; 40,000 Fl. C.-M. (über 100,000 Franken) sind ihr jährlich angewiesen und überdies freie Benutzung der Staatsdruckerei. Schade, daß von dieser Summe ein Betrag von 5,500 Fl. so nutzlos für die beiden Präsidenten verschwendet wird. Daß die beiden Secretäre der Akademie eine reichliche Besoldung genießen, ist nichts als billig, denn ihnen fällt gewöhnlich der größte Theil der Arbeit zu, und diese Stellen werden daher überall durch Gelehrte besetzt, die zugleich tüchtige und fleißige Arbeiter sind und des Gehaltes bedürfen; nicht so ist es mit den Präsidenten und Vicepräsidenten; diese beiden Ehrenstellen fallen gewöhnlich auf Männer, die bereits anderweitig im Amt und in der Gesellschaft eine gesicherte und glänzende Position einnehmen. Zudem verliert der Präsident durch den ihm zugestandenen Gehalt die freie Würde des selbstständigen Mannes der Wissenschaft, er wird ein Beamte und indem er die Ehre genießt über die gewöhnlichen Akademiemitglieder gesetzt zu werden, wird er doch zugleich unter sie gestellt, indem diese aus Uneigennützigkeit und blos im Interesse der Wissenschaft den akademischen Beruf verfolgen. Wir sehen in dieser Gehaltsverleihung an den Präsidenten eine wunde Seite der künftigen Akademie voraus, eine Veranlassung von vielerlei Intriguen und Achselträgereien, und von Herzen wünschen wir, daß wenn die Vermögensverhältnisse der künftigen Präsidenten — wir haben in diesem Augenblicke, wo wir dies niederschreiben, keine Ahnung, wer dazu gewählt wird — es ihm irgendwie erlauben, er auf das Gehalt Verzicht leiste, welchen ihm die Statuten zusichern.

† †.

V.

Der Polenprozeß.

Wien, Ende Mai.

Es hat Verwunderung erregt, daß unter den neu ernannten Mitgliedern unserer neuen Akademie kein einziger Pole sich befindet. Wir können nicht glauben, daß der Gelehrtenstand in Galizien auf so schwachen Füßen steht, um nicht wenigstens einen der Repräsentanten an das kaiserliche Institut liefern zu können, unter dessen Mitgliedern sich ohnehin mancher Solitair befindet, der keineswegs vom reinsten Wasser ist. Sie begreifen, daß eine Mißstimmung in unsern höchsten Kreisen gegen eine Provinz herrscht, die auf eine so leichtsinnige und wahr-

haft frevelhafte Weiſe den Bürgerkrieg entzündet hat, allein, warum will man es dem Gelehrtenſtande entgelten laſſen, was der Adel verbrochen? Die Wiſſenſchaft mit ihren feindlichen Eroberungen war ſtets ein Mittel zur Verſöhnung und Verbrüderung ſelbſt feindlicher Nationalität, warum will man es bei einer ſo eclatanten Gelegenheit bei Seite liegen laſſen und gerade durch das Uebergehen einer ganzen ohnehin gereizten Provinz neuen Stoff zur Erbitterung liefern.

Was den großen „Polenprozeß" betrifft, um mich eines Berliner Ausdrucks zu bedienen, ſo iſt das Urtheil über eine Menge Betheiligter in erſter und zweiter Inſtanz bereits erledigt. Das Leben Vieler iſt verwirkt, doch ſteht man in der höchſten Inſtanz an, das Urtheil zu beſtätigen, nicht als ob das Geſetz irgend einen Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Strafverfügungen übrig laſſe. Es iſt die hiſtoriſche und tiefmenſchliche Theilnahme an dem Schickſale, an dem Unglücke einer großen Nation wohl zu ſcheiden von der Strafbarkeit wirklichen Frevels. Ich ſelbſt gehörte zu denjenigen, die voriges Jahr mit der innigſten Theilnahme ihrer Seele für die Polen ſich intereſſirten, trotzdem mein Verſtand den revolutionairen Ausbruch entſchieden verdammte. Ich glaubte auch nicht ein Wort von allen den Declamationen und Berichten unſerer officiellen und officiöſen Zeitungsanklagen, und in der That wimmelten dieſe auch von Unwahrheiten; ſie nahmen einen Theil der Beamten in Schutz, deren Mißbilligung die Regierung ſeitdem durch Verſetzung und Quiescirung ſelbſt ausgeſprochen hat. Sie miſchten mit der Ungeſchicklichkeit aller Augenminner ſo viel Lüge unter die Wahrheit, daß man von letzteren auch nicht ein Korn glaubte! Und doch haben wir zu unſerm Entſetzen uns überzeugen müſſen, daß jene mährchenartig klingende Erzählung von beabſichtigten Vergiftungen, von Dolch und Meuchelmord gegen die deutſchen Beamten nur allzu gegründet ſind. Es iſt fürchterlich, daß eine Nation voll Hochherzigkeit zu den Mitteln und Gräuelthaten von Bartholomäusnächten und Sicilianiſchen Vesper greift, in der Mitte eines Jahrhunderts, welches über das Prinzip: der Zweck heiligt die Mittel, längſt den Stab gebrochen hat. Mit Gift und Dolch haben ſelbſt die Schreckensmänner der franzöſiſchen Revolution, hat ſelbſt ein Marat nicht gekämpft. Und doch iſt dieſe Anſchuldigung nicht etwa ein Hirngeſpinnſt oder die Erfindung augendieneriſcher Unterſuchungsrichter, ſondern Hunderte und abermals Hunderte aus Galizien mittlerweile heimgekehrte Deutſche beſtätigen die Thatſache, und es iſt bezeichnend, daß ſelbſt in Mitte der deutſchen und ungariſchen Ariſtokratie, die mit dem polniſchen Adel vielfach verſchwägert iſt, nur eine Stimme der Verhorreszirung gegen die polniſchen Verſchwörer exiſtirt. Gott verhüte es, daß uns in dieſer Angelegenheit auch nur ein Wort entſchlüpfe, was den ſtrengen Arm des Richters gegen die unglücklichen Verbrecher bewaffne und unterſtützte; in ſolchen Augenblicken ſchätzt ſich Jedermann glücklich, den nicht das Schickſal die Verantwortlichkeit eines Richters oder eines Staatslenkers auferlegt hat. Das Einzige, was wir der Regierung rathen dürften, was wir zur Ehre Oeſterreichs fordern müſſen, iſt, daß ſie die Actenſtücke des Proceſſes veröffentliche; in einer ſo außerordentlichen, in einer ſo hiſtoriſchen Angelegenheit, wäre ihr hartnäckiges Beharren auf Heimlichkeit ein Vergehen gegen den Staat, ein Vergehen gegen die Ehre der Dynaſtie. Denn wie auch das Urtheil fallen möge, immer wird die Leidenſchaft, ja die Humanität, die

ſtets den unterdrückten Völkern zur Seite ſteht, dies Urtheil verdächtigen, ſo lange es nicht vor dem Richterſtuhle der Oeffentlichkeit durch Actenſtücke motivirt wird. Läßt ſie dem Geſetze vollen Lauf, ſo werden alle franzöſiſche und engliſche Blätter den Urtheilsſpruch verdächtigen und über Juſtizmord ſchreien, und man weiß, welches Echo dieſes auch in Deutſchland, ja in der Mitte Oeſterreichs findet. Wird ſie Gnade walten laſſen, ſo wird alle Welt annehmen, es ſei ein großer Theil der Anklage gar nicht begründet geweſen. Volle Oeffentlichkeit iſt der einzige Ausweg, dann wird die Strenge erklärt und die Gnade als Gnade gewürdigt werden, wie bei der ſchönen Amneſtie in Mailand. Nur bei Oeffentlichkeit kann ſie verurtheilen, kann ſie begnadigen, und wir erwarten, wir hoffen, wir bitten, daß ſie Letzteres thue. Allerdings ſind unter den Angeklagten viele Männer, die bereits zweimal amneſtirt worden ſind, aber das iſt ja das ſchöne und höchſte Vorrecht des Monarchen, daß er ſeine Gnade unerſchöpflich walten laſſen kann. Man übergebe der Welt die entſchiedenen Beweiſe des Verbrechens zur Beurtheilung hin, man zeige, daß jeder andere Staat in gleichem Falle gleich, wenn nicht noch ſtrenger gerichtet hätte. Man richte — aber Oeſterreichs Monarch zeige, daß Milde in der That die Deviſe ſeiner Regierung ſei — er begnadige zum dritten Male und erndte den Dank der Mitwelt und den ſchönen Kranz, mit dem die Geſchichte ſeinen Namen ſchmücken wird.

⊙.

VI.

Aus Wien.

1.

Die Akademie und ihre Ueberraſchung. — Selbſtzweck und Regierungszwecke. — Zur Geſchichte der Wiſſenſchaft in Oeſterreich. — Die übergangenen und die ernannten Akademiker. — Partei- und Adelselemente. — Wird die Akademie der Cenſur unterworfen ſein? — Proteſtanten.

Das Publikum, ſo wie die gelehrte Welt, wurden beide durch das in der Wiener Zeitung vom 17. Mai veröffentlichte kaiſerliche Patent zur Organiſirung unſrer neuen Akademie der Wiſſenſchaften gleichmäßig überraſcht, das Publicum, weil es bisher immer hörte, es gäbe bedeutende Gelehrtenkräfte im Vaterlande, die in aller Stille lebten und nur nicht verſtänden ſich geltend zu machen, die gelehrte Welt, weil ſie ſelbſt viele ihre Collegen zum erſten Mal bei der Aufzählung der neuernannten akademiſchen Mitglieder nennen hörte. Schon die Einleitungsworte des Patents forderten, mit aller Ehrfurcht vor dem Monarchen ſei's geſagt, die Kritik heraus. „Nach dem Beiſpiele unſerer glorreichen Vorfahren, ſtets geneigt in der Förderung der Wiſſenſchaften und in der Verbreitung gediegener Kenntniſſe eines der vorzüglichſten Mittel zum Wohle der bürgerlichen Geſellſchaft und zur Erreichung der Zwecke der Regierung zu erkennen und das Streben der Männer, welche ſich durch ein erfolgreiches Wirken in dieſer Richtung hervorthun, mit unſerm Wohlwollen zu ermuntern und zu unterſtützen, haben wir die Gründung einer Akademie der Wiſſenſchaften in unſerer Haupt- und Reſidenzſtadt Wien beſchloſſen.“ Wir wollen uns nicht dem ſchmerzlichen Gefühl unterziehen, die Geſchichte unſerer Verwaltung in den letzten 37 Jahren zu prüfen und die Widerſprüche an's Licht zu ſtellen, welche dieſe gegenüber dieſen

Einleitungsworten darbietet. Wer unſre geiſtigen Zuſtände auch nur vom Hörenſagen kennt, der wird ſie von ſelber finden. Daß die Förderung der Wiſſenſchaften „eins der vorzüglichſten Mittel zum Wohle der bürgerlichen Geſellſchaft ſind," iſt uns in dieſer langen Zeit aus ſo erlauchtem Munde ſelten geſagt worden, und tauſend Beiſpiele haben uns auf den Gedanken gebracht, daß man in entgegengeſetzter Anſicht befangen ſei. Allerdings iſt der darauf folgende Satz, daß die Förderung der Wiſſenſchaften „eines der vorzüglichſten Mittel zur Erreichung der Zwecke der Regierung" ſei, ein charakteriſtiſcher Commentar zur Beurtheilung unſrer Geſchichte in dem verfloſſenen Halbjahrhundert. Sobald die Wiſſenſchaft nicht ſelbſt Zweck, ſondern nur ein Mittel für die Regierung iſt, etwa wie die Polizei, wie die Tabaksregie, wie die Militairconſcription u. ſ. w., ſo muß auch der Regierung die Gewalt zuſtehen, ſie nach Belieben gänzlich aufzuheben oder in welcher Form es ihr gutdünkt zu organiſiren. Dieſe Anſicht iſt eigentlich ein Grundzug der ganzen Geſchichte Oeſterreichs. Der ritterliche Kaiſer Max, Karl VI. und Joſeph II. bilden nur glänzende Ausnahmen. Zu allen Zeiten wurden nur einzelne Gelehrte protegirt und in den letzten 50 Jahren hat mit Ausnahme der Medicin und einzelner Zweige der Militairwiſſenſchaft, alle übrige Wiſſenſchaft brach bei uns gelegen.

Gerne wollen wir die neugegründete Akademie als den Anfang zu einer neuen beſſern Zeit begrüßen, wir wollen ſogar davon abſehen, daß die Philoſophie in derſelben keinen berechtigten Platz gefunden hat, da doch ſogar die Akademie der Wiſſenſchaften in Leipzig, die im verfloſſenen Jahre am Geburtstage Leipnitzens eröffnet wurde, dieſelbe ausgeſchloſſen. Wir wollen es auch nachſehen, daß den ſchönen Wiſſenſchaften als ſolchen keine Section in der Akademie gegönnt worden, während doch die Namen Grillparzer, Halm, Pyrker unter den neuen Akademikern figuriren und zwar zum Glücke, denn ſie nebſt wenigen andern müſſen unter den ernannten Vierzigen mit ihrem Glanze die Obſcurität ſo vieler anderer Namen decken. Aber einige Fragen können wir nicht unterdrücken, um ſo weniger, als es nicht blos unſere eigenen ſind, ſondern Fragen, die man in den letzten Tagen auf allen Lippen fand. Wie kömmt es, daß bei der geringen Zahl gelehrter Celebritäten in Oeſterreich unter den neuen Akademikern gerade einige unſerer wenigen glorreichſten Männer fehlen, wo ſind in der naturhiſtoriſchen Section die beiden mediciniſchen Celebritäten Rokitansky und Skoda geblieben, wo der Chemiker Meißner, wo der beſte öſterreichiſche Mathematiker Pezwal? Warum fehlen unter den Philologen der Orientaliſt Dr. Pfitzmayer und Profeſſor Roſenzweig? Wo iſt unter den Hiſtorikern Ceſare Cantu geblieben? Wer vertritt die griechiſche und römiſche Literatur, da man doch dem pompöſen Wort „philologiſche Section" den Vorzug vor der Bezeichnung ſchöner Literatur gegeben hat? Warum, nachdem man Grillparzer, Halm ꝛc. aufgenommen hat, fehlt der berühmteſte unter allen dichteriſchen Namen des Kaiſerſtaates, der europäiſche Manzoni, für den doch wenigſtens die ſeit Jahren geäußerte katholiſche Stimmung geſprochen hätte, wenn nicht ſein weltberühmter Name? Sollte die Caramagnola, die einſt die Begeiſterung des „jungen Italiens" erregte, Schuld daran haben? Hat doch ſogar Preußen, das Uhland (ſeiner Freiheitslieder wegen?) den Orden pour le mérite nicht ſandte, ihn dem

in beschaulicher Zurückgezogenheit lebenden Dichter der promessi sposi zugeschickt! Vergessen wir das politische Renegatenthum Zedlitz', als Dichter hätte ihm der Vorrang vor Halm gebührt. Wie kömmt dagegen Herr Beda Weber unter die Propheten? Wie Herr Joseph Arneth, der nichts als eine compilirte österreichische Staatengeschichte geschrieben hat, die sogar von den österreichischen Schulen bald nach ihrem Erscheinen wieder verbannt wurde! Und Herr Louis Auer, dessen ganze literarische Thätigkeit in der Herausgabe einer französischen Grammatik besteht; er ist ein sehr geschickter Buchdrucker und als solcher der Staatsdruckerei, welche die Arbeiten der Akademie ediren wird, vorgesetzt, und da wäre es, wenn schon ein Mann, der nicht dem Gelehrtenstande als Beruf angehört, gewählt hätte werden sollen, wahrlich geziemender gewesen, Baron Kübek statt eines Untergebenen zum Akademiker zu ernennen, da er das großartige Institut der Staatsdruckerei, welches auf dem Continent nicht seines Gleichen hat, in's Leben rief! — Wer kennt ferner den Namen des Herrn Jodok Stültz, „k. k. Historiographen"? Wir haben gemeint, Herr Hofrath Dr. Hurter führe diesen Titel? Und warum blieb er ausgeschlossen, wir sollten denken entweder, oder — Wahrlich, wir sind die Letzten, die gegen die Regierung einen Tadel darüber erheben möchten, weil sie nicht Parteimänner wie Hurter und Zedlitz in die Akademie brachte, wir können es nur mit vollem Lob anerkennen, daß sie derlei Elemente, die gleich von vorn herein die Akademie bei einem großen Theil des Publicums, namentlich aber dem Auslande gegenüber, in ein falsches Licht stellen würde, fern hielt — wir wollen es mit gleicher Bereitwilligkeit anerkennen, daß sie dem hochadeligen Element, das sich doch allenthalben bei uns so breit macht, keine parteiliche Bevorzugung im Schooße des neuen wissenschaftlichen Instituts zuwendete, um so auffallender aber sind die Ausnahmen. Welches ist das Verdienst des Grafen Emil Dessewffy, wenn nicht das, daß er ein conservatives Blatt in ungarischer Sprache redigirt? Welches ist das Verdienst des Grafen Joseph Teleky, des Conte Cittadella-Vigordarzere? Beide sind als Grafen geboren und — Präsidenten ihrer Landesakademien, jener in Siebenbürgen, dieser in Venedig *).

*) So weit wie sich aus der Ferne beurtheilen läßt, scheinen uns die Vorwürfe in Bezug auf Manzoni, Cesare Cantu und auch in Bezug auf Graf Teleky ungerecht. Die Regierung befand sich offenbar in einem Dilemma. Unmöglich konnte sie in einer Akademie, die in einer deutschen Großstadt, in der Residenz eines zumeist deutschen Staates, eines deutschen Monarchen ihren Sitz hat, den nicht deutschen Elementen das Uebergewicht lassen und in den Sitzungen eine babylonische Sprachverwirrung einreißen lassen. Wie sollte sich der Italiener mit dem Deutschen, der Pole mit dem Magyaren verständigen? Und doch hat die kaiserliche Akademie auch Verpflichtungen dem Gesammtstaate und seinen nicht deutschen Theilen gegenüber zu lösen. Indem wir nun die Liste der neu ernannten Akademiker überlesen, glauben wir den Ausweg zu errathen, den die Regierung ergriffen hat; sie hat mit sehr geringen Ausnahmen durchweg lauter deutsche oder doch wenigstens deutsch sprechende und schreibende Gelehrte ernannt und hat die Wissenschaft der nicht deutschen Staatstheile dadurch zu vertreten gesucht, daß sie die Präsidenten der Mailändischen, Venetianischen und Siebenbürgischen Landesakademie zu Mitgliedern ernannte. In der That finden wir außer diesen dreien nur noch vier Namen von Nichtdeutschen, und unter diesen ist der europäische Adrian Balbi; die drei und dreißig übrigen sind sämmtlich deutsche Gelehrte, zu denen wir die Böhmen, Schaffarik und Palacky, zumal Letzteren wohl mit Recht zählen dürfen. D. Red.

Wir wollen uns in keine Kritik der 40 Individualitäten einlaſſen; gewiß iſt es, daß die Hälfte nicht geeignet iſt, eine Akademie zu repräſentiren und wir glauben, daß der retardirende aber geiſtreiche Fürſt M., wiewohl der wiſſenſchaftlichen Section des Ordens pour le mérité angehörend, nur deswegen die zehnjährigen Bemühungen des Herrn von Hammer zu paraliſiren ſuchte, damit Oeſterreich ſich kein ſolennes Armuthszeugniß ſelbſt ſchreiben müſſe. Freilich könnten wir fragen, warum aber hat Oeſterreich keine großen Männer der Wiſſenſchaft? Warum ſind Palacky, Schaffarik, Hammer, Unger, Hyrtl, Endlicher und einige Andere nur Ausnahmsfälle? Weil, wenn ihn ein Zufall nicht mit einigem Vermögen begünſtigte, Niemand in Oeſterreich ſich der Wiſſenſchaft ausſchließlich und um ihrer ſelbſt Willen zu widmen wagen durfte, und auch jetzt nicht, denn nur die Präſidenten und Secretäre, zu denen gewiß nur ſolche gewählt werden, die an Jahren vorgerückt und ſchon eine ſichere Stellung im Leben haben, ſind beſoldet, während die Akademiker unbeſoldet ſind und nur Honorare für ihre Arbeiten beziehen werden, die vielleicht beſſer ausfallen, als ſie ein anſtändiger Buchhändler gewährt — das iſt Alles. —

Doch von dieſer materiellen Seite ab, wenden wir uns einer geiſtigen und wichtigſten Frage zu: Werden die Arbeiten der Akademiker der Cenſur unterworfen ſein? Wir haben das Edict auf- und abgeleſen, da iſt keinerlei Andeutung darüber, und wir erwarten, daß die Akademie in Wien nicht hinter der in Petersburg zurückſtehen werde, wo die Akademiker ſich ſelbſt maßgebend und keinerlei Cenſur unterworfen ſind. Die 40 Akademiker werden nächſtens zuſammentreten und ihre Wahl (um die Zahl 48 zu ergänzen) vornehmen, und auch ihre inländiſche und ausländiſche Ehrenmitglieder ernennen, ebenfalls 48. Wir wollen hoffen, daß die Akademie ſolche wählt, die ihr wahren Glanz und innerſte Förderung bringen. Seltſam iſt es, daß der erſte Akt der Akademie es ſein wird, einem ihrer kaum ernannten Mitglieder dem Philologen und klaſſiſch-literaturkundigen Wenrich, der am Tage der Publication beerdigt wurde, eine Leichenrede zu halten. Vor ſeinem Tode brachte man ihm die Nachricht der Ernennung, und ſo durfte dieſer gottesfürchtige Mann, er lehrte am Seminarium der hieſigen Proteſtanten, noch ſterbend in das gelobte Land der Akademie ſchauen; er iſt neben Palacky das einzige proteſtantiſche Exemplar in der akademiſchen Gemeinde.

0—0

2.

Lenau's Ankunft. — Gieſe, Wieſe, Lieſe oder die unfruchtbare Jagd. — Schriften über Oeſterreich. — Wunderbarer Druckfehler.

Nicolaus Lenau iſt hier angekommen und befindet ſich bereits in der trefflichen Anſtalt des Dr. Göbens in Döbling, ſein Zuſtand iſt ein ſehr apatiſcher, ſeine Worte, wiewohl ruhig geſprochen, ſind unartikulirte Laute, nur zuweilen verſtändlich, dann aber auch verſtändig. Anaſtaſius Grün kam eigens von Grätz, um den unglücklichen Freund zu begrüßen, auch haben die ihm herzlich befreun-

deten Bauernfeld, Frankel, Deſſauer ihn beſucht und ſind im tiefſten Schmerze über ſo fürchterliche menſchliche Ruine von ihm geſchieden*)

Dieſe Woche erging an alle Buchhändler ein Circular, daß der Verlag von Gieſe in Hamburg verboten ſei, indem man wiſſe, daß keine ſolche Firma exiſtire und Gieſe nur die Maske Hoffmann's und Campe ſei. Wir finden eine ſolche Maßregel — abgeſehen von aller Ungerechtigkeit des Prinzips, daß im Verbote eines ganzen Verlags liegt — ſelbſt nach dem Regierungszweck zu tadeln, weil ſie komiſch und lächerlich wirkt. In der That wird durch eine ſolche Jagd auf alle Masken einer verbotenen Firma nichts erreicht, als Mühe und leeres Nachſehen. Heute verfolgt man Hoffmann und Campe als Gieſe, morgen wird er ſich Lieſe nennen, und es werden abermals Monate verſtreichen, ehe man die Maske entdeckt; verbietet man nun hinterher die Lieſe, ſo erſcheint plötzlich eine Firma Wieſe und ſo geht die Jagd in's Unendliche, während doch mittlerweile der Gejagte ſeinen Zweck erreicht hat, indem er lange vor dem Verbot ſeinen Artikel abſetzte. Wir ſollten denken, es genügt theoretiſch und praktiſch an dem Verbote des einzelnen Buches, und die Verlagshandlungen in ihrer Ganzheit ſeien beſſer aus dem Spiel zu laſſen, man würde dadurch nicht nur den Schein des Rechtes retten, ſondern auch viel Papier und Dinte, die jetzt nutzlos verſchrieben werden.

Unter den jüngſten Schriften über Oeſterreich erwirbt ſich ein in Stuttgart im Verlage von Grabbe erſchienenes Buch: „Oeſterreich's innere Politik mit Beziehung auf die Verfaſſungsfrage" viel Theilnahme in den bürgerlichen Lehrkreiſen. Die Ariſtokratie iſt nicht gut darauf zu ſprechen, da der Verfaſſer (man bezeichnet Mathias Koch als ſolchen) die meiſten Uebelſtände unſerer Verwaltung dem Adel zuſchreibt, und in dieſer Beziehung bildet das Buch einen vollſtändigen Gegenſatz zu Oeſterreich und ſeine Zukunft. Die Wahrheit mag wohl zwiſchen beiden liegen.

So eben kömmt mir der dritte und vierte Band von (Hormayr's) „Annemonen" zu, die ſo eben erſchienen ſind. Das wird wieder unſere Cenſur in Athem bringen. Ich habe nur erſt flüchtig hineinblicken können; aber ich mußte gleich auf der zweiten Seite des einen Bandes über einen echt Hormayr'ſchen Zug laut auflachen. Es ſteht nämlich da ein Druckfehlerverzeichniß und unter andern wird als Druckfehler (in der Aufzeichnung öſterreichiſcher Dichter) auch folgender angezogen: „Statt Guſtav Schwab muß es heißen: Halm, Bauernfeld, und ſtatt Paſſy lies der vielfach verdiente B. A. Frankl und der kenntniß- und gemüthreiche Freiherr Ernſt von Feuchtersleben." Das wird doch ein Druckfehler. Wunderbarer Kerl von Setzer, der ſtatt dieſer zwei langen Zeilen die Worte Guſtav Schwab las!

*) In einem Privatbriefe ſchreibt man uns: Unſer Freund *** machte die Reiſe auf dem Dampfſchiffe mit ihm, er blieb ruhig in ſeiner Kajute mit ſeinem Schwager. Am Ufer ſtanden ſeine Freunde und ſeine Schweſter, um ihn zu empfangen, und der arme Lenau erkannte Niemand von ihnen. Die Schweſter weinte bitterlich über ſein ſchlechtes Ausſehen. Dr. Seeburger, Dr. Feuchtersleben und Dr. Romeo Seeligmann ſind ſeine Conſiliarärzte in der Heilanſtalt. D. R.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Plaudereien aus London.

Mai 1847.

Die Saiſon. — Jenny Lind's Abentheuer. — Bun und Lumley. — Herzog Carl und die Londoner Zeitung. — Graf Montemolin. — Disraeli, John Ruſſel und die Juden. — Manzini und die kleinen Savoyarden. — Die deutſchen Beſenhändlerinnen und Gouvernanten. — Die Noth in Irland. — Die Damen Kemble und Jameſon. — Freiligrath und Bulwer. — Die Kunſtausſtellung.

Die Saiſon hat ihren Polar-Sommer begonnen. Da das Ende der diesjährigen Vergnügungen durch die bevorſtehende Parlamentswahl und Entbindung der Königin ſo nahe gerückt iſt, beeilt ſich Jeder aus dem Freudenbecher zu ſchöpfen, was ihm ſolche Eile erlaubt. Doch hat ſich mancher über die Verkürzung zu beklagen; denn haben gleich Muſik und Theater ſich beeilt ihr Scherflein zu liefern, ſo laſſen ſich die Jahreszeiten nicht verrücken, und die anhaltende kühle Witterung hat die Erdbeeren, Stachelbeeren, Roſen- und Heufeſte um vieles hinausgeſchoben. Die letzten acht Tage haben aber faſt Wunder gewirkt. Die Parks ſind grün, und der Flieder fängt an zu blühen. Die Drawing-rooms haben begonnen und der ganze Garten ſchöner Mädchen, der in dieſem Mai ſeine Netze auswerfen will, zeigt ſich auf allen Wegen und Stegen in den ſchönſten Morgen- und Abend-Toiletten.

Doch hat keine derſelben einen ſo ſchnellen Sieg davon getragen als die nordiſche Nachtigall Jenny Lind. Veni, vidi, vinci heißt es bei ihr in jedem Sinne; denn nicht allein iſt ganz London auf den Beinen ſie zu hören und zu ſehen; nicht allein iſt Lumley genöthigt, kann man ſagen, doppelte Preiſe zu fordern, um nur einigermaßen gewählte Geſellſchaft zu haben, und die Polizei verbunden, eine doppelte Wache vor dem Opernhauſe aufzuſtellen, wo der Eintritt jetzt mit Lebensgefahr verbunden iſt, weil der Enthuſiasmus ſich nicht ſcheut, über die Schultern der nicht Hochgewachſenen ſeinen Eingang zu ſuchen; ſondern auch als Frau iſt Jenny Lind ein Tribut dargebracht worden, um den manche ſchöne Tochter Albions ſie beneiden möchte. Lord Burgerſh, der Bruder des Earls von Weſtmoreland,

jetzigen Gesandten in Berlin, hat ihr seine Hand angeboten; die Sängerin aber hat ihm in einen sehr artigen Schreiben für seine Güte gedankt, von der Gebrauch zu machen ein früheres Versprechen sie hindere. Diese ihrem armen, unbedeutenden Jugendgeliebten bewahrte Treue hat England in Erstaunen gesetzt. Hier, wo die Klasse der Theatersängerinnen noch auf so niederem Fuße steht und wo nur der Künstlerin, nie der Frau Achtung und Bewunderung gezollt werden kann, ist dies natürlich eine ganz neue Erscheinung, und selbst die Frau Königin ist so entzückt von der liebenswürdigen Schwedin, daß sie ihr mit eigner Hand einen Strauß zugeworfen hat — eine Herablassung, über die die englischen Blätter viel Aufhebens machen. Wie sich aber der Streit zwischen Bun und Lumley entscheiden wird, weiß man noch nicht. Jenny Lind hat Ersterem 2000 Pfund Entschädigungsgelder geboten, die er aber nicht angenommen hat, weil er in diesem Erbieten den sichersten Beweis seines guten Rechtes zu sehen glaubt. Mittlerweile aber geht sein Theater zu Grunde. Niemand besucht Covent Garden seit Jenny Lind hier ist. Und Niemand wäre in die italienische Oper gegangen, hätte Lumley nicht weise sich zu jedem Opfer verstanden, um nur Jenny Lind zu sichern. So mußte einer sinken, das ließ sich nicht ändern, es sei denn, es fände sich eine andere Lind. Käme Meyerbeer, so könnte dieser Bun retten; ob der sich aber in diesem Jahre zu einem Ausflug nach London verstehen wird, soll noch ungewiß sein, und von einem andern Sterne weiß man nichts, denn Lola Montez tanzt ja nicht mehr. Bun und der Herzog Carl von Braunschweig stehen nun in einer Kategorie. So wie Bun seine neue Oper nicht fortführen kann, ohne dem Publikum einen Köder zu liefern, so geht es dem letzteren mit seiner Londoner deutschen Zeitung, der es, seit Sr. Durchlaucht hocheigne Memoiren beendet sind, durchaus an interessanten Beiträgen fehlt. Gern hätte es daher der Herzog mit dem Nachlaß von Kombst versucht, wenn er, trotz seines vielgerühmten Muthes, sich doch nicht in London in seinen eigenen vier Pfählen vor dem König von Preußen gefürchtet hätte. Nun begnügt er sich mit einer Herausforderung von Karl Heinzen, nach der Niemand fragt, so wenig wie nach ihm selbst.

Graf Montemolin erregt als neuere Erscheinung etwas mehr Aufmerksamkeit, obgleich sein Aeußeres die Damen weniger ansprechen möchte. Er ist blond, fast röthlich, was für einen Spanier seltsam ist. Er raucht sehr stark und hat daher eine bleiche, fahle Gesichtsfarbe. Er ist nicht groß von Statur und hat nichts Ausgezeichnetes in seinem Aeußern. Doch soll es ihm nicht an Geist fehlen, und wohlunterrichtete Männer versichern, daß er in vielen Fächern zu Hause sei und keine Gelegenheit unbenutzt lasse seine Kenntnisse

zu erweitern. Mit ſeinen Finanzen ſteht es wohl nicht zum Beſten. Er lebt in einem beſcheidenen Hauſe in Mortimer Street, einer gar nicht „reſpectablen“ Straße und hat nur ein ſehr kleines Gefolge bei ſich, von dem der Herzog von Villa Franka die hauptſächlichſte Perſon ausmacht. Der Prinz iſt ſehr muſikaliſch, ein Talent, das er in Frankreich während ſeiner Gefangenſchaft erworben hat, und das man ihm in England aus dieſem Grunde hingehen läßt. Er ſpricht ſehr gut Engliſch und unterhält ſich gern in dieſer Sprache, was ihm bei dem Beſuche der Muſeen und gelehrten Geſellſchaften ſehr zu ſtatten kommt, weil nur wenige engliſche Savans ſich Zeit laſſen moderne Sprachen zu erlernen und er ſomit keine Auskunft über das erlangen könnte, was er in Augenſchein zu nehmen beabſichtigt, wenn ſie ſie nicht in ihrer Mutterſprache geben können. Man hat ihn in dieſer Woche bei den „Antiquariens“ eingeführt, die langweiligſte aller engliſchen Geſellſchaften, deren Mitglieder gewöhnlich einſchlafen, während die Berichte vorgeleſen werden. Die Gegenwart eines ſpaniſchen Prinzen wird aber gewiß mehr dazu beigetragen haben, die gelehrten Herrn zu verſammeln und wach zu erhalten, als alle Zeichnungen alter Kirchen in der Normandie zuſammengenommen. Graf Montemolin hat ſich auch zeichnen laſſen und „beehrt“ die Ausſtellung dieſes Jahres in Waſſerfarbe. Jenny Lind aber wurde heute ſchon in allen Straßen für zwei Pence ausgeſchrieen. Die Griſi, die ſehr neidiſcher Natur ſein ſoll, wird nicht ohne ein Gallenfieber davon kommen, wie man fürchtet. Man tadelt ſie bitter, daß ſie die ſchwediſche Nachtigall mit ſo ſcheelem Auge anſieht, doch geht das ja andern und ſelbſt größeren Talenten nicht beſſer. Heißt es doch von Mendelſohn und Meyerbeer, daß ſie ſich wie eine Peſt fliehen und kaum den Klang des gegenſeitigen Namens ertragen können. So miſcht ſich immer wieder das Kleine in das Große, damit auf dieſer armen Erde nichts ganz Großes beſtehe! Von dem Erſteren weiß übrigens das Publikum hier, daß er außer dieſer Schwäche auch noch die beſitze, göttlich verehrt werden zu wollen (?) und man ſinnt daher ordentlich darauf, in welche Form der Ausdruck der Bewunderung zu ſteigern ſei, damit er einem ſchon ganz verwöhnten Gaumen nicht noch unſchmackhaft erſcheine. Disraeli ſoll ſtolz auf ihn ſein und dieſen kleinen Nachklang orientaliſcher Abkunft und Metapherliebe gerne ſehen, weil er in dieſem Punkte eine angenehme Wahlverwandtſchaft entdeckt. Uebrigens aber iſt nicht zu leugnen, daß die jetzige Zeit viele Belege zu der in ſeinem Tankred aufgeſtellten Bemerkung liefert: „daß das erſte Volk der Welt das Israelitiſche, und nach ſo vielen Jahrhunderten des Druckes und Elends hegen es noch die Söhne Arabiens, deren Talente und Genius alles über-

rage und Europa mit Staunen und Bewunderung erfülle." Herr Disraeli zeigt wenigſtens durch dieſe Behauptung, mit welcher enthuſiaſtiſchen Vorliebe er ſeinen jüdiſchen Voreltern zugethan ſei, wenn er gleich als Chriſt einen Sitz im Parlamente gefunden und eine reiche chriſtliche Wittwe geehlicht hat. Sicher iſt es, daß er als Jude kaum wärmer für die Juden hätte ſprechen können, als wie er es als Chriſt gethan hat. Das iſt doch chriſtlich! — Uebrigens haben die Juden in letzter Zeit eine viel beſſere Stellung in London erhalten und dürfen mit Recht auf größere Vorrechte hoffen, ſeit England einen Miniſter erhalten hat, den ſie gewiſſermaßen dazu gemacht haben. Lord John Ruſſel wäre nie von der Stadt London gewählt worden, hätten die Juden es ſich nicht 20,000 Pfund koſten laſſen. Mit bloßen Titeln bezahlt ſich ein ſolcher Dienſt nicht. — Es ſind übrigens im Ganzen nur 60,000 Juden in ganz England. Dieſe ſtehen in vielem Bezug bedeutend hinter ihren deutſchen Brüdern zurück, weil es ihnen an Gelegenheit fehlte, eine gute Erziehung oder nur irgend eine Erziehung zu erhalten. Für das Erſtere iſt durch die Gründung der Univerſität London geſorgt, die keine Religion ausſchließt; und das Letztere hoffen ſie jetzt zu erlangen, wo das Thema einer National-Erziehung nach liberalen Grundſätzen behandelt wird. Es wäre wirklich zu wünſchen, daß man im freien England einmal in dieſem Punkte ein wenig großherzig dächte. So viele Klaſſen der Geſellſchaft ſind auf die jetzige Art, wo die „hohe Kirche" den Glauben an die Stirne jedes Schülers geſchrieben haben will, jedes Mittels der Erziehung beraubt oder auf Barmherzigkeit angewieſen. Da findet es ſich denn, daß gar zu viele keinen mitleidigen Fürſprecher finden und verwahrloſt aufwachſen.

Die Juden in St. Giles — dem berüchtigſten Stadttheil London's — haben gewiß außer Sonne, Mond und grünen Bäumen ſehr oft kein ABC geſehen. Die kleinen Savoyarden ſind nicht beſſer daran. Manzini, dieſer enthuſiaſtiſche Patriot, und zweiter Cato, wenn auch in anderem Sinne, lebt nur für die Erziehung dieſer armen Knaben, die jung nach England geſandt werden, wo ſie, wie ihre Eltern glauben, das Gold auf der Straße finden, und die dann jämmerlich betteln gehen müſſen, Kälte leiden, Hunger und Elend, und auch nicht einmal in die Heimath zurückkehren können, weil ihnen das Geld zur Ueberfahrt fehlt. In jeder Straße ſieht man dieſe Knaben, entweder mit einer Orgel, oder mit einem Affen, Meerſchweinchen und dergleichen Dinge, die ſie miethen und für die ſie dem Eigenthümer täglich eine gewiſſe Summe entrichten müſſen. Ohne Lager, ohne Obdach, und manchen Tag ohne ein Stück Brod, ſind ſie immer vergnügt, und aus ihren ſchmutzi-

gen Geſicht lachen gutmüthig ein Paar freundliche Augen hervor, während ſie aus ihren Lumpen die bittende Hand dem Vorübergehenden entgegenſtrecken. Dieſen Frohſinn theilen mit ihnen die deutſchen Beſenhändlerinnen, — dieſe armen Rheinländerinnen mit ihren hölzernen Quaſten, die ebenfalls hierher kommen, Gold regnen zu ſehen; aber eine dritte Claſſe von Leidensgefährten, deren Zahl ſich täglich mehrend bald jede andere überſchreiten wird, ſind die deutſchen Gouvernanten, deren fehlgeſchlagene Hoffnung ſich jedem ihrer Züge mit unverkennbarem Stempel aufdrückt, und die doch lieber Jugend und Geſundheit der falſchen Scham opfern, als eingeſtehen wollen, daß ſie ſich getäuſcht haben, daß in England keine Berge Goldes für ſolche zu haben ſind, die nicht ein gleiches Gewicht von Kenntniſſen in die andere Waagſchale legen können. Und iſt das unbillig? — Der Engländer kennt den Werth des Geldes zu wohl, um es für Nichts hinzugeben. Und wirklich erſcheint hier eine Fluth der traurigſten Geſchöpfe, die nicht einmal ihre Mutterſprache reden können, und ſuchen Anſtellung und hohen Gewinn. Manche derſelben fanden bis jetzt noch in Irland ein Unterkommen, weil man dort ſchon eher vorlieb nehmen muß und auch weniger mit dem Continent in Berührung kommt, und daher die deutſche Sprache, die ſie reden, nicht beurtheilen kann. Jetzt aber hat dort Hungersnoth ſo viele Familien gezwungen, ſich einzuſchränken und von Lehrern und Dienern nur das Allernothwendigſte zu behalten, ſo daß außer einer neuen Einfuhr von Deutſchland nun auch noch alle von Irland Zurückkehrenden ein Unterkommen ſuchen. Hört man nun, daß Director Julien jetzt in Dublin iſt und Piſchek in ſeinem Gefolge ungefähr 20 Pfund den Abend verdient, ſo ſollte man kaum glauben, daß täglich eine gewiſſe Zahl Menſchen dort Hungers ſterben und dennoch die Theater gefüllt ſind; — doch iſt es ſo! Und was trauriger iſt, und weniger für die Menſchheit ſagt und weniger Hoffnung einer Abhülfe läßt, iſt, daß Graf Strelecky, der berühmte Reiſende und Geograph, der aus eigenem Antrieb und auf eigene Koſten nach Irland gegangen iſt, um nachzuſehen, was ſich thun laſſe, berichtet: was von hier eingeſandt werde, komme den Hungernden weniger zu Gute, als daß es diejenigen bereichere, durch deren Hände es gehe. Was läßt ſich da noch thun? Indeſſen haben die armen Irländer ihren Weg nach Liverpool gefunden und dahin das Typhus Fieber gebracht und von da nach London. Hier aber, wo der Preis der Lebensmittel täglich ſteigt und die Noth unter den Armen auch ſehr groß ſein ſoll, merkt man in den mittleren und höheren Klaſſen gleichfalls nichts von einem ſolchen Stand der Dinge. Ja hätte die Königin nicht befohlen, daß Jeder in ihrem Haushalte nur täglich ein Pfund Brod eſſen ſolle und das

noch von dem ersten besten; so hätte man an der Wahrheit dessen zweifeln mögen, was die Blätter des Tages sagen. Die Kunst, die sonst so oft nach Brod gehen muß, leidet diesmal wenigstens nicht Hunger. Kein Künstler klagt, daß ihm etwas abgezogen sei. Und nimmt gleich Jenny Lind viel in Anspruch, so erhält doch Mrs. Butler, frühere Fanny Kemble — noch 20 Pfund für den Abend am Prinzeß-Theater. Ihr Talent allein wird aber nicht hinreichen, die kleine Bühne zu heben, so lange alle ihre Mitspieler so weit unter ihr stehen und sie verhindern ein Ganzes zu liefern. Ihr neues Buch „A year of consolation" wird viel gelesen, obgleich jeder sich durch den Titel getäuscht findet. „Dies Jahr des Trostes" besteht aus einem Reisejournal in Italien, worin sie dann und wann einen Rückblick auf Amerika wirft und ihres Mannes und ihrer Kinder gedenkt, von denen sie ganz getrennt zu sein scheint. Sie scheint ein Schicksal mit ihrer Freundin, Mrs. Jameson, zu theilen. Beide gingen mit dem Manne ihrer Wahl nach Amerika und beide wurden nach Europa zurückgesandt, um zu ihrem früheren Beruf zurückzukehren — die eine zu der Feder, die andere zu der Bühne. Sollte dies das Schicksal emanzipirter Frauen sein, so bereiten die Verfechter derselben ihnen wahrlich ein selbstständiges, aber sehr einsames, liebearmes und liebeleeres Alter. Sie mögen das bedenken! Der eiserne Wille nutzt dem Mann Thaten zu vollbringen und ihn über die Klippen des Lebens hinwegzuführen; die engere Sphäre der Frauen aber bedarf keines so starken Elementes, und ist dies einmal hervorgerufen und da, dann ist der häusliche Kreis ein zu kleiner Schauplatz für dasselbe, und zwei Herrscher haben selten in einem Reiche lange und glücklich regiert. — Was „la jeune Angleterre" über diesen Punkt denkt, weiß ich übrigens nicht zu sagen. Der „Whittington Club" läßt Damen zu, — das ist gewiß, aber weder Milus noch Freiligrath haben sich in ihren Gedichten über diesen Punkt ausgelassen. Gewiß ist es, daß die Flugschrift der Fräulein von Haga, (der Stieftochter von Adam Müller) betitelt „les femmes celibataires," die sie verschiedenen freisinnigen Herren zugesandt hat, durchaus keinen Beifall findet. Freiligrath soll übrigens ziemlich viel Mühe haben, seine Frau vom Emanzipiren abzuhalten. Die Verhältnisse sind auch keineswegs angenehm und gewiß sehr unter beider Erwartung. Das Angenehmste was ihm noch wiederfahren, ist wohl eine Einladung von Sir Lytton Bulwer zu ihm nach seinem Landsitz zu kommen, und dort bei ihm zu weilen, so lange er einer Freistatt bedürfe. Bulwer hat jetzt eine Tochter erwachsen, die er an die Spitze seines Hauses gestellt hat und die in diesem Jahre in die Welt treten wird. Vielleicht wird er nun allen Lästerzungen Schweigen gebieten und gebieten

können, wenigſtens ſteht es zu hoffen. Sein letztes Buch, „Lucretia“, hat dem Publikum durchaus mißfallen. Uebrigens aber denkt für den Augenblick Niemand an Literatur. Die Vergnügungen des Tages und die ſtaatlichen Angelegenheiten nehmen die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Ausſtellungen ſind ſeit dem erſten Mai geöffnet und wie gewöhnlich von einer zahlreichen Menge beſucht. Es findet ſich außer einigen vortrefflichen Bildern der erſten Meiſter Englands, ein Bild von F. Biard dort, das vielleicht alles übertreffen möchte. Es ſtellt die Befreiung der Sklaven auf einem Schiffe vor, das durch ein franzöſiſches Kriegsſchiff genommen worden. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo der franzöſiſche Capitän das Verdeck betritt. Dieſer bildet daher eine Hauptfigur im Vordergrund. Ihm zur Seite ſteigen aus dem Unterdecke die befreieten Sklaven hervor und die Gefühle derſelben — des Haſſes, der Freude, der Verzweiflung — ſind mit einer Wahrheit dargeſtellt, die ergreifend iſt. Man kann ſich kaum ſatt ſehen an dieſem Bilde, auf dem jeder Kopf ein Studium und eine ganze Geſchichte iſt. Der Künſtler, der das verfertigen konnte, mußte zugleich Philoſoph und Menſchenkenner ſein; denn ohne ein tiefes Studium der Natur und des Gemüthslebens, war das nicht zu bewerkſtelligen. Ein ſolches Bild iſt eine doppelte Freude in England, wo man ſo arm an Darſtellung von Seelenzuſtänden iſt. Nachahmung der Natur, — Hunde, Pferde, Katzen und auch Menſchenköpfe — iſt die Stärke engliſcher Maler, und wieder findet man vortreffliche Sachen von Landſeer, Stanfield und Lee. Von erſterem iſt ein Bild dort, Van Hambugh, wie er die Löwen in ihrem Käfig zähmt, darſtellend, das wunderbar ſchön gemalt iſt. Er hat es auf Beſtellung des Herzogs von Wellington gefertigt, deſſen Geſchmack ein ſolcher Gegenſtand entſpricht. Turner hat diesmal nur ein Bild geliefert — ſein letztes, wie es heißt, das den „Hew of huntred fights“, in rothen und gelben Wolken reitend, darſtellt. Es iſt eine wunderbare Farbenpracht, die glücklicher Weiſe keine Nachahmer findet. Ein ſehr mißlungener Verſuch eines hiſtoriſchen Bildes, ſind drei Scenen aus dem Leben der Jungfrau von Orleans, von A. Cooper, das größte Bild in der ganzen Ausſtellung, das im erſten Zimmer eine Wand einnimmt. Er hat die Jungfrau als ein männlich ſtarkes, koloſſales, nerviges, ſchwarzgebranntes Mädchen dargeſtellt. Auf dem erſten Bilde findet ſie das Schwert, das ſie mit einer Fauſt ergreift, die gleich vor jeder idealiſchen Idee zurückbeben macht. Auf dem zweiten Bilde findet man ſie zu Pferde inmitten der Schlacht, mordend und von der ſchrecklichſten Mordſcene umgeben. Auf dem dritten Bilde ſteht ſie auf dem Scheiterhaufen, der ſchon unter ihr angezündet iſt, und blickt mit

düſterer Miene zum Himmel auf, von dem ſie in angſtvoller Erwartung noch Rettung zu hoffen ſcheint. Das Ganze erregt mehr widrige als angenehme Gefühle und Niemand ſchien mit Vergnügen vor dem Bilde zu weilen. Eine große Anzahl Porträts füllen wieder die Räume wie gewöhnlich. Den Reſt füllen Thiere und Landſchaften aus, was dem Nationalgeſchmack am beſten zuſagt. Wie viel es darauf ankomme, zeigt das Beiſpiel eines „fils prodigue“, der wegen ſeiner Heirath vom Vater enterbt, ſich auf ſein einziges Talent, ein bischen Malen, angewieſen ſah, und durch das Zeichnen von Kutſchen, wie ſie ſonſt gebräuchlich waren, Frau und Kinder anſtändig erhält. Er bekommt 15 L. für das Stück, und kann kaum ſo viele anfertigen als beſtellt werden. Um einigen Wechſel in die Ausführung zu bringen, ſtellte er die Kutſche bald im Schnee, bald im Regen, bald umgeworfen, bald am Abgrunde haltend, dar. Würde dies einem andern Volke genügen?

Eine Merkwürdigkeit der Saiſon ſind auch zwei Glas-Candelaber des Paſcha's von Egypten, die zu ſehen ſind. Sie ſind je 17 Fuß hoch und von coloſſaler Proportion. Der Unternehmer hat ſelbſt 1000 L. für das Stück gezahlt, obwohl ihm vom Paſcha nur 1500 für Beide zugeſtanden worden ſind. Er kümmert ſich aber nicht um den Verluſt, ſo lange das Publikum dadurch angelockt wird.

Ameln.

Deutſche Literaturgeſchichte in neueſter Zeit.

Sie haben, verehrter Freund, einen Bericht über die Behandlung der deutſchen Literaturgeſchichte in neuerer Zeit für diejenigen Leſer Ihrer Zeitſchrift gewünſcht, welche das, wovon ſie zeither gehört und geleſen haben, ſich in einer gedrängten Ueberſicht zu vergegenwärtigen wünſchen. Vielleicht war es übereilt, daß ich Ihrem Wunſche nachzukommen verſprach, nicht als ob mir der Stoff fremd wäre, ſondern deshalb, weil eine genügende Verarbeitung des erfaßten Stoffes in ſo gedrängter Form ſchwierig iſt. Doch ich will lieber meine eigenen Bedenken beſeitigen, als mich der Wortbrüchigkeit Ihnen gegenüber ſchuldig machen.

Als ich vor länger als 20 Jahren auf einem ſächſiſchen Gymnaſium war, da wurde in den Unterrichtsſtunden vorzugsweiſe Griechiſch und Latein getrieben. Zwar waren die Lehrer keine Pedanten und hielten auch etwas auf deutſche Aufſätze und regten zur deutſchen Lectüre an, aber an einen ſyſtematiſchen Unterricht in der deutſchen Literatur war nicht zu denken. Um Geſchichte und Kritik unſerer Literatur kümmerten wir uns wenig; dazu waren wir in der That zu naiv. Deſto mehr aber laſen wir die Klaſſiker ſelber und erbauten uns an ihnen, und nicht nur Leſſing, Herder, Goethe und Schiller wurden fleißig getrieben, ſondern auch Klopſtock und die Göttinger, Hippel und Jean Paul, ſo wie die Romantiker hatten ihre einzelnen Verehrer. Eine ſolche Naivetät war damals in der ganzen politiſchen und literariſchen Atmoſphäre unſers Vaterlandes eine häufig zu bemerkende Erſcheinung. Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerte man ſich ſo wenig, daß von einem politiſchen Leben nicht die Rede ſein konnte. Aber auch ein friſches literariſches Leben war nicht vorhanden, da in Folge der allgemeinen Ermattung nicht viele bedeutende und wirkſame poetiſche Producte zu Tage gefördert wurden. Nur unter ſolchen Verhältniſſen konnte der Weißenfelſer

Advocat Müllner als kritiſcher Dictator Bedeutung und die z. B. in Dresden im Liederkreiſe gepflegte gehaltloſe Schönthuerei eine Art von Anerkennung erlangen. Doch dies iſt nur die Entartung jener Naivetät, welche damals bei alten wie bei jungen Leuten vielfach wahrgenommen wurde. Die Beſſeren unter ihnen hielten unbethört und ungeſtört durch ſolches verkehrtes Treiben an der frühern geiſtigen Errungenſchaft feſt und bildeten daran ihren Geſchmack und ihren Geiſt zur Theilnahme an den Kämpfen der folgenden bewegten Zeit. Das dadurch immer allgemeiner verbreitete Verſtändniß der großen Dichter unſerer bereits vollendeten literariſchen Glanzperiode, ſo wie die ſeit J. Grimm's Hervortreten im Stillen immer reicher entwickelte Blüthe der altdeutſchen Philologie, bereitete demnach zu einer allſeitigen und zuſammenhängenden wahrhaft hiſtoriſchen Betrachtung unſerer Literatur vor, welche mit glücklichem Erfolge verſucht und mit entſchiedenem Beifalle aufgenommen werden mußte, ſobald ſich in den durch Börne, Heine und W. Menzel vorbereiteten und ſeit dem Jahre 1830 entſchiedener wirkſamen Bewegungen im politiſchen und literariſchen Leben Deutſchlands das Bewußtſein gebildet hatte, daß nun eine Cultur- und Literaturepoche zum Abſchluß gekommen ſei. Es war bekanntlich Gervinus, der zuerſt eine wirkliche Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur ſchrieb; mit ihm beginnt alſo die Geſchichtſchreibung der deutſchen Literatur.

Sehen wir uns aber, ehe wir dieſes ſo bedeutende Ereigniß unſerer Geſchichtſchreibung mit den dazu vorbereitenden Momenten und in ſeinen Erfolgen genauer betrachten, nach dem um, was ſchon vorher im Einzelnen wie im Ganzen für Literaturgeſchichte geleiſtet worden war. Für die ältere Zeit unſerer Literatur beginnt ſeit Bodmer einige Theilnahme zu erwachen. Wie gering dieſe noch war, zeigt am beſten das herbe Urtheil, mit dem der große Friedrich das von Chriſtoph Heinrich Müller herausgegebene Nibelungenlied zurückwies: „dies Buch ſei keinen Schuß Pulver werth und er würde es, wenn es in ſeiner Bibliothek wäre, herausſchmeißen," ein Urtheil, welches damals keinen Anſtoß fand. Erſt die Romantiker erſchloſſen den Sinn ihrer Landsleute für die mittelalterliche Poeſie, doch mehr äſthetiſch als hiſtoriſch. Die ächt hiſtoriſche Auffaſſung entwickelte ſich dagegen erſt durch die grammatiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten der Gebrüder Grimm, Benecke's, Uhland's, Lachmann's, Schneller's, Graff's und anderer Philologen, die zum Theil noch jetzt mit jüngern Studiengenoſſen, wie Haupt, Wackernagel, Simrock und andern auf dieſem Gebiete rühmlichſt fortarbeiten. Was bis zum Jahre 1830 auf dieſem Gebiete gewonnen worden war, ſuchte Roſenkranz in ſeiner Geſchichte

der Poeſie des Mittelalters in einer geiſtreichen Ueberſicht zuſammenzuſtellen und vom Standtpunkt der Hegel'ſchen Philoſophie zu erläutern. Dies Buch war damals Vielen zur Orientirung willkommen, mußte jedoch durch die bald folgenden Arbeiten verdrängt werden. — In der neuern Literatur dagegen betheiligten ſich die producirenden Meiſter ſelbſt vielfach, jedoch nur im Einzelnen an der hiſtoriſch-kritiſchen Betrachtung der deutſchen Poeſie. Was Leſſing, Herder, Goethe und Schiller dafür geleiſtet haben, iſt freilich ſchon ſo tief in das Bewußtſein der Zeit gedrungen, daß man kaum mehr recht zu entſcheiden vermag, was die Literaturgeſchichte ihnen verdankt. Etwas anders geſtaltete es ſich in dieſer Beziehung mit den Beſtrebungen der Romantiker. Die große Befähigung der Koryphäen dieſer Schule zur äſthetiſchen Literaturbetrachtung, die nicht geringe Prätenſion, mit der ſie auch ihrer eigenthümlichen Production Geltung verſchaffen wollten und endlich, ein allerdings nur dunkles Gefühl, daß ſie trotz vielfacher und zum Theil ſehr begründeter Anerkennung dennoch mit ihrer ganzen Art hinter der Energie und Fülle der zeitherigen Literaturentwickelung zurückbleiben würden — alles dies drängte ſie zu einer umfaſſendern Betrachtung der Literatur überhaupt und insbeſondere der deutſchen Literatur. Was in dieſer Beziehung die Gebrüder Schlegel und Tieck geleiſtet haben, war nicht nur für ihre und die nächſtfolgende Zeit bis zu dem Wendepunkt von 1830 von hoher Bedeutung, ſondern es wird größtentheils noch Beachtung finden, ſo lange man ſich überhaupt für deutſche Literatur intereſſiren wird. Hierher gehören beſonders die einzelnen Aufſätze im Athenäum ſeit 1798, in den Charakteriſtiken und Kritiken ſeit 1801, ferner die Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, die Aug. Wilhelm Schlegel 1809, und die Vorträge über die Geſchichte der alten und neuen Literatur, welche ſein Bruder Friedrich 1812 gehalten hat. In den beiden letzten Werken erhalten wir allerdings ein größeres Ganze, aber von einer gründlichen und tiefen Entwickelung unſerer Literatur kann nicht die Rede ſein. Es ſind geiſtvolle Ueberſichten, zum Theil auf einem Gebiete, wo noch alle gründlichen Vorarbeiten fehlten, bei Friedrich Schlegel leider oft getrübt durch die Befangenheit des Standpunktes, den er damals bereits genommen hatte. Es iſt in der That ſchmerzlich zu ſehen, wie ſich die Schärfe ſeines Geiſtes abſtumpft, wie ſich ſeine klare Seele verdunkelt, wenn er Erſcheinungen unſerer Literatur beurtheilen muß, die er auf jenem Standpunkte nicht mehr frei beurtheilen durfte. Er ringt und quält ſich ab in dem Streben, den Forderungen der politiſchen und kirchlichen Anſichten zu genügen, die er ſich aufgedrungen hatte, ohne die Freiheit des Geiſtes aufgeben zu müſſen, und

in der That macht sich diese in jugendlicher Kraft oft mehr geltend, als es der Verfasser selber wollte und dachte. Trotz alledem ist aber darin ein ungemein reicher Inhalt und in der schönsten Form eines klaren und keuschen Styls, der unserer Zeit, trotz der allgemein verbreiteten Gewandtheit und Eleganz des Ausdrucks doch so ziemlich fremd geworden ist. Endlich sind noch die spätern dramaturgischen Aufsätze von L. Tieck hierher zu rechnen.

Auf solche Lectüre wurden wir bei der eifrigen Beschäftigung mit unsern Klassikern damals hingeführt, als wir zur Universität heranreiften und dadurch wurde wohl auch in dem Einen und Andern der Wunsch erweckt, die Entwickelung der Literatur, an der er sich in beseligender Naivetät erbaute, im Zusammenhange kritisch zu betrachten. Doch waren wir in der Beziehung noch sehr bescheiden und leicht zu befriedigen. Da nahm man wohl einmal zum Nachschlagen Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit vor, die von 1801—19 erschienen war und im 9. bis 11. Bande die deutsche Literatur behandelte, ein Buch, welches natürlich jetzt ganz unbrauchbar ist, aber für seine Zeit ein reiches und später hier und da benutztes Material der Literaturkenntniß, ja selbst einzelne Gesichtspunkte der Beurtheilung darbot, die jetzt noch ihre volle Geltung haben, oder die Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste oder wegen der bequemen Uebersicht, der vaterländischen Gesinnung und ansprechenden Form Wachler's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, welche 1818 in bewegter Zeit gehalten und gedruckt worden waren und 1834 noch einmal aufgelegt werden konnten. Hierbei wurde das eigne Urtheil berichtigt und geläutert, die vielseitigere Theilnahme an den Erzeugnissen unserer Literatur geweckt und das Bedürfniß einer historischen Behandlung der deutschen Literatur uns immer mehr zum Bewußtsein gebracht.

Bevor aber das Bewußtsein dieses Bedürfnisses vollständig zur Reife gelangen konnte, mußte ein Umschwung in der Literaturbetrachtung und Lebensauffassung eintreten, der theils viele der zeither herrschenden Ansichten einer allmäligen Auflösung unterwarf, theils nur freilich oft noch sehr formlose Elemente einer neuen Entwickelung hervortreten ließ. Der scharfe Witz in den kritischen Schriften des edlen Börne, die geistvolle Ironie des frivolen Heine mußte allmälig als Vorbereitung zu jener Umwandlung immer wirksamer werden. Aber noch einflußreicher auf die Masse und für literarische Kritik zunächst wenigstens wirksamer war Wolfgang Menzel, so tief er auch an Begabung und nachhaltigem Einfluß unter jenen beiden Männern stehen mag. Das kühne Unterfangen, seine kecken Ansichten über das deutsche Bücherwesen in einer umfassenden Literaturgeschichte (1826) dem

Publikum gewiſſermaßen in's Angeſicht zu ſchleudern und die weitere Ausführung dieſes Thema's in einer der verbreiteſten belletriſtiſchen Zeitſchriften, im Morgenblatte, verſchafften ihm nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Auslande ein bedeutendes Anſehen. Und darüber darf man ſich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß bis dahin noch Niemand auf dieſem Gebiete den literariſchen Perſönlichkeiten und dem deutſchen Philiſter ſo zu Leibe gegangen war. Schon die Keckheit, die er dabei gezeigt und die friſche Kampfluſt mußte gefallen, und mancher Hieb, den er austheilte, ſaß, daß es eine Luſt war. Aber leider fehlte Menzel'n Alles, um auf die Dauer dieſes ſchnell gewonnene Anſehn zu behaupten. Der Mangel an Gründlichkeit, die Anmaßung im Urtheil, die Verunglimpfung des Genies, die er beſonders in den wahrhaft lächerlichen Angriffen auf Göthe verſchuldete, endlich das Unwürdige des Ton's — alle dieſe Fehler mußten der öffentlichen Meinung zu ſeinem Nachtheile immer mehr klar werden. Je entſchiedener man ihm aber entgegentrat, deſto mehr verſteckte er ſich in der Uebertreibung der Anſichten, die er früher ausgeſprochen. Er hat ſich abgenutzt, hat ſich überlebt, darüber iſt wohl jetzt kein Zweifel mehr. Allein abgeſehen von den vielen treffenden Bemerkungen ſeiner Literaturgeſchichte, die zum Theil ſelbſt eine richtigere Auffaſſung der deutſchen Literatur auf einem höheren Standpunkt vorbereitet haben, hat ſein Buch auch noch die beſondere Bedeutung, eine eigene Art von Literaturgeſchichte bei uns eingeführt zu haben, die ein anſehnlicher Theil des Publikums bei unſern jetzigen Bildungsverhältniſſen nicht entbehren kann. Die erſten Erforderniſſe in ſolchen Büchern ſind ſogenannter Esprit und eleganter oder pikanter Styl, denn das Publikum, welches ich meine, bewegt ſich ſonſt vorzugsweiſe im ſozialen Leben und in der Journalliteratur. Für dieſes Bedürfniß haben in der folgenden Zeit mehrere gewandte Schriftſteller wie Gutzkow, Laube, Marggraff, Mundt und Andere, natürlich Jeder von ſeinem eigenthümlichen Standpunkte aus mit mehr oder minder vorübergehendem Erfolge geſchrieben, aber eben weil ſie nur auf kurze Zeit vorzugsweiſe in der obengenannten Sphäre wirkten und auf die Entwickelung der eigentlichen Geſchichte der Literatur keinen bedeutenden Einfluß hatten, ſo iſt es nicht nöthig, länger bei ihnen zu verweilen, zumal da ſie ſich zum Theil an der eigentlichen Production betheiligt und hierin eine Stellung gewonnen haben, welche ſie vorzugsweiſe dem Publikum lieb gemacht hat. —

Und hiermit ſind wir ſchon in die neueſte Zeit eingetreten, in die Zeit der politiſchen und literariſchen Geſinnung ſeit dem Jahre 1830. — Die ganze junge Literatur mußte, um Raum zu gewinnen, vorzugsweiſe kritiſch

auftreten und wurden auch ihre Forderungen (nach einer nicht lange Zeit dauernden Geltung in gewissen Kreisen) von dem stimmberechtigten Publikum größtentheils zurückgewiesen, so setzten sich doch auch aus dieser oft sehr trüben Gährung Bildungselemente ab, die auch der literarhistorischen Betrachtung zu Gute kommen. Hier muß neben den schon erwähnten Schriftstellern besonders L. Wienbarg erwähnt werden, der die ästhetische Kritik dieser Richtung mit Talent und entschiedener Gesinnung vertrat. Neben dem Stürmen und Drängen dieser jungen Literatur faßte und sammelte sich die von dem freiern Geiste der neuen Zeit durchdrungene Wissenschaft zur gründlichen Sichtung des zeither gesammelten Materials und zur pragmatischen Betrachtung der literarischen Erscheinungen der nur erst in ihrer Abgeschlossenheit concret hervortretenden Vergangenheit. Es erschien Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen 1835—42 und wurde mit solchem Beifall aufgenommen, daß in den Jahren 1840—42 schon die zweite Auflage des ganzen Werkes und 1846 die dritte Auflage der ersten beiden Bände erscheinen konnte — eine Verbreitung, die bei einem so umfassenden Werke bei uns noch nicht vorgekommen ist. Es würde unpassend sein, ein so allgemein bekanntes und viel besprochenes Buch hier noch ausführlich besprechen zu wollen. Gervinus hatte es sich zur Aufgabe gemacht, nach dem gründlichsten Studium der Quellen, um die sich viele der zeitherigen ästhetischen Literaturhistoriker und praktischen Compendienschreiber wenig und nach sehr subjectivem Belieben bekümmert hatten, den Entwickelungsgang des deutschen Geistes in allen seinen verschiedenen Richtungen in einer umfassenden Darstellung zu reproduziren. Jede einzelne literarische Erscheinung wurde nun erst im Zusammenhange mit dem Ganzen begriffen und gewürdigt: die bedeutenderen Dichtungen der verschiedensten Zeiten erschienen als Sprößlinge eines Stammes, theils als gesunde Sprößlinge, welche allmälig erstarkend Blüthen und Früchte trieben und neue Lebenskeime in sich trugen, theils als entartete Triebe, welche nach Aufzehrung der vorhandenen Bildungskräfte verkommen mußten je nach den Einwirkungen der ganzen geistigen Atmosphäre, deren Elemente und Strömungen überall auf das Sinnreichste nachgewiesen wurden. So erhielten wir eine von Geist und Leben durchdrungene pragmatische Geschichte unserer Literaturentwickelung, und wenn sie auch der Verfasser nur einen Versuch nannte, so wird es doch noch lange Zeit dauern, bis ein gleichbegabter Historiker ein den später gesteigerten Bedürfnissen der vorgeschrittenen Bildung entsprechendes ähnliches Werk zu schreiben wagen wird und, wenn es Einer thut, wird er im Wesentlichen nach den Grundsätzen verfahren müssen, deren Befolgung das Buch von Gervinus zu einem klassi-

ſchen Werke gemacht hat. Daß es der Kritik nicht ſchwer werden konnte, bei einem ſo umfangreichen und kühnen Unternehmen Manches zu tadeln, verſteht ſich von ſelbſt. — Man kann zugeben, daß Gervinus bei ſeinem entſchiedenen Charakter und ſeiner politiſchen Geſinnung manche Sympathien und Antipathien zur Ausarbeitung ſeines Buches mitbringen mußte, welche hier und da eine Ueberſchätzung aber noch viel häufiger eine zu herbe und ungerechte Beurtheilung einzelner Zeitrichtungen und Perſönlichkeiten veranlaßt haben. Ferner läßt ſich nicht leugnen, daß ſeinem Werke hier und da eine gleichmäßigere und durchſichtigere Verarbeitung des Stoffes und eine anſprechendere Form des Ausdrucks zu wünſchen wäre. Man wird hier manchmal an ſeinen Lehrer, den trefflichen Schloſſer erinnert, der bekanntlich in jenen beiden Beziehungen oft mit vollem Rechte getadelt worden iſt. Doch liegt die Urſache dieſer Mängel zum Theil im Stoffe ſelbſt und in der eigenthümlichen Reproduction deſſelben in der hiſtoriſchen Anſchauung des Verfaſſers und man wird dafür nicht nur durch viele einzelne ganz vollendete Charakteriſtiken von Zeiten und Perſonen, ſondern auch durch die durchweg geiſtvolle und großartige Behandlung und Beleuchtung des ſo ſchwer zu bewältigenden Materials hinreichend entſchädigt. —

Gervinus hatte in der Einleitung zu ſeinem Buche ſelber geäußert, er habe zu einer Menge von Forſchungen nur Winke gegeben, denn zu einer objectiv vollſtändigen Geſchichte der deutſchen Literatur ſei es noch lange nicht Zeit. Aber nicht blos Winke hat er gegeben, ſondern auch Lehre und Beiſpiel zu ſolcher Forſchung, namentlich auf dem Gebiete der neuen Literatur, das erſt ſeit Gervinus Anregung, in vielen Monographien über zeither noch ziemlich dunkeln Parthien unſerer Literaturgeſchichte angebaut worden iſt. — Ueberhaupt aber iſt ſeitdem ein reges Intereſſe dafür wie in der Wiſſenſchaft, ſo auch in Schule und Haus rege geworden und tüchtige Schulmänner haben dem hier erwachten Bedürfniſſe durch tüchtige Arbeiten abzuhelfen geſucht, unter denen beſonders J. W. Schaefer's Handbuch der Geſchichte der deutſchen Literatur 1842 und die neueſte Auflage der erſten Abtheilung von Koberſtein's Grundriß der deutſchen Nationalliteratur von 1845 zu nennen ſind, letzteres ein Buch, das allerdings zunächſt zur Belehrung gereifter Gymnaſiaſten beſtimmt iſt, aber wegen der durchaus zuverläſſigen und wohl geordneten Zuſammenſtellung der Reſultate der Forſchungen auf dem Gebiete der ältern deutſchen Literatur auch in weitern Kreiſen alle Beachtung verdient. — Für Beiſpielſammlungen haben bekanntlich W. Wackernagel, H. Kurz, G. Schwab, Gödecke, Fromman und Häußer mit Umſicht geſorgt. Das bibliographiſche Material für den Gelehrten end-

lich ist gleichzeitig von dem gelehrten Gräße in seiner noch nicht vollendeten Literaturgeschichte zusammengestellt worden. —

Während Gervinus sein Buch schrieb, entwickelte sich die philosophische Bewegung der sogenannten Junghegelianer besonders in den hallischen Jahrbüchern seit 1837. In den ersten Jahren hat sich dieses bedeutende Journal auch an der literarhistorischen Kritik mit Erfolg betheiligt und neben Gervinus das definitive Urtheil über die früher so hochgefeierte Romantik in der öffentlichen Meinung vorzugsweise feststellen helfen. Außer dem kampfgewandten Ruge waren hier besonders der sinnige Echtermeyer und damals, wie später auch durch Gervinus vielfach angeregt, der vielseitig und fein gebildete Prutz thätig. Doch Ruge wurde im Kampfe mit der Romantik immer einseitiger und verlor dadurch wie alles Interesse für das frühere geistige Leben seines Volkes, so auch den Einfluß auf die weitere Entwickelung seiner Zeit, was Jeder erfahren wird, der so gewaltsam mit der Vergangenheit brechen will. Doch ist bemerkenswerth, daß er auf dem Gebiete, auf welchem er zuerst seinen Einfluß auf die Literatur gewann, wieder mit seinem Volke anzuknüpfen sucht. Der erste Band seiner gesammelten Schriften enthält eine sehr gut geschriebene Geschichte der deutschen Literatur von Lessing bis auf die neuere Zeit, worin er bei aller Einseitigkeit der Betrachtung und des Urtheils besonders über die Romantiker doch wieder eine Theilnahme an der Entwickelung unserer literarischen Vergangenheit kund gibt, die er früher ganz verloren zu haben schien. Denn es gab eine Zeit, wo er in der fanatischen Verfolgung der ganzen „schlechten" Vergangenheit des deutschen Volks sich darüber wunderte, wie man sich noch für Goethe interessiren könne.

Da Gervinus Literaturgeschichte nicht blos so wie ein gewöhnliches Geschichtsbuch gelesen werden darf, sondern gründlich studirt werden muß, wenn man was davon gewinnen will, so mußte das Bedürfniß einer gedrängten Darstellung der Literaturgeschichte für das größere gebildete Publikum um so fühlbarer werden. Das kleinere Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, welches Gervinus selbst 1842 herausgab (3. Aufl. 1845), konnte dieses Bedürfniß nicht befriedigen, da es als eine übersichtliche Zusammenstellung der Resultate der in dem großen Werke durchgeführten Entwickelung, wie Gervinus selbst sagt, zum Verständniß des großen Werkes vorbereiten sollte. Doch setzt auch die Empfänglichkeit für eine solche Vorbereitung einen wissenschaftlichen Ernst und eine wissenschaftliche Vorbildung voraus, die man denen, welche einer solchen Vorbereitung bedürfen, nicht immer zumuthen darf. — Populärer gehalten

und daher dem von Gervinus beabsichtigten Zwecken entsprechender ist der Abriß der deutschen Literaturgeschichte, welchen Weber in Heidelberg seinem recht praktisch eingerichteten Lehrbuch der Weltgeschichte (Leipzig 1847) beigefügt hat. Doch nähert dieser sich schon den hier nicht weiter zu berücksichtigenden Unterrichtskompendien, unter denen die von J. W. Schaefer (4. Aufl. 1846) und K. G. Helbig (3. Aufl. 1847) der mit Gervinus beginnenden Periode der Behandlung unserer Literaturgeschichte angehören.

Erst im Jahre 1845 erhielten wir ein Buch, das jenes Bedürfniß einer eben so gründlichen als durchsichtigen, gedrängten Darstellung der deutschen Nationalliteratur für einen größern Kreis gebildeter Leser genügend befriedigte und die Nachfrage des bethörten Publikums nach schlechten Fabrikaten, wie z. B. nach dem erbärmlichen Machwerke von Brederlow (1844) gründlich beseitigen mußte. Der Director Wilmar in Marburg, ein mit unsrer Literatur, mit der ältern wie mit der neuern völlig vertrauter Mann, gab seine in Marburg vor einem Kreise gebildeter Zuhörer gehaltenen Vorlesungen über deutsche Literatur heraus, in denen er mit sicherem Takte die bedeutendsten Erscheinungen der Literatur auswählte, den Inhalt und die Eigenthümlichkeit derselben mit jugendfrischer Liebe in klaren und lebenswarmen Bildern zum sinnigen Verständniß brachte und die Entwickelung des deutschen Geistes in unserer Poesie mit wahrhaft künstlerischer Darstellungsgabe anschaulich machte. Nur seine Begeisterung für das christlich-germanische Prinzip des Mittelalters und seine der modernen Bewegung abholden politischen und kirchlichen Ansichten, die ihn in unserer Culturentwickelung ein Wiedergewinnen der natürlich von der Zeit modifizirten germanisch-christlichen Befriedigung hoffen ließen, verleiteten ihn zu manchem einseitigen Urtheil, das dem freier gesinnten Leser unangenehm sein muß. Doch ist es dem Verfasser mit seinem Glauben und Wissen überall Ernst und er besitzt zu viel Geist und Bildung, um sich, wie leichtfertige und selbstsüchtige Parteigänger der Reaction, gegen Anerkennung des Großen und Schönen in denjenigen Richtungen und Bestrebungen zu verrennen, die ihm an und für sich nicht gefallen. Er schließt übrigens seine Vorlesungen mit Rückert und Platen ab, denn an der folgenden Zeit hat er, wie er unverholen gesteht, keine Freude. Darüber wollen wir weiter nicht mit ihm rechten. Die Geschichte entwickelt sich vorwärts, mag der einzelne Mensch darüber murren wie er will. Wir aber wollen uns freuen, daß sie sich so entwickelt und es dankbar anerkennen, was uns ein geistvoller Mann, wenn er auch die jetzige Entwickelung nicht verstehen will und kann, zum Verständniß früherer Zeiten, welche er vollkommen begreift, geboten hat. Schon innerhalb Jahresfrist

wurde die erſte Auflage dieſes Buches vergriffen. Kein Wunder war es daher, daß eine Partei, welche der Richtung des Verfaſſers günſtig war, in ein Jubelgeſchrei ausbrach und dieſe Anerkennung benutzte, um Gervinus zu verkleinern. Ich glaube, Wilmar ſelber würde, wenn er von ſolchem elenden Treiben hörte, daſſelbe mit Entrüſtung zurückweiſen. Die frühern Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit beider Männer machen wohl jede weitere Aufklärung über das Verhältniß ihrer Werke zu einander überflüſſig.

Da Wilmar unſere ältere Literatur mit beſonderer Liebe und Ausführlichkeit und vollkommen genügend bearbeitet hat, ſo bleibt noch die Palme zu erringen übrig, für denſelben Leſerkreis unſerer neuern Literatur ſeit Leſſing gründlich und mit ächt hiſtoriſchem Sinne in gedrängter ſchöner Form anſchaulich zu machen. Denn einen ſolchen hiſtoriſchen Sinn kann man weder den philoſophiſchen Radikalen, noch den kirchlichen Reactionärs zumuthen. Bücher, wie Ruge's und Gelzer's Literaturgeſchichten ſind doch nur Parteiſchriften, die als Vorſtudien zu einer vielſeitigen Betrachtung des Stoffes ihren Werth haben, aber von dem, was man Geſchichte nennen muß, noch weit entfernt ſind. — Aber auch das Werk eines unbefangeneren Mannes, die Literaturgeſchichte von Hillebrand in Gießen (1845 u. 46, 3 Bde.) genügt den mäßigſten Forderungen nicht, die man an eine ſolche Arbeit zu ſtellen berechtigt iſt. Der Verfaſſer hat des Stoffes, den er wohl gewiſſenhaft zuſammengetragen, durchaus nicht mächtig werden können. Der Mangel an ſcharfer Auffaſſung, die Unſicherheit des Urtheils, das Unvermögen klarer Geſtaltung iſt überall wahrzunehmen und eine höchſt unerquickliche Geſpreiztheit und Geſchwätzigkeit im Ausdruck macht ſeine Bemerkungen oft auch da ungenießbar, wo man ſonſt ganz einverſtanden ſein könnte. In der That iſt der nicht zu beneiden, welcher den hochtrabenden Hahnenſchritt bewundert, mit dem dieſer Literarhiſtoriker das Gebiet unſerer Literatur durchſchreitet.

C. B.

Tiroler Zustände.

I. Das Schulwesen.

Wie in den übrigen deutschen Erbstaaten der Monarchie besteht auch in Tirol und Vorarlberg die „politische Verfassung der deutschen Schulen" — eine Sammlung der seit Maria Theresia festgesetzten und vom Kaiser Franz in neuerer Zeit bestätigten Schulverordnungen. Im Eingang zu dieser Sammlung wird erklärt: „Se. k. k. apostolische Majestät halten den Volksunterricht für eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse des Staates und die zweckmäßigste Besorgung desselben für eine Ihrer heiligsten Pflichten. Darum soll dieser Unterricht," wie Se. Majestät weiter sagen, „auf die den Verhältnissen der Zeit und der Natur der Sache angemessenste Art ertheilt werden." Um diesen Zweck zu erreichen, hielt es der Gesetzgeber für gut, der Seelsorgsgeistlichkeit die unmittelbare Aufsicht über das Schulwesen anzuvertrauen; jedoch sollen „die unmittelbar höhern Aufseher" ausgezeichnete Schulmänner unter den Pfarrern, und aus diesen soll vorzüglich jeder Dechant der Aufseher über die Schulen seines Districtes sein. Wegen der Wichtigkeit dieses Amtes sollen alle Dechante von der Landesstelle bestätigt werden. Den Ortsobrigkeiten und Kreisämtern ist bezüglich des Unterrichts, des Lehrerpersonals und seiner Bestellung keine Macht eingeräumt; sie liegt in der Hand der Geistlichkeit — während die Organe der Staatsverwaltung für den Unterhalt der Schulen und Schullehrer, dann für die Schulhäuser — sorgen dürfen (§. 8. der polit. Verf. deutscher Schulen). Die Consistorien, welchen die Leitung des Schulunterrichts zusteht, sind hauptsächlich auf die Emporbringung des Religionsunterrichtes bedacht, und da die Schulvorschriften zu diesem Zwecke „die Anhaltung der Kinder zur Frömmigkeit und Andacht" mit Fug und Recht verlangen, so macht diese fast allein den Gegenstand der Schulbildung bei uns aus. War dies bisher in zu ausgedehntem Maße der Fall, indem die Unterweisung in den übrigen Schulfächern fühlbar zurückblieb und Beispiele genug sind, wonach die aus der Schule tretende

Jugend kaum erträglich lesen, noch weniger schreiben und rechnen kann, so bleibt dermal schon an vielen Schulen kaum mehr die halbe Zeit und wohl noch geringere Neigung der Lehrenden für die Einübung der vulgären Kenntnisse übrig. Abgesehen davon, daß viele Seelsorger, und leider meistens die jüngern, theils wegen mangelhaftem Studium der Pädagogik, welche in den bischöflichen Seminarien so zu sagen bei Seite gestellt ist, theils wegen einseitiger strengen Förderung äußerer Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit blos auf wörtliches Auswendiglernen und Auswendigüben des Katechismus dringen, ist man seit dem Fortschritt der Mode, Klöster und geistliche Orden jährlich dichter zu pflanzen, nun auch auf die Einführung der Schulbrüder gekommen. Bevor noch eine Erlaubniß der Regierung erwirkt ist, wurde mit besonderer Gunst und Hilfe des Consistoriums von Brixen eine Colonie dieser Brüder im Oberinnthale von einem Weltpriester angelegt, dessen Streben Tag für Tag ausschließend auf Ordensstiftungen gerichtet ist. Aus dem von ihm errichteten Sammelhaus zu Kronburg hat man schon an mehrere Orte, wo der Dechant und Ortsseelsorger gewonnen waren, mit oder gegen den Willen der Gemeinden dergleichen Schulbrüder sich verschrieben. Es sind Beispiele vorhanden, daß selbst brave Lehrer den neuen Gästen weichen mußten; man spricht auch davon, daß ein einflußreicher Canonicus zu Brixen diese Brüder thunlichst vermehret wünsche, um durch sie nach und nach die Wirthschaftereien der Pfarrer zu ersetzen. Wenig läge daran, ob dies erreicht wird; wir möchten auch nicht entgegen sein, daß die Schulbrüder den Unterricht, zumal auf dem Lande, ertheilen; schwerlich wäre das Geschäft in unfähigern Händen, als jetzt mehrseitig wahrgenommen werden muß, wofür die Gründe in der höchst mangelhaften Vorbildung der Lehramts-Candidaten und noch mehr in der äußerst magern Belohnung der Lehrer zu suchen sind. Aber die neuen Lehrer sind nur dem Namen nach Schulbrüder; ihre Aufgabe ist, so weit wir sie in Tirol an einzelnen Orten während ihres kurzen Hierseins kennen lernten, eine kirchliche. In Frankreich durch die Jesuiten geschaffen, haben die Jünger Lovola's diese untergeordnete Genossenschaft in unsere Thäler gerufen, wie ihre Gönner uns die Ligorianer als Vorläufer der Jesuiten in's Land brachten. Man hält unsere Landschulen unter der durch die politische Schulverfassung geregelten Leitung der Seelsorger für zu frei und dem Einflusse der neuen katholischen Partei zu entlegen. Die Schulbrüder beobachten eine Lehrmethode, deren Wirkung auf Herbeiführung möglich größter Unselbstständigkeit unseres Volkes berechnet ist. Dies beweisen Thatsachen. In der Gemeinde Lana an der Etsch erlangten diese Brüder durch die Bemühungen des dortigen Dechants die

Ortsſchule. Die Kinder werden nicht blos während des Verweilens im Schulhauſe von Angebern aus der Mitte ihrer Kameraden, ſondern auch außer dem Schullocale bis in die Wohnungen ihrer Eltern nach einem verderbten und verderbenden Spionirſyſtem überwacht, der häuslichen Zucht entrückt und in den Feſſeln pedantiſcher Abrichtung unaufhörlich feſtgehalten. In der Schule wird der Unterricht von einer halben Stunde zur andern dadurch unterbrochen, daß ein Kind mit lauter Stimme ein Stoßgebetlein herſagt, worauf einige Minuten ſämmtliche Schüler in ſtiller Betrachtung verharren müſſen. Nach Verlauf jeder Stunde des Unterrichts betet ein Schüler den Roſenkranz und die lauretaniſche Litanei knieend. Ueberdies haben die Schulbrüder noch andere Gebete und Uebungen der Frömmigkeit mitgebracht. Daß dadurch die Unterweiſung der Jugend weſentlich leide, wird vom Schulbezirksaufſeher nicht beachtet, und einem Lehrer, der darüber Vorſtellung machte, erwiederte der Dechant: „nicht der Unterricht, ſondern Religioſität und Frömmigkeit ſei in der Schule die Hauptſache.“ Dieſe erdrückt aber alle Anregung und Weckung des Verſtandes und wird ſo anſtatt Hauptſache vielmehr Alleinſache. Wir glauben, ein ſolches Verfahren der vom Staate in beſter Abſicht zur Schulleitung berufenen Geiſtlichkeit führe von jenem Ziele weit ab, das Se. Majeſtät nach der politiſchen Verfaſſung der deutſchen Volksſchulen in landesväterlicher Vorſorge feſtgeſetzt hat. Auf dem beſchriebenen Wege bildet man nicht verſtändige, fromme Menſchen, ſondern dreſſirt willen- und verſtandloſe Bet- und Arbeitmaſchinen, entſtellt das gottähnliche Bild der Menſchheit und verzerrt es zur Fratze, deren Vorbild in China und Tibet von den Prieſtern des Buddha und Dalai-Lama erzeugt worden. Der ſchlichte Bürger und Bauer erkennt das Verkehrte ſolcher Schulbildung und murrt laut darüber. Bald werdet ihr auf dieſe Weiſe die lobenswerthe Bereitwilligkeit unſerer Eltern, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken, in Widerſtreben umgewandelt ſehen, und wollt ihr, verblendete geiſtliche Schulmänner, dann den weltlichen Arm anrufen? Wird die Obrigkeit mit Zwang den auf ſo unverantwortliche Weiſe zerſtörten guten Willen wieder erwecken können? Möchte doch die Regierung, ehe es dahin kommt, die Ueberzeugung gewinnen, daß die öffentlichen Intereſſen häufig in der in neueſter Zeit eingeſchlagenen Bahn, Religion und Sittlichkeit durch allzuliberale Gunſt für Geiſtlichkeit und Mönchsorden zu fördern, großen Schaden nehmen, daß die Kirche wenigſtens hier zu Lande eine bedenkliche Haltung gegen die weltliche Macht beobachte und nicht mit der Staatsverwaltung wirke, ſondern ihre beſondern Zwecke verfolge. Scheut man ſich ja nicht eine den Behörden Sr. Majeſtät unbekannte Lehrgenoſſenſchaft in den Beſitz der

Schulen zu bringen und die vom Staate aus vertrauender Sorgfalt unter die Leitung der Seelsorger gestellte Jugend, ihren Unterricht und moralische Bildung einem System zu überantworten, welches ausschließend nur für den Ultramontanismus erfunden ward. Hat die Regierung noch einen Einfluß auf die Volksbildung zu üben, wenn dieses angeht? Gelten die vom Kaiser sanctionirten Schulverordnungen, da man ihnen so auffallend entgegenhandelt? Aber Dank dem Muthe wackerer Gemeindemänner, das eigenmächtige, gleißende Geheimniß ist entschleiert, und das Gubernium verfügte mit strengem Nachdruck die Entfernung der Schulbrüder aus einer Gemeinde, wo sich drei derselben in den Schul-, Meßner- und Organistendienst durch die Gunst des Pfarrers und mit Connivenz des Consistoriums eingedrängt hatten. Bald werden die unberufenen Gäste die übrigen Schulen verlassen müssen, in deren Besitz sie auf Schleichwegen und ohne Regierungsgenehmigung gelangten. Doch wird damit der Volksunterricht besser, die Eigenmacht der vielen jesuitisch gestimmten Seelsorger und geistlichen Schullenker gehoben sein? Dies zu glauben wäre eine grobe Selbsttäuschung. So lange die Jesuiten im Lande weilen, Bischöfe und Consistorien beherrschen und einen Theil unserer Jugend in ihren Anstalten haben, ist an das Gedeihen eines vernünftigen, den Verhältnissen der Zeit und der Natur der Sache angemessenen Schulunterrichtes nicht zu denken. Ihr werdet die Schulbrüder entfernen, wie man in Frankreich die Jesuiten aufhob — der Name wird verschwinden, das Institut wird bleiben und wachsen.

2. Die Advokaten.

Zu wiederholten Malen ist in den Grenzboten, von Wien aus über den Verfall des dortigen Advokatenwesens die Rede gewesen und als eine Hauptseite der Mißbestände ist der Zunftzwang bezeichnet worden. Auch bei uns in Tirol ahmt man den Musterschnitt der Hauptstadt nach, wie dort im Großen, gedeiht hier die Wirthschaft im Kleinen. Decimiren sich auch hier zu Lande die Tausende von Gewinn, womit man dort die Jahresrechnung schließt, gilt doch gleicher Weise die vertretene Sache nur als Mittel, nicht als Zweck, die Advokatur selbst nur als Erwerbsquelle, nicht als ernster wissenschaftlicher, geschweige gar als Humanitätsberuf. Der Rechtsanwalt ist bei uns blos zur Wahrung der Privatrechte angewiesen, auf diese allein beziehen sich die Fragen seiner Prüfung, diese zu verfechten, wird er bestallt, dazu ausschließend befähigt; in Sachen der administrativen Behörden sieht man seinen Einfluß mit Mißfallen, von der Vertretung des Bauernstandes bei

unſern Landtagen iſt er geſetzlich ausgeſchloſſen. In großen allgemeinen Fragen wird ihm daher nur ſelten eine Stimme gewährt, aber auch ſein beſchränktes Wirken hat keinen Wächter im Volke, keinen Sporn der öffentlichen Würdigung, der todte Buchſtabe vermittelt bei uns jede Verhandlung, ſelbſt die ſogenannte mündliche; außer den Streitführenden lieſt und beurtheilt ſie nur der Richter. Geld alſo und wieder nur Geld iſt der Lohn ſeiner Arbeit, dies war es ja, was man ihm ſeit dem Beginn ſeines Brodſtudiums in Ausſicht ſtellte. Wie wäre auch bei uns die Jugend mit dem Intereſſe der Wiſſenſchaft, der Philoſophie des Rechts zu gewinnen? Einige beſcheidene Vorbegriffe von Naturrecht und Politik abgerechnet, bilden ja faſt lauter Geſetzbücher und Verordnungen die einzigen Leitfäden unſers juridiſchen Unterrichts, was fordert da zur Frage auf, ob das Unumſtößliche gut, oder Beſſeres an ſeine Stelle zu ſetzen, und welches Verdienſt könnte man dabei ernten? Geraume Zeit war es ſogar unterſagt, entſchiedene Rechtsfälle bekannt zu geben, geſchweige denn darüber anderer Meinung zu ſein als der Richter; ein paar Jahrzehente früher durfte unſer beſter Civilrechtslehrer Dr. Schuſter in Prag ſeinen raiſonnirenden Commentar über das allgemeine bürgerliche Geſetzbuch nicht mehr fortſetzen, und Kaiſer Franz I. betonte es, daß er keine Gelehrte, ſondern nur taugliche Beamte wolle. Was Wunder, wenn unſere Juriſterei keine höhere Aufgabe kennt, als Geſetze auslegen, Verordnungen ſammeln und einzelne Entſcheidungen rühmen! Fordert ihr alſo nicht Unbilliges, wenn ihr nach dieſem Bildungsgange Advokaten wollt, die den goldwerthen Schlendrian dem Gemeinwohl aufopfern, und wenn auch nur mit ſolchen, die eben ſo wie ſie „Paragraphos wohl einſtudirt," dem durch tiefe Bücklinge und hohe Protection heiß errungenen Sitz an der Kaſſe theilen ſollen? Und endlich was würde dadurch errungen? Stände es zu erwarten, daß ſich dieſe Herren, in einer und derſelben Schule erzogen, gegenſeitig heruntерſteigern würden in ihren Anſprüchen an die Bedrängten und Hülfsbedürftigen? O nein, die des Monopols Verluſtigen blieben bei den alten Taxen, dem alten ſchleichenden, wohlnährenden Syſteme, dem alten Luxus, und ihre neuen Collegen wollten auch nicht die ſchlechtern ſein, Tafeln und Häuſer kaufen wie ihre Meiſter, und ſchätzten ihre Arbeit gewiß nicht geringer als die andern. Damit wäre alſo nichts gebeſſert, der alte Stamm iſt hohl und ſeine Wurzeln ſind mürbe geworden, er muß neue faſſen, neue kräftige Schoſſe treiben, dazu braucht es aber auch friſche nahrungshaltige Erde. Gebt frei das Wort auf euren Lehrſtühlen, frei Wiſſen und Forſchung, Meinung und Tadel, dann wird wahres Verdienſt im Preiſe ſteigen, Protection außer Mode kommen, nur wackere Geſinnung die Ver-

treter des Rechtes werden. Dann, aber auch erſt dann iſt es Zeit den zwei alten Geſchworenen des Rechtes, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit die Thür zu öffnen, denn wie ſollte es kommen, daß die trockenen Sylbenſtecher, die ihr eure Anwälte nennt, ſich auf das lebendige Wort verſtänden, das ſeine Lanze einlegt für das ewige Recht, ſo in aller Herzen geſchrieben ſteht, wie ſollten dieſe alten Hofſchranzen der Form all' den erborgten Haarſchmuck von Negation und Ränken von ſich werfen, der ihre Blöße anſtändig deckt? Wir ſind mit euch, ein öffentliches und mündliches Verfahren ſoll in der Rechtspflege unſer letztes Ziel ſein, dies wird alle ihre Wunden heilen, es wird die Advokaten ehrlich und uneigennützig, unſere Richter partei- und furchtlos, unſer Volk verſtändig und wachſam, ehrliebend und wahrhaft, dem Vaterland und Fürſten treu und ergeben machen, aber dazu bedarf es mehr als halber Maßregeln, Anderes als die Aufhebung des Zunftzwangs, es bedarf einer Reform von Grund aus.

3. Die Forſtfrage.

Eine der wichtigſten Fragen für Tirol, die Waldfrage, iſt nun durch allerhöchſte Entſchließung vom 6. Februar d. J. gelöſt. Unſere Kameraliſten behaupteten nämlich, dem Landesherrn gehörten alle Forſten vermöge alter Waldordnungen, die ihm ein ausſchließendes Recht darauf vorbehielten; nur jene wären davon ausgenommen, deren Eigenthümer landesfürſtliche Verleihungen vorzuweiſen hätten. Die Hüter und Anwälte des Staatsſchatzes verwarfen ſomit jeden andern Erwerbstitel namentlich auf Beſitz und Erſitzung, da weſentliche Hoheitsrechte von Unterthanen nie erworben werden könnten; unſer allgemeines bürgerliches Geſetz gab ihnen hierin keine Norm, vielmehr zogen ſie, weil die Juſtiz- und Verwaltungsbehörden anderer Anſicht waren, alle Waldſtreite im ganzen Lande vor ein eigenes, aus Kammerbeamten zuſammengeſetztes, ausnahmsweiſes Tribunal, das Berggericht in Hall. Die mit der Verwaltung des Landes betrauten Stellen, denen man ein Herz für den Unterthan billigerweiſe nicht abſprechen kann, ſtellten vereint mit unſern Landſtänden dem Thron das Rechtswidrige und Gefährliche von Grundſätzen vor, die folgerecht ausgeführt den Staatsſchatz zwar um drei Millionen Morgen Wald bereichern, den gerechten Grundſatz unſeres bürgerlichen Geſetzbuchs aber, daß ſeine Vorſchriften über Erwerbung des Eigenthums auch dem Staate gegenüber Geltung haben, im Widerſpruch mit ſeinen Anordnungen über die Rechte des Staatsoberhauptes auf Waldungen geradezu aufhoben. Se. Majeſtät erklärte nun, daß zwar

„sämmtliche Wälder Tirols allerdings ein Gegenstand landesfürstlichen Hoheitsrechtes sind," geruhte aber sogleich zu befehlen, daß mit Ausnahme einiger namentlich aufgeführten „alle übrigen Wälder Tirols, welche bisher allerhöchst derselben aus dem Hoheitsrechte vorbehalten waren, den bisher zum Holzbezuge berechtigten oder mit Gnadenholzbezügen betheiligten Gemeinden als *solchen* in das volle Eigenthum zu überlassen seien." Unverkennbar leuchtet eine hohe Herzensgüte und warme Liebe des allverehrten Kaisers zu seinen Unterthanen aus dieser hohen Entschließung hervor, ja sie verklärt um so reiner, als daraus nicht zu verkennen ist, wie geschickt unsere Hofkammer ihre Darstellung des Sachverhaltes zu geben wußte.

Man wird uns vergeben, wenn wir hier zur vollen Aufklärung der Frage etwas weiter ausholen. Alle noch vorhandenen und eben die von der Kammer bezogenen Waldordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts sprechen nichts weniger als alle Wälder Tirols dem Landesfürsten zu, allenthalben ist von Gemeinde- und Privatwäldern im Gegensatze mit Amts- und Staatsforsten die Rede, und selbst jene von 1685, welche blos für das Inn- und Wippthal erlassen und von der tiroler Landesordnung als eine ausnahmsweise bezeichnet ist, gestattet jede Art rechtlicher Erwerbung, somit konnte an ein dem Staatsoberhaupte als solchem allein zukommendes Hoheitsrecht, das die gewöhnlichen Rechtstitel, wie Kauf, Tausch, Schenkung, Besitz, Ersitzung u. dergl. ausschließt, nicht gedacht werden. Die von dieser Ansicht abweichende Behauptung der Kammerbehörden erhält namentlich dadurch eine schlagende Widerlegung, daß sie sich auf geschriebene Instructionen und Entwürfe bezieht, die berufene Stelle über die Ersitzung aber aus der nachhin veröffentlichten Waldordnung von 1587 wegblieb. Was man endlich auch für die Ansprüche des Landesfürsten auf Wälder, die für Berg- und Schmelzwerke, insbesondere das Pfannhaus in Hall gebraucht und vorbehalten wären, aus alten Waldordnungen anführen mochte, sie waren sämmtlich durch das kaiserliche Wort Joseph's II., der „die ehemaligen Widmungsbezirke aufhob, den freien Genuß der Waldungen nach den allgemeinen Grundsätzen des Eigenthums einführte, und sich also keine bestimmten Waldungen zum Bergbau vorbehielt," aufgegeben und abgethan. Die Verordnungen der Hofstellen, welche diese höchste Entschließung später beschränken oder zurücknehmen wollten, können gegen den souveränen Willen des Monarchen in keinen Betracht kommen. Auf diese rechtlichen Grundlagen fußte im Jahr 1792 der Bericht des Kammerprocurators v. Hörmann, dessen ehrlicher Name von den holzlüsternen Dienern der Kammer so sehr geschmäht wurde; für ihre Anerkennung durch die That und Gewährung stritt ein unvordenklicher Besitz.

In den südlichen Landestheilen, die nach dem Jahre 1809 der wälschen Herrschaft überlassen worden, sprach noch insbesondere das napoleonische Gesetzbuch, das alle frühern Anordnungen aufhob, nach Umständen für die zehn- oder dreißigjährige Ersitzung.

Nach der Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich, oder wie es von gewisser Seite öfter beliebt wird, der Wiedereroberung unserer Provinz, erließ die Landesstelle 1822 eine provisorische, von der obersten Kammerbehörde, nämlich der allgemeinen Hofkammer ausdrücklich genehmigte Waldordnung, worin aber von dem Vorbehalte eines Hoheitsrechtes auf unsre Waldungen nichts zu lesen ist, erst als vor mehr denn einem Jahrzehende italienische Holzhandlungen vorzüglich im Pusterthale den Reichthum unserer Wälder in klingende Münze verwandelten, als man den für verloren gehaltenen Schatz aus dem Nebel der Bergesklüfte und schneebegränzten Halden an's Licht des Tages zog, erst da begannen unsre scharfsinnigen und gewissenhaften Kammerbeamten an die heiligen und unverjährbaren Rechte der Krone zu erinnern, den Unterthanen ihre alten Besitzbriefe, die Beweise ihres Eigenthums abzunehmen und kistenweise nach Innsbruck und Wien zu senden, da suchte man anfänglich den Bauer durch Schritte der Eigenmacht aus dem Besitze zu drängen, und als dies bei dem schlichten Rechtssinn unserer Landgerichte nicht verfangen wollte, zog man alle Prozesse vor das mit der k. k. Salinendirection vereinigte Berggericht in Hall, welches sofort ohne Anstand alle in Frage gestellten Forste unter Sequestration setzte. Die Herren, welche die Rechte des Staatsschatzes so glücklich entdeckt und gewahrt hatten, wurden, wie anderswo etwa tüchtige Untersuchungsrichter, zu höhern Stellen befördert, und drangen, da ihnen die Justiz- und Verwaltungsbehörden das Mißverständniß der Waldordnungen Schritt für Schritt nachwiesen, tiefer in den noch so wenig gelichteten Urwald der Vorzeit. Die Stimmung des Volks wurde schwieriger. Die Waldbesitzer des Puster- und Wippthals sprachen ihre Unzufriedenheit mit diesen Maßnahmen laut und unumwunden den Forstbeamten in's Angesicht aus, und wenig fehlte, daß es bei einer Forsttagsatzung unweit Bruneck zu Thätlichkeiten gekommen wäre, ja der wackere Kreishauptmann von Pusterthal nahm sich in einem Bericht an die Landesstelle der Bedrückten mit der offenen Warnung an, man möge Ruhe und Frieden, Liebe und Vertrauen nicht so leicht verscherzen. Sollte es, nachdem die Kammerbehörden das Volk auf eine so harte Probe gestellt, nachdem es darauf nur Mäßigung und bescheidene Bitte zur Antwort hatte, eine zu harte Anforderung an diese Herren geschienen haben mit dem offenen Geständniß vor den Thron zu treten, daß sie diesmal — ja dies eine Mal

doch ganz gewiß — den Rechtsansprüchen vieler Einzelnen, die denen eines ganzen Volkes gleichen, zu nahe getreten, daß nicht „die eingetretenen Verhältniſſe," nein, das klarſte unleugbarſte Recht ein anderes Urtheil abnöthigen, als ſie bisher mit ſo großen Aufwand von Worten in Ausſicht geſtellt? Trotz alles Sträubens dies Geſtändniß mit befriedigender Klarheit abzulegen, vermochte man beim angenommenen Maßſtab der Nachſicht gegen das Beſtehende denn doch nicht es ganz zu beſeitigen. Oder enthält das neue Patent nicht einen offenbaren Widerſpruch, indem es bei den dem Staatsſchatz vorbehaltenen Wäldern trotz des ausgeſprochenen Hoheitsrechtes wenigſtens für das Vergangene die Erwerbsarten des allgemeinen bürgerlichen Rechtes anerkennt, oder den mit ſogenannten Staatswäldern betheiligten Gemeinden unterſagt, ſich gegen Dritte auf das landesfürſtliche Hoheitsrecht zu beziehen?

Man werfe uns nicht vor, es handle ſich hier nur um Worte, nicht um die Sache, den Wünſchen der Mehrzahl, jener des Inn- und Wippthals nämlich ausgenommen, werde genügt, wir ſeien undankbar und des Geſchenkes nicht einmal würdig. Unſere Oppoſition iſt kein Worthader, ſtammt aus keiner perſönlichen Abneigung, am allerwenigſten verkennen wir den Werth des Gutes, das uns geworden, wir meinen nur, er hätte ſich verdoppelt, wenn man uns das Recht als ſolches, nicht als Gnade gewährte, wenn man uns überhaupt vom minorennen Boden der Gunſt auf den feſten, männerwürdigen des Rechtes überzutreten erlaubte, wir glauben das Band des Vertrauens und der Liebe würde ſich feſter knüpfen, wenn man es nicht nur im Grundſatze, ſondern allemal, ſo oft ſich der Fall ſeiner Anwendung ergibt, auszuſprechen wagte, daß uns dem Staat gegenüber nicht nur Pflichten, ſondern auch Rechte zuſtehen. Wir ſpähen umſonſt nach der Gefahr, die zu befürchten wäre, wenn das Bewußtſein in ein Volk gedrungen, daß es in ſeiner Hingabe an ein geliebtes Herrſcherhaus auch den Beſitz und Schutz ſeiner Rechte erblickt; wenigſtens fehlt jeder Maßſtab für die Anhänglichkeit derer, die nur Gnaden zu empfangen, und ſelbſt das gewährte Recht als ſolches zu preiſen gewohnt, belehrt oder eingeſchüchtert ſind. Was kann unſerm lieben, guten, edelmüthigen Kaiſer der Dank unſrer Stände gelten, der ihnen ſtets in gleich obligater Form vorgeſchrieben iſt, und wie viel beſſer müßte er ihm gefallen, käme er nur dann über ihre Lippen, wenn ihnen ihr Recht geworden, aber dann auch von Herzen?

C!D

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

1.

Ende Mai.

Sommertänze. — Böhmen in Frankreich. — O was iſt der Cancan? — Studien bei Mabille und in der Chaumière. — Die Möbel der Rachel.

Paris iſt glücklich, Paris tanzt! Es tanzt allabendlich an zwanzig Orten mit tauſend und tauſend gehobenen Beinen, mit tauſend und tauſend geſchwungenen Armen; es tanzt im Freien, unter blühenden Akazienbäumen, unter dem ſilbernen Lichte der Sterne und beim Schimmer der Gasflammen! Und wie tanzt es? — Ach mit jener bachantiſchen Ausgelaſſenheit, mit jener maaßloſen Hingebung an den Gott des Leichtſinns, die ſonſt nirgend wo bekannt iſt als eben in Paris! Da bleibe ernſt und nüchtern wer es vermag, Ihr Correſpondent vermag es nicht, und wenn er ſich einmal hat verleiten laſſen vor den hundertfarbigen Anſchlagszetteln ſtehen zu bleiben, die an allen Straßenecken prangen, iſt er für den Abend verloren. Daß man doch Augen und Ohren dieſen Plakaten verſchließen könnte, die uns mit Sirenenſtimmen die wunderbaren Kunden von den 20,000 Gasflammen, von den prächtigen Feuerwerken, von den neuen Quadrillen und den diverſen Maifeſten bringen! Aber nein! Wie Elfenchöre über den geharniſchten Ritter herfallen, der durch den böſen Zauberwald reitet, ihn mit Roſenketten gefangen nehmen und ihm die Rüſtung Stück für Stück vom Leibe ziehen — ſo fallen dieſe Annoncen, holde Verſprechungen flüſternd, über den Wanderer her, der um eine Straßenecke von Paris biegt, rauben ihm die Waffen ſeiner Kraft und führen ihn zuletzt mit Blumenketten gefeſſelt in eines jener Zauberſchlöſſer, die da „**Ranelagh**“ oder „**Chateau-rouge,**“ „**Mabille**“ oder „**Chaumière**“ heißen.

Ich, der Schreiber dieſer Zeilen, habe freilich einen ganz avarten Rückhalt, um mich vor mir ſelber zu entſchuldigen, wenn ich dieſe Orte öfter beſuche als eben nöthig iſt. Ich bin nämlich ein Böhme und mache mir weiß, daß ich die „**Bals champêtres**“ von Paris nur darum beſuche, um die heimatlichen Tänze

der Polka und des Redowaks (la Rédowa hier genannt) wieder zu ſehen und die alten böhmiſchen Melodien wieder zu hören, die mir vor Jahren im alten Prag ſo wollüſtig im Ohre geklungen.... Ja, ich kann ſie nicht vergeſſen dieſe Melodien, ſie mahnen mich an eine alte, verklungene Zeit und ſind gewiß ein ſtarker Grund, der mich gegen das Pariſer Orcheſter ſo nachſichtig macht. Als ich einſt in Lüttich träumend am Fenſter meines Gaſthofes ſaß und der alte Dom mir gegenüber mit ſeinem Glockenſpiele eine Polka von Hilmar anſtimmte, kamen mir Thränen der Rührung in die Augen; hier in Paris überkömmt mich ein Gefühl, das aus Rührung und Luſtigkeit gemiſcht iſt, wenn ich das Orcheſter der Studentenbälle die Polken von Labitzky aufſpielen höre. Ein böhmiſcher Patriotismus ergreift mich dann, ich denke an mein armes, ſtummes Vaterland, das eben nichts anders zu verſchenken hat als Melodien, die dann aber auch die Runde durch die ganze Welt machen und Böhmen, das traurige Land, in den Ruf eines wahren pays de cocagne bringen.

Doch ſo iſt es, und Böhmen wird es nicht glauben, wenn ich es hier ſage, daß es in Frankreich für ein Land des Jubels und des Tanzes, der Ungebundenheit und der tollen Genialität gilt. Das habe ich ſchon oft erfahren müſſen. Mehrmals geſchah es, daß eine der Damen von Bal Mabille, mit denen man ſo leicht bekannt wird, mich nach einigen Minuten des Geſprächs fragte: wo ich her ſei. Die Antwort „de la Bohême“ ruft dann jedesmal ein Lächeln hervor. De la Bohême: das hält jeder im erſten Augenblicke für einen Witz; bei nochmaliger Betheuerung wurde es eine Empfehlung. La Bohême iſt den Franzoſen das imaginäre Land des Leichtſinns, les Bohêmiens, les Bohêmiens de Paris heißt alles leichte Volk der Künſtler, Poeten, Genialen im Leben der Kunſt. „Es muß ein ſchönes Land ſein, dies Böhmen,“ erwiederte mir Eine, „gewiß heiterer und ſchöner als Frankreich, und ich begreife wohl, daß es das Vaterland der Polka und Redowa iſt.“ O Winde tragt dies Wort in's Vaterland!..... Aber welcher Böhme würde ſeinen harmloſen Nationaltanz in dem erkennen, was die Pariſer aus ihm gemacht haben. Jeder Tanz gewinnt hier in Paris einen eigenthümlichen Charakter und wird zum Cancan. Ja zum Cancan, denn an allen dieſen Orten wird jener ſeltſame Tanz getanzt, der durch ganz Europa berühmt oder berüchtigt iſt, nach dem ſich jeder neue Ankömmling begierig erkundigt und von dem ſich die meiſten Leute in Deutſchland keine rechte Vorſtellung zu machen wiſſen. Dieſen Letztern möchte ich nun den Cancan gerne beſchreiben, aber es ſcheint mir unmöglich dies zu thun, ohne unanſtändig zu werden. Ich begnüge mich alſo damit hier zu ſagen: daß der Cancan eine Carikatur der Françaiſe iſt, die zu den tollſten und wunderbarſten Variationen Anlaß gibt. Viele Leute behaupten, der Cancan ſei ein zweideutiger Tanz. Dem muß wiederſprochen werden; es gibt nichts unzweideutigeres als den Cancan.

Die Bals champêtres von Paris können in zwei große Abtheilungen gebracht werden: in die Bälle der Loretten und in die Bälle der Griſetten. Der Repräſentant der erſten Klaſſe iſt der Bal Mabille, der Repräſentant der zweiten iſt die Grande chaumière. Nach dem Bal Mabille rollen in ihren Equipagen oder in denen ihrer Geliebten die berühmten Löwinnen der Boulevard's, die Frauen des „Quartier Breda,“ die Schauſpielerinnen der Vorſtadttheater; in die

Chaumière wandert die Griſette zu Fuße an der Seite ihres Studenten. Im Bal Mabille nickt die ſtolze Feder vom Hute der Damen, in der Chaumière iſt noch zuweilen das einfache Häubchen der wahren Griſette, der femme d'étudiant zu ſehen.

Eben ſo verſchieden wie ſeine Beſucher ſind die Orte ſelber. Der Jardin Mabille iſt ein Zaubergarten, den die Cultur von Paris mit allem Reiz geſchmückt; die Gärten des guten Aladin waren nicht prachtvoller. Da wandelt alles unter dem Laubdach prächtiger, blühender Bäume, aus den Bosquets blicken verſchämte Statuen, plätſchernde Fontainen erfriſchen die Luft. Arkaden von Bronze, wie Kränze, die aus tauſend Blumen Gasflammen ſchießen, umſchließen den Tanzplatz; Palmen, freilich nicht wahrhaftige Palmen, aber Palmen aus Erz umgeben den Plan und farbige Laternen ſchwanken wie glühende Früchte in ihren Kronen. Ringsum ein ſchönes Durcheinander von Bosquets und Raſenplätzen, von Dämmernacht und Tageshelle, dabei ein Gedränge ſchöner Frauen, geputzter Männer, eine Luft voll Duft und Glut — daß man ſagen muß, dies alles iſt wunderbar ſchön!

Iſt Mabille ein prachtvoller Feengarten, ſo iſt die Chaumière ein beſcheidener, aber nicht minder ſchöner Park. Er verhält ſich zu Mabille wie eine Dorfgeſchichte (freilich keine von Berthold Auerbach) zu einem feiſten, üppigen Roman. Die Beleuchtung iſt hier minder blendend, aber die Bäume des Gartens ſind ſchöner und älter, die Laubgänge ſind idylliſcher; es weht ein Hauch von Ländlichkeit und Frieden über dieſe Oaſe des „Quartier latin“ und daß es ihr in keiner Hinſicht an Charakter des Patriarchaliſchen gebreche, ſo herrſcht und waltet hier als Wirth und Gebieter der würdige Vater der Studenten, der bekannte Père Lahire. Der pariſer Student, der dreimal in der Woche ſich von ſeinen Pandekten und ſeinen Handbüchern der Anatomie erholen will, kennt nichts ſchöneres als die Grande chaumière, und die Gefährtin ſeiner Tage, die Griſette, die mit ihm wohnt, ihm die Hemden wäſcht und nichts von ihm fordert als Liebe und genügend viel Schuhe und zwei Hüte des Jahres, begleitet ihn regelmäßig dahin. Sie iſt unzertrennlich von ſeinen Freuden wie von ſeinen Arbeiten. Um ſieben Uhr beginnt der Tanz zu den neuen Quadrillen von Muſard. Man muß ihn geſehen haben, dieſen Tanz, die Feder kann ihn nicht beſchreiben, der Pinſel ihn nicht malen. Dieſes orgiaſtiſche Durcheinander, dieſes Werfen und Schwingen der Glieder, der unbeſchreibliche Charakter dieſes Tanzes, wo ſich das Groteske mit dem Naiven, das Komiſche mit dem Sentimentalen miſcht, trotzt jeder Beſchreibung! Doch iſt ein großer Abſtand zwiſchen dem Cancan der Chaumière und dem wilden Tanz, den man im Winter in der großen Oper oder in der Halle Montesquieu zu ſehen bekommt. Dieſer iſt offenbar empörend, indeß der Cancan der Chaumière nur graziös an das Unanſtändige ſtreift, ohne je ſelbſt unanſtändig zu werden.

Von den Tänzerinnen der Chaumière ſind viele zu großer Berühmtheit gelangt. Ganz Paris kennt ihre Namen, die Journale kündigen ihr Erſcheinen an, und die Menge drängt ſich hin, ſie zu ſehen. Eine ſolche Berühmtheit war die Königin Pomarè, die unlängſt in Neapel geſtorben iſt; ſolche Berühmtheiten ſind Rigolette, Roſe Pompon, die Reine Bacchanal. Hat Eugen Sue ihre Na-

men entlehnt, oder hat man dieſe Mädchen nach den berühmten Romanfiguren getauft? Ich glaube, das letztere iſt wahrſcheinlich, denn wie lange dauert die Berühmtheit dieſer Geſchöpfe? In dieſem Augenblicke iſt Eine vor Allen die Löwin der Chaumière, Alles drängt ſich hin, wo ſie tanzt im ſchwarzen Kleide, mit dem grauen Hute und dem koquett halb über das Geſicht geſchlagenen weißen Schleier. Und in der That, die größten Tänzerinnen aller Länder und Zeiten konnten unmöglich mehr Grazie haben, mehr Schelmerei, ein ſchöneres Lächeln, einen leichteren Fuß. Die berühmte Herodias konnte nicht bezaubernder tanzen, als Rigolette...

Erſt jetzt, da ich dieſen Namen hingeſchrieben und inne halte, komme ich zu mir, und werde ſchamroth darüber, daß ich in der Luſt des Schreibens ſo einen Pack toller Dinge auf's Papier werfen konnte. Was werden die Leſer der Grenzboten ſagen, wenn ſie in der Correſpondenz aus Paris nur vom Cancan und Chaumière, von Bal Mabille und Rigolette leſen? In dieſem Augenblicke freut es mich, daß ich in der Tarnkappe der Anonymität ſtecke und mit moraliſcher Beruhigung erkenne ich es, daß ich in den Grenzboten einen Nachbar habe, der weniger leichtſinnig als ich, und dabei beſſer unterrichtet Ihnen die Neuigkeiten des Tages über die miniſterielle Kriſis, über den vermuthlichen Erben des Cabinets u. ſ. w. bringen wird.

Ich ſelbſt hätte Ihnen gerne noch etwas von den letzten Vorſtellungen der Rachel, von ihrer Abreiſe, von Paris und von der denkwürdigen Möbellicitation erzählt, die die große Schauſpielerin veranſtaltete und bei welcher, als das elfenbeinerne Bett der Rachel an die Reihe kam, ſich ein Kampf zwiſchen den parfaits gentilhommes von Paris entſpann, der nur in dem großen Kampfe um die Waffen Hektors ein Gleiches findet — doch es iſt ſpät geworden und das anberaumte Maaß der Correſpondenz iſt längſt überſchritten.

K....d.

2.

Bon mots von Guizot und Danton. — Sonnenwunder. — O'Connel und der Katholicismus. — Alt- und Jungirland.

Man erzählte ſich geſtern in einer Geſellſchaft mehr oder weniger politiſchen und parlamentariſchen Charakters, daß Herr Guizot geäußert haben ſolle: „Nun ſei das Miniſterium gerettet, denn das Wetter ſei endlich ſchön geworden und verſpreche Beſtändigkeit.“ Ich bürge nicht dafür, daß unſer Miniſterpräſident dies wirklich geſagt, ſondern nur, daß man es ihm nachſagt. Der Schluß von dem ſchönen Wetter auf die Beſtändigkeit der Miniſter läge darin, daß die Herren Deputirten nun nichts Eiligeres mehr zu thun hätten, als ſo raſch als möglich alle ſtreitigen Fragen todt zu ſtimmen, um die Luſt von Paris gegen die ihrer Landhäuſer einzutauſchen. Die Anecdote erinnert an eine andere. Danton ſah einſt zum Fenſter hinaus und ſagte: „Es regnet — heute gibt's keine Revolution!“ So ein wenig Sonnenſchein iſt doch am Ende noch zu etwas gut. Die hohen Herren würden gar nicht merken, daß er Blumen und Blüthen treibt,

wenn er nicht mitunter auch eine Revolution machte oder ein Miniſterium errettete. In dieſem Jahre aber iſt die Sonne mächtiger als je, denn ſie iſt es, die ſogar an der Börſe — gutes und ſchlechtes Wetter macht. Seit ſie uns ein paar Tage recht weidlich auf den Pelz ſcheint, ſteigen die Renten und fällt das Korn. Solche Wunder hat ſie nicht wieder gethan, ſeit die Aufklärung ſie abgeſetzt und aus den Tempeln der Feueranbeter — an den Himmel dort oben weitfort verbannt hat.

Aber nachdem ich Ihnen vom Wetter geſprochen, bin ich auch ungefähr mit allen Neuigkeiten von hier zu Ende. Da wird zwar über eine Poſtreform verhandelt, aber es wird beim Verhandeln bleiben und wohl erſt in ein paar Jahren Ernſt mit der Reform werden. Bis dahin wollen wir warten, ehe wir uns Correſpondentenſorgen darum machen.

Die einzige Neuigkeit, die in der vorigen Woche Paris erregte, war die Nachricht, daß O'Connel geſtorben ſei. Man konnte ſicher ſein, dem Namen dieſes großen Mannes überall zu begegnen. Und deswegen iſt es um ſo auffallender, daß dies Ereigniß in den franzöſiſchen Zeitungen verhältnißmäßig faſt von keiner beſprochen worden iſt. Eine nackte Anzeige ſeines Todes war in Mancher Alles; in Andern ſtanden ein paar überflüſſige Bemerkungen, und ein paar, insbeſondere die erzkatholiſchen, brachten pompöſe Prunkartikel. Und dieſe letztern erklären wahrſcheinlich am einfachſten, warum die Organe faſt aller andern politiſchen Parteien O'Connel ſterben ſehen konnten, ohne ihm — dem Manne, deſſen Namen in unſerm Jahrhunderte den meiſten voranklingen wird — die Ehre eines würdigen Nachrufes zu Theil werden zu laſſen.

Die erſte offizielle Nachricht über den Tod O'Connels erſchien in dem „Univers catholique," und zwar in einem Briefe des „Vater" Miley, der O'Connel begleitete. Der Vater Miley iſt Caplan an der Cathedrale von Dublin, ein geiſtreicher Mann und tüchtiger Schriftſteller — und Jeſuit, dem Orden angehörend. In ſeinem Briefe verkündet er uns, daß O'Connel ſterbend befohlen habe, ſein Herz aus ſeiner Bruſt zu nehmen und nach Rom zum heiligen Vater zu ſchicken. Der Tod O'Connel's iſt dann als der eines Heiligen geſchildert, und das Univers catholique ſetzt hinzu: daß der Katholicismus an ihm ſeinen tapferſten Vertheidiger verloren habe.

Sehen Sie, und das iſt die Urſache, nicht nur des Schweigens der Preſſe über O'Connel's Tod, ſondern ſie war — in anderer Bethätigung — auch die Urſache vielleicht des beſchleunigten Todes O'Connel's ſelbſt, wenigſtens die des Hinſchwindens ſeines Einfluſſes, des Aufkommens einer neuen Partei in Irland, und all' des Herzbrechens, das ihm das „junge Irland" verurſacht hat.

O'Connel war ein guter und ergebener Katholik; wer ihn ſelbſt gekannt hat, wer ihn beten ſah, wer überdies ahndete, wie tief der Katholicismus in Irland mit den urſprünglichen Volksideen verwachſen iſt, wird den Schein der Heuchelei, den ſeine Feinde auf ihn zu werfen ſuchten, ſehr bald zurückzuweiſen gelernt haben. Der Katholicismus gehört in Irland zur Politik, iſt mit dem Haſſe gegen England auf's Innigſte verbunden. Er war zu allen Zeiten eine Waffe Irlands gegen England, und alle Führer der irländiſchen Nationalität haben ſich ſtets auf ihn zu fußen gewußt. O'Connel kannte ſeine ganze Bedeutung und hat ſie

überall mit in Anſchlag gebracht. Er war der Führer der ganzen national-begeiſterten irländiſchen Geiſtlichkeit; er dankt ihr Vieles, ſie ihm aber noch mehr.

In der letzten Zeit aber wurde der alte, graue Rieſe nach und nach immer ſchwächer. Die Gefangenſchaft hat ſeine Stahlkraft gebrochen, und von da an war er vielfach nur noch der Gelenkte der Geiſtlichkeit, des Prieſterthums, der Jeſuiten. Der Katholicismus war nicht mehr ein Element des irländiſchen Volkslebens, ſondern das ganze irländiſche Volksleben nur noch ein Anhängſel des Katholicismus. Das Alles trat nicht klar hervor, aber lag doch im Gange der Ereigniſſe angedeutet und wurde in gewiſſer Beziehung zur Thatſache, als Robert Peel O'Connel durch die Beiſteuer für das Seminar von May-Nooth zum Schweigen bringen konnte. O'Connel, der durch den Geſammtinſtinct aller irländiſchen Bedürfniſſe groß geworden war, verlor ſein Anſehen, als er die Geſammtintereſſen ſeines Vaterlandes nicht mehr erkannte, als er ſie halbwegs aufgeben zu müſſen glaubte.

Der Kampf zwiſchen Alt- und Jungirland iſt nur zufällig durch einen Proteſtanten und einen Katholiken vertreten, denn die Jungirländer ſind halbwegs aufgeklärt und tolerant. Aber dennoch liegt eine der Haupturſachen des Bruches in dem religiöſen Widerſpruch. O'Connel war in den letzten Jahren nicht mehr Führer, nicht einmal mehr Treiber — ſondern ließ ſich geduldig führen und treiben. Dafür werden ihn die Jeſuiten vielleicht heilig ſprechen laſſen, aber — dafür verlor er die öffentliche Meinung aller denkenden Leute in Irland, und gab ſo Gelegenheit zu einem Bruche, der wenigſtens die gute oder böſe Folge hat, daß O'Connel's Tod Irland nicht unvorbereitet findet, daß ſein Platz, wenn nicht ſchon jetzt wieder beſetzt iſt, doch nicht lange leer bleiben wird. Es wird ſchwer ſein ihn ganz auszufüllen; aber es wird unmöglich für Irland ſein, ihn unbeſetzt zu laſſen.

O'Connel's Todestag wird in Irland ein Bet-Trauertag in dieſem Lande der Trauer und des Elends ſein. Aber England hat vielleicht noch mehr Urſache als ſelbſt Irland bei dieſer Botſchaft zuſammenzufahren. O'Connel hat hundert Mal geſagt: „Sterbe ich, ehe Irland Gerechtigkeit erlangt hat, ſo wird Alles in Kurzem drunter und drüber gehen!" Es war dies nicht ſo ernſt gemeint, er wollte nur drohen, nur Angſt machen. Aber es ſchwebt über den großen Männern oft ein Geiſt, der ſelbſt ihre unbedacht hingeworfenen Worte zu Prophezeihungen macht. O'Connel's Tod befreit nicht mehr England von einem Feinde, ſondern im Gegentheile von einem Freunde, der in der Hand der irländiſchen Geiſtlichkeit ſo lange ein Schutz für England war — als bis Sir Robert oder Lord John ſich bereit erklärten, die Wünſche der hohen irländiſchen Geiſtlichkeit zu befriedigen.

Es wird wohl eine Weile dauern, bis die politiſche Erbſchaft O'Connel's ſeinen bis jetzt noch halbwegs unmündigen Erblaſſern vollkommen anheim gefallen iſt. Aber der Erbe wird ſich finden. Vor O'Connel waren ſchon ſeit zwei, drei Generationen ganz unbedeutende Leute die Führer Irlands und der altirländiſchen Bewegung gegen England. Die Schule O'Connel's, die Oeffentlichkeit der Preſſe und des Parlaments hat unter den jungen Leuten gar viele

geſchaffen, die nur auf die Gelegenheit warten, ſich zu bekunden. Die Gelegenheit wird ſchwerlich ausbleiben — aber daß ſie einen zweiten O'Connel, groß und gewaltig wie der hingegangene, herbeiführen werde, iſt kaum wahrſcheinlich. Solche Rieſen werden nicht alle Tage geboren. Aber ſie ſind auch nicht alle Tage nöthig, und wo die Verhältniſſe ſo ſind wie in Irland, iſt nur zu wahrſcheinlich, daß auch ein weniger mächtiger Arm die Geißel zu ſchwingen und die Zügel zu führen im Stande ſein wird. —

J. —y.

II.

Aus Berlin.

I.

Ende Mai.

Landtagsverhandlungen.

Nachdem den größten Theil der vergangenen Woche hindurch der Landtag ſich mit untergeordneten Fragen beſchäftigt oder gänzlich gefeiert hatte, hat am 29. die zweite Curie die Berathung über das Gutachten der Abtheilung in Betreff der die Abänderung des Patents vom 3. Februar im Sinne der ältern Geſetze bezweckenden Petitionen begonnen. Die Hauptprinzipienfrage, welche das Thema der Adreßdiſcuſſion bildete, die ſpäter in der Declaration der Rechte wieder auftauchte, jedoch nicht in dieſer Form zur ſtändiſchen Berathung gelangen konnte, kommt alſo jetzt in abermals verſchiedener Geſtalt vor das Forum der Stände. Der weſentliche Inhalt der Petitionen, worunter unſtreitig die bedeutendſte und in juridiſcher Hinſicht gründlichſte die des Abgeordneten Grabow, Oberbürgermeiſters von Prenzlau, iſt, concentrirt ſich in folgenden Punkten:

1) Volle Ausführung der Beſtimmungen des Geſetzes vom 17. Jan. 1820, d. i. jährliche Controle der Staatsſchuldenverwaltung durch den vereinigten Landtag und daraus folgender periodiſcher, reſp. jährlicher Zuſammentritt deſſelben, ſo wie Zuſtimmung der Stände zu allen Staatsanleihen ohne Ausnahme in Kriegs- und Friedenszeiten, gleichviel ob das ganze Staatsvermögen oder einzelne Zweige deſſelben dafür zum Unterpfand gegeben ſeien. Ferner auch Aufrechthaltung der ſtändiſchen Rechte rückſichtlich der Domänen.

2) Erfüllung der Geſetze vom 22. Mai 1815 und 5. Juni 1823 hinſichtlich der darin den Reichsſtänden vorbehaltenen ausſchließlich rechtsgültig zu ertheilenden Gutachten über alle allgemeine, die Freiheit der Perſon und das Eigenthum betreffende Geſetze.

3) Aus dem Vorgehenden natürlich erfolgend, Wegfall der Ausſchüſſe und der Staatsſchuldendeputation.

Es erhellt leicht als das Weſentliche dieſer Petitionen, daß ſie von dem Standtpunkte des Rechts und nicht von dem der Nützlichkeit ausgehen müſſen, daß mit einem Worte der Landtag, um ſich eines berühmten hiſtoriſchen Ausdruckes zu bedienen, eine petition of rihgt an die Krone richte. Die 137 Unterzeichner der „Declaration der Rechte" können wenigſtens, ohne ſich in den

ſchreiendſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu bringen, einer bloßen Petition aus Rückſichten der Nützlichkeit mit Hinweglaſſung des Rechtspunktes nicht beitreten. Die Petitionen ſind nun allerdings in dieſem Sinne, nämlich von der Rechtsbaſis ausgehend, geſtellt, das Gutachten der Abtheilung hat aber ſchon in mehrfacher Weiſe die Klarheit der Rechtsauffaſſung getrübt und den Nützlichkeitsſtandpunkt in den Vordergrund geſchoben. Da die Abtheilung aber keineswegs in einer den Liberalen vortheilhaften Art zuſammengeſetzt iſt (es befindet ſich kein einziger freiſinniger Abgeordnete von Bedeutung in derſelben), ſo iſt zu erwarten, daß von der Oppoſitionsſeite her die Faſſung, welche die Abtheilung den an die Krone zu richtenden Anträgen gegeben hat, bekämpft und eine Modification in der oben definirten Weiſe vorgeſchlagen werden wird. Ob das Reſultat dieſes Verſuches ein günſtiges ſein wird, läßt ſich leider nicht mit Beſtimmtheit vorausſehen, bei dem unklaren, ſchwankenden Weſen, welches die Maſſe der Verſammlung charakteriſirt, bei den diplomatiſchen Winkelzügen ferner, worin ſich mehrere Führer der Liberalen gefallen. Noch weniger natürlich läßt ſich auf die zur Abſendung von Petitionen erforderliche Majorität von zwei Drittel rechnen, wofür auf der andern Seite auch, falls die Liberalen nicht ein wahrhaft unverantwortliches Compromiß mit ihren Gegnern eingehen, keine zwei Drittel für eine Petition, die nur vom Standtpunkte der Nützlichkeit ausginge, zu erwarten ſteht. Bedenkt man nun noch, daß auch zwei Drittel der Herrencurie der Petition beitreten müſſen, damit ſie an die Krone gelange, ſo iſt es kaum wahrſcheinlich, daß dies Reſultat erzielt werde, ſondern der Sieg oder die Niederlage werden ſich wohl nur auf den moraliſchen Eindruck beſchränken, den man damit erzielt. Wir wenigſtens ſpannen unſere Hoffnungen ſchon darum nicht zu hoch, um nicht, wie es uns ſchon mehrmals während des Landtages ergangen iſt, die Unannehmlichkeit der Enttäuſchung zu erfahren.

Die Regierung iſt jedoch keineswegs ohne Beſorgniß über den Ausgang der Sache und ſcheut, wie natürlich, auch ſchon die moraliſche Niederlage, welche die Erklärung einer auch nur einfachen Majorität für eine Petition auf Erfüllung der Rechte in ſich ſchlöſſe. Die Conſervativen, welche ſeit einiger Zeit ſich näher an einander geſchloſſen haben und nach dem Beiſpiel der Oppoſition vorbereitende Verſammlungen halten, ſchickten eine Deputation an den Landtagscommiſſarius, Staatsminiſter v. Bodelſchwingh, ab, um ſich von demſelben Inſtructionen für das von ihnen in dieſer Frage einzuhaltende Benehmen einzuholen. Die Antwort ging darauf hinaus, alles aufzubieten, damit die Petitionen nur vom Geſichtspunkte der Nützlichkeit ausgeſtellt würden, welcher ganz unbedenklich ſei, dagegen um jeden Preis den Rechtsſtandpunkt zu beſeitigen.

In dieſem Sinne hielt der Juſtizminiſter v. Savigny in der Sitzung des 28. eine längere Rede, welcher das Lob der Geſchicklichkeit in Aufſtellung von Scheingründen nicht abzuſprechen iſt; den juridiſchen Beweis, daß das Patent vom 3. Februar den älteren Geſetzen entſpreche, iſt er jedoch ſchuldig geblieben, und dürfte dieſer Beweis überhaupt nicht beizubringen ſein, weil er unmöglich iſt. Damit jedoch die Scheingründe des Herrn v. Savigny die weniger feſten Mitglieder der Verſammlung, und deren Zahl iſt nicht gering, nicht etwa durch deren Unvorbereitung für ſich gewinnen möchten, ward von der Oppoſitionsſeite der

ſofortige Druck der Rede, die Vertheilung an die Abgeordneten und die Vertagung der Berathung bis zur nächſten Sitzung (die heute ſtattfindet) beantragt und von dem Marſchall auch genehmigt.

Der Abgeordnete v. Vincke, der Krankheits halber zehn Tage hindurch den Sitzungen des Landtags nicht beiwohnen konnte, war bereits am 29. wieder daſelbſt anweſend, und es iſt zu hoffen, daß er ſich inſoweit hergeſtellt fühlen wird, um in der vorliegenden Frage das Wort zu ergreifen.

Ueber die Verlängerung der Seſſion, welche bereits mit dem letzten Tage dieſer Woche, dem 5. Juni abläuft, verlautet noch nichts Beſtimmtes. Es iſt anzunehmen, daß die Regierung hierüber ſelbſt noch nicht zu einem Entſchluſſe gekommen iſt, ſondern den Ausgang der gegenwärtigen Berathung erſt abwarten will. Beſonders iſt es die Wahl der Ausſchüſſe, die doch, wenn ſie überhaupt vorgenommen werden ſoll, demnächſt ſtattfinden müßte, die ſie in Verlegenheit ſetzt. Sie will daher dies der bevorſtehenden Abſtimmung anſehen, auf wie viel Mitglieder der zweiten Curie für Vornahme dieſer Wahlen gerechnet werden kann.

D.

2.

Die Judenfrage.

Der dem preußiſchen Landtag vorgelegte Entwurf einer Verordnung über die Verhältniſſe der Juden in Preußen hat eine Brochüre von Herr M. Veit (Stadtverordneten in Berlin) veranlaßt, die ſo eben bei Brockhaus erſchienen iſt. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes veranlaßt uns, mit einigen Worten darauf einzugehen.

Der Verfaſſer ſtellt völlige Rechtsgleichheit der Juden mit den Chriſten als einen vom Zeitgeiſt begründeten Anſpruch dar; daß die Juden auf das Patronat über chriſtliche Kirchen, auf das Lehramt der chriſtlichen Theologie keinen Anſpruch machen würden, verſtände ſich von ſelbſt. Als die Magna Charta der Juden bezeichnet er das Edict vom 11. März 1812, welches zuerſt die mittelalterliche Abſonderung der Juden aufhob. Dieſes Edict zerfiel in 3 Theile: die bürgerlichen Rechte, die privatrechtlichen Verhältniſſe, den kirchlichen Zuſtand der Juden. Im 1. Theil war das Anerkenntniß ausgeſprochen, daß dem Grundſatz nach die Juden als ſolche von den Staatsämtern nicht auszuſchließen ſeien, wie weit aber dieſe Berechtigung gehen ſollte, hatte ſich der Geſetzgeber vorbehalten, näher zu beſtimmen. Eine Verſchiedenheit der privatrechtlichen Verhältniſſe der Juden geſtattet der Geſetzgeber nur bei ſolchen Handlungen, welche wegen der Verſchiedenheit der Religionsbegriffe und des Cultus an beſondere geſetzliche Beſtimmungen und Formen nothwendig gebunden ſind. Die Anordnung der kirchlichen Zuſtände blieb einer künftigen Geſetzgebung anheimgeſtellt.

Dieſes Edict blieb aber auf das Preußen des Tilſiter Friedens beſchränkt, während in den übrigen Theilen der Monarchie 17 verſchiedene Geſetzgebungen Geltung hatten, und ſelbſt auch jene Beſtimmungen wußte die Reaction der letzten 25 Jahre in mehren Punkten empfindlich zu verletzen.

Die Aufgabe der Geſetzgebung war nun, das Edict dahin zu vervollſtändigen,

daß die bürgerliche Gleichſtellung der Juden factiſch ausgeſprochen, die kirchliche Gemeindeverfaſſung mit Zuziehung jüdiſcher Glaubensgenoſſen geordnet werde, und es über die ganze Monarchie auszudehnen.

Die neue Verordnung dagegen erregt tiefes Bedenken. Sie ſetzt das Edict vom 11. März 1812, trotz der Zuſicherung der Bundesacte, außer Kraft, ſie enthielt kein leitendes Prinzip; ſie fixirt die vom Edict von 1812 nur vorläufig belaſſene Rechtsungleichheit, trotz der Gleichheit der Pflichten; ſie gebraucht den Ausdruck Judenſchaft ſo, als ob nicht blos eine Religionsgeſellſchaft von Bekennern der jüdiſchen Religion, ſondern zugleich eine von der politiſchen Gemeinde mittelalterlich abgeſonderte Körperſchaft gemeint ſei. Mitten in der Bürgerſchaft haben wir eine Judenſchaft, die *ihre* Verordneten, nicht *Stadt*verordneten, in die Stadtverordneten-Verſammlung ſchickt, ihre Schiedsmänner für ſich hat, eine eigne öffentliche Schule für ſich hat, deren Vorſtehern eine Art von polizeilicher Aufſicht über ihre einzelnen Mitbürger zuſteht. Die Verordnung überläßt es der Regierung, die Judenkinder nach einer beſtimmten Bezirksabgrenzung einer oder mehreren chriſtlichen Elementarſchulen zuzuweiſen, und ſtellt es daher in die Willkür der Polizei, die jüdiſchen Eltern zu veranlaſſen, in einer beſtimmten Gegend der Stadt ihren Wohnſitz aufzuſchlagen.

Die Verordnung ſtellt ferner den Grundſatz auf, der Jude ſei zu allen Staatsämtern zuläſſig, nur nicht zu ſolchen, mit denen die Ausübung einer obrigkeitlichen Autorität verbunden iſt. Da es nun kaum ein Amt gibt, das nicht unter dieſe Kategorie gebracht werden kann, ſo führt das zu einer totalen Rechtsunſicherheit. Deshalb können Juden auch nur behufs Schlichtung ſtreitiger Angelegenheiten *unter ihren Glaubensgenoſſen* zu Schiedsmännern gewählt werden, und ſie werden nur als außerordentliche Profeſſoren der mathematiſchen, naturwiſſenſchaftlichen und mediziniſchen Lehrfächer zugelaſſen, da die ordentliche Profeſſur wegen der Wählbarkeit zum Rectorat, zum Decanat und in den Senat als ein Amt mit obrigkeitlicher Autorität angeſehen wird. Das Recht, das Land zu vertreten, wird den Juden verſagt. Die Ausnahmegeſetze, durch welche der Beſitz des Grundeigenthums Seitens der Juden bisher ſchon widerrechtlich erſchwert wird, ſind noch geſchärft.

Zweierlei Fortſchritte werden anerkannt: die Wiederherſtellung des geſetzlichen Zuſtandes durch Aufhebung der Beſchränkungen des Gewerbebetriebs und die Anerkenntniß der rechtlichen Glaubwürdigkeit jüdiſcher Zeugen bei Civil- und Criminalſachen.

Ueber die Gemeindeverfaſſung der Juden, ohne Zuziehung von Juden, ein gültiges Gutachten abzugeben, dazu wird dem Landtag, wo die Juden in keiner Weiſe vertreten ſind, die Competenz abgeſprochen.

Der vereinigte Landtag, ſo ſchließt jene Schrift, iſt vor allen Dingen der Wächter des Rechts. Die Städteordnung von 1808 und das Edict vom 11. März 1812 ſind der Rechtsboden, auf dem die Juden ſtehen. Dieſen Boden ihnen ungeſchmälert zu erhalten, iſt ſeine Pflicht. Um dieſer Pflicht gewachſen zu ſein, wird er auf einen höhern Standpunkt als den des gegebenen Rechts ſich zu ſtellen wiſſen, und im Namen der Gerechtigkeit die Gleichſtellung der Juden mit

ihren christlichen Mitbürgern und die Vorlage eines neuen, auf dieser Grundlage beruhenden Gesetzentwurfs beantragen.

Wir halten diese Schrift in allen ihren Theilen der vollsten Beachtung werth und werden im weiteren Verlauf der Frage auf sie zurückkommen. Die Judenfrage hängt in einem so vorangeschrittenen Staate wie Preußen — wo nicht Faulheit und Lässigkeit der Regierungsarbeiten die Schuld trägt, wenn mittelalterliche Zustände beibehalten werden, wie in anderen Staaten — zu tief mit den Glaubens- und Bürgerfreiheiten anderer Kirchen zusammen, um die Judenangelegenheit als eine isolirte zu betrachten. Wenn die Juden von Professuren, Stadtämtern u. s. w. aus dem Grunde ausgeschlossen werden sollen, damit sie keine Autorität über Andersgläubige ausüben, wer bürgt uns dafür, daß nicht ein ähnliches Prinzip in Bezug auf andere Confessionen, z. B. die Katholiken, geltend gemacht werde? Man wende uns nicht ein, daß die Thatsache dagegen ist; allerdings ist mit anerkennungswerther Gleichheit und Gerechtigkeit die katholische Bevölkerung überall bei uns vertreten, an der Universität, im Ministerium, in der Diplomatie, in der Beamtenwelt; aber wer bürgt für das Bestehen dieses Prinzips, wenn in der Judensache eine neue Verordnung, ältere Zusicherungen, ja sogar ältere Praxis aufzuheben berechtigt ist.

†.

III.

Aus Prag

Ende Mai.

Ständische Verhandlungen.

Die am 27. Mai eröffnete Landtagsversammlung, welche das Steuerpostulat für 1848 zu berathen hatte, nahm volle drei Tage in Anspruch. Ihr Resultat, als theilweise Ablehnung des Postulates ist ein sehr beachtenswerthes Ereigniß, welches das gespannte Verhältniß zwischen Regierung und Ständen kaum mindern dürfte.

Zu näherem Verständnisse des Ganges, welchen die Verhandlungen diesmal genommen, muß erwähnt werden, daß schon im Jahre 1845 den Ständen angesonnen worden sei, einen Theil der Kosten der Criminalrechtspflege des Landes zu übernehmen und auf das Land umzulegen, indem der Criminalfond nicht ausreiche. Die Stände erklärten damals sich diesem Ansinnen bereitwillig fügen zu wollen, wenn die Regierung ihrerseits verschiedene Gebrechen der Criminalrechtspflege, welche die Stände aufzählten, beseitige. Eine bedingte Zusage fand man hohen Ortes nicht genehm und ließ die ständische Proposition unerledigt; dagegen wurde das Steuerpostulat für das Jahr 1846 um 50,000 fl. Convent.-Münze erhöhet, welche, wie man vermuthete, jene Dotation der Criminalgerichte decken sollten *). Nachdem der geistliche Stand, welcher gemäß der Verfassung das erste

*) Diese Frage ist — einem andern uns vorliegenden Bericht zu Folge — bereits seit 1835 bei den Ständen anhängig. Die Regierung stellte damals das Ansinnen, diese Summe auf die Grundsteuer zu repartiren. Die Stände stellten jedoch vor, daß die

Votum über das Poſtulat abzugeben hat, auf Annahme jenes erhöheten Poſtulats angetragen, ſtimmte die Herren-Curie — über die Poſtulate debattiren die Stände in ſeparaten Curien — dieſem Antrage nicht bei, ſondern beſchloß mit ziemlicher Mehrheit das Poſtulat unbedingt, nur in der Summe des vorhergegangenen Jahres anzunehmen, hinſichtlich des mehrverlangten Betrages von 50,000 fl. aber Se. Majeſtät vorerſt um die Aufklärung und Eröffnung zu bitten, welches Landesbedürfniß dieſe Steuererhöhung hervorgerufen habe, indem Stände, um bei der Umlage pflichtgetreu vorgehen zu können, den eigentlichen Verwendungszweck jenes Mehrbetrages vor der Annahme kennen müßten.

Die Rittercurie damals nur neun Erſchienene zählend, wie der Bürgerſtand d. h. zwei Bürgermeiſter und zwei Räthe der Hauptſtadt Prag — nahmen das geiſtliche Votum an. Bei der Vereinigung aller Curien und gemeinſamer Abſtimmung fiel jedoch der bedingte Antrag des Herrenſtandes zu Boden, das geiſtliche Votum blieb aufrecht mit einem Mehr von zwei Stimmen, indem der Landtagsdirector dasmals die Bürgermeiſter und Räthe, Mann für Mann hatte ſtimmen laſſen, wogegen Friedrich Graf Deym ſeine lebhafte Proteſtation fruchtlos zu Protokoll gab.

Für das Jahr 1847 war das erhöhte Poſtulat beibehalten worden, und auch für das Jahr 1848 wurde jenes Mehr von 50,000 fl. poſtulirt. In der Landtagsverſammlung vom 27. Mai war demnach über das an- wie über das quomodo zu verhandeln.

Der geiſtliche Stand trug darauf an, das Poſtulat im Ganzen unbedingt anzunehmen, hinſichtlich des quomodo aber, nämlich hinſichtlich der Frage, ob die für das Jahr 1847 wegen Ueberbürdung der Ruſtikaliſten votirte Erhöhung der Dominikalſteuer um 350,000 fl. beizubehalten ſei, fiel das geiſtliche Votum dahin aus, man wolle für das Jahr 1848, nöthigenfalls auch für das Jahr 1849 dieſe Repartitionsweiſe beibehalten, für die Folgezeit aber behalte man ſich vor, die frühere Repartition wieder eintreten zu laſſen, doch ſollten jene 350,000 fl. von den Dominien ebenfalls, allein mit der Widmung fortgezahlt werden, daß dieſe jährliche Summe, zu öffentlichen, blos das Wohl der Ruſtikaliſten fördernden Zwecken, als beſſerer Dotation der Schullehrer, Robotablöſungen u. ſ. w. zu verwenden ſei. Dies geiſtliche Votum gelangte an die ſehr zahlreich verſammelte, einundſechzig Mann ſtarke Herrencurie, welche in der, questio an

---

Criminalgerichtspflege die Sache aller Landeseinwohner ſei, daß alſo entweder ein anderer Steuermodus dafür vorgeſchlagen werden müſſe oder die ganze Summe von dem Staatsſchatze zu übernehmen ſei. Die Regierung that dieſes letztere, erhöhte aber gleichzeitig die jährliche Steuerforderung (Poſtulat) um die entſprechende Summe, wodurch alſo nur die Form, aber nicht die Sache geändert wurde. Die Stände wollten daher bereits 1845 dieſe 50,000 Fl., über die man nun gar keine Erklärung erhielt, ablehnen, doch hatte die Regierung eine Majorität von zwei Stimmen erhalten. Im Jahre 1846 votirten die Stände abermals die Summe in Berückſichtigung der galiziſchen Ereigniſſe als außerordentlichen Zuſchuß. Dieſes Jahr aber fiel dieſer Grund weg und es entſpann ſich daher von Neuem die lebhafteſte Diskuſſion, die zur Ablehnung führte.

D. R.

den ſchon im Jahre 1845 verſuchten, bedingten Antrag wiederholte und diesmal mit eminenter Mehrheit annahm.

Die vom geiſtlichen Stande beliebte Löſung der Frage quomodo fand keinen Anklang; nach langer Debatte ward in der Herrencurie beſchloſſen, man wolle, ohne in den ſtreitigen Rechtsfall einzugehen, die für das Jahr 1847 angenommene Vertheilungsweiſe für das Jahr 1848 fortbeſtehen laſſen.

Die Ritterſtandscurie, vierzehn Ritter zählend, trat dem Votum des Herrenſtandes mit überwiegender Mehrheit bei, fügte aber der Antwort auf den ſtereotypen erſten Punkt des Poſtulates, welcher die Aufrechthaltung katholiſchen Glaubens empfiehlt, einen politiſchen Anhang bei.

Das geiſtliche Votum hatte nämlich in Antwort auf den erſten Punkt, wie üblich, bemerkt, die Volksgeſinnung in Glaubensſachen ſei befriedigend, die Ritter fügten bei: dagegen ſei in politiſcher Beziehung der Volkszuſtand keineswegs befriedigend, die Theuerungsverhältniſſe ließen beſorgen, daß die Unterthanen in der ihren Obrigkeiten ſchuldigen Achtung und Deferenz erkalten. Scheint es doch daß ſie dazu guten Grund haben mögen! Nachdem der Bürgerſtand, d. h. zwei Bürgermeiſter und zwei Räthe ſich dem geiſtlichen Voto angeſchloſſen hatten, traten die Curien in das Plenum zuſammen, und auch in der Plenarabſtimmung ward durch die im Herren- und Ritterſtande gebildete Majorität das Votum des Herrenſtandes zum Votum der Geſammtſtände erhoben.

„Das Poſtulat iſt nur theilweiſe angenommen, das Mehrpoſtulat iſt abgelehnt und der König wird gebeten, nachzuweiſen, zu welchem Zwecke jene 50,000 fl. mehr poſtulirt werden wollen."

Diesmal iſt in das Weſen eingegangen worden, man hält ſich nicht mehr an bloße Formfragen; doch dürfte das Votum zu Wien als bedeutende Deformität betrachtet werden, und ſchwer abzuſehen ſind die nächſten Erfolge.

In Artikel A. v. der Landesordnung verſpricht die Krone den Ständen aus Gnaden die Steuer niemals anders, als auf den ordentlichen Landtagen gegen den üblichen Revers zu fordern, dagegen ſpricht dieſer Artikel aus, die Krone verſehe ſich, daß Stände die Bewilligung der verlangten Steuer, niemals an Conditiones knüpfen *) oder ſonſt unliebſam aufhalten und verzögern, und allerdings iſt dieſer Artikel in ſeiner unbeſtimmten Stellung verſchiedenſter Auslegung fähig, doch fehlt es an allen Antecedenzien zur Löſung des Dilemmas, das die Stände der Regierung geſtellt.

Die nächſten Wochen werden Entſcheidendes bringen.

S. S.

---

*) Die betreffende Stelle der Landesordnung lautet wörtlich: Als „Uns dann nicht zweiffelt, Unſere getreue Stände, Unſere und des Vaterlandes jedesmal vorffallende Nothwendigkeiten Ihnen treuhertzig zu Gemüth ziehen werden, wir auch nicht nachſehen können noch wollen, daß die von Uns begehrten Contributiones, uns durch **unbilliche** Conditiones ſo etwann gegen unſern Stand, Hochheit und Würden lauffen möchten u. ſ. w. Es ſind alſo blos unbillige Bedingungen, welche die Landtagsordnung abweiſt. Das die Landſtände ſolche geſtellt haben, iſt ſchwer anzunehmen." — Wir kommen übrigens auf die Geſammtverhandlungen des Landtags, die diesmal von weit mehr als bloß localer Wichtigkeit ſind, zurück. — D. Red.

IV.

Aus Wien.

Mai. —

Die Akademie. — Wo blieb Anaſtaſius Grün? — Entwurf eines deutſchen Preßgeſetzes. — Theuerung. — Robotverweigerung. — Stände. — Stadion und Salm. — Verhaftung eines Geiſtlichen. — Kunſtausſtellung. — Neſtroy als Tendenzmann. — Italieniſche und deutſche Oper. — Das ſchlafende Burgtheater. — Holbein's Memoiren. — Künſtlerfeſt. — Der „Salon."

In den wenigen Kreiſen, in welchen über die neue Akademie der Wiſſenſchaften geſprochen wird, iſt man mit der Wahl der Akademiker, wie faſt das immer zu geſchehen pflegt, nicht zufrieden. Noch ſind acht Stellen von der Akademie ſelbſt zu beſetzen, und da Prof. Wenrich geſtorben, ſo kommt noch ein vacanter Sitz dazu. Dieſer Wahlact wird wohl das Intereſſanteſte vom Ganzen ſein, und die Gewählten dürfen mit Recht ihre Wahl als einen größeren Triumph anſehen, als die Wähler die ihre durch die Regierung. Die Beſtimmung des Erzherzog Johann zum Curator, der grade in dieſer Beziehung noch von der Naturforſcherverſammlung in Gräz her in gutem Angedenken ſteht, iſt eine ſehr glückliche zu nennen. Grillparzer, Halm und Pyrker, Oeſterreichs Dichter, haben auch einen Platz erhalten. Wir gratuliren den Herren zur „rothen Schleife." Wo bleibt aber Anaſtaſius Grün? Hat er ſich nicht ein eben ſo großes Verdienſt (das iſt der ſtehende amtliche Ausdruck) um die öſterreichiſche Literatur erworben als Herr von Halm? Und iſt Grün nicht obendrein „von Adel?" Und iſt nicht ſein „letzter Ritter" die ſchönſte Verherrlichung des habsburgiſchen Stammes? Seine „Spaziergänge" ſind nicht offiziell anerkannt und Anſtaſius Grün gilt noch immer nicht als ihr Verfaſſer. Die wären alſo kein Hinderniß geweſen. Von Lenau wollen wir gar nicht reden. Den hat ein Blitz des Himmels vom Parnaß herabgeſtürzt und der iſt ein höherer Sitz als einer auf den Bänken der Akademie. So ſehr wir übrigens auch die Huldigung anerkennen, die der Poeſie durch ihre Berufung in die Akademie zu Theil geworden, müſſen wir andererſeits bemerken, daß Dichter in eine Akademie der Wiſſenſchaften gar nicht hineingehören. Die Dichter der Neuzeit ſind wirklich unglückliche Weſen. Sie werden herumgeſtoßen im Gedränge der Zeit und haben keinen beſtimmten, angewieſenen Platz. So kommt es denn freilich oft, daß ſie an die hervorragenden Plätze gelangen, auf die ſie gerade nicht hingehören, eben ſo wie es möglich iſt, daß ſie geſtoßen und gedrängt in irgend einem finſtern Winkel verſchmachten. Man will ihnen eine Ehre zukommen laſſen, und ſetzt ſie unter Phyſiker, Philologen, Mathematiker, Archäologen, wo ſie arabiſch ſtudiren können oder die Münzkunde aus dem Fundament erlernen. — Im großen Publikum wird gar nicht über die Akademie geſprochen, die Unpäßlichkeit einer mittelmäßigen Primadonna (von der Lind will ich gar nicht reden) würde mehr Senſation machen. Daß das Inſtitut durch ein „Patent," welche Form nur für die wichtigſten und bedeutendſten kaiſerlichen Entſchließungen gewählt wird, in's Leben gerufen wurde, iſt ein Tribut der Wiſſenſchaft gebracht.

Es befindet ſich ſeit einigen Tagen die Abſchrift des Entwurfs zu einem allgemeinen deutſchen Bundespreßgeſetz hier, welches von Hand zu Hand geht. Die Beſtimmungen

desſelben wären für uns Oeſterreicher allerdings ein Fortſchritt im Vergleich zu unſerer jetzigen Bedrängniß, für das übrige Deutſchland aber wäre dies Preßgeſetz ein tödtlicher Hauch, und meines Erachtens ſind die jetzigen Cenſurverhältniſſe beſſer als die darin verheißene „Preßfreiheit.“ Für uns Oeſterreicher hat die Sache eine doppelt betrübende Seite; zuerſt werden wir von der allenfallſigen Erleicherung, welches dieſes Preßgeſetz uns bringen könnte, nichts genießen, weil es nicht allgemeine Geltung in allen deutſchen Bundesſtaaten haben wird; es wird darin nämlich jedem Einzelnſtaat freigeſtellt, ob er die Cenſur beibehalten oder der neuen soi disant Preßfreiheit beitreten will. Wir werden alſo jedenfalls ſo glücklich ſein, unſerer Cenſur weiter uns zu erfreuen, während unſere Brüder im nicht öſterreichiſchen Deutſchland, die bisher das Wort freier hatten, durch die neue Preßfreiheit halb und halb unſere Cenſurbrüder werden. Sie ſehen, die deutſche Einheit iſt fortwährend im Wachſen. —

Heute am 1. Juni iſt trotz des Ausfuhrverbots das Brod wieder kleiner und auch das Fleiſch theuerer geworden. Letzteres koſtet jetzt 11 Kreuzer per Pfund. — Aus Gegenden, die nicht weit von unſerer Reſidenz entfernt liegen, hört man noch immer von Robotverweigerungen. In einer Gemeinde ſollen, wie das — hoffentlich übertriebene — Gerücht geht, die Bauern an Ketten zur Robot geführt worden ſein, da ſie ſich unter jeder andern Form dazu weigerten! Dies und mehres Anderes wird diesmal ein Gegenſtand wichtiger Beſprechung für unſere Landſtände werden, die in den nächſten Tagen zuſammentreten und von denen einige, die auch in Prag tagen, bereits von dort zurückgekommen ſind, wo diesmal die Oppoſition in der Majorität war. —

Wenn in einigen deutſchen Zeitungen die Ernennung des Grafen Franz Stadion zum Gouverneur von Böhmen als etwas bereits Vollzogenes angekündigt ſteht, ſo müſſen wir dem widerſprechen. Wer Oberſtburggraf von Böhmen wird, iſt noch eben ſo unbekannt wie früher. Iſt es doch noch nicht einmal gewiß, daß Graf Salm von dort wirklich auf ſeinen neuen Poſten nach Trieſt abgeht. Gräfin Salm namentlich, eine geborene Fürſtin Clary, die jetzt in Böhmen, wo ihre Familie das herrliche Töplitz beſitzt, in den angenehmſten Familien und ſozialen Verhältniſſen lebt, dürfte ſich wenig nach dem merkantilen Trieſt ſehnen, wo der Adel hinter den reichen Kaufherren zurückſtehen muß. Daß Graf Salm Prag jedenfalls verläßt, iſt außer Zweifel. —

Eine räthſelhafte Verhaftung macht jetzt Aufſehen. Der Pfarrer der Kirche zu Maria Troſt iſt hier gefänglich eingezogen worden; man ergeht ſich in vielfache Vermuthung, deren Veröffentlichung jedoch voreilig wäre.

Die Kunſtausſtellung iſt dies Jahr höchſt unbedeutend. Man ſah ſchon oft viel ſchlechtere Bilder als dies Jahr, aber den Charakter der Mittelmäßigkeit trug ſeit lange keine in dem Maße an ſich. Natürlich folgt daraus, daß der Sinn für Plaſtik bei uns ganz erſtirbt. Die Säle des Belvedere ſtehen leer, obgleich oft in einem Tage Tauſende von Menſchen daran vorbei und zur Eiſenbahn gehen, der Rauch aus den Maſchinenwerkſtätten und Locomotiven verdunkelt heutzutage allenthalben die herrlichen Schöpfungen der Kunſt. Aber nirgends iſt das ſo ſehr der Fall wie in Wien. Unſer Kunſtverein thut alles Mögliche dazu, um die letzten Funken auch noch zu erſticken. Seine Ankäufe ſind oft bewunderns-

werth. Er kauft so viel als möglich Kleines, Unbedeutendes aus dem Genrefach, oder Fruchtstücke, auch kleine Landschaften, wenn sie nicht zu viel kosten, zusammen, und das nennen sie Beförderung der Kunst. Man entgegnet freilich, es seien viele Gemälde zur Verlosung nothwendig, um so viele Gönner als möglich zu befriedigen. Das ist Alles recht gut und schön, aber die Herren sollen sich nur nicht einreden, daß sie dann noch einen Kunstverein haben; um Namen ist man in Wien nicht verlegen, sie können ihn also umtaufen oder die Geschichte lieber ganz gehen lassen; es ist ja nicht nothwendig zum Leben. In's Bierhaus, auf's Land, in's Theater, in's Amt kann man gehen, auch ohne Mitglied eines Kunstvereins zu sein. In der diesjährigen Kunstausstellung ist das Bedeutendste: „Manfred's Einzug in Luceria" von Rahl, ein Werk voll Kraft, Charakteristik Vollendung in der Ausführung. Sonst ist noch Schönes da von Gauermann, Rottmann; auch Waldmüller ist da in seiner gewohnten Weise wie seit vielen Jahren. Die historische Malerei ist wie immer höchst ungenügend vertreten, jenes Bild von Rahl ist das einzige Bemerkenswerthe in dieser Beziehung.

Wir haben jetzt ein Theater weniger, das in der Leopoldstadt, welches Director Carl niederreißen ließ, um an seiner Stelle ein größeres zu erbauen. Es hat in letzterer Zeit die Aufmerksamkeit durch die beiden neuesten Stücke Nestroy's: „der Unbedeutende" und „der Schützling" auf sich gezogen, der in dem ersten die Fragen des Sozialismus und Communismus, in dem zweiten Protection und Nepotismus, diese beiden Grundübel unserer Verhältnisse in's Gebiet der Wiener Posse ziehen wollte. Eine Wiener politische Localposse! Wahrlich wunderbar. Soll diese vielleicht ein Bild des Wiener Lebens abgeben, des politischen Lebens der untern Volksclassen? Die Herren und Damen der höhern Stände haben sich recht gut dabei unterhalten, sie haben wenigstens klatschen können ohne sich schämen und über die Zoten obligat erröthen zu müssen. Es ist viel Geistvolles und Witziges darin. Nestroy hält eine wenigens ¼ Stunde dauernde humoristische Vorlesung, dann kommen Witze und Einfälle, Schlag auf Schlag, und daneben läuft wie eine Schnur, die die unächten Perlen zusammenhalten soll, die Handlung fort. Ein Volkstheater, und das Volk geht nicht hinein! Es ist als ob ein Lehrer Gegenstände aus den obern Classen tradiren wollte; aber seine Schüler gehen hinter die Schule und statt ihrer kommen Erwachsene und applaudiren und wundern sich, daß der Lehrer seinen Schülern solche Sachen vorträgt. Ueberhaupt hat bei uns dieses windige Jagen nach Witz, dieses Wortverdrehen schon Schaden genug angerichtet und den Geschmack gehörig untergraben. Es ist Zeit endlich dahin zu wirken, daß das aufhört. Wir wollen einen Verein dagegen stiften und zu unserer Hülfe, wenn auch nicht die Polizei, so doch den guten Geschmack und den Sinn für das Edlere und Bessere aufrufen. Es ist übrigens eine interessante Erscheinung, daß zwei so heterogene Geister wie Bauernfeld und Nestroy ganz auf dieselbe Weise ihr verschiedenes Ziel erreichen wollen, beide ohne Handlung, beide durch Dialog und humoristische Vorlesung.

Die italienische Oper gefällt heuer nicht. Die Gesellschaft ist sehr gut, das Ensemble vorzüglich, die „ewige" Primadonna Tadolini dieselbe wie seit Jahren. Es ist allerdings ein gutes Zeichen, daß die Begeisterung dafür er-

loſchen iſt. Zwar gibt es noch Beifall und Kränze in Maſſe. Aber das geht nur von einem kleinen Theil des Publikums aus, namentlich den Italienern, bei denen der Patriotismus und der Kunſtgeſchmack dieſelbe Livrée tragen. Wozu ſollen wir Jahr für Jahr eine italieniſche Operngeſellſchaft unterhalten, zumal jetzt, wo die italieniſche Muſik zu einer nie geahnten Leere und Gehaltloſigkeit herabgeſunken iſt. Man ſucht alte, unbedeutende Fabrikate älterer Meiſter hervor und tiſcht ſie auf, um nur „zum erſten Male" auf den Zettel ſetzen zu können. Die deutſchen Meiſter haben ſich während der deutſchen Saiſon keiner ähnlichen Begünſtigung zu erfreuen, von Gluck iſt gar keine Oper, von Weber nur „der Freiſchütz" auf dem Repertoir; Marſchner's und Lindpaintner's Opern werden faſt gar nicht gegeben. Und das iſt ein deutſches Operntheater. Unſere heurigen Novitäten, waren: „die Musketiere" von Halevy, „Semiramis von Roſſini und die ſchlechte Oper von Flotow: „der Förſter." Und das iſt ein deutſches Operntheater! Es iſt Schade, daß wir keine engliſche Oper hier haben, dann würden wir vielleicht deutſche Muſik zu hören bekommen.

Das Burgtheater befindet ſich ſehr wohl. In dieſem Augenblicke ſchläft es, weil es ſo heiß iſt, dann fangen die Ferien an, dann wird es ſchlafen, weil es wieder heiß ſein wird, und dann wird es ſchlafen, weil es die Cenſur ſeiner Geſundheit zuträglich erachtet. Das Neueſte war „Ziani und ſeine Braut" von Herrmannsthal, das recht gut wäre, wenn der Held nicht wechſeln würde. Im erſten und zweiten Act iſt Ziani der Held, im dritten und vierten „ſeine Braut". Es muß Jeder etwas haben; die Wiener Dichter ſcheinen überhaupt an Venedig und ſeinem Jammer ſich beſonders zu erfreuen, es iſt dies in dieſem Jahre ſchon das zweite Stück, das in Venedig ſpielt. Man macht es uns wie den kleinen Jungen: „Siehſt Du, ſo ſchaut es in einer Republik aus. Nimm Dir ein Beiſpiel daran." — Frau von Weiſſenthurn iſt geſtorben. An ihrem Grabe ſind, wenn auch nicht Melpomene und Thalia, ſo doch viele andere literariſche Notabilitäten geſtanden. — Herr von Holbein gibt Lebenserinnerungen heraus. Er mag viel zu erzählen haben; wenigſtens müſſen wir einräumen, daß wir ihm Unrecht gethan haben. Wir dachten, man kann ein Theater nicht ſchlechter dirigiren als Herr von Holbein; die Zeit hat bewieſen, daß Graf Dietrichſtein noch mehr von der Kunſt, ein Theater zu Grunde zu richten, zu erzählen weiß.

Das Maifeſt der Künſtler auf dem Kahlenberg iſt auch dieſes Jahr ſehr heiter und reich an geiſtiger Anregung begangen worden.

In der Literatur nicht viel Neues. Ein junger hieſiger Literat, S. Engländer, Einer von den Wenigen, die etwas Beſſeres anſtreben, begründet ein neues Unternehmen „der Salon", das in Heften erſcheint. Er hat viele und langdauernde Kämpfe mit all' den verſchiedenen feindlichen Mächten der Cenſur beſtanden. Wir wünſchten gerne zu wiſſen: warum? Im erſten Hefte iſt nichts ſo Schreckliches, was den Herren Cenſoren ſchlafloſe Nächte bereiten könnte. Zwei ſehr intereſſante Beiträge von Friedrich Hebbel ſind das Wichtigſte darin. Wir wünſchen viel Glück.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Constantinopel im Jahr 1847.

Aus dem Privatschreiben eines Deutschen.

Deutsche Bierbrauereien. — Zukunft chemischer Fabriken im Oriente. — Touristen. — Französische und amerikanische Erziehungsanstalten. — Die Levantiner und die Franzosen. — Tagespresse. — Italienische Oper. — Moderne Janitschaaren und die preußische Uniform. — Die Stellung der Giaours. — Conflicte mit der österreichischen Marine. — Türkische Polizei. — Landhausleben.

Hier sitze ich, den Fes auf dem Haupte, einen mächtigen Schnurrbart im Gesichte, den köstlichen Dampf einer kollernden Nargile einschlürfend — und gedenke der Heimath, nach der das Herz sich unter allen Himmelsstrichen mit gleichem Verlangen zurücksehnt. Hätte ich die Entbehrungen alle gekannt, die meiner hier warten würden, hätte ich wohl nie die Kraft besessen, mich hier niederzulassen; so aber wurde der Entschluß gefaßt, als noch der Reiz der Neuheit jeden Gegenstand mit seinem täuschenden Nimbus umhüllte, und als dieser schwand, — als der Schleier sank und ich die nackte Wahrheit erblickte — da war es zu spät. Der erste Schritt gethan, muß der Mann männlich aus- und durchführen, was er einmal unternommen. — Auch geht es jetzt schon besser. Der trübe Regenhimmel des Winters hat uns verlassen; die warme Frühlingssonne hat bereits die Knospen der Blüthen und Bäume entfaltet, die ganze Natur prangt im frischen, üppigen Grün, und die Ufer des Bosporus mit ihrem nirgends übertroffenen Zauber erfüllen Auge und Sinn mit dem höchsten Entzücken. Wahrlich, dieses Land ist reich gesegnet und bietet in seiner Schönheit Ersatz für manche Entbehrung, die das abgeschiedene Leben des Fremden fordert. So will ich denn das Gute recht erkennen und das Uebele zu vergessen suchen!

Meine Existenz hier gründet sich auf die Leitung einer Brauerei, die nach bairischem Prinzip eingerichtet und das erste Etablissement dieser Art ist. Es existiren freilich noch außerdem 6—8 Winkelbrauereien, die aber alle ohne eigentliche Kenntniß des Geschäftes geführt werden, und daher, bei mangelhafter Einrichtung und mangelnden Geldmitteln, ein schlechtes Fabrikat liefern. Wir wollen das erste unterjährige Bier bairischer Art hier einführen und auch Versuche mit Porter und Ale machen, die beide hier

viel consumirt und gut bezahlt werden. Der Betrieb einer Brauerei bietet hier jetzt noch außerordentliche Vortheile, was seinen Grund darin hat, daß die Pforte durchaus keine Abgaben in Anspruch nimmt, daß das Getreide hier sehr billig ist, der Preis des Bieres dagegen sehr hoch. Wie viel dabei gewonnen wird, zeigt ein Vergleich mit den Verhältnissen Deutschlands und anderer Länder. Hier kostet die Flasche 12½ Kr.; bei uns 5 bis 6 Kr. Dabei ruht auf dem Betriebe die bedeutende Abgabe der Malzsteuer; alle Naturalien stehen 25 Proc. höher im Preise, und dennoch werden unsere Bierbrauer reiche Leute. — Ich betrachte die Leitung dieses Geschäftes aber nur als Nebensache; als Beschäftigung würde es mir nicht genügen. Nach genauer Prüfung aller Verhältnisse ist es mir klar geworden, daß es hier noch völlig an einem Zweig der Industrie fehle, nämlich an der Fabrication chemischer und technischer Artikel, die man bis jetzt noch mit großen Kosten vom Auslande bezog, die aber mit bedeutendem Vortheil an Ort und Stelle bereitet werden können. Für den Augenblick bin ich nun noch mit den nöthigen Vorbereitungen hierzu beschäftigt, was freilich nicht die Sache eines Augenblickes ist; doch hoffe ich noch im Laufe dieses Jahres eine Anstalt der Art herzustellen, und glaube, des Erfolges fast gewiß sein zu können.

An Raum fehlt es hier nicht seine Thätigkeit nach allen Seiten auszudehnen, und der Speculationsgeist findet ein weites Feld. Vergleicht man hiermit die drückenden und einengenden Verhältnisse im Vaterlande und den kläglichen Zustand der Pharmacie, so treten die Zustände dort sehr in den Schatten. Hier kann man wenigstens darauf rechnen, von seinem Fleiße die Frucht zu erndten, den Abend seines Lebens in sorgenfreier Ruhe und Bequemlichkeit zubringen zu können.

Vielleicht würde es unterhaltender für Euch sein, wenn ich, statt bei diesen praktischen Gegenständen zu weilen, von verschleierten türkischen Schönen, vom Sklavenmarkt, von der großherrlichen Majestät oder den Tänzen der Derwische spräche; diese Sachen sind aber in allen Reisebeschreibungen so viel besprochen, und von dem Enthusiasmus reisender Frauen von solchem griechischen Feuer beleuchtet worden, daß man z. B. nur Madame Belli's neueste Schilderung zur Hand zu nehmen braucht, um zu wissen, wie es bei uns aussieht — oder eigentlich nicht aussieht — vielleicht aber aussehen könnte, oder besser noch aussähe. Es gehört eine an Entzückung grenzende Inspirirung dazu, so etwas niederzuschreiben, und es muß eine bedeutende Unverschämtheit erfordern, dem Publikum dies aufzutischen. Nach den Eindrücken eines kurzen Aufenthaltes soll man Länder und Sitten beurtheilen! — Freilich findet man dann die Wunder des Orientes nicht, von

denen man zu Hause gelesen; wenn der erste Eindruck verwischt, der magische Zauber geschwunden, mit dem der Anblick dieser Gegenden die Sinne umnebelt, wird man bei jedem Schritt auf diesem Boden durch die Rohheit des Volkes aus seinem Himmel gerissen, und durch den Koth in den Straßen, durch die pestilenzartige Atmosphäre an eine unangenehme Gegenwart erinnert. Man sagt, daß ein Engländer hierher gekommen sei, den vielgerühmten Bosporus zu sehen, ohne einen Fuß an das Land zu setzen; mag diese Anekdote gleich nicht gegründet sein, so ist sie doch sehr bezeichnend und gut erfunden. Von mir also, der nun schon seit 6 Monaten auf diesem Boden gewandelt hat, wird Niemand mehr eine enthusiastische Schilderung erwarten. Die Neuheit hat ihren Reiz verloren und ich bin jetzt nur Geschäftsmann. So will ich mich denn auch auf das beschränken, was mich persönlich beschäftigt und zugleich mit den Schilderungen des hiesigen Lebens und Treibens etwas über die socialen und politischen Verhältnisse einflechten, und welche Vortheile sich für den Buchhandel bieten könnten.

Ich wohne hier in Babeck, wo außer uns Deutschen noch Griechen, Armenier und Türken leben, mit denen wir aber keinen speziellen Umgang haben. Was mich persönlich abhält, mit ihnen zu verkehren, ist die Unkenntniß dieser drei Sprachen, und derselbe Grund mag auch Andere abhalten. Außerdem ist hier eine Erziehungsanstalt von dem französischen Lazaristen-Orden; und zwei amerikanische Missionäre befinden sich hier, deren Aufgabe es ist, katholische Armenier zu unterrichten, und gelegentlich zum Protestantismus überzuführen. Beide haben Familie und sind sehr achtbare Menschen; doch können wir auch mit diesen der Sprache wegen nicht umgehen, denn sie verstehen nur Englisch oder Türkisch. Man kann demnach bei dem besten Willen nicht aus seinem Kreise herausgehen. Der Tag vergeht somit in Geschäften, der Abend ist der Erlernung dieser Sprachen gewidmet, deren Kenntniß hier unerläßlich ist. Wie sehr bedauert man dann die Verkehrtheit in unserm deutschen Vaterlande, jedem Knaben Griechisch und Lateinisch einzupauken, was er nicht braucht, und die lebenden Sprachen zu vernachlässigen, die für seinen praktischen Beruf täglich unerläßlicher werden. Wann wird man bei uns lernen, Geschäftsmänner zu erziehen und den Knaben für das heranzubilden, was er als Mann ausüben soll? — Sobald wir über die Grenzen unseres lieben Vaterlandes hinauskommen, müssen wir es bitter empfinden, wie wenig man mit seiner Muttersprache ausreicht. Das Französische nimmt auch hier, wie überall, den ersten Platz ein. Es ist dies die einzige Sprache, welche die Türken erlernen, um darin mit den übrigen Nationen Unterhandlungen zu pflegen. Im Galata Serail, der neu

errichteten türkiſchen Sprachſchule, wird in franzöſiſcher Sprache unterrichtet, obwohl die Anſtalt von einem Deutſchen gegründet iſt; eben ſo in der Militärſchule, an der nur deutſche (preußiſche) Offiziere angeſtellt ſind, und allen andern Inſtituten der Art, ja Se. kaiſerliche Majeſtät ſelbſt haben ſich herabgelaſſen einige Phraſen auswendig zu lernen, und ſein ſtereotypes „Je suis content de vous et de vos services“ wird oft genug vom Journal de Constantinopel angeführt, wenn er z. B. irgend einem in ſeinem Dienſte ſtehenden Ausländer den allbekannten Niſchan-Orden oder Geldgeſchenke ertheilt. In Galata und Pera wird die franzöſiſche Sprache bald die italieniſche und griechiſche verdrängen; denn ſchon jetzt iſt ſie in allen Geſellſchaften der Gebildeten ausſchließend zur Converſation gebraucht und auch brieflich bedient man ſich nur derſelben. Die Urſache iſt, daß die Erziehung der ſogenannten Levantiner, d. h. der Kinder hier anſäſſiger Griechen, Italiener, Armenier, einzig den Händen der Lazariſten anvertraut iſt. Sie haben hier drei bedeutende Erziehungsanſtalten, in denen ſie ihre Erziehung vom 6. bis zum 20. Jahre erhalten; die Ausbildung iſt nur oberflächlicher Art und nur darauf berechnet, die franzöſiſche Sprache und den franzöſiſchen Geiſt möglichſt zu verbreiten; die Kinder dürfen daher nur Franzöſiſch ſprechen und ſchreiben, und die Folge davon iſt, daß ſie in 8—10 Jahren, die ſie dort ſind, ihre eigene Sprache ſo weit vergeſſen haben, daß ſie es vorziehen mündlich und ſchriftlich von der franzöſiſchen Gebrauch zu machen. Die Bildung des weiblichen Geſchlechtes iſt gleichfalls ganz in den Händen franzöſiſcher Lazariſtinnen.

So weit die Erziehung; Mode und Induſtrie aber ſind nicht minder thätig, dem Intereſſe Frankreichs zu dienen. Es gibt Modiſtinnen und Schneider von Paris, die dafür ſorgen, das Aeußere herzuſtellen; die Zeitungen ſind voll von Annoncen aller Art, Pariſer Glacéhandſchuhe werden neben Parfümerien und Schönheitsmitteln ausgeboten, und ſelbſt die Capsules de Beaue de Cassahu fehlen nicht als unerläßlich zur Pariſer Cultur gehörend. Und man arbeitet nicht umſonſt. Die levantiniſche Leichtfertigkeit findet Geſchmack an franzöſiſcher Oberflächlichkeit; man eignet ſich einen Schein von Bildung an, ſpricht zwei bis vier Sprachen, kleidet ſich à la Parisienne, zieht glanzlederne Stiefelchen an, geht auf dem großen Campo ſpazieren oder reitet, ſieht die beau monde und läßt ſich ſehen, geht im Winter auf Bälle, um die Polka auf Tod und Leben zu tanzen, geht mitunter in die italieniſche Oper oder auch in eine Pariſer Conditorei, trinkt Limonade und raucht eine Papiercigarre, und das mit vieler Grazie; — dies das Leben der Levantiner und auch der Levantinerinnen, die dem männlichen Theil

vollkommen nachkommen. Sie auch ſprechen Franzöſiſch, lieben Gold und Diamanten über alles, verheirathen ſich daher auch gewöhnlich 13 bis 14 Jahre alt, um einem Manne das Leben recht ſauer zu machen und werden vor der Zeit alt. Man ſieht daher nur verblühte Frauen hier; aber ſelten oder nie ein friſches Jugendgeſicht. Auf welcher Stufe der Bildung die Menſchen ſtehen, mag man daraus entnehmen, daß es in Pera nur eine Buchhandlung gibt, und dieſe eine hat vielleicht einen größern Abſatz an Cigarren als an Büchern. Die Tagespreſſe iſt eine Null; denn außer dem elenden, von der Regierung erhaltenen „Echo de l'Orient" erſcheint hier kein politiſches Blatt, man kümmert ſich auch um keine Politik; der Levantiner hat keinen Patriotismus, er weiß von keinem politiſchen Intereſſe, da er ſo wenig ein Vaterland beſitzt als eine Mutterſprache. Die Zuſtände Europa's kümmern ihn nicht; ſie ſind ihm eine terra incognita, die ganz außerhalb ſeines beſchränkten Geſichtskreiſes liegen. Künſte und Wiſſenſchaften ſind einzig durch die italieniſche Oper und die Hochſchule Galatia Serail vertreten. An letzterer werden alle Sprachen, Naturwiſſenſchaften ꝛc. gelehrt und beſonders Aerzte ausgebildet; der Unterricht iſt gratis. Man hat kürzlich auch eine forſtwiſſenſchaftliche und Agricultur-Schule errichtet; eine Militär-Schule beſteht ſchon ſeit längerer Zeit. Die Regierung erhält alle dieſe Anſtalten auf eigene Koſten, läßt Lehrer aus allen Ländern Europa's — ſelbſt aus Amerika kommen, um die Bevölkerung aus der bodenloſen Unwiſſenheit zu reißen, in der ſie mit ſo großer Hartnäckigkeit beharrt. Nicht immer beſtrebt ſich die Regierung der Induſtrie aufzuhelfen, um den ungeheuren Tribut zu erſparen, den das Land für Fabrikate, beſonders Englands, Frankreichs und Deutſchlands bezahlen muß und die es leicht ſelbſt erzeugen könnte. So löblich auch alle Beſtrebungen der Art ſind, ſo werden doch auch häufig Mißgriffe gemacht, wodurch man nicht allein an der Erreichung ſeines Zweckes gehindert wird, ſondern noch ſchlimmere Reſultate herbeiführt und beſonders Unzufriedenheit hervorruft, und dadurch den allezeit fertigen fanatiſchen Prieſtern erwünſchten Anlaß gibt, das Volk gegen die Regierung aufzuwiegeln, die dem Fortſchritt huldigenden Rathgeber des Großherrn zu ſtürzen oder aus dem Wege zu ſchaffen und beſonders den Frankenhaß anzuſchüren, welche Bemühungen denn auch — wie die Erfahrung oft genug zeigt — nicht erfolglos bleiben. So hat man alte, tief eingewurzelte Sitten abgeſchafft, nur um der europäiſchen Mode zu huldigen und an die Stelle etwas höchſt Unpaſſendes für die hieſigen Einrichtungen ganz Ungeeignetes geſetzt. Dahin gehört beſonders die Reorganiſation des Militärs. Anſtatt den Anfang damit zu machen, tüchtige Offiziere zu bil-

den, Disciplin und Subordination einzuführen, das Einzige, was dem türkiſchen Militär fehlte, um es zu tüchtigen Soldaten zu machen, war man nur darauf bedacht, demſelben preußiſche Uniformen umzuhängen. Man hat die maleriſche Tracht des Türken, in der der Orientale ſich allein wohl fühlt und die dem Clima ſo angemeſſen iſt, mit den proſaiſchen engen Beinkleidern und Fracks vertauſcht, in denen ſich die Leute linkiſch benehmen wie ein Knabe, der zum erſten Male Hoſen anbekömmt, und ganz beſonders iſt dieſer Mißgriff bei der ſo vortrefflich geweſenen Cavallerie hervorzuheben. Der Türke, ein Naturreiter, der gewöhnt iſt in leichter weiter Kleidung mit kurz geſchnallten großen Bügeln zu Pferde zu ſitzen und der ſeinen krummen Säbel ſo fürchterlich geſchickt zu handhaben wußte, iſt mit einem Male in einen ſteifen preußiſchen Dragoner umgewandelt. Nicht allein das Militär ſondern alle türkiſche Beamte tragen fränkiſche Kleidung und nur der Fes iſt beibehalten. Es war dies der größte Mißgriff der geſchehen konnte, und der ſich noch lange rächen wird. So ſehr nun auch der Franke von dem Muſelmann verachtet und gehaßt iſt — was ſich ſchon aus der ſchönen Benennung „Giaour," d. h. Schweinhund, kund gibt — ſo leben wir hier doch ganz ſicher und haben keinerlei Beeinträchtigung oder gar Verfolgung zu befürchten. Mitunter befaſſen ſich die Beamten vielleicht mit Chicanen, um dem immer feſter Fuß faſſenden Ausländer Hinderniſſe in den Weg zu legen oder Geldgeſchenke zu erzwingen; auch fallen wohl handgreifliche Beleidigungen auf der Straße vor; doch kann man ſich darüber nicht wundern, wenn man überhaupt den geſunkenen Zuſtand und die Rohheit der Nation berückſichtigt. Wir leben hier ſicherer und geſchützter als irgend ein türkiſcher Unterthan, mag er Türke oder Raja ſein; denn jene ſind der Willkür der Beamten ausgeſetzt. Ein Franke iſt in ſeinem Hauſe völlig geſchützt; keine türkiſche Polizei darf es betreten; auf der Straße kann man ihn freilich arretiren, muß ihn aber auch darnach ſogleich an ſeine Geſandtſchaft ausliefern. Widerfährt einem Kurländer irgend eine Beleidigung, ſo iſt ſein Geſandter gleich da, die ſtrengſte Genugthuung zu fordern. Geſchieht aber einem Deutſchen eine Unbill — ſo geſchieht nichts. Unſere Nation ſchützt hier ſo wenig als ſonſtwo die Kinder ihres Landes. Preußen, deſſen Schutz die Meiſten ſuchen, iſt ſeiner unbedeutenden Marine und ſeines geringen Seehandels wegen, eine zu kleine Macht, um hier mit gehöriger Energie auftreten zu können; Oeſterreich dagegen, mit ſeiner bedeutenden Handels- und Kriegsmarine und ſeinen vielen Beziehungen zum Oriente, iſt leider Gottes durch die friedliebende Politik des Grafen Stürmer, der alles durch Güte und Nachſicht beizulegen ſich bemüht hat, zu energieloſ

repräſentirt; die kürzliche Flaggengeſchichte kann einigermaßen zur Charakteriſirung dieſer Behauptung dienen. Einige öſterreichiſche Matroſen kamen mit Türken in Streit, und da ſie natürlich den Kürzeren gezogen haben würden, ſo hielten ſie es für gerathen, ſich auf ihr im Hafen liegendes Schiff zurückzuziehen; die Türken verfolgten ſie aber dahin und es entſpann ſich am Bord des öſterreichiſchen Fahrzeugs eine Prügelei, wobei die aufgezogene öſterreichiſche Flagge herabgeriſſen und, wie Einige behaupten, ſogar mit Füßen getreten wurde. Jede andere Nation hätte ſolche Kerle über Bord geworfen, und wer nicht hätte erſaufen wollen, den hätte man auf die Galeere ſpedirt. Welche Genugthuung erbat ſich unſer deutſcher Repräſentant? — Die Miſſethäter erhielten eine Scheinſtrafe, und das ganze öſterreichiſche Geſandſchaftsperſonal verfügte ſich an Bord des beſchimpften Schiffes, wo die übelbehandelte Flagge, während die Muſik eines türkiſchen Regimentes dazu ſpielte, feierlichſt aufgezogen wurde, was auf die Muſelmänner übrigens keinen beſonders erſchütternden Eindruck machte.

Dieſer Zuſtand der Dinge hat ſchon zur Folge gehabt, daß Deutſche, denen es an einer kräftigen Vertretung gelegen war, ſich unter engliſchen Schutz ſtellten. Dieſe Lage der Dinge gereicht Deutſchland nun eben nicht zum Vortheil, doch iſt die Art und Weiſe, wie England ſeine Unterthanen im Auslande beſchützt, auch eben nicht zu loben, weil öfters die öffentliche Ruhe und Sicherheit dadurch geſtört wird, wie dies in Galata und Pera ſchon der Fall geweſen iſt. Eine Menge ſchlechten Geſindels kommt von Malta und den griechiſchen Inſeln hieher, weil ſie wegen begangener Verbrechen vom engliſchen Boden verbannt ſind, und dieſe treiben dann ein ſauberes Leben. Sie erbrechen die Magazine bei Nachtzeit, rauben, ſtehlen und plündern mit der größten Unverſchämtheit, fallen die des Abends auf der Straße Gehenden an und haben es ſo weit gebracht, daß man ſich nicht mehr ohne Waffen mit Sicherheit auswagen kann und daß die Läden wie Feſtungen verbarricadirt werden müſſen. Doch ſind auch dieſe Ausgeburten noch Söhne Englands und folglich des völligen Schutzes ſeiner Vertreter würdig. Die türkiſche Polizei ſucht nach Kräften dieſe Miſſethäter einzufangen; ſie müſſen dann aber der engliſchen Geſandtſchaft ausgeliefert werden, und dieſe läßt ſie laufen — im Fall kein *engliſcher* Unterthan durch ſie beeinträchtigt worden. Alle Vorſtellungen und Bitten der Bewohner von Galata und Pera dieſem Uebel Einhalt zu thun, ſind fruchtlos geblieben, und ſo hat man denn auf Selbſthülfe denken müſſen und eine Privatpolizei angeſtellt, die Nacht und Tag abwechſelnd ihre Häuſer und ihr Eigenthum bewacht. Wo man dies nicht hat, iſt man übel daran und

darf ſich keinen Schritt von ſeinem Hauſe entfernen. Das Leben in dieſen beiden Orten, das ohnehin höchſt unangenehm iſt, wird durch den Mangel an Waſſer, die häufigen Feuersbrünſte, die zudringliche, klatſchſüchtige levantiniſche Bevölkerung für den Deutſchen, der an Ordnung und an ein geregeltes Leben gewöhnt iſt, im höchſten Grade läſtig, und hat auch uns veranlaßt, um allen dieſen Uebeln aus dem Wege zu gehen, in Babeck einen ſichern und geſunden Aufenthalt zu ſuchen. Hier leben wir nun, wenn auch allen Beluſtigungen der Welt fern, auf einem am Bosporus herrlich gelegenen Landſitze, in geſunder und friſcher Luft, zwei Stunden von Stambul und eben ſo weit vom ſchwarzen Meere ein einfaches und zufriedenes Leben. Das Perſonal auf unſerer Beſitzung beſteht aus 18 Perſonen, die alle Deutſche ſind. Wir haben einen ſchönen Garten, große Weinberge, die ſich bis zum Gipfel eines bedeutenden Berges erheben, vier- und zweibeiniges Gethier aller Art, Kühe, Kälber, Schweine, Eſel, Hühner, Gänſe, Tauben u. ſ. w.; das gibt viel Unterhaltung und angenehme Beſchäftigung. Unſer Hausweſen iſt, ſo viel es die Verhältniſſe erlauben, deutſch geblieben, und nichts daran auszuſetzen, als daß zu viel Zwiebeln gebraucht werden. Gute deutſche Sitten und Gebräuche halten wir in allen Ehren, weil ſie das Andenken an die Heimath wach erhalten und in den Kindern deutſchen Sinn und deutſche Gutmüthigkeit wecken, eine Tendenz, die wir bei ihrer Erziehung als Hauptzweck im Auge behalten. Wir gleichen darin nicht den vielen andern Deutſchen, die eine Freude daran haben und ſtolz darauf ſind, wenn ihre Kinder Griechiſch und Türkiſch plappern und ſich in der Mutterſprache kaum noch ausdrücken können. Wir feiern hier alle Feſte, die in der Heimath ſtattfinden, und hatten am Weihnachtabend einen Chriſtbaum und am Oſtertage bunte Eier in blühenden Veilchenbeeten verſteckt, — und dieſe lieben Gewohnheiten beizubehalten, thut dem ächten deutſchen Herzen recht wohl.

Conſtantinopel Ende April.

Die böhmiſchen Stände gegen die Cenſur.

Vortrag des Fürſten Lamberg *).

Es iſt mir wirklich unbegreiflich, welche Urſachen es geweſen ſein mochten, die unſere hohe Regierung bewogen haben, die Drucklegung der Einführungs-Modalitäten in den Landtag nicht zu genehmigen. Es ſcheint faſt, daß überhaupt der Grundſatz gelte, daß es beſſer wäre, wenn lieber gar nichts gedruckt würde, als höchſtens Kundmachungs-Patente, Steckbriefe, Börſenzettel und dergleichen. Iſt denn aber ein ſolcher Grundſatz in dem gegenwärtigen Zeitpunkt noch haltbar, wo die verbotene Waare des Gedankens bei den erleichterten Communications-Mitteln mit galvaniſcher Schnelligkeit von einem Endpunkte der Monarchie ſich bis zum andern verbreitet? Führt nicht dieſes Syſtem grade zu den entgegengeſetzten Ziele, als welches die hohe Regierung beabſichtigt, nämlich dahin, daß der große Wuſt von Schriften, welcher unſere Verhältniſſe und unſere Regierung oft tadelnd beſpricht, nur mit um ſo größerem Eifer und dem Reize einer verbotenen Frucht geleſen werde, während die hohe Regierung durch ihre eiſerne Cenſur-Strenge ſich ſelbſt des Mittels beraubt, dieſen oft irrigen Anklagen berichtigend zu antworten. — Unſere inländiſchen Journale und Druckſchriften vermögen nicht die Sache der Regierung zu vertreten, weil ihr politiſcher Theil nicht geleſen wird, und ſo ſah ſich denn die hohe Staats-Verwaltung gezwungen, durch auswärtige Organe zu ihren Völkern zu ſprechen, eine Augsburger Zeitung ward beſonders erkohren, die Anſichten unſerer Regierung zu vertreten, und den feindlichen Angriffen der Ausländer-Preſſe zu begegnen, allein die Stimmung des großen Publikums iſt ſchon der Art,

*) Nach dem gothaiſchen Almanach: Fürſt Guſtav Joachim Lamberg, geb. den 21. Dec. 1812, Oberſterblandkämmerer und Oberſtlandjägermeiſter im Lande ob der Ens, Oberſterblandſtallmeiſter in Krain und in der windiſchen Mark, Grand von Spanien und Caſtillen erſter Claſſe, Magnat in Ungarn, Freiherr von Artenegg und Ottenſtein, Beſitzer der Herrſchaften Steyer, Weyer, Steinbach, Götzendorf, Alhardtsberg und Blanken in Oeſterreich; Schichowitz, Schiobetz, Raby und Budietitz in Böhmen; Kützbüchel, Kabsburg, Lebenberg und Mürichau in Tirol.

daß es allen dieſen Artikeln keinen Glauben mehr bezeugt, ſeit es weiß, daß dieſe Zeitung unter öſterreichiſchem Cenſur-Einfluſſe erſcheine; und ſo ſieht ſich denn unſere hohe Regierung oft in die bemerkenswerthe Lage verſetzt, in die allerradikalſten ausländiſchen Zeitungen ihre Anſichten einrücken zu laſſen, nur damit ſie vom Publikum geleſen und beachtet werden!

In dieſem faktiſchen Sachverhalte allein liegt ſchon die evidenteſte Unhaltbarkeit unſerer Cenſur. Während in allen civiliſirten Ländern die Preßgeſetze ſich immer freier und freiſinniger geſtalten, während namentlich unſer großes deutſches Nachbarland hierin mit dem edelſten Beiſpiele vorangeht, iſt es ja gar nicht möglich, daß bei uns die Cenſur-Geſetze beim Alten bleiben ſollten.

Es haben vor wenig Jahren die ausgezeichnetſten vaterländiſchen Schriftſteller ihre Bitten um Milderung der Cenſur-Geſetze der hohen Regierung unterbreitet; hochgeſtellte und ausgezeichnete Perſönlichkeiten haben dieſe Bittſchrift unterzeichnet, welche in dem Herzen eines jeden Vaterlandsfreundes den hellſten Wiederhall gefunden; ob dieſe Bittſchrift abgewieſen wurde, weiß ich nicht, daß ſie noch nicht bewilliget wurde, wiſſen wir Alle, wahrſcheinlich ruht ſie noch in dem weiten Schooße der Behörden. Ich ſtelle daher den Antrag: die Herren Stände möchten, da ſie nun in demſelben Falle ſind, daß man ihren eigenen Drucklegungen das „Imprimatur" verweigert, unter einem mit ihrer Sache, auch die Sache der vaterländiſchen Schriftſteller, die Sache des Vaterlands unterſtützen, die Regierung auf die Unhaltbarkeit der bisherigen Cenſur-Strenge aufmerkſam machen, ſie um Zwanzig-Bogen-Freiheit, und um mildere Geſetze für die Journaliſtik bitten, um ſo mehr, da ſelbſt in unſerm gegenwärtigen Cenſur-Geſetze der leider nicht befolgte Grundſatz ausgeſprochen iſt: daß kein Lichtſtrahl, er komme, woher er wolle, unbeachtet bleiben möge. — Wenn die Herren Stände auf dieſen meinen Antrag einzugehen belieben, ſo ſtelle ich den weitern Antrag, die Herren Stände möchten zur Verfaſſung der an die hohe Staats-Verwaltung diesfalls zu ſtellenden Bitte ein Comité ernennen, welches die Weiſung erhielte, dieſe Bitte in den beſcheidenſten und loyalſten Tone zu verfaſſen, und noch in der Dauer dieſer Verſammlung den Herren Ständen zur weitern Beurtheilung zu unterbreiten.

. . . . . .

Ueber dieſen Antrag wurde nach längerer Discuſſion per eminenter majora der Beſchluß gefaßt: Die Herren Stände möchten in einer Sr. Majeſtät zu überreichenden allerunterthänigſten Bitte, Se. Majeſtät auf die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Cenſurverhältniſſe aufmerkſam machen, und Se. Majeſtät bitten, die gegen-

wärtigen Censurgesetze, sowohl in ihren gesetzlichen Bestimmungen als auch in ihrer Handhabung allergnädigst zu mildern.

Zum Entwurfe dieser Staatsschrift wurde ein Comité von drei Mitgliedern gewählt, bestehend aus dem Antragsteller Fürst Lamberg und den beiden Grafen Franz Thun und Erwin Nostiz, und endlich folgender Entwurf genehmigt:

Petition der böhmischen Stände gegen das bisherige Censursystem.

Ew. Majestät! Die treugehorsamsten Stände des Königreiches Böhmen erachten es in ihrer Eigenschaft als die ersten Räthe der Krone für ihre heilige Pflicht, Ew. Majestät auf die Nachtheile aufmerksam zu machen, welche das längere Festhalten an den bisherigen Censursysteme mit sich bringen würde. Ew. Majestät haben aus allerhöchster Weisheit und in steter Fürsorge für das fortschreitende Wohl allerhöchst Dero treu gehorsamsten Unterthanen durch den großartigen Bau von Eisenbahnen und Straßen Erleichterungen in den bestandenen Communications-Mitteln getroffen, und noch weitere Erleichterungen in Aussicht gestellt. Die Völker, die das Glück haben, unter Ew. Majestät mildem Scepter zu stehen, wurden dadurch, sowohl unter sich, als auch den auswärtigen Staaten näher gerückt. Die Entfernungen verschwinden. Es kann nicht in der hohen Weisheit Ew. Majestät noch in der steten allergnädigsten Fürsorge für das Wohl allerhöchst Dero Unterthanen liegen, die zur Unmöglichkeit gewordenen geistigen Schranken, die das bisherige Censursystem auferlegt, aufrecht zu erhalten. Die treugehorsamen böhmischen Stände enthalten sich jeder weitschweifigen Erörterung über diesen von der öffentlichen Meinung aller civilisirten Völker längst entschiedenen Gegenstand, und erlauben sich nur Ew. Majestät in aller Unterthänigkeit auf jene besonderen Nachtheile aufmerksam zu machen, welche die Censurvorschriften in ihrer gegenwärtigen Anwendung in ihrem Vaterlande hervorriefen. Da es eine allgemein anerkannte, und gewiß von allen Polizeibehörden bestätigte Wahrheit ist, daß es der größten Wachsamkeit der Behörden nicht gelingt, das Lesen von censurwidrigen Büchern und Zeitschriften in seiner größtmöglichsten Ausdehnung nur zu hemmen, geschweige zu vernichten, so entfällt hiedurch aller Vortheil, welchen die Feinde der freien Presse für die Censurstrenge so gerne in Anspruch nehmen, und es gesellt sich zu den Nachtheilen, welche die Verbreitung mancher verwerflicher Schriften wirklich mit sich führt, nur noch der weit größere Nachtheil, daß alle Klassen der Bevölkerung in der Uebertretung dieser Gesetze wetteifern, ohne den moralischen Abscheu zu fühlen, den jede Gesetzübertretung mit sich führen muß. Was kann aber gefährlicher in seinen Folgen sein, als wenn in einem Staate die Achtung vor dem Ge-

ſetze (ſei es auch nur vor einem ſpezialen Geſetze) in der Bruſt aller Staatsbürger erliſcht?

Weder die Diener der Kirche, noch die Diener des Staates, weder der Adel, noch der Bürger, noch weniger der gemeine Mann wird das Leſen eines verbotenen Buches mit jenem Abſcheu betrachten, den eine Geſetzesübertretung verdient. Man gewöhnt ſich an die Nichtbeachtung, an die Uebertretung der Geſetze, und verliert hierdurch an moraliſchem Werth.

Aber nicht nur Gründe der Moralität, ſondern auch Gründe der Politik widerſtreiten der Beibehaltung des gegenwärtigen Cenſurſyſtems. Denn während die hohe Staatsverwaltung den ſchonungsloſen Angriffen der ausländiſchen Preſſe durch tauſend verbreitete Druckſchriften bloßgeſtellt bleibt, entbehrt ſie des Mittels, dieſen oft ungerechten Angriffen auf eine wirkſame Weiſe zu begegnen. Alle unter Cenſur erſchienenen Vertheidigungen der Regierungsmaßregeln werden von der großen Mehrzahl entweder nicht geleſen oder nicht geglaubt, wo nicht gar als Miethlingsarbeiten betrachtet.

Die treugehorſamſten böhmiſchen Stände berufen ſich zur Beſtätigung dieſer Wahrheit auf die notoriſche Thatſache, daß ſelbſt ausländiſche, ja ſogar verbotene Zeitſchriften gewählt wurden, um durch dieſe Organe Regierungsmaßregeln zu beleuchten und zu vertheidigen. Jeder Cenſor iſt verantwortlich für das was er erlaubt, und unverantwortlich für das was er verbietet! —

Zahlreiche und ausgezeichnete Producte des Geiſtes, welche ſich nicht in die engen Schranken unſerer Cenſurvorſchriften einengen ließen, wurden entweder gänzlich unterdrückt oder gezwungen über die Grenze zu wandern, um von dort aus meiſt in viel feindſeligerer Richtung den Weg in's Vaterland zu finden. Wider Willen werden alle Capacitäten, die ſich nicht in die kleinlichen Cenſurneckereien fügen wollen, in die Reihen der Oppoſition getrieben. Bei einer freien Preſſe aber, wo es allen Stimmen geſtattet iſt, die großen Fragen der Zeit zu beſprechen, verſchwinden die gehaltloſen Auswüchſe einer verkehrten Phantaſie in ihr verdientes Nichts.

Nebſt einer freiſinnigen Oppoſitionspreſſe, welche die Regierungsbehörden in ſteter heilſamer Thätigkeit erhält, wird ſich eine allgemein geachtete Regierungspreſſe bilden, die auf Verſtand und Herz der Unterthanen den wohlthätigſten Einfluß üben kann.

Gewiß wird eine freie, ernſte und würdevolle Beſprechung aller innern Zuſtände unter geſetzlicher Anerkennung bei den gegenwärtig ſich ſtets vermehrenden geiſtigen Berührungen ein immer dringenderes Bedürfniß, gewiß iſt es der einzige und ſicherſte Weg, die Bevölkerung zu einem klaren und

ſelbſtſtändigen Urtheile heranzubilden und hierin, ſo wie in dem davon unzertrennlichen Vertrauen das feſteſte Bollwerk zu gründen, um grundloſe und verleumderiſche Angriffe zu entkräften.

In pflichtſchuldigſter Anhänglichkeit zu ihrem angeſtammten König und im redlichen Eifer für das Wohl des Vaterlandes glauben die treugehorſamſten Stände die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Cenſurverhältniſſe dargethan zu haben, und erlauben ſich daher die allerunterthänigſte Bitte an den Stufen des Thrones niederzulegen:

Ew. Majeſtät wollen geruhen, die beſtehenden Cenſurvorſchriften, ſowohl in ihren geſetzlichen Beſtimmungen, als auch in ihrer Handhabung in einer Weiſe zu mildern, wie es dem Geiſte der Zeit, dem Bildungsgrade und dem geiſtigen Bedürfniſſe der Bevölkerung nach Ew. Majeſtät allerhöchſter Weisheit entſpricht.

Aus der ſtändiſchen Verſammlung
ob dem Prager Schloſſe
den 12. Mai
1847.

Vorgeleſen und genehmigt in der
ſtändiſchen Verſammlung
den 12. Mai
1847.

Ungarn und Oesterreich.

(Aus einem Privatbriefe an die Redaction.)

Von den Ufern der Theiß.

..... Ungarn betreffend aber müssen meiner Meinung nach ganz andere leitende Grundsätze beobachtet werden, als dies bei den meisten deutschen Journalen bisher der Fall war. Einmal verdient es weit mehr Beachtung und Berücksichtigung, als man auf den ersten Anblick glauben möchte. Ungarn's bewegtes Leben war von so bedeutendem Einflusse auf die Gesinnungsfortschritte Oesterreichs, daß sich mit Zuversicht behaupten läßt, die Oesterreicher wären in Jahrzehnten nicht auf jene Stufe des politischen Bewußtseins gelangt, auf welcher wir sie jetzt begrüßen. Bei dem regen und steten Verkehr namentlich des bemittelten Bürgerstandes, konnte der auffallende Contrast unserer Zustände nicht ohne die besten Folgen bleiben. Hier ein freies, wenn gleich oft ungestümes Leben, dort Apathie und geistige Niedergeschlagenheit. Der österreichische Reisende mußte freier athmen, so wie er die Grenze überschritt. Die Ungebundenheit, so wie das warme Interesse, mit welchen an allen Orten über jede öffentliche Angelegenheit gesprochen wird, mußte ihm nothwendigerweise Vergleiche aufdringen, die nicht zu Gunsten seines Vaterlandes ausfallen konnten, andrerseits aber sein Augenmerk auch auf die Angelegenheit seines Landes richten; er mußte denken — und das war schon Gewinn. Freilich finden sich Auswüchse, freilich finden sich Abnormitäten, die seiner ruhigen Natur nicht zusagten und namentlich fehlte ihm — die Polizei, welche den Oesterreicher als Amme an der Wiege begrüßt und als Vormund bis an's Grab begleitet. Aber er überzeugte sich auch bald wieder, daß bei zunehmender Civilisation die vielen Ausschweifungen der Zügellosigkeit aufhörten, daß Ungarn eine europäische Physiognomie, gesittete Lebensart gewinnt, ohne daß ihm die Gouvernante Polizei stets ihr tenez vous droite, mademoiselle, zurief. Unsere Justiz fand gleichfalls keinen Beifall in den Augen des Oesterreicher's, und diese ließe auch jetzt noch gar viel zu wünschen übrig — aber der gesunde Sinn des Bürgers, so wie die größere Oeffentlichkeit unserer Journale bewirken auch in dieser Beziehung einen Fortschritt, der nur auf dem Wege der Legislatur — die vollständige Reform ist natürlich dieser vorbehalten und dürfte nicht allzulange auf sich warten lassen — durchzufahren ist. So kam es, daß unsere Nachbarn jenes Volk der Barbaren, das sie im Reflexe der Wiener Bonmots nur zu belachen gewohnt waren, immer mehr und mehr achten und es sich gestehen mußten, daß jenem Volke des Orientes unter dem rohen Schaffelle ein edles Herz schlägt, für Großes und Schönes begeistert, daß die rauhe Schale einen gesunden Kern bergt, und daß ein Volk, das in Masse noch unter der Schulbildung österreichischer Weisheit steht, dennoch an politischer Aufklärung über ihm steht und theilweise selbst mit Deutschland wetteifern kann.

Die Verhandlungen unserer letzten Landtage mußten selbst in der Gestalt, wie die Augsburger Allgemeine diese dem österreichischen Volke vorführte, vollends die Augen über das verkannte Nachbarland öffnen. Es muß zugleich der Wunsch in Oesterreich erwachen, wenigstens nicht hinter jenen Barbaren zurückbleiben zu müssen.

Wenn Sie mir dieses unleugbare Factum unserer Einwirkung auf Oesterreich zugeben, so werden Sie auch gestehen, daß jene Einwirkung jetzt noch weit erfolgreicher und nachdrücklicher sein könne, jetzt wo einerseits Oesterreich weit empfänglicher und reifer für dergleichen, andrerseits aber das politische Leben Ungarns immer edler und ausgebildeter wird. — Darum glaube ich auch, daß eine immerwährende Hinweisung auf die Bestrebungen und Forderungen meines Vaterlandes von großer Bedeutung für Oesterreich sein müsse. Oesterreich und Ungarn sollen miteinander vorwärts — Ungarn mit seinem Muthe und seiner edlen Begeisterung für Freiheit muß jenes mit Benützung seines constitutionellen Vorsprungs anspornen und zu den gleichen Bestrebungen aufstacheln. Oesterreich muß als deutsches Land diesem den Genius der deutschen Civilisation zugänglicher machen und immer näher bringen. Unsere Nationalität kann hier kein Hinderniß sein, sie ist ein fait accompli und ihre diplomatische Oberherrschaft bereits erkämpft, und mehr wollten wir nicht. Sie ist blos an die Stelle der vergilbten Mönchssprache getreten, ohne ein gewaltsames Eindringen in's Familienleben der anderszüngigen Staatsbürger zu beanspruchen. Was in dieser Beziehung geschieht, ist Frucht der gegebenen Zustände, des Verkehrs, und wenn deutsche Politiker wie unter andern auch Franz Schuselka das Magyarenthum mit geringschätzendem Achselzucken betrachten, so geschieht dies nur, weil sie die Verhältnisse des Landes nicht kennen. Doch unsere Nationalität ist kein Hinderniß der Vereinigung und wenn einmal Deutschland und vorzüglich Oesterreich auch in politischer Beziehung unsere Achtung zu erwerben wissen werden, wie jenes in wissenschaftlicher Beziehung unser Lehrer war, dann werden sich die beiden Nationen die Hand reichen und das deutsche Element sich ungehindert entwickeln können und den geringen Tribut, den das Gesetz von den anderszüngigen Staatsbürgern fordert, werde gerne gezollt werden. War Ungarn bis jetzt die Schutzmauer europäischer Civilisation, so wird es in Zukunft der electrische Conductor sein, selbe nach dem Oriente zu leiten und Deutschland in ihm eine Wehre gegen Rußland begrüßen, wie es ihm in früherer Zeit die kräftige Abweisung der Türken verdankte. Diese Berücksichtigung Rußlands sollte aber auch die deutschen Politiker freundlicher stimmen für das Streben des Magyarenthums, denn macht dieses nicht den äußern festen Verband aller Nationalitäten geltend, so haben wir und Deutschland gleich stark von den Machinationen Rußlands, von der Köderung des slavischen Elementes zu fürchten und nur wenn die friedliche Vereinigung aller Stämme durch Anerkennung der ungarischen Sprache als diplomatischer und Landes-Geschäftssprache wirklich zu Stande kommt, wie sie äußerlich zu Stande gekommen, nur wenn sie gehörige innerliche Kräftigung erlangt, nur dann kann Ungarn mit all' seinen Stämmen und vielen Völkerschaften sich wie Ein Mann erheben und die Anmaßungen der angestrebten russischen Weltherrschaft zurückweisen, und im Vereine mit Deutschland ihr kühn die Stirne bieten.

Deutschland bedarf also der Sympathie Ungarns eben so gut, als diesem

die Freundschaft, Aufmunterung und Belehrung jenes Noth thut. Wenn wir demnach Deutschlands Anerkennung suchen, so muß dieses auch unsere Neigung zu gewinnen trachten und der Besprechung unserer Zustände einen gebührenden Platz in den Verhandlungen der deutschen Publizistik einräumen und zwar auf eine freundlichere Weise als dies bisher geschehen. Oesterreich muß sich eben so gut an unsere Politik lehnen, als wir fest am Verbande mit selbem halten, darum muß es auch unsere Bestrebungen genau kennen.

Der Gesichtspunkt jedoch, aus dem unsere Zustände betrachtet werden, die Sprache, die wir führen müssen, sind ganz andere als die, von welchen selbst Ihr geschätztes Blatt ausgeht. Sie und Ihre Freunde in Oesterreich sind mit Ihren Forderungen, der Gewalt gegenüber, gewissermaßen außerhalb des Gesetzes und wenn Ihr nicht wie Supplicanten bettelt, sondern als Männer sprecht, so geschieht dies nur im Bewußtsein Eurer gerechten Ansprüche, in der Erkenntniß Eurer Würde, aber ohne positive Berechtigung, (ich hoffe, Sie werden das nicht mißverstehen) und darum verdient der ruhige, gemäßigte, überzeugende Ton, in dem Sie zur Allmächtigkeit der österreichischen Bureaukratie, zu jenen Staatsbevormundschaftungs-Prätendenten sprechen, alle Achtung und den wärmsten Dank jedes aufrichtigen Patrioten. Wir aber haben auch die positive Berechtigung, wir verlangen kein Geschenk, keine Concessionen, wir vertheidigen den Besitz, wir kämpfen für Verwirklichung jener heiligen Garantien, die wir de jure unser nennen, die aber de facto uns in gar mancher und leider wichtigsten Hinsicht vorenthalten werden. Wir thun dies auch im Interesse der Oesterreicher, da auch sie einmal in die traurige Lage kommen können — gewissenmaßen auch jetzt schon darin sind — einen Wechsel auf die Freiheit zu besitzen, der zwar gehörig acceptirt, aber nicht eingelöst wurde und daher immer wieder protestirt werden muß. Wir dürfen daher mit weit weniger Rücksicht unsere Forderungen aussprechen, als der Oesterreicher die seinigen, obgleich die Quelle beider dieselbe ist: das unveräußerliche Recht des Menschen, Zweck zu sein und nicht das Mittel, das ewige Recht, die größtmöglichste Summe irdischen Glücks anzustreben, in so weit dies ohne Verletzung anderer gleichheiliger Ansprüche geschehen kann. Wir müssen ganz anders auftreten und selbst, wenn wir dort, wo es sich auf dem Landtage um spezielle Fragen handelt, der Regierung und ihrer Partei Concessionen machen, unserem Vaterlande durch Nachgiebigkeit lieber etwas Fortschritt erringen wollen, als durch trotziges Fußen auf unser gutes Recht gar nichts zu erlangen, so müssen wir doch wieder, da, wo es sich um mehr oder weniger theoretische Beleuchtung handelt, unser ganzes Recht fordern, einmal weil der Mäklergeist aller Gouvernements auch bei den gerechtesten und mäßigsten Ansprüchen immer auf Abbruch zu denken geneigt ist und zweitens um unsere Verwahrung ausgesprochen, um es erklärt zu haben, daß im Falle einer Transaction wir es seien, die Concessionen gemacht haben und nicht die Regierung. Auch ist man an uns die freiere Sprache gewohnt, und die vernünftige allein richtige Ansicht, daß die Regierung blos der Diener des Staates, ist bei uns schon so allgemein geworden, schon so sehr in's Bewußtsein der öffentlichen Meinung gedrungen, daß der Versuch Széchényi's (S. seine politischen Programmfragmente) die Regierung mit dem Landesfürsten zu identifiziren wenig Zustimmung fand.

Ungarn, dessen Thätigkeit der geistreiche Verfasser von Oesterreich und dessen Zukunft im jüngsten Theile dieses Buches so warme Anerkennung zollt, Ungarn kämpft nicht blos, wie jener Fürsprecher der Aristokratie aus leicht begreiflichen Gründen gerne glauben machen möchte, gegen die sich auch bei uns immer breiter machende Bureaukratie. Der freisinnige fortschrittsliebende Theil unseres Landes — und er ist nicht so unbedeutend und ohnmächtig, als die Apostel der Allgemeinen Zeitung verkünden — strebt eben so sehr gegen die Aristokratie an, als der freisinnige Theil Oesterreichs.

Denn wollen wir auch, wie das Programm der Opposition zeigt, in Ermangelung besserer Garantien unsere Verfassung selbst in ihrer jetzigen Form mit Gut und Blut vertheidigen, so geht doch aus demselben eben so deutlich hervor, daß unser eifrigstes Streben auf Erreichung einer Repräsentativverfassung gerichtet ist. Wir sind vom Bewußtsein der Zeitwidrigkeit des mittelalterlichen Ständewesens durchdrungen, der bessere Theil des Volkes ist bereit, jene feudalen Schranken zu vernichten und auch dem Volke in der edelsten Bedeutung des Wortes bei Berathung der allgemeinen Angelegenheiten gleiche Berechtigung einzuräumen. Jener Theil der Nation will vielmehr durch diese Reform erst ein Volk schaffen, da wir jetzt nur Edelleute, Priester und Beamte haben. Diese Fragen aber müssen nothwendigerweise Euch Oesterreicher interessiren, da unser Sieg auch für Euch ein Schritt näher zum gleichen Ziele ist, da die Durchführung des Repräsentativwesens in Ungarn auch Oesterreichs Ansprüche gewichtiger machen. Wie wahr diese Behauptung ist, dies geht unter andern schon aus dem Umstande hervor, daß die Regierungsmänner, Graf Széchény in seinem neuesten Werke an der Spitze, der ungarischen Opposition fortwährend den Vorwurf machen, wie diese den Verband mit Oesterreich nicht gehörig zu würdigen wisse, daß sie auf „die Ehe der beiden Länder" zu wenig Gewicht lege. Deutlicher gesprochen, will diese weise Ermahnung sagen, daß die ungarische Opposition durch ihre Fortschrittstendenzen die österreichische Regierung zwinge es auch in Oesterreich nicht beim alten Leisten zu lassen, auch in den übrigen Provinzen auf die Mahnungen des Zeitgeistes zu hören. Dieses Bewußtsein kann aber die ungarische Opposition nur anspornen, denn die Stimmführer, wir können getrost sagen, die Mehrzahl der Opposition, sind zu edelherzig, als daß sie nicht gerne auch für die andern biedern Völker des Gesammtstaates wirkten, da, wo es ohne Schaden ja zum Besten ihres eigegen Landes geschehen kann.

Unter solchen Umständen wäre es aber auch billig, wenn die deutsche Presse, insbesondere die für Oesterreich wirkende deutsche Presse, die ungarische Opposition in ihren Bestrebungen unterstützte und unsern Angelegenheiten mehr und wärmere Theilnahme schenkte als bisher .....

Leopold Schefer.

Ein Literaturbild.

„Die Welt iſt ſchaffbar, ein Kind mit großen Anlagen,
eine große Anlage in Kindeshänden.“ L. Schefer.

Schefer iſt nur vier Jahre jünger als Arnim; er iſt 1784 zu Muskau geboren. Sein Vater war Arzt, ſeine Mutter die Tochter eines Geiſtlichen. Seine erſten Studien betrafen die neuern Sprachen und die Muſik, für welche er beſondern Beruf fühlte. Seine Compoſitionen, worunter eine Oper „Sakontala“, haben dieſen Beruf nicht beſtätigt. Im Jahr 1811 erſchien von ihm ein Band Gedichte. Dann unternahm er auf Koſten des Grafen Pückler eine große Reiſe nach dem Süden, nach Italien, Griechenland und der Levante. Hier wurde ein Trauerſpiel: „Muhamed II.“ gedichtet. Schefer hat ſich auch ſonſt noch im Dramatiſchen verſucht, aber ohne bedeutenden Erfolg; es exiſtiren von ihm die Tragödien: „Euphroſyne“, „Madonna Laura“, „die Bettler“. Mit dem Jahr 1825 beginnt ſeine novelliſtiſche Wirkſamkeit, die nun in unaufgehaltenem Fluß blieb. Ich will hier von vorn herein bemerken, daß von einer geſchichtlichen Entwickelung ſeiner poetiſchen Weltanſchauung nicht die Rede iſt; ſeine letzten Novellen ſind ihrer Form und ihrer Tendenz nach von ſeinen erſten nicht zu unterſcheiden. Im Jahr 1834 ſchrieb er ſein „Laienbrevier“, das in 10 Jahren 4 Auflagen erlebte, darauf mehrere Romane: „Gräfin Ulfeld“, „Graf Rommitz“, „der Letzte des Hauſes“ u. a. Im Jahr 1843 ſeine „Vigilien“. Er lebt auf einer Villa bei Muskau, die er ſelbſt gebaut hat.

In der Sammlung „ausgewählter Werke“, die er im Jahre 1845 veranſtaltet hat, haben wir 9 Bände Novellen, 1 Band Gedichte, 2 Bände Laienbrevier. Im Ganzen ſoll es der vierte Theil ſeiner Werke ſein. Nach welchem Geſichtspunkt er dieſe Auswahl getroffen hat, darüber erklärt er ſich nicht. Ich erinnere mich, daß einige von den ausgeſchloſſenen Novellen allerdings eine Erneuerung kaum verdienten; dagegen war doch manches unter ihnen, was, ich will nicht ſagen beſſer, aber jedenfalls charakteriſtiſcher für ſeine Weltauffaſſung iſt, als viele von den 26 Novellen, die uns hier

vorliegen, und von denen einzelne, z. B. „die weiße Henne", „der Bauchredner", durchaus werthlos sind. Wie dem aber sei, die vorliegende Sammlung reicht vollkommen aus, uns von seiner dichterischen Wirksamkeit ein Bild zu geben, und wir wollen uns ausdrücklich auf sie beschränken.

Zu den populären Dichtern gehört Schefer keineswegs; seine Lieder sind nicht sangbar, seine Geschichten nichts weniger als gut erzählt, seine Sinnsprüche, wie man aus dem vorgesetzten Motto ersehen kann, oft durchaus unverständlich, obgleich sie viel ahnen lassen. Ich habe dieses Motto ausgewählt, weil es trotz seiner Unbestimmtheit für Schefer charakteristisch ist. Ein Spaßvogel im Anfang dieses Jahrhunderts legte dem großen Teutonischen Philosophen Schelling den Stoßseufzer in den Mund: „Vater Göthe, schaffe mir Licht! geschaffen ist die Welt, doch seh' ich sie noch nicht!" — Schefer ist, wie wir hören, auf diesem Standpunkt noch nicht angelangt; nach ihm ist die Welt erst *schaffbar*.

Unter seinen lyrischen Gedichten finden wir Lieder, Legenden, Balladen, Epigramme, Hymnen, Dithyramben. Die Lieder sind meist ziemlich inhaltlos, in einer gezwungen naiven Form, höchst unmusikalisch; die Legenden in der durch Göthe fixirten Weise; die Balladen in übertrieben Schiller'scher Manier, etwa wie „Hero und Leander", aber noch viel schwülstiger und ohne alle Plastik, so daß man häufig, wenn man bis auf die Mitte der Ballade kommt, vergessen hat, wovon eigentlich die Rede war; die Epigramme sind ohne Witz; es sind Gedichte in elegischem Versmaß, die irgend einen unbedeutenden Einfall formell zu einer künstlichen Wichtigkeit hinaufschrauben; die Hymnen sind Gedichte in heroischem Versmaß, auf verschiedene Naturgegenstände, Sonne, Mond, Erde u. s. w., in denen der Dichter ein Bild auf das andere häuft, um seinem Gegenstand gerecht zu werden, z. B.:

Himmelbeschiffende Wolken, ihr goldlicht wehenden *Schleier*,
O ihr *Götterpaläste*, ihr sonnenbeglänzten *Gebirge*,
Purpurne *Bäume*, ihr *Burgen* von Stahl und silberne *Lämmer*,
Fliehend alles (?), verschoben, vermischt und verwandelt im Anblick,
Tausendgestaltige — —
Sausend den *tragenden* Weg in der Nacht — u. s. w.

Die Dithyramben sind Gedichte in unbestimmtem Rhythmus und verschwommener, zerflossener Sprache. Das Laienbrevier besteht aus einem Cyclus von 365 Gedichten in reimlosen fünffüßigen Jamben, worin eine Menge eigenthümlicher Naturanschauungen und ethischer Reflexionen sich ineinanderfädeln.

Nach diesem sollte man von Schefer's Lyrik nicht viel erwarten, und

ich muß mich auch in der That dahin aussprechen, daß an eine künstlerische Vollendung nicht zu denken ist. Aber es spricht sich in ihnen eine sinnige Naturandacht aus, die nicht nur an sich selbst von eigenthümlichem Interesse ist, sondern die auch wesentlich in die Geschichte des poetischen Geistes gehört. Schefer findet in einer Reihe von Naturphilosophen sein Verständniß, die ich mit Herder beginnen möchte, an den sich dann Jacobi, Schelling, Schleiermacher anschließen, und zu den ich, so seltsam es auch klingen mag, auch L. Feuerbach füge. In diesem Zeitalter der Subjectivität, in welchem Göthe schon als Knabe einem selbstgeschaffenen Naturgott seinen Weihrauch anzündete, hat auch unser Dichter nicht verfehlt, sich eine Religion zu schaffen nach seinem Bild.

Jede Religion enthält drei Momente, ein pantheistisches oder kosmisches, ein humanistisches und ein ethisches, d. h. eine eigenthümliche ideelle Auffassung von dem Geist der Natur, dem Geist des Menschen, dem Geist der Geschichte. In unserer Zeit wird es wohl nicht auffallen, wenn ich die poetische Betrachtung der Dinge mit der religiösen vergleiche; denn beide vermitteln sich durch die Phantasie, beide verschmähen die Kritik, beide berauschen sich an Idealen. Der poetische Sinn für das Kleinleben in der Natur, dies Lauschen auf die geheimen Regungen in den Adern der Erde, auf das zauberische Wogen des Lichts, wird mehr oder minder mit dem Pantheismus verwandt sein, denn göttlich ist dem Menschen, was ihn vorzugsweise erhebt und beseelt. Wer dagegen für „den heiligen Geist der Freiheit" sich beseelt, wie er in der Geschichte sich verwirklicht, wird dem Naturleben keine Aufmerksamkeit schenken, d. h. er wird ohne Andacht für den Gott in der Natur sich nur in dem ethischen Moment der Religion bewegen.

Bei Schefer ist nun offenbar das *pantheistische* Moment das vorwaltende. Hören wir ihn selber: „Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts. Er ist allein, und Alles kommt aus ihm, und geht in ihn zurück, und war auch keinen Athemzug ihm fern. Er macht sich selbst zu Staub, um jeden Staub zu sich emporzuheben. So wie vom ungeheuren Gewölbe der Tropfsteinhöhle die ungezählten Tropfen niederregnen und drunten mit den Silberstimmen singen, so strahlt und glänzt und blitzt und strömt und säuselt, der Alles ist, aus seinen Himmeln nieder, *wird* Alles, und *ist* Alles, bleibet Alles, und ist doch Nichts als Er. Er ist das All, Alles ist neben-, mit einander göttlich, sogar der Staub auf Sommervögelschwingen u. s. w. Was ihn nicht nennen kann, das kennt ihn doch recht innerlich durchdrungen, in heimlichster Anbetung, stillstem Dasein. Nichts ist als Gott; *in ihm ist Alles gleich*". — „Güte unterscheidet den Menschen von den Bän-

men u. ſ. w., doch ohne ihn darüber zu erheben, daß er ein Beſſeres ſei, als nur der Stein. Denn mehr als göttlich kann nicht Etwas ſein; und was da iſt, iſt ſelber die Natur, und als ſie ſelbſt vollkommen iſt ein Jedes, ſonſt wär' das All ein tauſendfacher Frevel". — Alles iſt nicht nur gleich, ſondern in jedem Einzelnen iſt auch Alles. „Zu Einer Roſe braucht's die ganze Erde, die Sonne, alle Kräfte der Natur, wenn auch nur wenig, auch nur wie zum Spiel; zum Menſchen braucht's das ganze Geiſterreich. Das iſt kein Traum, kein Mährchen. Drum ſchöpfe Athem, Herz, das faſt erſtickt in Schmerzverlangen von der Schönheit Fülle. Auch du biſt eins der göttlichen Gebilde, auch in heil'gem Zuſammenhang mit jenen Wundern allen". — „Was lebt, bedarf des Anderen zu leben. Hier beuge dich! bekenne laut und froh: Ja, ich bedarf deiner, ſchönes reiches All! Ja ich bedarf den Thau u. ſ. w." — „Der Menſch iſt beſtändig in dem Zauberkreis der Natur, wo all ihre Wunder unaufhörlich geſchehen, alles Himmliſche, alle Liebe ununterbrochen und ungeſchmälert fortwaltet ſeit uralten Jahrtauſenden, und worinnen nun Er ſteht, als Eines jener Wunder ſelbſt, Zeichen und Erſcheinung zugleich der göttlichen Allgegenwart". — Wir werden gelebt: die Natur gibt in fortwährender Verwandlung den Einſchlag in das Gewebe unſeres Lebens, und durch die eiſerne Beſtimmung, *was* wir in unſere Empfindungen aufnehmen, beſtimmt ſie auch, *wie* wir empfinden ſollen, indem ſie geheim in unſerm Innern auch die Kette der Geiſter hält." — „Alles iſt Zeichen, Alles iſt Erfüllung." — In dieſer ſinnigen Naturbetrachtung iſt Schefer der Indiſchen Welt verwandt. In dieſer Einheit des Univerſums, dieſem Ineinandergreifen wechſelnder Lebenskräfte verſchwindet nur gar zu leicht das lebendige Einzelne. Je aufmerkſamer der Poet auf die geheimen Töne der befreundeten Natur lauſcht, deſto mehr klingt Eins in das Andere über; in dem Fluß des Lebens löſt ſich die Geſtalt. So geht z. B. in dem folgenden lieblichen Gedicht durch dieſe Sphärenmuſik aller plaſtiſche Eindruck verloren: „Knospe der Roſ', erwache! denn der Frühling ſchmückte ſonnenwärmend dir fertig das Thal. Ueber dir ausſpannend die Bläue ſtreute in deines Mutterſtocks Schattung dir ſchon Mandelblüthen und Veilchen; Schweſterlilien ſcheinen dich an mit ſchnellleuchtenden weißen Flammen, Morgenröthe durchſchleicht dir koſend dein ſüßſchwellend verſponnenes Herz, Silberlibellen, geflügeltes Waſſer, wiegen dich ſchwirrend, ſurrende Bienen küſſen den Schlaf von deinen Lippen u. ſ. w." Das klingt beinahe wie Tieck: „Die Töne duften, und die Farben klingen", oder wie Schlegel: „Duftender Blume kühlendes Feuer". — Die Unendlichkeit des Lichtes verfließt in die geheimnißvolle Nacht der Identität, wo alle

Katzen grau sind. „Der helle Tag ist auch nur eine Nacht, die Eine heil'ge große Nacht im All; die Sonne eben ist die Lampe nur, aus Noth, der Nacht zu steuern aufgehangen." Und das Leben der Natur, wie des Menschen, wird ein Traum, eine unbestimmte Dämmerung. „Sinnbefangen liebt ihr die Gestalten, doch den Geist vermögt ihr nicht zu halten; Schein ist alles Menschenwesen" — „Aus Träumen weben Götter die Menschen, darum verschweben sie auch wie Träume. Heim in den Aether streben die freien uralten Stoffe, jegliche schöne Fassung zerstörend, und in den Himmel kehren die Träume." „Nicht dauerhafter ist das Netz der Spinne, als dieses Tages hellleuchtendes Gespinnst, leicht hingehangen, leicht hinweggenommen wie ein Schleier! In solcher Wunderhöhle dieses Tages nun sitzen wir, so wie in einem Mährchen, hervorgegangen, Niemand weiß woher? Unleugbar Mährchenwesen; Mährchenhäuser die Königsschlösser und die Göttertempel u. s. w., selbst jene Sonne, die da sinkt, ist Mährchen! Das Wunderbare schadet nicht dem Leben, es hält nicht an, ich bin ein Wunder auch — der Stein, das Grab, das Unglück und das Leid sind lieblich für die stille Götterseele, die wie auf goldner Fluth emporgetragen, als Göttermond am Götterhimmel steht." — Bei dieser pantheistischen Richtung des Dichters ist es erklärlich, daß er besondere Vorliebe für J. Böhme und Giordano Bruno hegt; den einen hat er in einer Ballade besungen, den andern in einer Novelle dargestellt; wahrscheinlich ohne einen von beiden gelesen zu haben, weil ihn sonst das Ungebildete, grob Naturalistische bei dem Einen, die dialektische Spitzfindigkeit bei dem Andern abgestoßen haben würde. Dagegen könnten ganze Stellen seiner Gedichte füglich in Schleiermacher's frühern Werken stehen, und die Theorie des Sinnes, der hingebenden Versenkung in das universelle Leben der Natur, wie ihn die Reden über die Religion und die Monologen predigen, ist hier auf eine sinnige Weise poetisch realisirt. Noch näher steht er vielleicht den Herder'schen Ideen; und die allmälige Entwickelung des tellurischen, des vegetativen Lebens zum organischen, zum physischen, die Erhebung Gottes aus der Natur zum menschlichen Geist, diese kühne und zugleich zarte Auffassung der Incarnation tritt in lieblichen Bildern vor die Seele.

Das ist das zweite Moment der Religion, das humanistische. Schefer entwickelt weder den plastischen, heroischen Polytheismus der Griechen, die blos das Schöne und Treffliche der Menschen in die Aristokratie ihres Olymps versetzten, noch die christliche Anbetung des Menschensohnes in seiner Demuth und Niedrigkeit, als des Geistes, der auch im Kinde, auch im Sünder, unendlich sich über die Seelenlosigkeit des blos Natürlichen er-

hebt. Die Geiſterwelt iſt nur das Auge der Natur, ſie iſt nicht von ihr getrennt, durch ſie wird die Natur erſt zu dem, was ſie eigentlich ſein ſoll. „Heilig Antlitz des Menſchen! ſchöner Lotos auf der Tiefe des Himmelsmeers am Strand der Erde blühend, Weltſpiegel, Geiſtermaske, Götterbildniß! du erſt erleuchteſt den Tag und das Firmament! — du entdeckſt die Wonn' erſt, die im Innerſten, Geheimſten der Natur ſich zuckend regt und überquillt in Lächeln! Auf dem Antlitz erſcheint erſt der tiefe große Schmerz, der die Natur am Heiligſten durchbebt." Das iſt ganz Schelling: „Der Menſch iſt der Meſſias der Natur." Im Menſchen wird der in der Natur nur latente Gott zur Wahrheit. „Du biſt Geiſt; du biſt das alles ſelbſt, was in dir lebt und webt, dein Leib iſt ſelbſt die heilige Natur; du lebſt des Gottes ſchönes Leben ſelbſt; denn Menſch ſein kann nicht ein Schatten, kann nur Gott allein." „Mit dir geboren wird der Gott. Er lebt in dir, mit dir, liebt, thut aus dir das Gute; wenn du ſtirbſt, ſtirbt der Gott mit dir," d. h. er tritt in eine neue Metamorphoſe. Grade in ſeiner Flüchtigkeit, ſeiner Wandelung iſt das menſchliche Leben eine göttliche Offenbarung. „Sein Geiſt iſt wie ein Tropfen Thau, worin die Welt ſich bunt ſo wenig Tage malt; und theurer, als den Tropfen Thau das Veilchen bezahlt, bezahlt er jede frohe Stunde mit ihrem ſtündlichen Verluſt." — „Selbſt mit immer neuer Hand empfängt er jede Gabe der Natur." — „Du biſt ein Vieler, ein Tauſendfacher durch Entfaltung, ein ganzer Menſch erſt biſt du nur durch das ganze Leben. Der Menſch iſt unſichtbar; ſein ganzes Weſen erſcheinet nie! Nie Kind und Jüngling, Mann und Greis vereint. Nie ſieht der Menſch ſich ſelbſt. Und Niemand ihn." — „Wie du dich niemals ſelber haſt beſeſſen, ſo auch beſitzeſt du im Leben ſelbſt den Gott, die Menſchheit, die Natur, das Leben, wie Gott und Menſchheit und Natur und Leben ſich nie erſcheinen, nie ſich ſelbſt erfahren." „Der Menſch, das menſchliche Geſchlecht, als ſolcher iſt ein Vergängliches, ein Scheinbild, der Schatten eines Geiſtes. Und dennoch ſpricht der Schatten wahr von ſich: im Menſchen wohnt ganz deutlich die ſchöne Seele Gottes ſelbſt." Denn grade dieſe Endlichkeit der Erſcheinung iſt des Geiſtes Unendlichkeit. „Der Menſch iſt reicher als die Götter alle, um Leid und Klag', um Thränen, um den Tod." Denn der Tod iſt die edelſte Gabe Gottes. „Laßt die Menſchen den Himmel verlieren, das Schöne beweinen, und du erſchaffeſt die Welt zweimal, ein ſeliger Mal; laß ſie *vergebens* das Schöne beweinen! dann machſt du's unſchätzbar, und die Lieb' in der Bruſt fachſt du zur Seligkeit an, wie ſie die Himmliſchen ſelbſt nicht fühlen! Nur der Sterbliche, ſelber der Todte hat liebenden Herzen unermeßlichen Werth, der dem Unſterblichen fehlt." — Dieſer

„wehmuthſchöne" Zug der Trauer auf der edlen Stirn des Sterblichen verleiht ihm den Adel der Geiſterwelt. „Nicht ſo verſtehen wir das Glück des Menſchen, daß er leidlos ſei, und wandellos auf Erden reine Göttergunſt erfahre!" „Die eine Wehmuth theilſt du mit dem Himmel, dem Frühling, ja du theilſt ſie mit dem Gott, auf den ſie als der Wiederſchein der Welt von allem, was da lebt, zurückfällt: daß ſich die reine frohe Himmelsſeele hier an die alte Erde knüpfen muß und an den alten Tod." Aber „weß Auge nicht geweint, der hatte keins, nicht ſehen lernte der, wie Menſchen ſehen! wem nicht das Herz geblutet, hatte keins, dem konnt' es ſo nicht ſchlagen, wie dem Menſchen. Wer nicht geſtorben iſt — hat nicht gelebt!" „Nachdem die Welt ſo ſchön gelungen war, blieb nichts mehr übrig, als ſie zu zerſtören; und heilige Wehmuth iſt das höchſte Leben, denn in ihr glüht, was jemals ſelig war." Dieſer Tod iſt ja nicht wahrhafte Vernichtung. „Vergißt je Gott das Sein? Gott iſt das Leben! Alles, was da lebt! Und was geſtorben iſt, noch iſt er Alles; wie könnte Gott vergeſſen, daß er iſt!" „Kann der Gott zum Menſchen werden? Kann ſterblich der Unſterbliche erſcheinen? — Daß iſt des alten Meiſters Kunſt, ſich ſelber zu verwandeln, zu verkleinen in Splitter ſtiebend wie ein Diamant, ſterblich zu ſcheinen, gleich unſterblich bleibend."

Wenn wir nun näher fragen, was im Menſchen dieſe Offenbarung des ewigen Gottes ſei, ſo wird uns geantwortet: Nur die Innerlichkeit! nur das Gemüth in ſeinen Tiefen; denn dieſes iſt das Centrum der Natur, das Wort des Räthſels. „Nur wer die ganze Stimme der Natur heraushört, dem wird ſie zur Harmonie. Wie miſchen die Gefühle ſich im Herzen zu ſchönem Ebenmaß! „Was hab' ich von dem, das mir da draußen noch zurückbleibt! Was ich denken kann, das bin ich ſelbſt auch, oder hab' ich ſelbſt geſchaffen, wären's auch die ſchönen Götter." „Die ganze Welt iſt voll von Gott, und Niemand weiß nur, woher der Name Gottes ſtammt! Die Welt lehrt ihn dich nicht, und dennoch ahneſt du, daß jener Name kein leerer Hall. Im Herzen kündigt er ſich an. Er iſt es, der ſich ſelbſt in dir gefunden." So ſind wir von zwei Himmeln umfangen, von der Unermeßlichkeit der Natur und der Tiefe des Herzens, in der die Ewigkeit mit all' ihren Geheimniſſen verborgen ruht. „Wenig ſind die Dinge, wenig iſt das Leben ſelber; am Ende iſt es nichts, als unſer Traum davon, als unſre Sehnſucht darnach; in unſerm Herzen liegt der Werth der Welt." „Ein jeder Menſch hat ſoviel Freude und iſt ſo groß, als er den Gott begreift; und Gott iſt das — was wir nicht faſſen können! ſein eignes Wunder, ſelbſt das Nichtbegreifen!" „Die Menſchenherzen gleichen Diamanten; ſie werfen gern das Göttliche aus

ſich hinaus, und hängen es dann einem an, und nur draußen als Farben ſchauen ſie fröhlich ihren Strahl, und was an Zauber ringsum wirklich lebt, das laſſen ſie ſich in dem Schein erſcheinen.“ „Selbſtſtändig, unſer eigen iſt das Glück, und was wir rein empfunden, bleibt in uns. Denn unſere Gefühle waren nur die goldnen Schlüſſel, die uns alles Schöne im Erdſaal aufgeſchloſſen: nicht um Dinge war uns zu thun, nein, um das innere Werden im Herzen und im Geiſt.“ „Und was uns je bezaubert, wenn es auch jetzt uns wie verſunken ſcheint, einſt werden wir uns hell all deß erinnern. Denn nicht ein Abgrund, eine Tiefe nur iſt unſere Seele. Und es trägt das Meer ſogar oft ſeine Blumengärten oben, und ſeines Grundes Tiefe iſt verſchwunden ſelbſt für ein Kind, das dann zum erſten Mal am Ufer ſpielt, geſchweige für den Geiſt, der bang des Wunders harrt — am Weltmeerſtrande!“ — Wenn wir in der pantheiſtiſchen Auffaſſung des Lebens lernten, wir ſelbſt ſeien nur eine Erſcheinung, nur ein Traum der Natur, ſo hören wir jetzt, die Natur und die Gottheit iſt nur eine Erſcheinung, nur ein Traum unſeres Herzens. Das Herz, die Gottheit dieſer Welt, zehrt von Illuſionen. „Klein nur biſt du, Menſchenbruſt, die du ſelbſt doch Alles haſt! Welche Seligkeit und Luſt kann ſo ſtill ſein wie ein Traum! Was der Himmel nicht umfaßt, hat in einem Herzen Raum.“ Eben darum aber beſcheide ſich das Herz, nichts zu wollen, als ſich ſelber, damit ſein Traum nicht zum Fieber wird. „Glücklich wohl ein ſtrebendes Gemüth, das die träge Ruhe ſtetig flieht, mit der ziehenden Welt auch ſelber zieht. Glücklicher ein ruhiges Gemüth, das zufrieden wohnt, zufrieden ſieht: wie die wilde Welt vorüberzieht.“ Wer alſo in Zweifel ſteht, wozu eigentlich dieſer wilde Wechſel der Welt Unendlichkeiten hindurch fliehe und wiederkehre, der ſchaue in den Spiegel einer reinen Kinderſeele. Die Welt iſt für die Kinder, darin zu ſpielen. Nur im Kleinen, im Beſchränkten entfaltet ſich die eigentliche Kraft des Herzens; im Grenzenloſen verliert ſie ſich. „Kindheiter, ſchuldlos muß die Seele ſein, kindſtrebſam, ohne Sorg' und Furcht, nicht weite Gedanken nähren, nahe nur und tiefe, ganz vom Vorhandenen erfüllt. Dann auch genießen wir mit freier ganzer Seele uns ſelbſt. Das Bewußtſein kommt erſt nach dem Glück.“

In dieſer kindlich träumeriſchen Auffaſſung des Naturzuſammenhangs kann das Ethiſche keine Stelle finden; wenn das Göttliche ſich in Allem offenbaret, ſo gibt es keinen Unterſchied, ohne Unterſchied keine Entwickelung, keine Geſchichte. Wo Alles gut iſt, wie es iſt, hat die Kraft des Ideellen keinen Spielraum und keine Wirkſamkeit. „Des Menſchen Hauptzweck iſt

das Daſein ganz, alles andere iſt Nebenwerk.“ Er hat nichts zu thun, denn er hat keinen Widerſtand. „Hier iſt kein Böſes! Und wenn dich das beruhiget, daß nicht ein Böſes iſt in dieſem All, dem Werke der vollkommenen reinen Liebe, in jedem kleinen Werk — dann lebe ruhig, erlöſt vom Wahne der Schrecken um dich her.“ Wenn das Böſe eine Illuſion iſt, ſo kann auch die Sünde nur ein blöder Traum des Herzens genannt werden. „Du kannſt nach jeder Schuld der reinſte Menſch ſein, wenn du ſie alt, dich ſelber jung empfindeſt, als dieſen Guten, der du heut' nun biſt. Du biſt die friſche Kraft, die Kinderreinheit, das Götterzürnen eben biſt du ſelbſt. So tief und ſchwer du meineſt zu bereuen, ſo tief beſcheiden ja auch freueſt du dich, daß in dir ein ſo reines Wollen lebt und ſolche Macht, daß du ſo wie die Sonne in jeder Stunde neu und göttlich biſt. Verſteh das Wort nun: Gott vergibt die Sünde.“ In den Novellen wird nun freilich der Dichter, da er hier doch im Faktiſchen bleiben muß, fortwährend darauf geſtoßen, daß die Sünde dann doch etwas Objectives iſt; daß ihre Folgen ſich ablöſen vom Menſchen, und ihn äußerlich umſtricken, wie die Erinnys den Muttermörder. Aber eben weil das Herz die Schuld nicht bekennen will, wird das Schickſal zu einem nur äußerlichen; und von einer tragiſchen Erſchütterung iſt nie die Rede, da der innere, geiſtige Zuſammenhang von Schuld und Schickſal nie einleuchtet. Man kann die ſittliche Auffaſſung der Conflicte des Lebens in vielen Novellen gradezu komiſch nennen, und es wird eine Wirkung hervorgebracht, die den Abſichten des Dichters durchaus entgegengeſetzt iſt. Deshalb wird die wirklich vorhandene Macht ſittlicher Verhältniſſe um nichts weniger herb; ſie erſcheint als ein unheimlicher, geſpenſtiſcher Kreis, in den der Fuß des Menſchen ſich verſtrickt, obgleich er keinen Theil hat an den Weſen, die darinnen wallen. Wenn der Dichter z. B. der Novelle: *der Pflegetochter*, das Motto vorausſchickt: „Was noch ſo furchtbar Wirkliches geſchah, ſo bös nicht war es in den Seelen da. *D'rum iſt als Schein das Grauſe nur geſchehen.* Als Lieb' und Irrthum läßt die Kunſt es ſehen.“ — So dient dieſe chimäriſche Verwandlung wirklicher Gräuelthaten in einen Schein keineswegs dazu, uns mit ihnen zu verſöhnen; im Gegentheil werden ſie um ſo abſcheulicher, da wir mit der Wahrheit des ſittlichen Geſetzes allen feſten Boden verlieren, da wir blind und ungeläutert in den Abgrund getaucht werden, ohne einen Blick auf den Himmel, der uns verdammt. „In dieſer Welt iſt Schuld und Urſache, ja nur Veranlaſſung, nicht rein zu unterſcheiden; wir haben daran ſo viel, als wir uns annehmen.“ Ein trauriger Troſt, der ſinnloſen Gewalt des Zufalls anheimzufallen, mag er ſich auch Erbſünde nennen; anſtatt dem rächenden, aber er-

habenen Spruch des ſittlichen Gottes. Eine matte Toleranz iſt Alles, was übrig bleibt. „Alle, ſagt Jeſus zu St. Peter, habe ich erſchaffen nach meinem Bild, ſie ſind mein Geiſt, mein Lieben, mein Leben, und will ich einſt All' in den Himmel nehmen, wirſt du dich wohl müſſen zum Schlüſſel bequemen! Ein gefälliger Richter, aber ein unwahrer! durch ein Wunder kann man wohl den ſchuldbeladenen Geiſt erlöſen, aber damit hebt man auch die Wahrheit des Lebens auf. Im Traum hat man geſündigt, im Traum wird man erlöſt, dann hat aber dieſe Erlöſung auch nur die Dignität eines Traumes. — Daß auf dieſe Weiſe, wo der zu überwindende Gegenſatz fehlt, auch die Geſchichte nur ein geiſtloſes Gewebe vereinzelter Erſcheinungen iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und wird auch beſtimmt ausgeſprochen. Die Natur, das Größte, hat keine Geſchichte. „Du leugneſt Weltgeſchichte? — Nicht mit Unrecht; denn nur das Menſchenherz hat ſtets gelebt, das unverwandelbare, immer gleiche, nur kurz bethörte oder irrende; nur Thorheit, Irrthum alſo iſt Geſchichte." „Sich in die frohe Seele der Mutter Natur denken, in ihres Lebens ſchön gelungenes Werk, welch' andre Wonne kann noch größer ſein! Wie ganz verſchwindet, was ihr großes Kind, der Menſch im Kreis der Erde rings gethan!" Bei dieſen Grundſätzen wird es begreiflich ſein, wenn ähnlich wie bei Herder alle gewaltigen Erſcheinungen der Geſchichte nur in ihrer negativen Bedeutung, als Zertrümmerung eines ſchönen Daſeins aufgefaßt werden. Denn Alles, was in der Geſchichte Großes erſcheint, iſt Revolution. So werden in einer Novelle, die Oſternacht, alle Leiden, die irgend im Krieg vorkommen können, zuſammengehäuft, ungefähr wie im Karl v. Karlsberg des alten Salzmann die Leiden und Mißbräuche der Menſchheit im Allgemeinen; ſo wird das Chriſtenthum faſt nur als ein boshafter Spuk angeſchaut, der unheimlich in das Leben hineingreift und den Sinn bethört; ſo iſt die That Gregor VII. nur ein Verbrechen, das in die Welt hineinſchneit, eben weil der Dichter nie einen ſichern hiſtoriſchen Boden gewinnt, alſo auch das Walten hiſtoriſcher und logiſcher Nothwendigkeit nie begreift. Seine eigentlichen Helden ſind dieſe Indiſchen Pflanzenſeelen, die keinen Floh knicken, um kein Blut zu vergießen, z. B. Giordano Bruno, wie er ihn ſich vorſtellt, und denen daher nichts anderes übrig bleibt, als ſich foltern und kreuzigen zu laſſen. Man kann ſich denken, was das für ſchöne Geſchichten gibt, wenn ein ſolcher Brahmine (wie Böre in: der Gekreuzigte), an die Spitze eines türkiſchen Rebellenhaufens geſtellt wird. Es geht wirklich über alles Menſchenmögliche, ſich an die Spitze eines türkiſchen Raubgeſindels zu ſtellen, um den Communismus in der Türkei einzuführen, und dabei keinen Floh knicken zu wollen. Daß ein ſolcher Men-

ſchenfreund ſeine Anhänger, die ihn befreien wollen, an die Häſcher verräth, um ſie nur am Blutvergießen zu hindern, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Form und das Maaß für das Gebahren der Menſchheit gibt auf dieſem Standpunkt nicht die Ethik, ſondern die Aeſthetik: „Lebe rein, mein Kind, dies ſchöne Leben, rein von allem Fehl und böſem Wiſſen, wie die Lilie lebt in ſtiller Unſchuld — —, daß dein Denken ſei wie Duft der Roſe, wie des Hirten Nachtgeſang dein Leben, wie ein Ton aus ſeiner ſanften Flöte.“ Daraus läßt ſich viel Beſtimmtes nicht machen; ein Nero hatte ja auch nicht übel Luſt, ſein Leben wie einen Flötenhauch verklingen zu laſſen. „Ein Naturſüß hat das Laſter ſelbſt.“ Die Augenblicke ſind nicht in einem weſentlichen Zuſammenhang: „Fühlſt du Mißbehagen zu Zeiten, kann es dir nicht anders ſein als wie dem Schmetterlinge die Entpuppung, die tägliche Verwandlung deines Innern, der Menſchen und der Erde um dich her, als die Unendlichkeit des Lebens ſelbſt!“ „Könnte eines Morgens je die Menſchheit vergeſſen, was ſie an den vor'gen Tagen geträumt zu ſein — dann wär' ihr wohl. So wird es leiſ' allmälig: was ſie voreinſt geweſen, hat die Menſchheit fürwahr ſchon halb vergeſſen; alle Träume der alten geiſtbeſchränkten ſchweren Tage; und was ſie alle Nächte ihres Daſeins gelebt, das fängt ſie an am hellen Tage zu träumen! — Und nicht der Tag wird bald die Welt beherrſchen, nein, herrſchen wird die Nacht, die große, freie, gleichmachende, die Mutter aller Götter. Und wer ſchon jetzt im hellen Licht der Sonne das Große denkt, das Heilige empfindet, dem iſt die Sonne, iſt die Zeit verſchwunden, und göttlich ſteht er in der alten Nacht, im Zauberglanz der Geiſter.“ Eine Schaale Opium und die Menſchheit iſt erlöſt! Novalis blaue Blume verbreitet ihren magiſch berauſchenden Duft, ſchwarz wird weiß, böſe wird gut, und es taumelt die Welt, ein lieblicher Traum, halb nur vernommen um die ſchlaftrunkenen Sinne. In dieſen Geiſt der Verſöhnung verſenke ſich der Menſch mit ſeinen endlichen Bedürfniſſen, ſo iſt er frei, ſo iſt er göttlich. „Verliere die Perſönlichkeit an Gottes größte heilige Perſon! Und ſchäme dich deß nicht, daß du dahin biſt als Tropfen in das Meer; — denn Göttlichkeit iſt unſere Natur, wie jede Blume Himmelsthau genießt.“ — In dieſer weichen, unbeſtimmten Rührung, in dieſem Reich der Nacht wird der Geiſt was er ſoll. „Der Athem ſtockt mir vor Bewunderung, die Augen weinen, die Gedanken fliehen, ich bin gefangen, bin erſtickt in Blumen, hin wie ein Ton in tauſend Melodien!“

Bei dieſem ewigen Traumleben der Seele iſt es natürlich, daß auch der Inhalt des wirklichen, des ſittlichen Lebens in's Phantaſtiſche hin-

überſpielt. Die Bilder wechſeln ſcharf, blendend, unvermittelt, wie bei dem Spiel einer ombre Chinoise; man kann eine Novelle in die andere hineinleſen, es befremdet nicht, man iſt nie geſpannt, in jedem Augenblick kann man das Buch aus der Hand legen, denn es iſt nie ein innerer Zuſammenhang da, und ſo bunt die Abenteuer ſich aneinander drängen, ſie verdichten ſich nie zu einem Schickſal. Denn dazu gehört Energie der Leidenſchaft und ein ſittliches Prinzip; in dieſem Taumel des Indiſchen Blumenlebens iſt Beides nicht vorhanden. Männer und Weiber, die Schefer uns vorführt, haben immer einen gelinden Anflug von Somnambulismus. Wir ſind ſtets auf einem Faſching; es befremdet uns nicht, wenn unter der jugendlichen Harlequinmaske plötzlich ein fahles Geſicht hervortaucht, wir werden nicht überraſcht, wenn ein alter, hartgeſottener Sünder ſich plötzlich zu einem Heiligen erklärt. Die ſchrecklichſten Ereigniſſe, Mord und jedes andere Verbrechen häufen ſich auf einander, eben wie man davon träumt. Wem iſt es nicht im Traume einmal angekommen, daß er ſelber erſtochen wurde, ſich im Tode fühlte, dann ſich etwa in die Perſon ſeines Mörders verwandelte, und ſo in's Unendliche fort; einen ſolchen Eindruck machen dieſe Novellen; das Schreckliche wird nie tragiſch, über das Komiſche kann man nicht lachen, denn der Spaß hat immer etwas Froſtiges. Das alte romantiſche Verbrechen, die Heirath in verbotenen Graden, ſpielt häufig die Hauptrolle („die Erbſünde," „Palmerio," „das Verbrechen zu irren," „Lenora di San Sepolcro"), und es kommen allerdings arge Geſchichten dabei heraus; aber wir können dadurch weder erſchüttert noch gerührt werden, denn die Natur der Unſittlichkeit bleibt ſtets in einer nebelhaften Dämmerung. Es iſt bezeichnend, daß man die Entſcheidung eines ſittlichen Entſchluſſes nicht ungern dem Loos anvertraut („Violante Beccaria"). Das ſüdliche Leben mit ſeiner träumeriſch brennenden Natur, mit ſeiner maßloſen Sinnlichkeit; die tückiſche Willkür, in welcher jede Form, jedes Geſetz aus den Augen gelaſſen wird, ja das fabelhafte Reich chineſiſcher Sagen, in denen man funfzig Jahre lang unter der Erde liegt, als Jüngling wieder aufſteht, ſeine Geliebte als altes Mütterchen vorfindet, dann zum Gott erhoben wird oder ſich den Bauch aufſchlitzt u. dergl., das capriciöſe Gewebe von närriſchen Einfällen und Einbildungen iſt das Lebenselement der Schefer'ſchen Phantaſie. Das Leben auf den griechiſchen Inſeln bietet eine eben ſo unſittliche Verwirrung der Religionen und Geſetze, wie etwa Sicilien in der Braut von Meſſina, und macht einen eben ſo verwirrenden, unwohlthätigen Eindruck; gibt aber auch der Caprice einen eben ſo grenzenloſen Spielraum. Am Beſten gelingen dem Dichter ſolche Schilderungen, in denen eine fieber-

hafte Aufregung der Nerven, durch eine herandrohende Gefahr, durch einen Schrecken herbeigeführt wird; der Reiz des Schwindels, des Grauens, und zwar im Moraliſchen wie im Phyſiſchen. Ich führe davon die grandioſe Schilderung der Nacht an, welche ein kühner Wagehals auf dem Kreuz der St. Peterskuppel zubringt (in der Novelle: „der Zwerg"); den Waldbrand; das Abentheuer in dem Grottenlabyrinth. Dieſe Virtuoſität hat immer etwas Krankhaftes, wie die Zuſtände, an denen ſie ſich ausübt; aber man muß bekennen, der Dichter kennt die leiſe Empfänglichkeit der Seele gerade in ihren geheimen Regungen genau genug, um — ſie wirkſam auf die Folter ſpannen zu können. Wenn eine ſolche Nervenſpannung aber nicht vorwaltet, ſo zerfließt die Erzählung ins Unbeſtimmte, Nebelhafte; ja, in weit höherem Grade als Jean Paul, ſucht Schefer etwas darin, ſo undeutlich als möglich zu erzählen, nur dunkel anzudeuten, anzuſpielen, wo man eine Schilderung erwartet, raſch und unvorbereitet in das Entlegenſte überzuſpringen. Dieſe Verwirrung erregt endlich vollſtändige Abſpannung und Langeweile; man legt das Buch gleichgültig aus der Hand, und hat in kurzer Zeit vergeſſen, was man geleſen. Als Beiſpiele dieſer ſonderbaren Confuſion führe ich „die Oſternacht" und „den Seelenmarkt" an. Charakteriſtiſch iſt, daß vor der Novelle, deren Hauptheld Giordano Bruno iſt, vorher die Geſchichte auszugsweiſe mitgetheilt wird, damit man ſie nachher verſtehen kann. Zuweilen wird die Erzählung durch ein Scheingefecht von Sittenſprüchen, in antikem Styl, in Trimetern unterbrochen (z. B. „die Pflegetochter"), aber dieſe Sprüche ſind aus der Reflexion genommen und in der Regel ſo allgemein gehalten, daß nur durch die Paradoxie der Form, durch eine wichtige Miene, wie ſie Goethe in ſeiner letzten Periode anzunehmen pflegt, das Alltägliche zu einer künſtlichen Bedeutſamkeit heraufgeſchraubt wird.

Dieſe Art der Erzählung liebt denn auch natürlich die Zuſtände halben oder vollen Wahnſinns, der Trunkenheit, des phyſiſchen oder magnetiſchen Schlafes, überhaupt dieſer pſychologiſchen Willkürlichkeiten, die deshalb reizen, weil man kein Geſetz für ſie auffinden kann. Wie ſoll man bei den despotiſchen Einfällen eines Paſcha, eines byzantiniſchen Kaiſers, den Leitfaden herausfinden! Alle Fineſſen einer empfindſamen, romantiſchen Dichterſeele werden an das Tageslicht gefördert, die tauſend Metamorphoſen der Liebe mit unermüdlicher Ausdauer verfolgt. Am Liebſten wühlt Schefer in der Unergründlichkeit des weiblichen Herzens, wie ihm überhaupt das Weib als die eigentlichſte Menſchwerdung der anonymen Gottheit erſcheint. „Das Weib iſt der Verjüngungsquell, Weiber ſind des Erdgeiſtes Fegefeuer!"

„Die Weiber werden von dem Unverſtändlichen oder Unverſtandenen am Tiefſten ergriffen, und leben und bewegen ſich darum ſo ſicher und froh in der Welt, weil ſie ihre Gefühle und Gedanken ganz unbehindert hineinlegen können und unbeſchränkt darinnen verbreiten.“ „Die Natur wird kaum wahrer empfunden als in den Weibern. Sie leben lebendig, fühlen die traumähnlichſten, geheimnißvollſten Zuſtände klar und deutlich. Sie denken das Leben weniger als ſie es fühlen, und meiſt ohne Phantaſie, verſenken ſie ſich leicht in die Zauber der Natur, weil ſie Zeitlebens mehr Natur ſind, darſtellen und bleiben als in beſtändigem, jungfräulichem, mütterlichem, bis zur Verkennung verwandtem Verkehr mit ihr in allen entzückenden und ſchwerſten Stunden des Lebens, der Geburt und des Todes.“ Wie anſchaulich werden die Myſterien des Muttergefühls dargeſtellt! Bei den neuern Franzoſen, namentlich Fr. Soulié und G. Sand, finden wir ein ähnliches Wühlen in den geheimen, grandios-unbedeutenden Willkürlichkeiten des weiblichen Herzens; doch iſt der empiriſche Stoff des deutſchen Dichters unendlich reicher, wenn auch ſeiner Darſtellung die Wärme des unmittelbaren Gefühls fehlt. Welche tiefe Wahrheit liegt in der Darſtellung der Künſtlerehe Albrecht Dürer's, einer Novelle, deren Inhalt ungefähr mit Jean Paul's Siebenkäs übereinſtimmt, nur daß hier der Satan in den Tiefen des weiblichen Herzens wirklich und mit dämoniſcher Unwiderſtehlichkeit ſich regt, während es in Jean Paul nur die Narrheit des phantaſtiſchen Poeten iſt, die einen ganz erträglichen Hausſtand verkümmert. Ich halte dieſe Novelle für eine der rührendſten, wie ſehr man auch über den unglückſeligen Pantoffelhelden die Achſel zucken mag. — Die Liebe, wie der Dichter ſie ſchildert, liegt meiſt nur in den Illuſionen der Phantaſie, und dieſer Sommernachtstraum der Brunſt hat etwas Unheimliches; ich mache unter andern auf „Violante Beccaria“ und „die Perſerin“ aufmerkſam. Die Sinnlichkeit wird mehr anempfunden als wirklich erlebt; Scheſer iſt ein geiſtiger Anatom, kein produktiver Künſtler. Der Anatom liebt die Mißgeburten, weil ſich in der Anomalie das Geſetz am eigenthümlichſten verfolgen läßt; ſo legt Scheſer ſein Meſſer auch am Liebſten an anomale Seelenzuſtände. Ein gefallenes Mädchen, das bei einem katholiſchen Feſt die Muttergottes darſtellen muß, und im Gefühl dieſer Blasphemie ſtirbt; eine Religieuſe, der in der Revolution als Déesse de la liberté gepreßt wird und darüber in Wahnſinn fällt; ein Bauchredner, der ſeine innere Stimme als einen fremden Geiſt empfindet; ein Weib, das 30 Jahre lang als Mann gekleidet geht; eine Blinde, die geheilt wird — kurz dieſe Sentimentalität ſubjectiver Zuſtände in Ermangelung eines lebendigen, objectiven Intereſſe. Wenn der Dichter das

Walten der ſittlichen Idee nicht zu verfolgen vermag, muß er ſich wohl in den Irrgängen der Innerlichkeit verlieren. Dieſes rein ſentimentale Intereſſe an dem pſychiſch Wunderbaren, an der Geſpenſterwelt der Seele, iſt ein charakteriſtiſcher Zug der modernen Romantik. An den Dichtern des ſogenannten jungen Deutſchland gedenke ich ihn ſpäter einmal nachzuweiſen; aber er bleibt nicht nur in der Belletriſtik; im Gegentheil hat ſich ein großer Theil der deutſchen Philoſophie zur Hauptaufgabe geſetzt, in dieſes Labyrinth einzudringen, das ſeinen Charakter verliert, ſobald man es von dem erhöhten Standpunkt des Idealismus aus anſieht.

Schefer wird immer nur von „den Stillen im Lande" verehrt werden; die höchſte Aufgabe des Dichters, das Künftige vorſchauend zu ergreifen, und der in ihren Widerſprüchen verlornen Welt in kühner Freiheit ein Bild des Göttlichen vorzuführen, hat er ſich nicht geſtellt. Gebannt an das enge aber heimliche Schneckenhaus des Gemüths, wird er denen ſtets eine Zuflucht ſein, die dem Strom des Oceans, der unbeſtimmten Willkür der Lüfte ihr Segel und ihr Steuerruder zu bieten weder den Muth noch die Neigung haben.

J. S.

Tagebuch.

I.

Die Pariser Kunstausstellung.

Aus Paris.

Der diesjährige Salon enthält wenig Bemerkenswerthes, und der Fremde, der den Zustand der bildenden Künste in Frankreich nach dem Specimen der heurigen Ausstellung beurtheilen würde, käme in den Fall ein strenges, aber auch ungerechtes Urtheil zu fällen. Das Bild, das bei dem Eintritt in die Räume, wo die Neuigkeiten zusammengedrängt sind, dem Zuschauer von selbst sich darstellt und daher nicht nur am Meisten kritisirt, sondern auch am Meisten besprochen wurde, ist Couture's „Römische Orgie." Der Verfasser dieses Produktes, das man füglicher einen römischen Katzenjammer nennen könnte, hatte sich vor einigen Jahren durch ein Staffeleigemälde vielen Beifall erworben; es war dies eine Art gemalter Polemik gegen den Durst nach Gold, wie sie jeder achtzehnjährige Reimschmied oder gesinnungstüchtige Journal-Montesquieu zu führen sich bemüßigt glaubt; aber abgesehen von dem abgeriebenen Thema, verdiente die Leistung einen Theil des Lobes, das ihr gespendet ward. Durch die Theilnahme des Publikums aufgemuntert, hat sich Couture denn von Neuem an das fromme Werk gemacht, stieg zum zweiten oder gar dritten Male auf die Moralkanzel und hat so ein sehr trübseliges und eintöniges Nachtstück an's Licht der Welt gebracht. Der geniale Künstler huldigt nämlich der Abschreckungstheorie; er will uns zeigen, daß es nichts Widerlicheres und Langweiligeres gäbe, als so eine gemeinschaftliche Liederlichkeit, und diesen Zweck hat er vollständig erreicht. Da liegen ein Paar Dutzend Individuen — für ein Paar Mehr oder Weniger steh' ich nicht ein — beiderlei Geschlechts in solchen Stellungen untereinander, daß kein großer Scharfsinn dazu gehört, um zu errathen, daß sie sich mit allen erdenklichen Ergötzlichkeiten die Zeit vertrieben. Es ist fünf Uhr Morgens, Herren und Damen sind lendenlahm und freudenmüde, und ob auch einige von ihnen noch den guten Willen haben, die Scenen zu erneuern, so sieht man ihnen doch die Sättigung und den Ueberdruß nur zu deutlich an. Ein junger Mensch mit einem Kranz auf dem Haupt, offenbar ein angehender

und folglich melancholiſcher Muſenjünger ſitzt auf einem Ding, das wie ein Kamin ausſieht; ein anderer Jüngling, der einzige Humoriſt der Bande, bietet einer alten Statue, die wie noch einige andere Standbilder, um der Antitheſe willen, einen heroiſchen Eiſenfreſſer aus der alten biederen Römerzeit vorſtellt, eine Schaale Falerner an, und in einer Ecke ſtehen, damit die ehrliche Abſicht des Malers nicht im Dunkeln bleibe, wie zwei rheiniſche Beobachter, ein Paar ſchwerfällige, moraliſirende Geſellen. Die Wirkung iſt, wie geſagt, eine weſentlich traurige, und ich lege auf dieſes Wort einigen Nachdruck, weil unſere hochmüthig altkluge Zeit ſolche Meiſterwerke, die einfach traurig und nichts weiter ſind, in Hülle und Fülle hervorbringt. Ein Jeder, der ſich für ein Genie hält, legt ſich einen Philoſophenbart an, und die himmliſche Heiterkeit der Kunſt wird durch die Prätention entthront. Es iſt ſo leicht, ſich einen ſymboliſchen Anſtrich zu geben; ein ernſtes tiefſinniges Geſicht kann der oberflächlichſte Bramarbas machen, aber ein guter Spaßvogel iſt nicht Jedermann, der es gern ſein möchte, und von der Maſſe wird hausbackener Jammer viel eher für tragiſche Größe, und Formelnkram für wahre Weisheit, als ein ſchlechter Witz fur einen guten gehalten, wenn auch Letzteres noch häufig genug ſtattfindet. Dem Traurigen will ich nicht ſein äſthetiſches Recht verkümmern, aber nur, wo es rührt oder erſchüttert, wo es, mit Einem Wort, das Innerſte unſerer Natur bewegt, ſonſt iſt es in der Kunſt ſchlechterdings von Böſem. Darum iſt mir dies vielgerühmte Bild Couture's zuwider. Die größtentheils matte, farbloſe Färbung, die darüber verbreitet iſt, die Unſumme von grau und blaß, grün und weiß erhöht noch dieſen proſaiſch trüben Eindruck, der freilich einer philiſterhaften Menge nicht anders als zuſagen konnte. Das will ich übrigens recht gern zugeben, daß die Gruppen mit Sinn für Harmonie verſchlungen und die Nebenſachen mit Comfort angeordnet ſind, kurz, daß die Arbeit den großen Haufen, der nichts Köſtlicheres kennt als Sinnenkitzel vermählt mit Sittenpredigt, zu electriſiren würdig iſt.

Dieſen letzteren Vortheil verſchmäht nun Delacroix vollkommen und in manchen ſeiner Erzeugniſſe vielleicht zu ſehr, als daß die Kunſt ſelbſt nicht dabei zu kurz kommen ſollte. Es gibt von ihm kleine und große Bilder, wo ſich ganz unerklärliche Stellen finden, Stellen, die weder einem Menſchen, noch einem Thier, noch auch einer Pflanze, noch ſonſt einem ſichtbaren Gegenſtande der Welt gleichen und nicht viel beſſer als farbige Flecken ausſehen. So hängt in einer Ecke des Wachthauſes von Mequinez, womit er die heurige Ausſtellung beſchenkte, Etwas, das mir ziemlich undeutlich wie Sattelzeug vorkam, was aber die Dinge ſeien, die um dieſes ſelbſt noch ſehr problematiſche Sattelzeug herumgepappt ſind, habe ich nach halbſtündiger Unterſuchung nicht durch Betrachten aus der Ferne, noch durch Begucken in der Nähe im Geringſten ermitteln können. Iſt das nun Unvermögen, iſt es Folge übertriebener, verderblicher Haſt, ward dem doch ſo berühmten Meiſter die Gabe des Geſtaltens etwa verſagt, oder iſt er mit ſo fiebriſcher Ungeduld geſtraft, daß er nichts vollenden kann, und werden ihm ſeine Ideen unter der Arbeit ſo gleichgültig, daß er ihre Einkleidung völlig vernachläſſigt? Wenn eine von dieſen Erklärungen die richtige wäre, wie kommt es, daß ſo Viele ſeiner Gemälde ſonſt ausgeführt ſind? Was laſſen in dieſer Beziehung, von ſeinen Fresken nicht zu reden, der Chriſtus am Oelberg in der St. Pauls-

kirche zu Paris, und die Aquarelle, der Löwe zu wünſchen übrig? Sind in dem heurigen Salon die Muſikanten von Mogador ein ſtiefmütterlich behandeltes Bild? Zu dieſen Fragen und Zweifeln durch jene Wachtſtube von Mequinez, von der übrigens einige Theile nichts weniger als übereilt ſind, kam ich endlich auf den Gedanken mich zu fragen: ob denn dieſe Stellen, deren Sinn ich durchaus nicht herauszubekommen vermochte, von der Natur bei ähnlicher Beleuchtung mir beſtimmtere Umriſſe und ein klareres Bild darbieten würden? Ich mußte mir ſagen: Nein, hundert Mal Nein! Von da zu der weiteren Frage, ob ich hier nicht dem ganzen Syſtem von Delacroix auf der Spur ſei, war offenbar nur Ein Schritt. Es war, dünkte mir, dieſem ſcharfſinnigen und originellen Mann aufgefallen, daß in einer Unzahl von oft ſehr geſchätzten Gemälden die Gegenſtände ohne hinlängliche Rückſicht auf die Beleuchtung, die ſie umgab, ſich dargeſtellt fanden. Sie waren allerdings geometriſch richtig gezeichnet, bei ihrer Färbung war der Einfluß des Lichtes oder der Dunkelheit in Rechnung gebracht, aber konnten ihre Formen in dem atmoſphäriſchen Mittel, in das ſie getaucht waren, ſo feſt und ausgeprägt erſcheinen? Mußten ſie nicht mehr in's Chaotiſche verſchwimmen und war es dem Künſtler erlaubt, dieſen Zuſammenhang der Geſtalten und der Beleuchtung, den Jedermann in der Natur jeden Augenblick beobachten kann, willkürlich zu beſeitigen und das zu vereinzeln, was die Natur vereinigt, da zu trennen, wo ſie Harmonie gegeben hatte?

Wer hat nicht von dem weißen Punkt in weiter Ferne, der den Seefahrern ein Segel, wer nicht von dem ſchwarzen Fleck am Horizont gehört, der ihnen einen herannahenden Sturm bedeutet. Solch' dämmernde Punkte, ſolch' formloſe Flecken erſcheinen nicht blos dem Seefahrer, ſie zeigen nicht blos Schiffe und Wolken an, wir Alle können ſie alle Tage beobachten und bald ſind ſie ein Baum, bald ein Menſch, bald ein Haus, bald ein Berg, und weiß Gott noch was ſonſt. Dieſe Unbeſtimmtheit gehört aber mit zu der Natur; der Künſtler, der ſie als ein Ganzes, nicht in ihren einzelnen Curioſitäten anſchaut und nachbilden will, darf dieſe Unbeſtimmtheit nicht unterdrücken, meint Delacroix und handelt nach dieſem Grundſatz; das Publikum, das alles in Stücken, und jedes Stück recht hübſch kenntlich und bekannt haben will, wendet ſich von ſeinen Bildern, wie ſehr auch fanatiſche Anhänger des Malers ſie ihm empfehlen mögen, unwirſch und mit Verachtung ab, das Publikum will ſich nicht erſt durch philoſophiſche Betrachtung die Freude an einem Werk herausſtudiren, es bleibt kalt gegen die Bilder, in die man ſich, wie in Dante und Beethoven, mit all' ſeinem Geiſt und ſeinem Herzen vertiefen muß, um ihr Verdienſt zu faſſen, und die dann zur Belohnung auch für immer feſſeln. Das Publikum verlangt das nicht, es will gar nicht gefeſſelt, es will einen Augenblick beſtochen und ergötzt ſein; die flachſte, unbedeutendſte, aber glatte, reinliche, kokette Malerei iſt ihm lieber, als charaktervolle, aber in der Ausführung etwas ungeſchlachte Erzeugniſſe, und Court, Vidal gelten ihm für größere Meiſter als Delacroix, hält es doch auf wohlgezogne, gut abgerichtete, ſorgſam gebiegelte und etikettenmäßig zugeknöpfte Salonmenſchen, die ihm gleichen, unendlich mehr, als auf noch ſo reichbegabte Sonderlinge, die es ſich nicht erklären kann. Wahr iſt es allerdings auch, daß Delacroix dem Publikum nicht immer hinlänglich entgegenkommt, daß er in manchen ſeiner Arbeiten,

das von ihm befolgte Syſtem zu ſehr ohne Vermittelung durchführt, und in der Zeichnung die Schranken erlaubter Freiheit, in der Farbengebung die Geſetze des Angenehmen ein Bischen weit überſchreitet. Nicht Alles was er macht gleicht der „marokkaniſchen Reiterübung“ in dem heurigen Salon, ein Bild, das in ſeinen Einzelnheiten voll Feuer und Bewegung, voll kriegeriſcher Seele und ſiegreichen Ungeſtüms, durch den wunderbaren Einklang aller Elemente der Kunſt, der es auszeichnet, auch auf widerſpenſtige Geiſter eine mächtige Wirkung geübt hat. Die Pferde, heißt es, ſind verzeichnet; aber ich habe bemerkt, daß dieſer Vorwurf weit mehr von Laien, die das Bedürfniß fühlen, durch techniſche Kenntniß zu glänzen, als von Künſtlern, welche die Wahrheit des Lebens über die enge ſtatiſtiſche Genauigkeit ſetzen, gemacht wird. Zuweilen rechnet Delacroix auch auf die beſſernde Hand der Zeit, manche Stelle ſeiner Gemälde, die heute wie ein Stück Kalk roh aufgeworfen oder ganz lehmig dick ausſieht, iſt beſtimmt durch die geheime Umwandlung, die, den Myſterien der Technik zufolge, mit den Farben vorgehen ſoll in einen zarten, magiſchen Ton zu verſchwimmen, und allgemein hörte man, daß ſeine Bilder mit dem Alter ganz außerordentlich gewinnen. In dem erſten Augenblick, wo ſie noch naß vom Malen ſind, ſollen ſie von ihrem wahren Werthe ſchon einen Begriff geben, dann klebrich und unklar werden, um nach und nach die Fülle ihrer bleibenden Schönheit heraus zu kehren, ähnlich den vorzüglichen Weinen, die im erſten Moment lieblich ſüß ſchmecken, dann trüb werden und in's Herbe übergehen, um nach Jahren erſt in dem vollen Glanz ihrer feurigen Güte den Kenner zu erfreuen und die Bewunderung Aller zu erregen. Darum läuft Delacroix auch nicht den Modegedanken der Menge nach und wählt ſeine Stoffe nicht aus dem Gedränge der Gegenwart, ſondern wie ſie ſeiner Phantaſie zuſagen und ſeinem geſtaltenden Sinn die meiſte Wirkung verſprechen, in dem ganzen unermeßlichen Gebiet der Geſchichte und Natur. Nicht dadurch, daß man etwas Neues darſtellt, ſondern dadurch vielmehr, daß man den Dingen, die man künſtleriſch ausführt, einen neuen Charakter gibt, dadurch iſt man neu. Nicht durch die Gegenſtände die ſie malten, ſondern durch die Behandlung unterſcheiden ſich die Flamänder von den Italienern, man kann am Ende ewig nur Erde und Himmel und was auf der einen und unter dem andern iſt, malen, auf das *wie*, nur kommt es an, das *wie* macht den einzigen Unterſchied. Ein knechtiſcher Nachahmer von David mag ganz Aſien und Afrika durchſtöbern, wenn ihm das eigne Auge und die eigne Hand fehlt, wird er uns nur immer David'ſche Griechen und Römer in türkiſcher und mauriſcher Tracht produziren; aber Decamps verſuche ſich an einem flämiſchen oder holländiſchem Stillleben, es wird kein Terbourg, kein Mueris, kein Gerhard Dow, es wird eben — ein Decamps werden.

Heiligenbilder werden doch beinahe ſo lange ſchon, als das Chriſtenthum ſteht, gemacht, man ſehe aber die kleine Apoſtelſendung von Latil und ſage, ob da nicht dem Künſtler etwas Apartes und doch recht Gutes gelungen iſt, ob damit dieſe Maſſe von Licht, die einen ſo geringen Raum erfüllt, nicht der göttlichen Weisheit, die hier gegenwärtig und auf die Erkohrenen ausſtrömt, damit ſie ſie tragen in alle Welten.

Ein anderes Fach der Malerei, das man erſchöpft glauben ſollte, iſt die

Landſchaft; meinen dürfte man wenigſtens, es ſeien amerikaniſche Urwälder und eine braſilianiſche Pflanzenwelt nöthig, um nicht in eine Wiederholung des hundert Mal ſchon Dageweſenen zu fallen. Da kommen Leute, wie Corot und mit ein Bischen Wald, einer Schüſſel Waſſer, einem Zoll Himmel, einem rothen Blümchen in grüner Umgebung und ein paar leichten, geiſtig leichten Wolken verſinnlicht er Alles, was ein bewegtes Herz in lieber und heiliger Einſamkeit nur empfinden kann. Corot, ſchon ein Vierziger, der aber wieder wird wie der ungeſchwächteſte Jüngling, wenn er mit einer Art feuriger Anbetung von den großen Meiſtern und namentlich Michelangelo ſpricht, hat ſich in die Natur mit ſolcher Liebe hineingelebt, daß man von ihm recht witzig geſagt hat, er ziehe ſeinen Hut ab, ſo oft er von ihr rede, gleich den frommen Menſchen, die ihr Haupt entblößen, wenn ſie den Namen Jeſu nennen oder nennen hören. Corot hat für die Kirche St. Nicolas au Chardonneret eine Taufe Chriſti gemalt, und ich kenne wenige Bilder der neueren Zeit, die auf mich einen ſo wohlthuenden Eindruck hervorgebracht hätten. Es iſt eine hiſtoriſche Landſchaft, und der landſchaftliche Theil des Gemäldes, die Arbeit eines Virtuoſen in dieſer Sphäre, aber auch die geſchichtlichen Elemente, die Geſtalten ſind äußerſt anſprechend. Nichts klebt ihnen an von der glatten in abſichtlichen Stellungen unerſchöpflichen Gefallſucht der Gegenwart; es wohnt ihnen eine einfache Grazie, ein ſchlichter Adel inne, ohne kindiſche Anſprüche auf die ſtarre Gottesfurcht einer noch ungebildeten Zeit. Corot will nicht chriſtlicher ſein als Raphael, und doch iſt ſein Bild wahrhaft religiös im Sinn und Schnitt der Kirche geboren und nicht katholiſch geworden.

Es ſind außerdem noch eine gute Anzahl recht annehmbarer Landſchaften in der diesjährigen Ausſtellung, deren Aufzählung doch unmöglich viel Anziehendes für das Ausland haben würde. Nur die Paſtelle von Jules Grenier will ich erwähnen, nicht ſowohl ihres nicht unbedeutenden Verdienſtes, der reinen und treuen Naturauffaſſung, als eines höchſt charakteriſtiſchen Umſtandes wegen, der als Maßſtab für das Verfahren, der über Aufnahme und Nichtaufnahme der eingelaufenen Leiſtungen entſcheidenden Herren dienen kann. Jules Grenier hatte dreizehn oder vierzehn Paſtelle, wovon zwölf in drei Bilderbogen, dem akademiſchen Gerichte übergeben, wovon nur fünf zugelaſſen wurden. Nun trifft es ſich, daß unter denen, die dieſes Glück nicht hatten, ſich einige befinden, die den zugelaſſenen an Feſtigkeit und Wärme weit vorſtehen. Bedeutende Künſtler, welche die zurückgewieſenen Arbeiten zu ſehen Gelegenheit hatten, fragten an, was die Beſeitigung des unſtreitig Beſten von Grenier's Einſendungen veranlaßt habe, und es wurde ihnen geantwortet, dreizehn Paſtelle ſei zu viel geweſen, und da man ſich, weil die Zeit drängte, nicht mit einer langen Auswahl beſchäftigen konnte, hätte man eben die fünf erſten Nummern zugelaſſen. Grenier iſt wie Jerome aus der Franche Comté; auch Cleſinger iſt aus dieſer Provinz, die keuſchen Herzen in Deutſchland können ſich alſo beruhigen; die von einer Schlange gebiſſene Frau iſt nicht in einer germaniſchen Phantaſie entſtanden. Uebrigens will es mir nicht recht eingehen, daß eine Statue, die allerdings in einem ſinnlichen Liebestraum geboren ſcheint, und obgleich ſie über den wahren Sinn bedenklichen Zweifel zuläßt und auf ihr Roſenbett in ſo ſonderbare Windungen

hingegoſſen iſt, daß es mehr als ſchwer wird, ſie als ein Ganzes zu überſchauen, die aber doch wahren Sinn für Schönheit, genaue Kenntniß der anatomiſchen Geheimniſſe und ſeltene Gewandtheit des Meiſſels beurkundet, ein Beweis für die Entſittlichung des heutigen Frankreichs ſei. Ziegler, der Vater einer furchtbar chocolatenfarbigen Judith, iſt, Gott ſei Dank, gleichfalls unſer Landsmann nicht. Vernet war diesmal mit ſeiner Judith nicht ſehr glücklich; obgleich mehr als Ein Zug derſelben den Meiſter verräth, ſo kann man dieſes Bild doch als eine Art Waterloo für Vernet anſehen. Gudin dagegen, der mit Vernet der Haupthiſtoriograph von Verſailles iſt und deſſen Maximen in der letzten Zeit ſtark in das Schlammige gefallen waren, hat all' ſeine alte, leuchtende Magie wiedergefunden. Der Salon enthält noch eine andere Judith, deren tragiſche Kraft bis zum Hochkomiſchen geſteigert iſt und die in Haltung und Geberde das Portrait einer pathetiſchen Dorfkomödiantin, welche die Judith der Mad. Girardin declamirt, zu ſein ſcheint. Als ſchlechtes Portrait hat ſie übrigens zahlreiche Geſellſchaft; in der langen Gallerie hängt eine gange Menagerie von Spießbürgern und Spießbürgerinnen, über die ein wahres Meer von ſchreienden Himmelblau ausgegoſſen iſt. Der wahre Maler dieſer Klaſſe iſt Biard, der Paul de Kock des Pinſels, der dieſes Jahr wieder ein paar beluſtigende Beiträge in die anarchiſche Sammlung gegeben hat. Iſt nun Biard der Paul de Kock der Malerei, ſo hat der Spanier Diaz Etwas, aber auch nur Etwas von Alfred de Muſſet. Was er macht, iſt rein Phantaſie und holder, wunderlicher Farbenzauber; er ſetzt eine Gruppe lieblich zigeunerhafter Mädchen in den grünen oder herbſtlich rothen Wald, läßt den Himmel ſtellenweiſe durchbrechen und fügt Grün und Roth, Roth und Gelb, Gelb und Blau u. ſ. w., ſo eigen, ſo reizend in einander, daß wir uns durch den Anblick dieſer niedlichen Sachen, die ſich alle gleichen ſinnlich froh geſtimmt fühlen, wenn wir auch durchaus Nichts dabei denken. Diaz iſt kein großer Maler, aber er iſt ein lieber Narr. Sinnlich wirkt auch Vidal, allein Diaz hat einen träumeriſchen Schein, von dem Vidal Nichts weiß. Seine loſen Fräuleins ſind ein Bild der Grazie, das ſich im Gefallen übt; bei Diaz taucht die Frage nicht auf, ob ſeine Geſtalten ſittlich ſeien oder nicht; Vidal zeigt uns offenbar gefallene Weſen, die von der Tugend noch einen Theil der Schönheit und von der Unſchuld noch die Anmuth bewahrten. Diaz und Vidal ſind beide manierirt, aber wo Manier mit Heiterkeit ſich paart, iſt ſie keine Sünde, nur wo ſie der Empfindſamkeit dient, wie in einer gewiſſen rheiniſchen Brautfahrt, iſt ſie geſunden Naturen ein unſagbarer Gräuel und dieſe ziehen einer ſolchen verkränkelten Kunſt die rohe, energiſche Fleiſchlichkeit, wie ſie Schleſinger liebt, unendlich vor. Vidal iſt zart, iſt fein, und immer auf ſeiner Hut, damit er des Ueppigen nicht zu viel thue; Schleſinger iſt derb, gerade heraus und hat alle Furcht ſeine Muſe zu beleidigen verloren, und wenn daher die Frauen Vidal's zu gebildet ſcheinen, um die Schamhaftigkeit zu vergeſſen, ſo kann man kaum ausſprechen, wo Schleſinger ſeine Frauenzimmer hergenommen hat. Von den übrigen Bildern und den zuckernen Statuen erlauben Sie mir Nichts zu ſagen.

II.
Aus Wien.
1.

Fortgeſetzte Theurung. — Fürſt Hatzfeld. — Ein Bürgerfeſt. — Die Weiſſenthurn und Sanaras. — Heine's Bruder. — Chowanetz.

Schon zu Anfang dieſes Monats ſollte die Brod- und Fleiſchtaxe bedeutend erhöht werden, allein es unterblieb und zwar auf die Bitte der Bäckerzunft ſelbſt, welche den Ausbruch der Pöbelwuth fürchtete, der ſie immer am Meiſten ausgeſetzt iſt, weil ſie das Organ unmittelbaren Verkehrs mit dem Volke iſt und dieſes in ſeiner kurzen Logik nicht an die Quellen der Noth und deren Beſeitigung zu denken pflegt. Da die Polizeibehörden gleichfalls Vorſtellungen in dieſem Sinne machten, ſo entſchloß man ſich endlich zu warten, bis die Arbeiterklaſſen mehr und mehr in Erwerb geſetzt waren, und ſeit dem 1. Juni iſt die neue Taxe veröffentlicht worden. Der Laib iſt abermals um 7 Loth leichter und das Pfund Rindfleiſch koſtet 11 Kr. C.-M. Alles iſt geſpannt auf die Wirkungen dieſer Vertheuerung der nothwendigſten Lebensmittel, und ſelbſt die Polizei hat den Aufſchlag als einen Gradmeſſer der menſchlichen Geduld erklärt!

Der Fürſt v. Hatzfeld, der wegen unbefugter Wiedervermählung nach erfolgter Trennung der frühern Ehe, von dem Fürſtbiſchof Diepenbrok in Breslau in den Kirchenbann gethan worden, hat ſich einige Zeit hier aufgehalten und mit dem hieſigen päpſtlichen Nuntius Unterhandlungen angeknüpft, um eine Vermittelung beim päpſtlichen Stuhl zu erwirken; doch die Individualität dieſes Prälaten ſcheint der Abſicht nicht förderlich geweſen zu ſein, weshalb der Fürſt ſeinen Weg nach München einſchlug, wo ſeine Anträge vielleicht ein geneigteres Ohr finden dürften. Fürſt Hatzfeld war das Haupt der katholiſchen Adelspartei in Schleſien und die Oderzeitung in Breslau hauptſächlich ſein Werk; was ihn mehr als jeder religiöſe Skrupel zu einem verſöhnlichen Schritte antreibt, iſt die Gefahr ernſter Verwicklungen mit den Agnaten ſeines Hauſes ſelbſt, denn der Beſitz des Majorats iſt an das katholiſche Bekenntniß des Majoratsherrn geknüpft, ſo daß leicht einzelne Glieder der Hatzfeld'ſchen Familie mit Rechtsanſprüchen gegen den excommunicirten Fürſten auftreten könnten.

Die hiſtoriſchen Erinnerungen ſind bei uns ſo verkümmert und wurden lange Zeit ſo planmäßig niedergehalten, daß jedes Aufflackern geſchichtlicher Momente im Leben der Gegenwart freudig begrüßt zu werden verdient. Der Jubelfeier des 1797 ſtattgefundenen Auszugs der Univerſitätsbrigade gegen die Franzoſen wird ſich demnächſt eine andere patriotiſche Feſtlichkeit anſchließen, deren Sinn auf die Ereigniſſe des Jahres 1809 hindeutet. Ein Herr Bawiſch war ſchon 1797 dem Wiener Aufgebot als Adjutant und Kaſſeoffizier gefolgt und iſt ſpäter Seidenfabrikant geweſen, bis bei der Volkserhebung im Jahre 1809 Bawiſch als Hauptmann bei der Bürgermiliz bei dem Anrücken der franzöſiſchen Armee am 11. März, als er mit einem Piket „auf der Schmelz" poſtirt war, durch eine Granate getödtet wurde. Als nun vor einiger Zeit auf der Schmelz, die der Garniſon als Exercierplatz dient, zufällig der dem Gefallenen damals geſetzte kleine Denkſtein entdeckt wurde, faßte der Buchhändler Schaumburg, Hauptmann im zweiten Bürgerregiment, den Entſchluß, dem muthigen Streiter in der größten Staatsbedrängniß

ein neues, entsprechenderes Denkmal zu errichten, und diese Feierlichkeit soll in den nächsten Tagen stattfinden, wobei das gedachte Bürgerregiment paradiren und die noch lebenden Töchter des Gefeierten erscheinen werden.

Durch den Hintritt der Hofschauspielerin Weissenthurn hat das Hofburgtheater eines seiner ältesten Mitglieder verloren, denn dieselbe kam noch unter der Regierung des unvergeßlichen Kaisers Joseph II. zu diesem Kunstinstitut, und ihr erstes Auftreten daselbst 1789 ist dadurch nicht ohne Interesse, daß an diesem Abend, wo man Spieß's: „drei Töchter" gab, der edle Monarch das letzte Mal im Theater war, das er selbst geschaffen. Im Jahre 1809 spielte Frau v. Weissenthurn im Schloßtheater von Schönbrunn vor Napoleon die „Phädra" im Drama gleiches Namens, von Racine, und der Eroberer, der bekanntlich ein Freund Talma's und Kenner der Schauspielkunst war, schien von der Leistung so befriedigt zu sein, daß er am nächsten Tage der Künstlerin eine Gratifikation von 3000 Franks übersenden ließ. Das älteste lebende Mitglied des Hofburgtheaters ist die Verstorbene indeß keineswegs gewesen, denn noch lebt der k. k. pensionirte Hofschauspieler Sanaras, ein Greis von 86 Jahren, der gleich nach der Verbannung des Hanswurstes und nach der Gründung des Burgtheaters durch Kaiser Joseph an der neuen Kunstanstalt wirkte, wo Brokmann, Jünger u. A. seine Genossen und Freunde waren. Sanaras hat auch eine Reihe von Bühnenstücken geschrieben, worunter die „Königin Johanna von Neapel," ein Drama von poetischem Werth und bühnlicher Wirksamkeit ist.

Ueber das lächerlich unvollständige Fremdenverzeichniß, das die Wiener Hofzeitung täglich zu bringen pflegt, ist schon vielfach geklagt und gespottet worden, ohne daß es darum anders geworden wäre. Tag für Tag lesen wir da die Ankunft jedes unbedeutenden Krautjunkers, jedes jungen Lieutenants, der an den Hals der Mama fliegt; aber umsonst suchen wir Namen der Kunst und Wissenschaft, Männer des Handels und der Industrie, an deren Aufenthalt sich tausendfache Interessen von Belang ketten, und es machte nur einen komischen Eindruck, daß in Bezug auf Jenny Lind, die als k. schwedische Hofsängerin in der Liste prangte, eine huldreiche Ausnahme stattfand. Wie groß das Bedürfniß einer vollständigen Fremdenliste, mit Angabe des Absteigequartiers, bei der täglich zuströmenden Masse der Fremden in unserer Stadt sei, bedarf keiner Auseinandersetzung, und es kann die nunmehr ertheilte Concession zur Herausgabe einer solchen Fremdenliste für den Besitzer leicht eine Goldgrube werden. Vielleicht ist es eine seltsame Fügung des Zufalls, daß der Bruder des genialen Heine in Paris, Herr Gustav Heine — Redacteur des hiesigen Fremdenblattes ist. Der Name Heine als verantwortlicher Herausgeber der Wiener Fremdenliste, fürwahr es liegt eine furchtbare Ironie darin! G. Heine war früher österreichischer Dragoneroffizier und hat ein paar kleine Lustspiele geschrieben, die indeß nicht so witzig sein sollen, als manche Zeile in den Reisebildern seines berühmten Bruders.

Zum Beschluß noch die Neuigkeit, daß der „deutsche Paul de Kock", der Kirchenreformator von Ulm, der den ehrlichen Schwaben eine so häßliche Nase drehte, der Doppelapostat Julian Chownitz unter seinem wahren Namen Chowanetz gegenwärtig als — Diurnist in dem Bureau der k. k. Generaldirection der Staatseisenbahnen in der Herrengasse ganz harmlos die Rechnungen der Bauingenieurs

copirt! Herr Chowanetz hat sich diesen ehrenvollen Posten durch seine reumüthige Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche erkauft und kann nun in Frieden auf seinen Lorbeer ausruhen.

D.

2.

Das Schuldengesetz. — Widersprüche der Justiz. — Die Wiener Zeitung. — Männergesangverein.

In den commerciellen Kreisen macht das neue Concursgesetz viel Aufsehen. Es sucht den Gläubigern eine größere Sicherheit zu bieten, als sie sich deren bis jetzt gegen böswillige oder leichtsinnige Schuldner zu erfreuen hatten. Einige der wichtigsten Momente, die es enthält, wollen wir hier hervorheben, da das neue Gesetz eines segensreichen Einflusses auf unsere commerciellen Verhältnisse gewiß nicht entbehren, und somit auch auf weitere Kreise eine bedeutende Wirkung üben wird. Zuvörderst muß der Schuldner auf Verlangen auch nur eines Gläubigers, den Eid auf die Richtigkeit seines eingegebenen Vermögens- und Schuldenverzeichnisses ablegen. „Die Concursinstanz hat sich ferner seiner Person zu versichern und ihn, wenn er seine Schuldlosigkeit nicht auszuweisen vermag, in Arrest zu nehmen.“ Durch diese beiden Momente wird dem Gläubiger ein Recht eingeräumt, indeß er früher nur Denunziant war. Die Behörde ist dem Gläubiger für die Person des Schuldners verantwortlich, und es wird der Concurs nicht mehr blos als eine Privatsache betrachtet, „da Gegenvorstellungen der Gläubiger oder eingeleitete Unterhandlungen die Untersuchung und Bestrafung des Gemeinschuldners niemals hindern dürfen.“ Gegen eingerissene Umgehungen des Gesetzes sind nun namentlich Vorkehrungen getroffen. Es war nichts Ungewöhnliches, einen fingirten Geschäftsfond nachzuweisen, um ein Handlungsbefugniß zu erlangen. Zeigt sich bei der Untersuchung des Concurses ein solcher Betrug, so verfällt der Schuldner einer bedeutenden Strafe. Ebenso wenn er in seiner Bedrängniß, wie es auch alltäglich vorkam, sich durch Verschleuderung der auf Credit genommenen Waaren zu helfen suchte, oder sich in Börsengeschäfte und die mannigfaltigen einem Hazardspiel mehr als einem Geschäfte ähnlich sehenden Papierschwindeleien eingelassen hatte. Namentlich aber stellt dieses Gesetz unter seine besondere Beaufsichtigung die Ehegattin des Schuldners, welcher dieser sehr oft eine sehr bedeutende Summe, ein Haus u. s. f. ohne hinreichende Ursache vor Ausbruch des Concurses verschrieb, und so nachdem er Alles in's Trockene gebracht, seine leeren Schränke den Gläubigern aufsperrte und sprach: da nehmt, was ihr findet. Er ist jetzt selbst angewiesen, wenn seine Passiva die Activa überschreiten, den Concurs bei Gericht anzumelden, und unterliegt, wenn er es nicht gethan, einer schweren Arreststrafe von drei Monaten bis einem Jahre, und so sind diese Fälle, wo sich durch Jahre ein solches Siechthum eines Handlungshauses dahinschleppte, und der entstehende Ausfall durch neues Aufnehmen, neue gewagte Speculationen verdeckt wurde, der Bruch aber stets unheilbarer ward, wenigstens gesetzlich nicht mehr so leicht möglich. Daß zwischen der Praxis und dem Gesetze noch eine ungeheure Kluft liegt, daß man auch jetzt tausend Wege ersinnen wird, um das Gesetz zu umgehen, wer wollte das verkennen? Hoffen wir aber, daß die Gerichte

das neue Geſetz mit Kraft und Energie handhaben werden, daß nicht der Schlendrian, dieſer alte Erbfeind Oeſterreichs, dem in allen Gerichtsſälen Altäre errichtet ſind, deſſen Denkmäler auf den öffentlichen Märkten und Plätzen ſtehen, auch hier das Geſetz werde umzuſtürzen ſuchen. Man ſollte gar nicht denken, wie revolutionär bei uns der Schlendrian iſt, er ſollte auf Hochverrath angeklagt werden, es gibt Nichts ſo Abſurdes, ſo Widerſinniges, was man nicht dem Geſetze und dem Geſetzgeber unterſchiebt und als ſeine Meinung erklärt, wenn man zu faul iſt, um zu denken, und es vorzieht, auf dem gewohnten Weg wie der Eſel zwiſchen den beiden Heubündeln, fortzuwandeln. Ich möchte wiſſen, ob nicht die Behörden anderer Staaten, wenn ſie den Staatslenkern ſolche Abſurditäten zumuthen würden, ſich alſogleich wegen „Majeſtätsbeleidigung und frechen unehrerbietigen Tadels der Landesgeſetze" vor ſich ſelbſt zu vertheidigen hätten. Das Geſetz fürwahr iſt in ſo vielen Fällen ſchlimm genug, aber ſeine Ausleger und Vollzieher. — — Einen komiſchen Fall wollen wir unter Tauſenden als Beiſpiel anführen. Ein Diebſtahl von 25 Fl. wird als Verbrechen behandelt, einer unter dieſer Summe als ſchwere Polizeiübertretung, was einen ſehr bedeutenden Unterſchied in der Strafbeſtimmung, Behandlung und den Folgen begründet. Nun kam ſehr oft der Fall vor, daß ein Diebſtahl von 26 Fl. W. W., der in dieſen Münzfuß angegeben worden, als Verbrechen, einer von 24 Fl. C. M. (60 Fl. W. W.) als ſchwere Polizeiübertretung behandelt wurde. Und die Antwort, die die Behörden, wenn darauf aufmerkſam gemacht wird, geben, lautet: „Es iſt freilich ein Unſinn, wir geſtehen es, aber das geht uns Nichts an, das Geſetz beſtimmt nichts darüber, das ſollen ſie oben verantworten!"

Man ſpricht davon, daß Adalbert Stifter, der Verfaſſer der „Studien" ein neu zu ſchaffendes Feuilleton der „Wiener Zeitung" zu redigiren berufen iſt. Haben Sie je von der Wiener Zeitung etwas gehört? Daraus ſchöpft man bei uns die politiſche Bildung. Dieſe und der „Beobachter" ſind die einzigen politiſchen Blätter in Wien. Man hat ſich voriges Jahr ſehr darüber gewundert, daß ſie beim Ausbruch der polniſchen Revolution die Erzählung der Begebniſſe brachten, und ſich nicht in undurchdringliches Dunkel hüllten. Die einzigen Nachrichten aus Oeſterreich, die ſie bringen, ſind Beförderungen und Adelsverleihungen. Wenn einmal nach Jahrhunderten das Blatt wird irgendwo aufgegraben werden, und ſich dann die Nachwelt die Zeitung anſehen mag, ſo wird ſie ein gerechtes Erſtaunen erfaſſen, und ſie wird glauben, daß in Oeſterreich der Kaiſer nichts Anderes gethan hat, als Adelige zu machen oder zu „geruhen," indeß in Frankreich und England u. ſ. f. noch ſo viel zu thun iſt, außer dem Geſchäft, die Civilliſte zu verzehren. Uebrigens ſteht auch von Frankreich und England nicht eben allzuviel, aber es ſticht von Oeſterreich genug ab; je weiter das Land von uns entfernt iſt, deſto mehr Aufmerkſamkeit wird ihm gewidmet, und von Oceanien ſollten mit Fug und Recht zwei Spalten ſtehen, wenn man nur Nachrichten davon auftreiben könnte. Es wäre zu wünſchen, daß ein beſonderer Correſpondent der Wiener Zeitung hingeſchickt werde, der einzige, den ſie irgendwo unterhält. — Dieſen Sonntag fand ein Ausflug unſeres Männergeſangvereins nach dem Kahlenberg ſtatt. Der Zulauf von Neugierigen dahin war ſehr groß. In einem ſeiner letzten Concerte hat der Verein „Was iſt des deutſchen Vaterland?" von Arndt geſungen. Die Wiener fühlten ſich ſtolz in dieſem Augenblicke und wur-

den ſo liberal, einige hochdeutſche Gedankenſtriche in die Luft zu machen. Die Wiener Literaten hätten auch gerne etwas dazu geſprochen, aber ſie fürchteten bei der Cenſur wegen deutſcher Hoffnungen oder wegen des Glaubens an ein einiges Deutſchland übel angeſchrieben zu werden. Die Literatur betritt kein Gemach mit dem Reſpect als das Amtsloch des Bücherreviſionsamtes in Wien.

3.

Nothſtand. — Suppenverein. — Oelkuchenbrod. — Religioſität des Kaiſers. — Die Wiener Zeitung und der Inſertionszwang. — Die Hofbibliothek. — Ein verirrtes Kreuz der Ehrenlegion. — Fürſt Metternich.

Die am 1. dieſes Monats erhöhte Brod- und Fleiſchſatzung regte die ärmere Bevölkerung in bedenklichem Grade auf, um ſo mehr als es bekannt iſt, daß trotz des Ausfuhrverbotes bedeutende Maſſen von Getreide außer Land gehen, indem einige mächtige Kaufleute früher abgeſchloſſene Verträge, die ſie zu Getreidelieferungen verpflichten, präſentirt haben. In den nächſten Umgebungen Wiens und in den Vorſtädten ergeben ſich fortgeſetzt Plünderungen von Bäckerläden. Im Widerſpruche mit den Anſtrengungen der Regierung, des Magiſtrats und der Privaten, die wetteifernd die hereingebrochene Noth zu hemmen ſich bemühen, ſteht eine Verordnung, welche einen ſehr betrübenden Blick auf unſere Finanzzuſtände wirft, vermöge welcher alle öffentlichen Bauten, die nicht unumgänglich nöthig ſind und alle Geldvorſchüſſe an Beamte unterſagt ſind. Eine neue Erſcheinung in den Straßen Wiens bildet ein viereckiger eiſerner, von einem Pferde gezogener Wagen, der an verſchiedenen Punkten der Vorſtädte hinfährt und den Armen aus ſeinem Bauche Suppe fließen läßt. Die Centralanſtalt der Rumfortſuppe, welche ſich den Titel eines „allgemeinen Wiener Hilfsvereins“ beilegte, erfreut ſich der größten Theilnahme, ſelbſt der Knappe Freiherr von Sina überbot diesmal den wohlthätigen jüdiſchen Goldkönig, indem dieſer nur 1000 Fl. C.-M., jener aber 4000 Fl. C.-M. beiſteuerte. — Das neuerfundene Brod aus Oelkuchen, wiewohl der Erfinder in ſeiner chemiſchen Fabrik 600 Arbeiter fortgeſetzt damit ernährt, kann trotz der Brodnoth nicht zu rechter Geltung gelangen *), indem die Bäckerinnung kein Mittel unverſucht ließ, das Bereiten dieſes um zwei Drittheile billigern und ſchmackhaften Brodes zu verhindern. Sein Erfinder iſt ein rühriger Kopf, und während ſein Projekt auf eine neue Tabakbereitungsbeize als dem Staatsmonopole gefährlich, in ſeiner Trefflichkeit aber anerkannt, abgewieſen wurde, beſchäftigt ihn die Bereitung eines eklatanten Bettfedernſurrogats.

Vor einigen Tagen erregte eine Scene allgemeines Geſpräch. Der Kaiſer mit dem Erzherzoge Friedrich fuhr durch die Jägerzeile, ein Prieſter nach katholiſchem Ritus ging in Pontificalibus mit dem Allerheiligſten und dem voranſchreitenden leitenden Meſſner zu einem Sterbenden. Der Kaiſer ließ ſeinen Wagen halten, ſtieg aus demſelben und verrichtete knieend mit entblößtem Haupte das übliche Gebet für ein leichtes Sterben. Prinz Friedrich blieb aufrecht neben dem Monarchen ſtehen. Hier, wo man weiß, daß der Kaiſer gewiß keine poli-

*) In Brüſſel, wo Handelsfreiheit den Einſpruch der Bäckerzunft unmöglich macht, iſt nach einigen offiziellen Verſuchen mit Oelkuchenbrod die ganze Erfindung für unzweckmäßig erklärt worden. D. R.

tisch-religiöse Demonstration machen wollte und nur der innern religiösen Regung folgte, machte die Scene einen lebendigen Eindruck, und war in den nächsten Stunden schon das Gespräch der Residenz.

Ein Bruder Heinrich Heine's hat so eben die Bewilligung erhalten, in Wien eine Fremdenliste herauszugeben, welche wirklich ein längst gefühltes Bedürfniß war, denn die privilegirte Wiener Zeitung gibt nur hochgeborene und hochwohlgeborene Reisende an. Von berühmten Künstlern und den größten Männern der Wissenschaft nimmt die alte aristokratische Dame keine Notiz, wenn er nicht wenigstens ein „Ritter von" ist. Der sechsjährige Pacht dieser Zeitung, welche von einem eben so unwissenden als leidenschaftlichen Geschäftsführer mehr als von ihrem zwar schläfrigen, aber sehr rechtlichen Redacteur geleitet wird, geht zu Ende und wird wahrscheinlich wieder, wie es doch vorschriftmäßig ist, ohne angekündigte Concurrenz, den Ghelen'schen Erben wieder verliehen werden, weil — vor 152 Jahren ein niederländischer Mann Namens Ghelen die lucrative Bewilligung bekam, eine deutsche Zeitung in Wien herauszugeben. Wenn auch die jetzige Führung der Fortbildung und dem Bedürfniß der Zeit durchaus nicht mehr entspricht. So sehr wird in Oesterreich in jeder kleinsten Richtung selbst die heilige Stabilität geehrt; doch spricht man davon, daß den hiesigen Blättern aus diesem Anlasse wenigstens die literarischen Inserate, welche die ungarisch-deutschen Blätter ohne Widerspruch genießen, werden gestattet werden. Gewiß zum Vortheile des Buchhandels und der Autoren, indem die Wiener Zeitung trotz ihrer 5000 Abonnenten doch nur provinziell ist und in der man die Bücheranzeigen eben nicht sucht, während die belletristischen Blätter über die ganze Monarchie hin verbreitet sind.

Die hiesige gelehrte Welt hat durch den Tod des Directors an der k. k. Hofbibliothek, Albrechts von Kraft, einen schmerzlichen Verlust erlebt; er verstand und schrieb vierzehn Sprachen, darunter die Orientalischen sein Hauptstudium bildeten; seine letzte Arbeit war die Schreibung eines raisonnirenden Catalogs, den er mit einem jüdischen Literaten Namens Simon Deutsch herausgab; er starb erst 32 Jahre alt.

Die Hofbibliothek, welche trotz ihres Beamtenstandes und sogar neu aufgenommenen Amanuensis noch immer keinen Realcatalog besitzt, hat 4000 Dubletten der Bibliothek in Athen zum Geschenk gemacht. Wie viele österreichische Provinzialhauptstadt-Bibliotheken hätten damit bereichert werden können! Aber das Geschenk stellte dem fungirenden Hofrathe den Erlöserorden in Aussicht und wirklich erhielt er das Commandeurkreuz desselben. Unangenehm berührte es die hiesige Künstler- und Gelehrtenwelt, daß der völlig talentlose Geiger dessen Oper „Wlasta" ein in Wien unerhörtes Fiasko erlebte, so eben den Orden der Ehrenlegion erhielt. Hyrtel, der gelehrte Professor der Anatomie, Ferdinand Wolf, der tiefe Kenner der romanischen Sprachen und Poesie, sollen erklärt haben, fortan die gleiche Decoration, die ihnen im vorigen Jahr geworden ist, nicht mehr tragen zu wollen. Die Biographie des großen Componisten ist, daß er der Mann seiner Frau ist, welche eine Marchand des Modes ist, deren Mann durch ihre sprichwörtlich gewordene Zudringlichkeit Musiklehrer in mehreren aristokratischen Kreisen geworden ist. Wir unsrerseits freuen uns über diese Ordensverleihung und über noch mehrere ähnliche, und die lächerliche Ordensjagd, die jetzt hier herrscht, wird

bald ihr Ende erreicht haben, weil jeder Betheiligte ſo leicht in den Fall kommen kann, ſich mancher ſeiner Collegen ſchämen zu müſſen.

Fürſt Metternich feierte am 15. Mai ſeinen 74. Geburtstag — in vollem Wohlſein, welches nur zu Zeiten von einem bedrohlichen Leiden unterbrochen wird; letzteres iſt jedoch weniger ſtörend als die Verminderung der Sehkraft und die immer zunehmende Schwerhörigkeit.

0—0

III.

Aus Berlin.

1.

Die Debatte über die Periodicität des Landtags. — Charakteriſtik der Parteien. — Engliſcher oder ruſſiſcher Hof. — Die Deutſchkatholiken. — Mayen. — Theater und ſonſtige Freuden und Leiden.

Die zweite Hauptſchlacht in unſerm ſtändiſchen Entwickelungskampf iſt nun auch geſchlagen, und hat, wie die erſte, zu einem ungewiſſen Ausgang geführt. Es handelte ſich dabei um zweierlei: dem König die Nothwendigkeit einer periodiſchen Einberufung des Centrallandtags ſowie den Wunſch der Verſammlung, daß dieſe Periodicität in kurzen Zwiſchenräumen wiederkehren möge, vorzuſtellen, außerdem aber ſich auf dem Rechtsboden feſtzuſtellen, der unbeſchränkten Macht der Krone gegenüber. Das letzte war das Augenmerk derjenigen Fraction des Hauſes, die man als die 137—9 bezeichnet, die in dem bekannten Proteſt eine Declaration ihrer Rechte niedergelegt hatten, und die ſich daher unmöglich beikommen laſſen konnten, um das zu bitten, was ſie rechtlich ſchon zu haben glaubten. Das Vincke'ſche Amendement forderte daher einfach die Krone auf, dieſe Rechte anzuerkennen. Dieſer Rechtsſtand der Unterthanen, dem abſoluten Königthum gegenüber, war es, was das Gouvernement vorzugsweiſe bekämpfte. Das Amendement erlangte nicht die erforderliche Majorität von zwei Drittel der Stimmen (obgleich in ſeiner zweiten, vom Grafen Schwerin ausgegangenen Faſſung, nur fünf Stimmen fehlten), ebenſo wurde der Antrag der Abtheilung, in welchem die Rechtsgründe hinter die Nützlichkeitsgründe in Schatten geſtellt wurden, durch den vereinigten Widerſtand der „Proteſtirenden" und der royaliſtiſchen Ultras verworfen, und die ermüdete Verſammlung ging endlich auf ein Compromiß ein, in welchem beide Motive neben einander beſtanden. Auch ſo hat die Petition noch die Feuerprobe einer Berathung in der Herrencurie zu beſtehen. Sollte ſie hier durchgehn — eine nicht ganz unmögliche Vorausſetzung, da ſchon vor Eröffnung des Landtags Graf Arnim ſich in dieſem Sinne erklärte —, ſo läßt ſich wohl kaum erwarten, daß das Gouvernement einer auf ſolche Weiſe ausgeſprochenen Bitte Gehör verſagen werde. — Der Held des Tages iſt diesmal wieder Herr v. Vincke geweſen. Man kann ſagen, daß die Schwäche der Deduction in ſeiner Rede mit dem Glanz ſeiner Aperçus wetteifert. Selbſt das Pathos der Rheinländer kann ſich mit dieſem ausgezeichneten Talent nicht meſſen. Diesmal ſind übrigens die Oſtpreußen, die bei der erſten Hauptſchlacht eine nicht beſondere Rolle ſpielten, bedeutender hervorgetreten. Sie bildeten den Hauptſtamm der „Rechtspartei", und einzelne ihrer Redner ließen an Beſtimmtheit und Unerſchrockenheit Nichts zu wünſchen übrig. Neben Auerswald, der diesmal ſeine unglücklichen Vermittelungsverſuche wieder gut gemacht hat, ſind beſonders der

Bürgermeiſter Sperling und der Landrath v. Bardeleben zu nennen. — Vor Allem iſt aber der moraliſche Eindruck, den die Debatte auf das Land machen muß und auch wohl auf die allerhöchſte Perſon hervorzuheben. Außer den Miniſter von Bodelſchwingh, Eichhorn und von Savigny hat ſich aus dem Lager der Conſervativen kein Redner von Bedeutung hervorgethan. Außer dieſen drei Herren war alle Ueberzeugung und alles Talent auf der liberalen Seite. Nun ſind noch drei Hauptſchlachten zu erwarten: über das Preßgeſetz, die Anleihe und die Wahl der Ausſchüſſe. Miniſter Eichhorn nahm den Liberalen gegenüber, die ſich die großen Namen eines Stein und Hardenberg aneignen wollten, die conſervative Richtung dieſer Männer in Schutz; man ließ das gelten, und erklärte, man wolle dieſe conſervativen Beſtrebungen eben den revolutionären Tendenzen des Gouvernements gegenüber fortſetzen. Der proteſtirenden Partei gegenüber, die ſich im Ruſſiſchen Hauſe verſammelt hatte, hatte ſich eine conſervative gebildet, die im Britiſh Hôtel zuſammengekommen war; als man gegenſeitig dieſe Namen bewitzelte, erklärte Vincke, als Haupt der erſteren, man habe das Ruſſiſche Haus nur gewählt, um auch die Männer der andern Partei hineinzuziehn, von deren Sympathien für England man damals noch keinen Begriff gehabt! — Unter den politiſchen Flugſchriften ſind die parlamentariſchen Briefe von Ariſtides — das unverſchämteſte, was aus legitimer Feder in dieſer Branche gefloſſen — und die ſtändiſchen Blätter unſers unermüdlichen Mundt, des Philoſophen für Berlin wie es ißt, vielfach geleſen. — Das Concil der Deutſchkatholiken hat bei den Vernünftigen einen übeln Eindruck hinterlaſſen. Nachdem der Staat ihnen nun wirklich die beanſpruchte Glaubensfreiheit gewährt, verſchmähen ſie auf einmal dieſelbe, und reiten das Paradepferd des hiſtoriſchen Rechts, wir ſind die allein ſeligmachende katholiſche Kirche, wie ſie durch den weſtphäliſchen Frieden und die Concordate rechtlich feſtgeſtellt iſt! — Dr. Meyen ſoll um Gnade gebeten haben. Wenn man doch lieber die Folgen voraus bedenken und Unvorſichtigkeiten unterlaſſen möchte, ſo ſehr es auch juckt! Wie fein das Gouvernement ſolche Pater peccavi auszubeuten verſteht, haben die Beiſpiele von Uhlich und Prutz zur Genüge gelehrt. — In unſerer Theaterwelt iſt nicht viel Neues. Die Schlegel-Töſter hat uns nach längerer Trennung von der Bühne wieder den Fidelio vorgeführt; Fräulein Oswald, vorläufig nur noch ein Talent, hat ſich in einigen leichten Parthien Anerkennung verſchafft; im Schauſpiel ſind Ihre alten Bekannten, Fräulein Unzelmann und Herr Richter die Löwen des Tages. Ueber die Mittelmäßigkeit des Letztern darf ich Ihnen nichts Neues erzählen. — Dagegen geben ſich die Sommerlocale Mühe, dem reiſeluſtigen Berliner die Schwielen an den Füßen zu erſparen. Ein Vauxhall findet er täglich bei Kroll; italieniſche, ſpaniſche und conſtantinopolitaniſche Sommernächte, wo er will, eine chineſiſche Halle in der alten Jacobſtraße; kurz er kann die ganze Weltumſegelung Cooks und Kotzebue's mitfühlen, ohne den heiligen Sand des Spree-Athens und ſeine Düfte zu verlaſſen. Auch die Aufführungen Beethoven'ſcher Symphonien vermehren ſich täglich. — Die Berathungen über die Theuerung dauern fort, und die Theuerung ebenſo, aber die parlamentariſche Wirkſamkeit der Central- und Lokalvereine iſt noch immer ein ſchöner Traum, eine Sage aus Winterzeiten, ein „dummes Mährchen voller Klang und Wuth, das Nichts bedeutet.“

Neukölln.

2.

Vom Landtag.

Der Ausgang der Verhandlungen der zweiten Curie über die Petitionen auf Abänderung des Patents vom 3. Februar im Sinne der alten Gesetze, womit sich die zweite Curie die ganze vorige Woche hindurch beschäftigt hat, kann als ein ziemlich günstiger für die liberale Opposition bezeichnet werden. (Vergleiche den voranstehenden Brief.)

Rücksichtlich der Staatsschuldendeputation hatte die „Abtheilung" beantragt, dieselbe solle nie die Mitwirkung der Stände ersetzen dürfen, die Krone solle dagegen in außerordentlichen Fällen auch ohne vorherige Einwilligung der Letztern Anleihen kontrahiren dürfen.

Da dies einer Preisgebung der ständischen Rechte nahe kam, so drang der Gegenantrag durch, „daß ohne Einwilligung der Stände keine Schuld irgend einer Art gemacht werden dürfe, über das Verfahren aber in Fällen, wo die Einberufung der Stände unmöglich sei, möge die Regierung denselben eine Proposition zur Vereinbarung vorlegen." Der Landtagscommissarius erklärte übrigens, daß eine Ersetzung der ständischen Mitwirkung durch die Deputation nie beabsichtigt worden sei; jedoch ward auch hierüber eine authentische Declaration Seitens der Krone zu erbitten beschlossen. Ebenso betreffs der Domänen, obwohl auch dabei der Landtagscommissarius versicherte, daß keine Schmälerung der aus den frühern Gesetzen den Ständen zukommenden Rechte im Patent vom 3. Februar verfügt werden solle.

Noch sind zu erwähnen die Anträge, „daß der Beirath des vereinigten Landtags durch die der Provinziallandtage in allgemeinen Gesetzen nicht rechtsgültig ersetzt werden dürfe, und daß die ständischen Gesetze ohne Zustimmung der Stände von der Regierung nicht abgeändert werden sollen. Diese sämmtlichen Petitionen müssen jetzt erst ihren Weg durch die Herrencurie nehmen, und es ist zu befürchten, daß sie dort in mehrfacher Hinsicht geschwächt werden dürften. So ist der Graf von Arnim, dessen Einfluß in der ersten Curie überwiegend ist, für die dreijährige Periodicität; es ist daher vorauszusehen, daß die Petitionen wohl noch einmal zur zweiten Curie zurückgehen werden, und diese sich dann zu mancherlei Concessionen hergeben wird.

Erwähnenswerth ist die Erklärung des Finanzministers in der Sitzung des 5. Juni über die Bank, die dahin ausläuft, daß der Staat keineswegs eine Garantie für die Bank übernommen habe, und daß, falls einmal in Folge irgend einer großen Krise die Bank ihre Noten nicht einzulösen im Stande wäre, diese auch an den Staatskassen nicht acceptirt werden würden. Wir glauben nicht, daß diese Erklärung dazu beitragen wird, den Cours unserer Banknoten, besonders im Auslande, zu heben.

Obwohl der Landtag bis zum 19. Juni verlängert worden ist, so ist doch gar keine Aussicht da, daß die Stände bis dahin mit ihren wichtigsten Arbeiten im Reinen sein werden. Die Frage bleibt also dieselbe wie bisher, weitere Verlängerung, oder Vertagung bis zum Winter. Die Entscheidung über die jetzt vorliegende Angelegenheit wird wesentlich dazu beitragen, den hierauf bezüglichen Beschluß der Regierung zu bestimmen. Es kömmt heute nämlich das Gutachten

der Abtheilung über die für die Oſtbahn zu bewilligende Garantie vor die vereinigten Curien. Wird dieſe bewilligt, ſo hat die Regierung in der Hauptprinzipienfrage den entſchiedenſten Sieg erfochten, und die Niederlage bei dem Landrentenbankgeſetz iſt wieder ausgeglichen. Dazu iſt aber wenig Ausſicht.

D.

3.

Vom Landtag.

Der Ausgang der Debatte über die für die Oſtbahn verlangte Garantie iſt ſo ausgefallen, wie wir es vermutheten. Dieſelbe iſt geſtern mit einer überwiegenden Majorität (mehr als zwei Drittel, obwohl bei dieſer Frage nur die einfache Wahrheit erforderlich iſt) abgelehnt worden. Mit wenigen Ausnahmen haben ſämmtliche Deputirte der Provinz Preußen, trotz der großen Vortheile, welche ihre Provinz aus dieſer Bahn ziehen würde, gegen die Garantie geſtimmt, weil ſie in dem gegenwärtigen Zuſtande der Rechtsunſicherheit und der beeinträchtigten ſtändiſchen Rechte eine ſolche nicht zu leiſten im Stande wären. Der Fahnenträger der Oppoſition war bei dieſer Gelegenheit, wie bei ſo vielen frühern, wieder Herr von Vincke, der in ausführlicher und überzeugender Weiſe die Bedenken der Rechtspartei darlegte. Die Herren von Auerswald und Hanſemann verfochten dieſelbe Anſicht mit großer Energie. Von Seiten der Regierung machte der Landtagscommiſſarius Miniſter v. Bodelſchwingh vergeblich die äußerſten Anſtrengungen, die Annahme durchzuſetzen, er ſcheiterte um ſo mehr darin, als viele Abgeordnete von ſonſt conſervativen Geſinnungen aus materiellen und, ſagen wir es gradezu heraus, egoiſtiſchen Intereſſen ihrer Provinzen gegen den Geſetzentwurf ſtimmten, der dem Staate ein ſo großes Opfer zu Gunſten einer einzigen Provinz auflegt. Uebrigens hätte die liberale Oppoſition allein, deren Mehrheit ſich in wiederholten Fällen auf das eclatanteſte herausgeſtellt hat, zur Verwerfung der Garantie hingereicht, allerdings nicht mit einer ſo zahlreichen Majorität, als es jetzt geſchehen iſt. Noch bemerken wir, daß ſämmtliche anweſende Prinzen des königlichen Hauſes für den Geſetzentwurf ihre Stimmen abgaben. Allgemein fragt man ſich jetzt, was die Regierung gegenüber der Beharrlichkeit der Stände unter gegenwärtigen Verhältniſſen keine Geldbewilligungen zu machen, für Maaßregeln ergreifen wird. Soll überhaupt die preußiſche Staatsmaſchine auf den einmal eingeſchlagenen Wege ſtändiſchen Lebens ſich weiter fortbewegen, ſo ſcheinen Conceſſionen unabweisbar. Die Gelegenheit dazu iſt dem Gouvernement durch die von der zweiten Curie beſchloſſenen Petitionen aufs Trefflichſte geboten; bei dem unbeſtreitbaren Einfluß, welchen daſſelbe durch einzelne Mitglieder des Herrenſtandes auf die erſte Curie ausübt, wird es ſich in kurzem zeigen, ob die Regierung wünſcht, daß durch Beitritt der erſten Curie jene Petitionen vor die Krone gelangen oder ob ſie dem entgegenarbeitet. Im letztern Falle iſt es ſchwer, einen befriedigenden Ausweg aus dieſem Conflicte anzugeben. D.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

E. M. Arndt und die Demagogenzeit.

Nothgedrungener Bericht aus ſeinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtriebe. 2 Bde. Leipzig 1847.

Ein literariſcher Streit zwiſchen dem Stadtgerichtsrath Simon und dem Miniſter v. Kamptz hat eine alte Geſchichte aus den Zeiten der demagogiſchen Unterſuchungen wieder aufgerührt, in denen der Letztere nicht eben die edelſte Rolle geſpielt hat. Es waren nämlich in jenen Zeiten die Papiere Arndt's mit Beſchlag belegt worden und aus denſelben Aeußerungen als hochverrätheriſch bezeichnet, die, wie es ſich in der Unterſuchung ergab, gar nicht von Arndt, ſondern von des hochſeligen Königs Majeſtät herrührten. Da der Miniſter dieſen Umſtand friſchweg abgeleugnet hatte, ſo hat ſich der alte Profeſſor veranlaßt gefunden, die Actenſtücke aus den Unterſuchungsproceſſen jener Zeit, ſo weit ſie ihn betrafen, und die Briefe, die damals mit Beſchlag belegt wurden, zu veröffentlichen: ein geſchichtlicher Beitrag von doppeltem Intereſſe, einmal für die Stimmung der Zeit von 1806—15, dann für die Reaction, die namentlich ſeit der Ermordung Kotzebue's in den Anſichten der deutſchen Regierungen eintrat.

„So muß ich denn endlich den Staub abſchütteln, einen thränenvollen Staub, wenn ich zu Thränen leichte Augen hätte; ich muß eure dicken Bäuche ſprengen, ihr ſchwergefüllten Bücherberge, und die Finger mit Schmutz und das Herz mit dem Leichendunſt wie aus Grabgewölben längſt verſchollener Jahre beſtäuben laſſen. Wie mir auch vor all' den geſpenſtiſchen Erinnerungen ſchaudert, ihr müßt einmal wieder an's Licht, ihr alten zergelbten zerfreſſenen Papiere. Ihr müßt für mich ſprechen, damit falſche Zungen nicht hinter meiner Bahre ſprechen dürfen. — Das fühlt der Greis, der eben ſeine 77 voll macht und jeden erſten beſten Augenblick aus ſeinem ſchon bröcklichen Erdenberge herausgeſchüttelt und entſtäubt werden kann."

Der erſte Theil dieſer Schrift enthält den Schriftwechſel zwiſchen Arndt

und den Behörden in Beziehung auf ſeine Unterſuchung, der zweite die in Beſchlag genommenen Briefe nebſt einigen andern.

E. M. Arndt wurde im Sommer 1818 zum Profeſſor der neuern Geſchichte auf der Univerſität Bonn ernannt. Aber ſchon den 11. Jan. 1819 wurde Arndt eine Cabinetsordre folgenden Inhalts mitgetheilt: „Der Profeſſor A. ſei unter die Zahl der in Bonn angeſtellten Profeſſoren mit aufgenommen worden, weil man deſſen Talent anerkannt und das Vertrauen in ihn geſetzt habe, er werde dem wichtigen Berufe eines Lehrers der Jugend ſowohl im Lehren als im Betragen und in ſeinen Schriften genügen; dieſe Erwartung habe er aber, obgleich ihm ſolche von dem Staatskanzler zu erkennen gegeben ſei, im 4. Theil ſeines „Geiſt der Zeit" nicht erfüllt. Se. Majeſtät wollten zwar nicht glauben, daß deſſen Abſicht tadelhaft geweſen ſei, aber das Buch enthalte wenigſtens ganz unſchickliche und unnütze Dinge, die beſonders einem Lehrer der Jugend übel anſtänden und nachtheilig auf die Jugend wirken könnten. Se. Maj. ſeien zwar nicht gemeint, eine freie Diskuſſion zu beſchränken, ertheilten aber dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten den Auftrag, ihn zu warnen und aufzufordern, künftig vorſichtig zu ſein, indem Se. Maj. auf den preußiſchen Univerſitäten keine Lehrer dulden könnten, die Grundſätze wie die in dem 4. Theil des Geiſtes der Zeit enthaltenen aufſtellten, und daß er bei der erſten ähnlichen Veranlaſſung von ſeiner Stelle entfernt werden würde."

Als nach der Ermordung Kotzebue's der Sturm gegen die Univerſitäten losbrach, wurden ſeine Papiere mit Beſchlag belegt, er ſelbſt den 10. Nov. 1820 von ſeinem Amte ſuspendirt und im Februar 1821 die Criminalunterſuchung gegen ihn eingeleitet. Er mußte ſich einer Unterſuchungsfolter von beinahe anderthalb Jahren unterwerfen *), und erlangte am Ende derſelben nicht einmal gerichtliche Freiſprechung, ſondern blieb ſuspendirt, doch mit Beibehaltung ſeines Gehalts. (Erſt bei der Thronbeſteigung des jetzt regierenden

*) „Für einen Profeſſor war es ſehr hart, ſich von einem Manne befragen zu laſſen, der ſich bei der Unterſuchung oft auf Felder verlaufen mußte, worauf er nimmer nur ein leichteſtes Aehrlein geleſen hatte. Z. B. In einem Briefe ſtand: „das iſt über meiner Sphäre." — Richter A. Sphäre? was iſt Sphäre? — B. Ich glaube, Sphäre heißt auf Griechiſch Ball. — A. Ball? „über meinen Ball?" was ſoll das heißen? — Da erhuben ſich denn Geſpräche und philologiſche und etymologiſche Deutungen, endlich Annäherungen und Uebergänge zum wirklichen Sinn ſolcher Hexenformeln. Wirklich habe ich mir manches Spätere, ſo viel ich konnte, zum Spaß zu machen geſucht und mich wie ein geduldiges Schaaf in die langweilige Folterung ergeben; aber ſie blieb nichts deſto weniger eine fürchterliche Zermürbung und Abtödtung des Geiſtes."

Königs, als die alten Freunde und Glaubensgenoſſen Arndt's an's Ruder kamen, wurde er in ſeinen Lehrſtuhl wieder eingeſetzt und im folgenden Jahr zum Rector der Univerſität erwählt.)

Den 4. Juni 1821 theilte die Preuß. Staats-Zeitung Auszüge aus den mit Beſchlag belegten Papieren mit, um wie in unſerer Zeit mit dem Artikel über Marr, Heinzen und Freiligrath das Publikum vor den mordbrenneriſchen Abſichten der Demagogen zu warnen. Auch aus A.'s Briefen war mehreres genommen, und zwar aus dem Zuſammenhang geriſſen und entſtellt. Vergebens beſchwerte ſich A. darüber bei dem Staatskanzler und in einer Immediateingabe an den König, deſſen eigene Worte von der Inquiſition mißbraucht waren. Man hatte dem König nämlich im Jahre 1809 den Plan zu einer levée en masse eingereicht, und der König hatte u. a. mit eigner Hand dabei an den Rand geſchrieben: „Jeder wird nur ſeinen Plan befolgen wollen und die Verwirrung allgemein werden. Vermuthlich wird der Feind, der auf ſolche Dinge abgewitzt iſt, der Sache ſchnell den Garaus machen. Ein Paar Executionen, und die Sache hat ein Ende. — Wenn ein Prediger erſchoſſen ſein wird, hat die Sache ein Ende." — Dieſe Bemerkungen waren nun A. imputirt und ihm der Verdacht jakobiniſcher Mordabſichten untergeſchoben. In Papieren, die abgeriſſene, nie mitgetheilte Bemerkungen enthielten, Geburtstagsgedichten ſeiner Familie, flüchtigen Briefen *) ſuchte man die weiteren Spuren dieſer hochverrätheriſchen Pläne. Aber umſonſt beſchwerte ſich A. über dieſe öffentliche Ehrenſchändung, über Entziehung ſeiner gehörigen natürlichen Gerichte, deren Stelle Specialcommiſſionen eingenommen hatten, worin zum Uebermaaß Feinde und Gegner zugleich als Ankläger und Richter ſaßen; über die in Deutſchland und Preußen bisher unerhörte Inquiſition auf innerſte Gefühle, Meinungen und Gedanken, über die völligſte Rechtsſperre u. ſ. w.

Von dieſer Art der Inquiſition der Merkwürdigkeit wegen einige Bei-

*) „Die Königl. Polizeicommiſſion, als ſie im Sommer 1819 bei mir eindrang, fand außer alten zerriſſenen Blättern Makulatur und Packpapieren, die ſie in meinem Bücherzimmer und aus Taſchen, Koffern und heimlichen Orten zuſammenſuchte, unter Andern ein altes zerriſſenes Beinkleid und beſchmutzte Stücke alter Hemden und Halsbinden, die in meinem Bücherzimmer lagen und bei einer kleinen Reiſe gebraucht waren, Stiefeln darein zu wickeln. Sie packte dieſe alten Lappen mit ein, und dieſe ſind von Commiſſion zu Commiſſion bis nach Mainz gewandert und haben endlich ordentlich gewaſchen werden müſſen, bis ſie mir nebſt andern alten meiſt zerdrückten Papierlappen, die von jener Polizeicommiſſion zuſammengeleſen waren, als künftige Erinnerung an dieſe Zeit vor ein paar Wochen wieder zurückgeliefert ſind."

ſpiele. — „In einem Briefe ohne Datum an Reimer vom Jahre 1810! ſage ich: „„Hier noch ein Paar Reime für das Wunderhorn, die Einlage gib gütigſt auf die Poſt."" — Da bin ich (1821) gefragt, was für Reime ich für das Wunderhorn überſchickt habe, was für eine Einlage R. habe auf die Poſt beſorgen ſollen? — In einem Briefe an R. vom 8. Mai 1811! ſtehen die Worte: „„Dank, mein wackrer Freund, für Deine letzten lieben Worte vom 28. April."" — Hierüber bin ich (1821) gefragt, welche Bewandniß es mit R.'s letzten lieben Worten gehabt habe? — In einem Briefe an R. vom 23. Jan. 1812: „„Es geht mir ſo Manches im Kopfe herum, wofür das Papier zu eng und zu treulos iſt. — Aber was man ſo oft und ſo leicht als Gewißheit von innen ſchaut, ſoll ja auch draußen einmal gewiß werden, ſagen die Philoſophen; nein, nicht die, es ſagt's der älteſte und heiligſte Glaube der Einfalt. Gott erhalte Dir Leib und Muth friſch."" — Hiebei iſt gefragt und wieder gefragt, was mir damals im Kopfe herumgegangen ſei? Auch R. iſt gefragt worden, ob er nicht wiſſe, was mir im Winter 1812 im Kopfe herumgegangen ſein könne? Ferner iſt die Frage an mich geſtellt: was hat es mit der Bemerkung „„Gott erhalte Dir Leib und Muth friſch"" für eine Bewandniß? Dabei ward auf das Wort Muth gedrückt, als deſſen Gebrauch hier doch eine beſondere Veranlaſſung haben müſſe." — Am drolligſten iſt folgende Scene. Im Jahre 1815 ſchreibt ein pietiſtiſcher Hauptmann Plehwe, der ſich auch in Briefen an den König ſtets „Dein liebender Sohn" unterzeichnete, an A.: „Lieber Vater Arndt! die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti ſei mit uns! Amen. In jenen Tagen, als ich Dich erkannte, war meine Seele bewegt, und ich habe Dich mit treuer Liebe umfaßt, und mit Zuverſicht geglaubt, daß Du ſeieſt ein Vater unſers Volks, ein Verkündiger der Wahrheit in Jeſu Chriſto. Und ich wurde getrieben, dieſen Glauben zu bekennen, und ſchrieb an Dich das Wort meines Herzens, der Friede Gottes durch unſern Herrn Jeſum Chriſt komme über Dich u. ſ. w. u. ſ. w." A. antwortete ihm: „Lieber frommer und freundlicher Jüngling u. ſ. w.", was man ſo antwortet. Der Richter bemerkte ihm nun: „Durch dieſen Brief bot ſich Ihnen eine Veranlaſſung dar, dieſem Manne über die falſche Richtung ſeines Geiſtes eine angemeſſene Zurechtweiſung zu geben!" — Damals wurde der Pietismus durch den Polizeiſtaat geſchulmeiſtert; die Zeiten haben ſich geändert.

Man griff Arndt ſogar wegen ſeinen frühern Schriften an, in denen er, damals noch nicht preußiſcher Unterthan, hiſtoriſch das Mangelhafte in der Wirkſamkeit z. B. Friedrichs des Großen nachzuweiſen geſucht hatte. „Rohe

Entwürfe und Sammlungen, leichte Aufwallungen und Gefühle des Augenblicks und der Stunde, wie ſie in noch leichteren Worten und Briefen an Freunde ſich ungemeſſen und ſorglos ergießen, hat man zu Verbrechen zu verdeuten gewagt und hat ſie verſtümmeln müſſen, um nur den Schein von etwas Gefährlichem hineinzubringen"*). Man entgegnete ihm immer, am Ende der Unterſuchung werde man ſchon Alles für ihn thun, was die Verhältniſſe geſtatten würden, und der Staatskanzler fand ſich ſogar (14. Juli 1822) veranlaßt, ihm „den in ſeinen Eingaben angenommenen Ton und die Art, wie er ſich darin über die höchſten und achtbarſten Staatsbeamten geäußert, ernſtlich zu verweiſen und ihn aufzufordern, in etwaigen ſpäteren Vorſtellungen nicht weiter Veranlaſſung zu einer ähnlichen Rüge zu geben."

A. analyſirt nun ſeine ſämmtlichen Schriften, um nachzuweiſen, wie wenig ihr Inhalt Veranlaſſung geben konnte zu dem Verdacht revolutionärer Beſtrebungen. A. hatte faſt alle dieſe Bücher, wegen deren er in Unterſuchung gezogen wurde, gegen die Franzoſen im Dienſt der alliirten Könige geſchrieben, und zwar als Unterthan und Beamter Schwedens nach dem Jahre 1805, im Dienſt und Auftrage der ruſſiſchen Regierung in den Jahren 1812 u. 13, endlich im Sold der Centralverwaltung der hohen verbündeten Mächte. Ueber alles dieſes brachte er die anerkennendſten Zeugniſſe von den damaligen Gouvernements bei. Aber freilich war jetzt die Parole eine andere. — Dieſe Schriften ſind folgende: „Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen 1803", „Germanien und Europa 1803" (ein ſcharfer Angriff auf die Eroberungsſucht Bonaparte's und das nivellirende Syſtem der Aufklärung**). „Fragmente über Menſchenbildung 1805", „Geiſt der Zeit, 1. Theil 1806" (Zorn über die franzöſiſche Herrſchaft, nebſt erneuten An-

*) Närriſch genug macht ſich in einem Brief des Dr. Ebel an A. der Plan eines deutſchen Bundes zur — Einführung und Annehmung einer deutſchen Volkstracht für beide Geſchlechter! Das ſei nächſt der Sprache das zweite Wichtigſte! Alles Politiſche wird ausdrücklich von dieſer projectirten Geſellſchaft ausgeſchloſſen.

**) Darin Folgendes: „Die franzöſiſche Revolution ſelbſt in ihrem Anfange und Ende iſt der ſicherſte Beweis der Entmenſchung und Inhumanität des Zeitalters. — Wie wenige Züge von Edelmuth, Menſchlichkeit, Kraft (!!!) in der franzöſiſchen Revolution! — — Es umſchwärmten die windigſten Hoffnungen und bunteſten Träume von Republiken aller Art der politiſchen Himmel; ungeheure Begriffe von Freiheit bildeten ſich, wie ſie theils nie, theils in den nächſten 2000 Jahren noch nicht möglich ſein wird. Man hatte faſt alle Idee von Naturzwang verloren und bei der Geiſtigkeit den Leib der Erde und des Staats vergeſſen, ſo daß man einſeitig Geſetze für Engel und Teufel machte, die auf leichten Schwingen in der Luft leben können u. ſ. w."

griffen gegen die Aufklärung und ihre Beförderer*) erlebte in neun Jahren drei Auflagen), „2. Theil 1808", „Briefe an Freunde 1810"**), „Ueber die Verfassung Schwedens 1810"***), „Glocke der Stunde in drei Zügen (Petersburg) 1812", „Soldatenkatechismus 1812" und einige kleine Schriften ähnlichen Inhalts, z. B. „Katechismus für den christlichen Kriegs- und Wehrmann 1813", „das preußische Volk und Heer 1813", „Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa 1813". (Ein leidenschaftlicher Angriff auf den Einfluß, den die französische Sprache und Sitte auf Europa ausgeübt hatte), „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze 1813", „Geist der Zeit, 3r. Theil 1813". (Hauptgrundsatz: Das Neue und Revolutionäre in der Zeit kann nur durch Frömmigkeit und Hochsinn überwunden werden!) „Phantasien für ein künftiges Deutschland 1815". (Solche Phantasien haben uns in unserer Entwickelung um ein Menschenleben aufgehalten!) „Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland 1814", „Entwurf einer deutschen Gesellschaft 1814" (A. ist niemals Theilnehmer einer geheimen Gesellschaft gewesen, nur als Fuchs auf der

*) „So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und ohne Phantasie, ohne Vaterland und Freiheit, ohne Himmel und Erde. Die Väter hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken und Freude brachte, ein allmächtiges Schicksal, die Idee einer ewigen Nothwendigkeit; wir sind so klein geworden, daß die Erhabenen uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donnerschlägen hin. Religion — der schlaue Sclav hat sie nie gehabt, sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampfe in Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin sich seine wimmernde Eitelkeit wiederspiegelt."

**) In diesen ist es von Interesse folgende Kritik des deutschen Idealismus zu lesen: „Es ist wahr, wir können mit Zufriedenheit auf unsere Ideenarbeiten hinblicken, aber mit Wehmuth müssen wir auch gestehen, daß dieser himmlische Reichthum uns irdisch arm gemacht hat, und daß andere unsere Erde zu besitzen kommen, während wir für sie den Himmel erobern. Es ist verzeihlich, daß wir in der Begier, das Herrlichste zu gewinnen, das Kleinere vergessen haben, aber mit Recht sind wir dadurch den Andern zum Gespött und uns zur Trauer geworden. Solches Hinausspielen des wirklichen Lebens in eine fremde Welt, solche Ungestalt und Ueberfließung in ein fast ganz leibloses Dasein, ist nirgends in Europa so zu sehen, als bei uns, und wenn die Fremden den Ursprung dieses Zustandes so erblicken könnten, als die Gescheidtesten von uns selbst, sie würden sich über uns noch mehr wundern, daher unsere politische Erbärmlichkeit und Hülflosigkeit, daher, während die Bessern von uns das höchste Leben der Zeit und aller Welt so genialisch darstellen, die Schlechtern wegen Mangels irdischer Haltung und Kraft so unbeschreiblich kümmerlich zerflossen.

***) Auch ein ungedrucktes Manuscript von ähnlichem Inhalt aus dieser Zeit, ein roher Entwurf, wurde Gegenstand hochnothpeinlicher Untersuchung.

Universität hat er dieses Spiel gemacht), „Blicke aus der Zeit in die Zeit 1814", „Ueber den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staate 1815", „Ueber Preußens rheinische Mark 1815"*), „Der Wächter, eine Zeitschrift 1815 u. 16", „Geist der Zeit, 4r. Theil 1818"**).

Der zweite Band enthält den Briefwechsel A.'s mit seinen Freunden, der für die Charakteristik jener Zeit von hohem Interesse ist. Die einflußreichsten Männer jener Zeit: Stein, Gneisenau, Hardenberg, Niebuhr, zeichnen sich darin auf das Genaueste ab; auch Eichhorn, gegenwärtig Minister der geistlichen Angelegenheiten in Preußen, spielt in diesem Briefwechsel eine große Rolle. Damals wußte sich der Polizeistaat mit der Romantik nicht zu vertragen; seitdem hat der erstere gezeigt, daß er weit genug ist für jeden beliebigen Inhalt. — Des größeren Interesses wegen heben wir einige Stellen aus dieser Correspondenz heraus.

Am Vollständigsten ist der Briefwechsel mit dem Buchhändler Reimer

---

*) „Der Gedanke, daß Preußen einst das Fürstenthum über die Fürsten und Lande und die erste Stelle in Deutschland einnehmen werde, muß ja wohl ein sehr unschuldiger sein, da er selbst in der Hauptstadt des preußischen Staats so kühn hat gedacht und kundgethan werden können, als er nie in meinen Kopf gekommen ist, und zwar zu derselben Zeit, als ich wegen viel kleinerer und leiserer Gedanken von Unterordnung der Fürstenthümer, welche ich vorlängst gehabt hatte, so abgeängstet worden bin."

**) In Beziehung auf diese Schrift wurde unter andern an A. folgende Frage gestellt: „In der geschilderten angeblich verworrenen Lage der Dinge verweisen Sie auf den fortleuchtenden Geist der Jahre 1813 u. 14, wodurch die unsichtbare Idee von Volk, Freiheit, Vaterland und Deutschland erhalten werde. Sie halten es daher für Ihren Beruf, die heiligen Flammen zu schüren und die schönen Hoffnungen zu nähren. Es fragt sich daher: 1) Woher haben Sie diese Wahrnehmungen? 2) welche Hoffnungen sind es? und unter welchen Voraussetzungen vertrauen Sie auf deren Realisation? — — Wie wenig übrigens diese Schrift die Absicht hatte, die Masse zu entzünden, zeigt unter andern folgende Stelle: „Es lauert jetzt mehr denn je ein Stolz und Trotz des Ungemessenen, was der jugendlichen Kraft, die das Leben noch nicht geprüft hat, gar leicht ein unermeßliches däucht und mit verblendetem Uebermuthe dahin braußt. Denn die Regel werdet ihr wohl lernen durch das Leben, wie ihr mehr hinauskommt, daß, jemehr die Welt den Menschen mit Ruhm und Thatenlust zieht und reizt, destomehr er sich in die Innenwelt, in seine eigene Brust, zurückziehen und dort den stillen Richter fragen muß, ob er draußen auch zu wild und frech geworden" u. s. w. — Ueber das Praktische in A.'s Ansichten gibt folgende Stelle Auskunft, deren Inhalt A. noch gegenwärtig anerkennt: „Von der Nützlichkeit und Christlichkeit eines Kreuzzuges gegen Asia und Afrika, auch gut zur künftigen Ableitung zu großer Volksmenge und wilden Stoffes aus Europa." „Nicht immer nach Westen, sondern nach Osten muß einmal wieder geschaut werden, Europa muß wieder nach dem alten Geburtslande zurückblicken. Hier ist eine schöne und große Aufgabe für den heiligen Bund. Europa muß nun einmal wieder auf Asia und Afrika zurückfließen, und durch Christenthum und Menschlichkeit jene Länder verjüngen, die in der gräulichsten Barbarei verfault oder verwildert sind."

in Berlin, dem Jugendfreunde Eichhorn's, deſſen glänzendes Hotel in der Wilhelmsſtraße noch heute dem geiſtlichen Miniſter zum Bureau dient. Er umfaßt die Jahre 1809—19. Ich hebe nur eine incriminirte Stelle heraus, aus einem Briefe A.'s vom September 1815. „Es muß ſich nothwendig ein neues Zeitalter Deutſchlands erheben, und die wiederholten politiſchen Dummheiten und Schlechtigkeiten beſchleunigen es, und zwingen uns dem mit trocknen Augen in's Geſicht zu ſchauen, wovor wir vor einigen Jahren noch zitterten. Das Vaterland kann wohl kaum ohne eine wilde Umwälzung gerettet werden. Will die preußiſche Regierung klug ſein, ſo könnte ſie oben ſtehen. Hier (in Köln) geht es eben nicht gut, und das Land wird einem dadurch verleidet. Nur eine tüchtige Univerſität, und vor Allem eine tüchtige (hier durchaus landſtürmiſche) Einrichtung des Kriegsweſens kann dies Land mit dem rechten Geiſt durchblaſen. Mit den Franzoſen wird es nur ein Waffenſtillſtand, und die Welt muß ja proviſoriſch leben und Jeder auf ſeine Weiſe ſich an's Proviſorium gewöhnen. Das iſt nur das Schlimmſte, daß die lauſigen Kerle, die zum Theil mit ſteuern, die außerordentliche Zeit mit kleinlichen Mitteln treiben und halten wollen."

Ein Urtheil A.'s über Steffens. (1819). „Man muß wohl endlich die bittere Erfahrung lernen, die uns das oft ſo herbe Leben gibt, daß der Teufel und die Lüge und endlich der gleißende Schein und die noch gleißendere Dummheit früher oder ſpäter den fangen und einfangen, der von dem Eitlen beſeſſen iſt. Was bei Jünglingen von 17—25 Jahren oft ein unſchuldiges Spiel iſt, das wird bei dem Mann von 35—45 Jahren immer einmal ſündlich und verbrecheriſch. Man ſoll keinem trauen, wie glänzend ſeine Gaben auch ſind, welchem Wahrheit und Einfalt nicht immer die höchſten Göttinnen bleiben. Steffens iſt von jeher ſo geweſen, daß er nie einen ſchönen Schein oder hübſchen Witz hat unterdrücken können, und in ſeinen letzten Büchern ſtreift er nur zu oft ſchon an die dünne und heilloſe Sophiſtik eines Adam Müller hin; und wie weit kann er noch ſtreifen und ſchweifen? Was kann man nicht verzieren für Gott und für die Hölle, wenn man zu verzieren wagt, zumal mit Steffen's Genialität? Aber dieſer vornehme Geiſt, wie er in dummer Selbſtbehaglichkeit ſich nennt, wird endlich unter die gemeinen Vornehmen gerathen, unter die Junkeriſchen und Junkergenoſſen, ja er iſt ſchon darunter. Er bewährt die jammervolle Erſcheinung von ſo vielen Zeitgenoſſen, daß, wem der volle ſittliche Zorn und Ernſt fehlt, in der lüſternen Wolluſt des Glanzes untergehen muß. Wir haben der philoſophiſchen, halb myſtiſchen, halb ſophiſtiſchen Exemplare ſchon genug, an welchen alles muthigſte Leben verdorrt iſt. — Den Schlegel, auch einen verwelkten

und ausgelaugten Menſchen, habe ich ... noch zu keinem ernſten Wort bringen können" u. ſ. w.

K. Schildener an Arndt. — Greifswald, December 1813: „Die ſchwer errungene Freiheit des Vaterlandes darf nicht geſchmälert werden um ein Haarbreit! Wo ich feſten Fuß faſſen kann, wirke ich mit der innerſten Kraft einer unentweiheten Geſinnung hin, und ich liebe die Stelle wie meine Braut, wo ich einſt für Deutſchland fallen kann. — Einige Dinge werden künftig nothwendig ſein: 1) Alljährige freie Staatsbürger- nicht Stände-Repräſentation in den Territorien. 2) Eine immerdauernde Reichstagsverſammlung der fürſtlichen Geſandten. 3) Ein Reichsgericht, bei deſſen Beſetzung Fürſten und Völker concurriren. 4) Eine Militärmacht, die ganz Deutſchland ſchleunig in Bewegung ſetzen kann. 5) Nur Ein Hof, wo fremde Geſandte erſcheinen." Damals glaubte man noch an die Möglichkeit, die dynaſtiſchen Sonderintereſſen mit dem gemeinſamen der Nation vereinigen zu können. Von demſelben (1814): „Jede Gemeinſchaft muß ſich ſelbſt adminiſtriren, der Fürſt hat das Oberaufſichtsrecht, verfügt über das Heer und die Steuern, und damit gut. In dieſem Verhältniß haben die bedeutenden Städte immer geſtanden. Von ihnen hat man die Staatswirthſchaft zuerſt gelernt, und ſie blühen noch, nachdem ſchon mehrere neumodiſche Dynaſtien untergegangen. Welch' ein Unglück, daß Preußen in ſeiner Verfaſſung alles Deutſche zerſtört hat! Darum trägt aber auch jeder deutſche Mann einen Haß gegen dieſen Staat, den nur eine ungeheure Buße und eine ſich ſelbſt vernichtende Reue verſöhnen können." —

Schleiermacher an Arndt (1818): „Mir ſind Provinzialſtände, die lange vor einer allgemeinen repräſentativen Verſammlung hergehen, etwas ſehr Bedenkliches, nämlich für einen Staat in der Lage und von der Zuſammenſetzung des unſrigen; denn je ſelbſtſtändiger die einzelnen Provinzen ſich fühlen, ohne auf eine ſtarke Weiſe an den Mittelpunkt gebunden zu ſein, um deſto leichter und leichtſinniger werden ſie bei der erſten Kriſis an eine andere Herrſchaft übergehen. Nur wenn Provinzialſtände mit einer allgemeinen Repräſentation innig verbunden ſind, erreichen ſie den Zweck, die Eigenthümlichkeit und das unmittelbare Lebensgefühl in den Provinzen zu erhalten, ohne daß der Verband mit dem Ganzen dadurch leide... Die Perſönlichkeit des Königs wird immer ein ungeheures Hinderniß ſein, die allgemeinen Angelegenheiten vorwärts zu bringen; nie wird er ſich in ein frei öffentliches Weſen finden lernen, und wie ihm ſchon die Univerſität hier zu viel iſt, wie ſollte er je eine freiredende Verſammlung in ſeiner Nähe dulden?" — Unmittelbar nach dem Tode Kotzebue's ſchreibt derſelbe (1819):

„Was der alte Sünder auch verbrochen hat, es kann keine Hölle für ihn geben, wenn er weiß, welchen Lärm sein Tod auf dieser armen Erde macht; denn seligeres Futter gibt es nicht für seine Eitelkeit. Noch hat ja die Furcht nicht ganz aufgehört, daß er noch alle Universitäten mit sich in die Grube ziehen werde. Selbst ganz honette Leute lassen sich thörichtes Zeug vorschwatzen, Gneisenau z. B. hat mich seit dieser Zeit gar nicht gesehen, und gesagt, daß sei doch nun die Folge von dem, wie die Jugend gelehrt werde, und ein ordentlicher Mann dürfe damit keine Gemeinschaft haben." In derselben Zeit: „Unser ganzes Verwaltungswesen wird überhaupt immer miserabler, und es will die höchste Zeit werden, daß etwas dazwischen fährt. Ich dachte, die große Gelindigkeit, mit welcher selbst die bairische Regierung von den Ständen behandelt wird, sollte den Leuten Muth machen, den Schritt endlich zu thun, dem sie doch nicht ausweichen können."

Der Freiherr von Stein an A., Januar 1818: „Die Frage wegen landständischer Verfassungen wird gegenwärtig von allen Seiten abgehandelt; die Mehrheit will dergleichen Institutionen in das Leben gebracht haben, Manche, und leider die Machthaber, suchen sie zurückzuhalten und zu beseitigen. Bei diesem Zustand der Dinge sollten doch alle Freunde einer gesetzlichen Freiheit sich vereinigen, um das gemeinschaftliche Ziel zu erringen und den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, und nicht unter einander sich verunreinigen, nicht durch Unbesonnenheiten Blößen geben und sich wechselseitig schaden. Die wahren Widersacher der guten Sache sind das Beamtenheer. Diese wünschen, gut besoldet mit Bequemlichkeit, durch pensions pragmatiques für das Leben gesichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; sie ahnen es, daß durch eine Repräsentativ-Verfassung für sie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Scheinverantwortlichkeit wie jetzt, gegen ihre 70 Meilen entfernten überladenen Obern vorhanden sein wird, und daß ihre Zahl sich verringern muß. Statt nun die aus diesem Zustand der Dinge entstehenden Hindernisse zu beseitigen, spricht man gegen die Aristokraten, die ohne wahren Einfluß sind, und predigt den reinen Demokratism, begeht Narrheiten wie Oken und Jahn, und gibt den Widersachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürsten gehässig zu machen. So gehen wir blind in der Irre und hetzen uns auf die tollste Art gegen einander; der eine will das Volk in einen großen Brei auflösen, alle Gliederungen und Absonderungen zerstören, der andere will die Bauern in Tagelöhner, die Bürger in patentirte Pfuscher, und das Ganze in ein Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen, phantastischen Gelehrten verwandeln u. s. w. Der gegenwärtige Moment ist wichtig und verhängnißvoll. Männer, wie

E. Wohlgeb., die im Getümmel des praktiſchen Lebens und in mannigfaltiger Bewegung und Berührung gelebt, ſollten ihre Stimme erheben und ihren Einfluß geltend machen. Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müſſen alſo das Alte nicht zerſtören, ſondern es zeitgemäß abändern und uns ſowohl den demokratiſchen Phantaſten als den gemietheten Vertheidigern der fürſtlichen Willkür widerſetzen. Beide vereinigen ſich, um Zwietracht unter den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft zu erregen, in entgegengeſetzten Abſichten: die einen, um alle Verſuche, eine repräſentative Verfaſſung zu bilden, zu vereiteln, die andern, um eine unhaltbare in's Leben zu bringen. Dieſer Haß unter den Ständen, unter Bürgern und Adel, beſtand in den blühendſten Zeiten der deutſchen Städte, im 13—14 Jahrh. nicht; jeder Stand hatte ſeine Ehre, zwiſchen ihnen beſtand ein wechſelſeitiges Band der Dienſtleiſtungen, des Umgangs, durch Verfaſſung und Sitten geknüpft. Dieſe Stände müſſen neben einander beſtehen, nicht durch einander gemengt, ein Geſchlechts- und Güter-Adel, kein Dienſt-Brief-Adel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbe-Stand, ein ehrſamer freier Bauernſtand, kein Tagelöhnergeſindel: und ſo ſteht der alte durch den Lauf der Zeit geſchwächte Stand der Freien wieder da, erſcheint in der Gemeinde, am Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Berathen und Beſchließen, und greift in gemeinſamer Noth zu Wehr und Waffen. Ein ſolcher Zuſtand der Dinge läßt ſich aus dem Beſtehenden entwickeln; auf dieſe Art wird nicht alles zertrümmert und ein neues, aus der Luft gegriffenes Gebäude ohne Feſtigkeit und Haltung aufgeführt."

Gneiſenau an A., im Sommer 1814: „Die große Sache wäre alſo ſo ziemlich gut durchgefochten worden, freilich nicht ohne Hülfe eines allgewaltigen Schickſals. So wie das Schwert ruhte und die Diplomatie waltete, traten der Fehler noch mehrere ein. Man richtete ſeinen Blick nur auf ſelbſtſüchtige Vortheile und vergaß oder vernachläſſigte das Allen gemeinſame Deutſchland. Man wollte ſich die überwundene Nation verbinden, und vernachläſſigte es, Deutſchland eine Grenze zu geben, wie ſie ihm Noth thut. Dieſe Verſäumniß wird durch heftige Kriege geſtraft werden. Doch Sie wiſſen ja dies Alles bereits durch H. v. Stein. Dieſem edelſinnigen Deutſchen verdanken wir viel. Er war faſt der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beiſtand, man müſſe nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Möchte man ihn ferner gehört haben und noch hören wollen; aber die Schwachen und die Boshaften ſtehen im Bund gegen ihn: jene fürchten, dieſe haſſen ihn. Ich fürchte daher, daß ſeine Einwirkung in Wien nicht groß ſein wird. Die öſterreichiſchen Diplomaten beſon-

ders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorciſiren. Wohl ihm, daß es ihm gelungen iſt, die Ruſſen dieſſeit des Niemen zu bringen! Ohne dieſes wäre Deutſchland noch unter franzöſiſchem Joch. Es iſt Pflicht, daß Sie dies einmal der Welt ſagen." — „Die Nothwendigkeit, Preußen bald ſogleich eine Conſtitution zu geben, habe ich mündlich und ſchriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunſt angehören, gebieten dies. Es gibt kein feſteres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unſere ältern zu knüpfen, als eine gute Conſtitution. Ueberdies müſſen wir dadurch die Meinung von Deutſchland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geiſter. Der dreifache Primat: der Waffen, der Conſtitution, der Wiſſenſchaften, iſt es allein, der uns zwiſchen den mächtigern Nachbarn aufrecht erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Würtemberg und den andern rheinländiſchen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten; ſie ſind feindſelig gegen uns geſinnt, wir müſſen ihnen daher die Herzen ihrer meiſt neuen Unterthanen dadurch abwendig machen, daß wir den unſrigen eine gute Verfaſſung und würdige Geſetze geben."

Niebuhr an A., April 1813: „Wenn Sie wiſſen, in welchem Verhältniß ich einſt zu Hrn. v. Stein ſtand, ſo muß es Ihnen unnatürlich vorkommen, wenn ich Sie nicht bitte, mich ihm zu empfehlen. Er hat mir weher gethan als irgend ein anderer Menſch: denn er hat die treueſte Liebe mit Füßen getreten und Ihre Vertraulichkeit dem blinden Vorurtheil für den elendeſten Menſchen — für Hardenberg — aufgeopfert: einen Brief preisgegeben. Gott verzeihe ihm, und ſei mein Zeuge, daß ich ihm darum nicht weniger Heil wünſche, daß er ſo geſündigt hat. Ich wünſche ihm nur die Strafe, daß er den, für den er es that, tief verachte, und daß ſein Gewiſſen ihn oft erinnere, während ſein Stolz es ihm nicht erlauben wird, dem leicht und gern Verzeihenden die Hand mit Gefühl wieder zu bieten. Es iſt doch nie eine Freundſchaft mit einem hochgebornen Herrn." — Antwort von A.: „O wenn wir doch einen hätten, der recht in der Sache ſäße! Stein thut es nicht, weil er bei redlicher Geſinnung immer neue Sprünge macht, zuweilen auch Stöße, im Allgemeinen kühner als die Kühnſten, im Einzelnen oft peinlich. Gott muß es machen und das Volk, oder ſonſt gehen wir noch einmal wieder recht tief unter, bis es von untenauf gährt. Mein Verhältniß zu Stein hat ſich ſo gefunden, und ich benutze es blos als Firma, einige Ideen auszubreiten. Er iſt faſt immer gütig gegen mich, nie oder ſelten zutraulich, was er überhaupt wenig ſein

kann; dazu gehört doch die Geburt. Er könnte viel mehr, wenn er militäriſche Anſichten hätte und wenn ſeine Hitze überhaupt ein Ganzes in Ueberſicht begreifen und feſthalten könnte. Das kann er aber nicht und hat er nicht. Herb kann er ſein und achtet nicht genug die ſtillen Kräfte und Tugenden." — In durchaus conſtitutionellem Sinn ſind auch einige Briefe der Oberpräſidenten v. Schön und v. Vincke gehalten. Die Bureaukratie ſagte damals Keinem zu. „So hätte denn der liebe Gott," ſchreibt (1815) der jetzige Miniſter Eichhorn, „durch das Schwert unſers Heeres und durch die Treue und Hingebung des treuen Volkes, das in ihm iſt, uns herrlich und zu den ſchönſten Hoffnungen wieder aufgerichtet. Alter Freund, ſei nicht verdrießlich, das elende Geſindel von Diplomaten, das weder für eigene, noch weniger für ſeines Volkes Ehre Gefühl hat, kann es unmöglich lange mehr machen. Neben ſolcher Kraft und Tüchtigkeit, die in ſo vielen ſich erweckt, und mit jeder Uebung, deren es wohl noch mehrere geben wird, ein neues Wachsthum gewinnt, kann ſolche Schwäche und Leerheit nicht lange mehr beſtehen."

Es war eine eigenthümliche Zeit, dieſe Gährung der Freiheits-Tendenzen, dieſe wunderbare Verſchmelzung der alten Romantik mit Ahnungen des neuen Geiſtes: reich an Hoffnungen, reich an Wünſchen, reich an Illuſionen. Es war nur ein ſcheinbarer Reichthum, denn nur das hat der Geiſt wahrhaft erworben, was er klar begreift. Darum wollen wir uns aber unſerer jetzigen Klarheit nicht überheben; es mußte jener Gährungsprozeß der trüben Elemente vorausgehen, ehe ſie, geklärt, zu einem begeiſterten Trank ſich erheben konnten.

Städtiſche Fragen aus Wien.

1. Juni.

Die neuen Bauten und das alte Syſtem. — Schlachthäuſer. — Das Budget der Stadt. — Kornſpeicher und Markthallen. — Feſtungsgräben und Glacis. — Die neue Hauptmauth. — Das Bankerottgeſetz. — Projecte zur Regulirung der Donau. — Die Donauſchiffe. — Omnibus. — Die Commune und ihre Aufgabe.

Unter den materiellen Vortheilen, deren ſich unſere Reſidenz jetzt zu erfreuen hat, gibt es mehrere, die unſtreitig ihr Entſtehen dem thätigen Geiſte unſeres Bürgermeiſters zu danken haben. Viele Straßen werden verbreitert und regulirt, überall ſieht man neue Communicationen, und ſo der Circulation von 400,000 Menſchen neue Hilfswege eröffnet. Der allgemeine Geſchmack in den Neubauten wird lobenswerther, graziöſer und die finſtere Monotonie, die Langeweile der armſeligen Gleichförmigkeit, wodurch ſich die meiſten Gebäude Wiens bemerkbar, oder richtiger unbemerkbar machen, weicht vor dem heiterer geſtimmten Genius einer Zeit zurück, die der Kunſt wie der Wiſſenſchaft die wichtige Lehre gibt, daß man zur Weisheit keinen Zopf, ſo wie zur Tüchtigkeit weder ein ſaures Geſicht, noch irgend ein Amtskleid brauche. Dieſe Stimmung, hoffen wir, wird endlich dem bureaukratiſchen Miſanthropismus die Thüre weiſen, dafür aber die Spontanaität der Regungen im Individuum, ihre ungehinderte, freigeſetzliche Aeußerung hereinlaſſen und den ſchwer kreiſenden Staatshämorrhoidarius in die Reihe der Mißgeburten ſtellen. Wenn es bei uns nichts Lächerlicheres geben wird, als einen Beamteten, der blos Bureaukrat iſt, dann wird Oeſterreich aufathmen können, ſich glücklich fühlen, auch ohne Conſtitution, und nicht ex officio. „Die nächſten zehn Jahre" — ſo hörten wir unlängſt einen bei allen Patrioten gefeierten Mann ſich äußern — „müſſen entſcheiden, ob Oeſterreich zur ſtaatlichen Exiſtenz im Geiſte der Neuzeit berechtiget iſt." Ein großes Wort! Mögen es die vielen Bureaukraten beherzigen, die nichts als Beamtete ſind, Haus und Hof, Titel und Würden aber auf ihre Kinder vererben wollen.

Unſtreitig haben die im Zuge begriffenen oder erſt projectirten Neu-

bauten unſerer ſchönen Reſidenz ihre ſoziale, ihre politiſche Bedeutung. Sie ſind, darum wichtig, weil ſie trotz des Syſtems entſtanden, wie die Eiſenbahnen. Sie tragen einen Charakter an ſich, der auf den Fortſchritt deutet, wenn ihnen auch das Wort „Fortſchritt" nicht an der Stirne klebt, wie bei Schreyer's Affentheater, der koſtbarſten Satyre, welche die Unſchuld je auf den Wiener Aushängeſchild des Status quo gemacht.

So z. B. wollte man die Gewerbe nicht freigeben, und dennoch baut man jetzt öffentliche Schlachthäuſer. Kennt aber das Publikum ihre Bedeutung? Vor der Hand gewiß nicht; denn noch jetzt heißt es in Wien, daß Jeder ſeinen oder ſeine Ochſen in jenen Abattoirs zwar ſchlachten laſſen, jedoch nicht verkaufen dürfe, und daß wieder nur die privilegirten Fleiſcher die Verkäufer ſein ſollen. Wer's glauben könnte! Wir glauben's aber nicht, und ſind überzeugt, daß dieſe Fleiſchmonopoliſten, wie die Korn- und Holzwucherer, über kurz oder lang zur Thüre hinausgejagt werden müſſen. Denn das Fleiſch muß in einem höheren Grade Nahrungsmittel des Volkes werden, als dies jetzt der Fall iſt, und damit dies geſchehen könne, muß die Concurrenz frei gegeben werden.

Und wie die Schlachthäuſer entſtehen mußten — auf dieſes Wort legen wir ein beſonderes Gewicht, denn Nothwendigkeiten ſind nur Geſetze, und Geſetze ſind Nothwendigkeiten — ſo werden auch die Kornſpeicher ſich erheben müſſen. In Wien haben wir viele treffliche Plätze zu dieſem Zwecke, hauptſächlich die beiden Ufer des Wiener Waſſers — dieſes Surrogats unſerer Donau, die leider! nur in der Mitte uns gehört, und deren Mund, geknebelt und verſtopft, ihre ſtille Klage in das ſchwarze Meer einer ſcheuen Politik ergießt. Das reiche Einkommen der Wiener Commune, vulgo Magiſtrat, das ſie aus den eigenen Fonds und dem magiſtratiſchen Aufſchlag der Acciſe bezieht — 5 bis 7 Millionen jährlich — geben einem redlich wollenden, aufgeklärten Bürgermeiſter, der ſeinen Namen weiter hinaus als über die Dauer ſeines Amtes bringen will, die genügendſten Mittel an die Hand, derlei, die materiellen Intereſſen des Volks zufriedenſtellende Einrichtungen in's Leben zu rufen. Der Menſch lebt im Leben nur vom Gelde, nach dem Tode aber von ſeinem Namen. Darum rufen wir Herrn Czapka zu neuen Anläufen Muth zu, ſintemalen wir es noch nicht ſo weit gebracht haben wie die Römer mit ihrem „Coraggio, santo Padre!"

An die Frage der Schlachthäuſer und Kornſpeicher, dieſes Kappzaumes des Wuchers, dieſer einfachen Corrective des ſeine Ufer bei jeder Gelegenheit überfluthenden Stromes, Egoismus geheißen, knüpft ſich die Frage der Markthallen an. Wien, das herrliche Wien, von der Natur mit tauſend-

fachem Reiz umfangen, der den Wiener eben zu jenem kerngesunden Menschen macht, an dem weder Cleriker noch Bureaukraten, weder Aberglaube noch Furcht, den Grundton verwischen konnten, Wien, die reinlichste unter den großen Städten der Welt, entbehrt noch jetzt des Luxus und Comforts von Markthallen. Die ehrbare Bürgersfrau, die häusliche Mutter ihrer Kinder, der Angelpunkt so vieler Existenzen, die Köchin und die Magd, Alle müssen unter freiem Himmel, im Regen und Schnee, bei Koth und Staub, markten und feilschen, ihre Einkäufe besorgen, zum großen Nachtheile ihrer Gesundheit und gewiß nicht zur bessern Conservirung ihrer Kleider. Und dies in Wien, wo man für die innere Stadt, wo ein Festungsgraben die zwecklose Hauptumfassung bildet, geräumige, solide Markthallen herstellen könnte, wie sie Philadelphia, Boston, Neu-York und fast alle Städte in den Freistaaten besitzen, wie sie beinahe noch in jeder altbedeutenden Stadt Belgiens und Hollands als Ueberlieferung des Mittelalters zu treffen sind, wie London und Paris sie haben, und wie jetzt noch Italien in den Arcaden sie aufweist. Mittelst gedeckter Stiegen, welche von den zu Promenaden dienenden Wällen durch die Courtinen in den Graben führen, wäre eine einfache und bequeme Communication herzustellen. Wir nannten die Hauptumfassung zwecklos. Ja gewiß; denn der Hof, das geehrte und darum geliebte Kaiserhaus, hat vom Volke durchaus nichts zu fürchten. Die Monopolisten aber mögen bedenken, daß es nicht so sehr darauf ankommt, den Pöbel nicht in die Stadt zu lassen, als daß es dem Pöbel nicht belieben möge, sie darin eingeschlossen zu halten. Solche Befestigungen sind wahre Mäusefallen, und werden es um so mehr, als Simering und Kaiserebersdorf, die als Munitionsdepots den Nerv der Vertheidigung bilden, ziemlich weit außer der Stadt liegen. Fürchtet man sich aber, so möge man jene Markthallen als Tenaillen anlegen. Sie werden ihren Zweck als „Zangen" doppelt erfüllen, weil die Hauptmärkte Wiens in der innern Stadt sind. Das dieselbe wie ein Gürtel umschlingendes Glacis, zugleich als Ventilator dienend, bietet den Vorstädten trefflich gelegene Plätze für Markthallen an; wo aber das Glacis fehlt, dort sind gewiß noch Baustellen in Menge vorhanden, um den Bewohnern ein Geschenk zu machen, das auf die Gesundheit und den Comfort der Bevölkerung im Allgemeinen einen bedeutenden Einfluß nehmen muß.

Ferner will Herr Czapka die große Idee in's Werk setzen, vor der neuen, herrlich gebauten Hauptmauth einen Bassin auszugraben, der als Hafen für die Handelsschiffe — leider sind diese nur Flöße — dienen soll, welche das Wiener Wasser aus der Donau in den Schooß der Residenz

führt. Verſteht aber das Publikum die Bedeutung einer großen Staatshauptmauth? Wir hoffen, daß ihrer Einrichtung die Idee der engliſchen Docks zu Grunde liegt, die das Entrépot-Syſtem, als den erſten Begünſtiger des Handels und Umſatzes, in's Leben rief. Jene Hauptmauth ſoll hienach der Landdock für unſern Binnenverkehr werden, das heißt, das Entrépot bilden, wo unter Aufſicht der Staatsbehörde, gegen Witterung und Unbilde, gegen Nachläſſigkeit und Muthwillen geſchützt, die angelangten Waaren ſicher und bequem, ohne die Dazwiſchenkunft von Magazineuren und Senſalen, ohne einer Umladung oder Verfuhrung zu bedürfen, aufgehoben, wo ſie nicht blos ein Mal, ſondern zehn Mal verkauft werden können, ohne ſich vom Platze zu rühren, und wo endlich der Lagerſchein das einzige Document bildet, der von Hand zu Hand gehend, den Verkauf regulirt und dem letzten Inhaber den Beſitz der Waare ſichert. Wir begrüßen dieſes Syſtem mit um ſo größerer Freude, als die Verkäufe ſonach bona fide geſchloſſen werden müſſen, mithin das Rechts- und Ehrgefühl der Verkäufer jedesmal auf die Probe ſtellen. Denn Niemand kann alsdann eine verderbte Ladung Zucker, Kaffee oder Wolle, da ſie der Käufer blos nach dem Lagerſchein, ohne Beſichtigung übernimmt, als gut verkaufen, ohne ſeinen guten Namen mit in den Preis zu geben, was in der nächſten Stunde an der Börſe bekannt würde. Leider wird bei uns der Waarenhandel noch wie der Roßhandel betrieben, wo der Verkäufer auf die Unwiſſenheit des Käufers ſpeculirt. Dieſe mercantiliſche Oeffentlichkeit iſt ein großer Schritt vorwärts, befreit den Handel aus den Banden des Schachers, ſtößt das Prinzip um: „acheter à trois sous ce qui vaut six sous, et vendre à six sous ce qui vaut trois sous," und macht ihn zu einem hohen humanitariſchen Inſtitut. Iſt einmal der edlere Geiſt des Handels hier beſſer begriffen, ſo wird dieſer Oeſterreich zum Anſchluß an den Zollverein drängen. —

Erwähnung verdient die jetzt in's Leben getretene Maßregel der Ueberweiſung von Crida- und Concursfällen an das Criminal. Dabei meint aber das Publikum, der ganze Unterſchied gegen früher beſtehe darin, daß die großen Betrüger, die den Bankerott „de longue main" vorbereiten können, ihr Vermögen vielleicht drei Monate früher auf ihre Frauen oder „Sleeping Partners" überſchreiben werden, was ſonſt blos drei Tage vorher zu geſchehen brauchte, um auch ſalvirt zu ſein; und daß an jener Geſetzesangel nur wieder jene armen kleinen Fiſche hängen bleiben, die von heute auf morgen wegen einer Bagatelle Bankerott machen müſſen. Ein Bischen Oeffentlichkeit hätte auch hier die Geſetzgebung auf die rechte Fährte gebracht; ſie will aber Alles für ſich allein wiſſen und ſtößt nachher überall an. Als nachträgliche Maß-

regel erscheint die Bestimmung wünschenswerth, daß, sobald ein Handels- oder Geschäftsmann den gerichtlichen Actus einer Vermögensübertragung vornimmt, erstens derselbe in den Zeitungen als „avis au lecteur“ publicirt, und zweitens der Stand seiner Bücher vorher gerichtlich untersucht werde, wonach zu entscheiden, ob jener Act legal vorgenommen werden darf.

Leider müssen wir, von unsern Handelsverhältnissen sprechend, bedauern, daß die Lage Wiens eine ungünstige ist. Die Seichtigkeit des Wiener Wassers hemmt jede Entwickelung und zwingt die Dampfschiffe (nach Linz) in Nußdorf, oder (nach Ungarn) bei den Kaisermühlen anzulegen. Haben es die Holländer verstanden, ein ganzes Land gegen die Angriffe eines Ocean's zu schützen, so wird es doch dem gewaltigen Oesterreich gelingen, seine Hauptstadt gegen Ueberschwemmungen zu decken. Eine durchgreifende Regulirung der Donau im Allgemeinen und ein Durchstich bei Wien, welcher das Kaiserwasser vom Spitz und in gerader Richtung zum Lusthause im Prater führt, sind unerläßlich. Vielleicht gelänge es auch die Donau oberhalb des Spitzes durch ein eingebautes Wehr und Dämme so zu schwellen, daß ein tieferes Fahrwasser für den Wiener Canal erzielt wird, der alsdann seine Einmündung in die Donau oberhalb Kaiser-Ebersdorf durch Schleußen bewerkstelligt, um von seinem, wenn auch nur vier Fuß erhöhten Niveau in das über das Wehr und seitwärts desselben abfließende Wasser der großen Donau zu gelangen. Dann aber muß die häßliche, kleinliche Schlagbrücke, die vom rothen Thurm in die Taborstraße führt, cassirt und durch eine neue erhöhte Passage, welche das Durchfahren von Dampfern gestattet, vielleicht vom Schanzelthor in die Lilienbrunngasse führend, ersetzt werden. Jedenfalls wäre es vor der Hand Pflicht und Schuldigkeit der k. k. privilegirten ersten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft die Passagiere durch mehrere kleine Dampfschiffe vom Schanzel aus zu den weit entfernten Anländen zu transportiren, wohin der Wagen, wenn man einen gnädigen Fiaker zu nehmen gezwungen ist, mehr kostet als die Wasserfahrt selbst. Besäße die Gesellschaft nicht das Monopol, so würde eine Rivalin sie längst gezwungen haben, aus Noth der eigenen Erhaltung, etwas humaner mit den Passagieren umzugehen. Es ist nicht nöthig hier weiter einzugehen, wie sehr die auf den Canälen der Freistaaten üblichen Dampfschiffe mit Gropellers (einen auf jeder Seite des Steuerruders, wenn blos 5 bis 6 Fuß Tiefgang vorhanden) für das Wiener Wasser, wegen Schonung der Ufer und Raumgewinn, tauglich wären; aber hinzusetzen müssen wir, daß sich Herren, wie Rothschild und Sina, gewiß durch ähnliche Unternehmungen und Herrichtung der Donauufer für den Betrieb eines großen Handels weit eher die Liebe und

Dankbarkeit der Mitmenſchen, als auf der eingeſchlagenen Bahn der Monopoliſirung der meiſten Bedürfniſſe erwerben könnten.

Ein anderer Gegenſtand, den wir der Beachtung eines ſo regen Geiſtes, wie jener unſers Herrn Bürgermeiſters empfehlen, iſt die Begünſtigung zur Errichtung von Omnibus-Wagen, im Nothfall ſogar auf Rechnung des Magiſtrats. Abgeſehen, daß ſich bei dieſem Unternehmen ein reiner Gewinn von 30 Prozent nachweiſen läßt, würde den Wienern die ungeheure Wohlthat zu Theil werden, wohlfeiler zu wohnen, da gegenwärtig die Miethzinſe in der Stadt oder in den Vorſtädten am Glacis kaum mehr zu erſchwingen ſind. Auch ordentliche Leute würden ſonach in die weiter entfernten Vorſtädte ziehen, wenn ihnen von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Nachts Omnibus-Wagen zu Gebote ſtünden, die, Wien in allen Richtungen durchkreuzend, eine Fahrt um den Preis von z. B. 5 Kreuzern vollbringen.

Kommen wir aber jetzt zur Moral der Fabel. Thun und Tüchtigkeit, That und Kraft, ſehen wir auf Elemente angewieſen, die ſich ihrer ſelbſt nicht bewußt ſind, die keine Idee, keine Anſchauung von der Beſtimmung in ſich tragen, welche ihnen die Geſellſchaft auferlegt. Von dem „Commonwealth," von der Commune ſehen wir Forderungen, das Verlangen nach Einrichtungen ausgehen, die ſich als nothwendig zum Fortbeſtand und darum als gut und gerecht erweiſen. Ohne Organ muß ſich das Gemeinwohl der fremden Preſſe in die Arme werfen und von draußen her beregen, was hier naturwüchſig dem eigenen Boden entkeimen ſollte. Das Stallfeuer der Stände, ihre Unnachhaltigkeit — die letzten Reſultate des Landtags in Böhmen liefern den deutlichſten Beweis für unſern Ausſpruch — erfordert, daß ſich die edlen Herzen, die höhern Geiſter des Bürgerſtandes, dem übrigens der Weg verrammelt iſt, die Hand reichen, um auf dem Wege des materiellen Fortſchrittes Das zu erzielen, was das kurzſichtige, monopoliſtiſche Syſtem ſich kaum entſchließen wird, freiwillig zu gewähren. Denn jene Schlachthäuſer, jene Kornſpeicher, jene Entrépot-Mauthen, was ſind ſie anders als Communalanſtalten, welche das allgemeine Wohl, der „Commonwealth," erheiſcht? Was ſind ſie anders als ſteinerne Denkmäler der Oeffentlichkeit, was anders als die Praxis einer Theorie, die nicht als Volkswiſſenſchaft gekannt werden ſoll? Wie unſinnig aber die Leute nicht lehren zu wollen, was ſie können ſollen! Gegen alle und jener Nothwendigkeit, welche die Hand von der Taſche zum Maul und wieder zurückführt, entſpringenden Einrichtungen, kämpft das Syſtem des „Amortiſſements," der politiſchen und ſozialien Ertödtung, vergebens an. „Gehet hin in die Welt und lehret die Völker," dies war Apoſtelberuf, iſt

noch der Beruf der Kirche. „Aide-toi et Dieu t'aidera.“ Und hat nicht die Theorie schon einen bedeutenden Sieg errungen in der endlich erfolgten Geburt unserer Akademie der Wissenschaften? Gewiß, obwohl Philosophie und Moral noch nicht vertreten sind und die Wiener bis jetzt nur drei Dinge an ihr zu loben finden, nämlich: 1) daß die Ernennung der Mitglieder nicht schlechter ausgefallen, was von Achtung vor der öffentlichen Meinung zeigt; 2) daß die Mitglieder keine Bezahlung haben, denn sonst wäre die Akademie nur eine Versorgungsanstalt für die Schöngeister des Ballplatzes und der Hofzirkel, ein Invalidenhaus für seinsollende Gelehrte einer gewissen Doktrin geworden; und 3) daß die Wahl des Präsidenten, Vicepräsidenten und der zwei Secretäre den Mitgliedern überlassen bleibt, was Achtung vor der Wissenschaft beurkundet. Wir bedauern nur, daß Erzherzog Johann so wunderbar consequent an seinem Aufenthalte in Steyermark hängt. An der Seite der Bedenklichkeit unseres Erzherzogs Ludwigs würde sein edles, feuriges Gemüth, sein hoher Geist, für das Wohl der Monarchie das Ersprießlichste leisten.

An der Spitze der bürgerlichen Praxis Wiens steht Herr Bürgermeister Czapka. Diese Zeilen sind ein Zuruf an ihn. Der am 7. Juni sich versammelnde Landtag wird auch ihm eine Gelegenheit bieten zu zeigen, ob er seine Stellung begreift, ob er die Theorie eines Amtes verstanden, das der Träger der Intelligenz und der Kräfte des Bürgerthums sein soll. Der Repräsentant der Bürger Londons führt den stolzen und edlen Titel „Lord Mayor.“ Er möge sich dessen erinnern, und daß dem Wiener, bei seinem Geiste und seinen Mitteln nur der Anstoß zu einer edlen Beschäftigung fehlt, um aus dem Capuaner einen Römer zu machen.

Von der Freiung.

Ein neues Tendenzdrama in Paris.

Paris, Mitte Juni.

Sie haben neulich ein Bild des Charivari gesehen, das einen alten und ziemlich genial aussehenden Lumpensammler darstellte; der Lumpensammler zeigte einen modisch gekleideten und mit einem dichten langen Knebelbarte künstlerisch behafteten Mann einen Korb voll kleiner Packete, die mit Zettelchen besetzt, auf denen tausend, fünfhundert und ähnliche Zahlen sich geschrieben fanden. Ueber dem Bilde standen die Worte: „Was der Lumpensammler in seinem Korbe findet!" und auf dem Bilde war etwas verwischt zu lesen: Felix Pyat, dreimal Felix! Es ist Ihnen vielleicht auch die Nachricht zu Gesicht gekommen, daß dieser Felix Pyat, wie Sie wissen, ein radikaler Dramatikus, ein Stück: der Lumpensammler betitelt, geschrieben hat, daß dieses Stück vor Kurzem zum ersten Mal in der Porte St. Martin, (der Wiege des Thurms von Nesle, von Marie Tudor und Consorten) zum ersten Mal aufgeführt wurde und trotz der übermenschlichen Hitze jeden Abend ein zum Ersticken gefülltes Haus macht. Es ist dieses Melodram nun nichts weniger als ein Meisterstück, weder musterhaft in der Anlage, noch in den Einzelheiten Beweis eines außerordentlichen Geistes, allein um der Bedeutung willen, die ihm beigelegt wird und der Ansprüche wegen, die es zu machen scheint, wie auch in Bezug auf die Aussichten, die es in Deutschland Furore zu machen hat, ist eine nähere Besprechung desselben, dünkt mich, nicht ganz am unrechten Platz. Auf jeden Fall ist es wichtiger, als die Bearbeitung von Goethe's Egmont in französischen Alexandrinern, auf die Sie mir ein näheres Eingehen gern erlassen werden, so wie sie hören, daß Clärchen da den Grafen liebt, nicht weil er, wie bei Goethe, ein hübscher Cavalier und ein stattlicher Kriegsmann ist, sondern weil er das Glück hatte, ihren Vater, ich weiß nicht mehr aus welcher Gefahr zu retten.

Der Lumpensammler des Herrn Pyat ist eine grundehrliche Haut; seine Seele ist arglos wie noch unbedrucktes Papier; um die Unschuld zu retten, ginge er in's Feuer und würde den reißendsten Strom mitten im

Januar nicht ſcheuen. Er iſt dabei beinahe völlig fehlerfrei und hat nur ein Laſter, das ihm gemein iſt mit dem Haupthelden des bekannten Lumpaci-Vagabundus und das in ſeinem Kopfe oft ganz entſetzliche Verwüſtungen anrichtet. In einer ſchönen ziemlich mondhellen Nacht iſt er, ſelbſt erleuchtet, einem ſeiner Collegen begegnet, der früher etwas Rechtes in der großen Geſellſchaft geweſen und durch allerlei Fatalitäten in die Zunft der Lumpenſammler geworfen war. Dieſer ehrenwerthe Stand ſagt demſelben aber nicht beſonders zu und er ſpricht davon, durch Selbſtmord ſeiner Miſere ein Ende zu machen. Der urſprüngliche, edle Lumpenſammler, deſſen tugendhafte Geſinnung durch allerlei gefährliche Libationen geſteigert iſt, kommt in dieſem kritiſchen Augenblick herbei und macht gegen das Vorhaben ſeines Fachgenoſſen zärtliche Vorſtellungen, die auch Gehör finden. Dem Selbſtmord entſagt dieſer allerdings, allein das neuergriffene Brodſtudium will ihm deswegen nicht beſſer gefallen; ſtatt die tödtlichen Waffen gegen ſich ſelbſt zu richten, will er ſie auf die Bruſt anderer zücken, um ſo den verlorenen Reichthum und das frühere Wohlleben wieder zu erobern. Kaum iſt der Gedanke ausgeſprochen, ſo kommt auch ein Menſch mit einem ſchweren Geldſack beladen herbei, den er anfällt, ohne Weiteres niederſticht und beraubt. Der tugendhafte Lumpenſammler will die böſe That verhindern, allein die Geiſter, die in ſeinem Gehirne brennen, machen ſeine Füße unſicher und lähmen ſeine Arme. Er kann mit Nichts dienen, als mit ſeinem guten Willen und es iſt nur zu verwundern, daß ſein Amts-Collège ihn, weil er grade im Zuge iſt, nicht ebenfalls expedirt. — Damit nun dieſe Scene ſich recht abenteuerlich, recht ſchauerlich ausnehme, geht ſie auf einem Quai von Paris, bei wolkenumflorten Mondſchein, etwa gegen Abend elf Uhr vor, eine Zeit, die um ſo glücklicher gewählt iſt als Jedermann weiß, daß grade in dieſer Geiſter- und Räuberſtunde die Börſenmänner ihre ſchwerbeladnen Geſandten durch die Straßen von Paris zu jagen pflegen. Der Gedanke, daß er an der Rettung eines Menſchenlebens durch ſein Laſter verhindert worden, bringt den biedern Jean, den tugendſamen Lumpenſammler um ſeine Gewiſſensruhe und er gelobt ſich nie mehr zu betrinken, ſondern bei Waſſer und Brod den Reſt ſeines Lebens nüchtern zu genießen. Das hält er auch an die zwanzig Jahr und hat unterdeſſen die Bekanntſchaft einer jungen Nätherin gemacht, die neben ihm in einer dürftigen Dachſtube hauſt und obgleich ſie allein wohnt und die Nadel mit großem Geſchick führt, allen Verſuchungen, denen in einer Stadt wie Paris Frauenzimmer ihres Standes und ihres Alters ausgeſetzt ſind, ſiegreich widerſteht. Dieſe Tapferkeit wird noch ruhmvoller, wenn man erfährt, daß die züchtige Dem. Marie mit einigen Zunftgefährtinnen, die das Leben neb-

men wie es iſt und ſich nicht abplagen, um beſſer zu ſein als die Welt, auf dem beſten Fuß ſteht. Sie hat eben ſpät in die Nacht hineingewacht, um ein Ballkleid fertig zu machen, ſich dann durch eine verzeihliche Laune verleiten laſſen, das Kleid am eignen Leibe anzuprobiren, ſich im Spiegel damit zu beſehen und daran allerlei Träume zu knüpfen. Sie ſieht ſich ſchon im reichen Anzuge und vornehmen Wagen von theuren Pferden durch die Champs Elyſées nach dem Boulogneholz gezogen, von Bedienten mit glänzenden Livréen umgeben, ſie wandelt auf koſtbarem Teppich, Jedermann macht ihr den Hof, kurz ſie hat Alles was Frauen wünſchen. Mitten in dieſem ſchönen, aber für eine ſo ſittſame Perſon etwas kühnen Traum erſcheint ein Schwarm toller Dirnen im Maskenballgewande, die Dem. Marie lärmend einladen, mit ihnen auf den Ball zu gehen. Sie widerſtrebt eine Minute, läßt ſich aber dann mit fortreißen, und daſſelbe Kleid, das ſie für eine große Dame gefertigt, aber in einem Moment des Schwindels ſelbſt angelegt hatte, trägt ſie in unheilvollem Leichtſinn auf den Ball.

Während ihrer Abweſenheit erſcheint ein weibliches, geheimnißvolles Weſen, dringt in ihr Zimmer und legt in das Nebenkämmerchen ein Bündel nieder, das, wie ein melodramenkundiges Publikum leicht erräth, ein neugebornes Kind enthält. Beim Fortgehen bemerkt aber die Unterbringerin daß ſie Etwas verloren, ſie ſucht eine Zeit lang hin und her, kein Menſch weiß was; endlich geht, eilt ſie ganz verzweifelt weg, um das Verlorene auf der Straße zu ſuchen. Während der Zeit war Mll. Marie mit ihren Geſellſchafterinnen nach dem Ball in ein faſhionables Kaffeehaus gerathen. Es war ihr von dem wilden Treiben ganz wüſt und dumm geworden, ein furchtbarer Ekel hat ſie ergriffen und das zwangloſe Auftreten der jungen Männer gegen ſie, hatte ſie ganz außer ſich gebracht. Sie hatte auf die ungebändigten Löwen, unter die ſie gefallen war, einen ſehr appetitlichen Eindruck gemacht, und durch die Zudringlichkeiten eines derſelben, war das nicht ihr gehörige Kleid auf einer Seite verletzt worden, daß eine Vertuſchung des angerichteten Schadens durch keine Kunſt möglich ſchien. Beſtürzt und beängſtigt flieht ſie den Ort des Aergerniſſes und der Gefahr, um ihre ſtille Kammer wieder zu gewinnen. Gedanken des Selbſtmords ergreifen ihre Seele und wir ſehen einer Kataſtrophe mit nicht geringer Bangigkeit entgegen. Unterdeſſen hat der biedere Jean ſeine nächtliche Rundreiſe vollendet, iſt heimgekommen und beginnt, eh' er ſich zur Ruhe legt, das Inventar ſeines Lumpenkorbs. Daraus entſpringt ein Monolog in dem alle Abfälle des Pariſer Lebens aufgezählt, alle Precioſen die ſich in den Kothhaufen der bunten Hauptſtadt vorfinden, werden einer ſatyriſchen Kritik un-

terworfen. Da fällt das Auge des armen Jean plötzlich auf ein Paket von ganz eigner Phyſiognomie; er ſchaut es erſt oberflächlich an, erſtaunt und erſchrickt faſt, zweifelt dann, beſieht dann das Ding mit Ruhe und Gründlichkeit und macht die wichtige Entdeckung, daß es zehntauſend Frankenbillete ſeien. Aber man glaube nur nicht, daß dieſer Fund dem guten Manne große Freude machte. Der ehrliche, barmherzige Proletarier denkt zuerſt an den Jammer deſſen, der die Summe verloren, dann ängſtigt ihn der Gedanke, wie und ob er dem Beſitzer das Gefundene zurückſtellen könne. Mittlerweile iſt Mll. Marie vom Ball zurückgekommen und macht ſchon Anſtalten zur Abreiſe in's andere Leben; da entdeckt ſie plötzlich den ihr zugeſteckten jungen Weltbürger und das thut auf ſie eine Wirkung wie die Oſterglocken auf Goethe's Fauſt, ſie entſchließt ſich am Leben zu bleiben und will der Entwicklung des kleinen Geſchöpfes, mit dem eine unſichtbare Macht ſie beſchenkt hat, von nun an ſich widmen. Der Lumpenſammler, der in anbetracht ſeiner Jahre, dem Mädchen in einer väterlichen Zärtlichkeit zugethan und ihr, eh' er ſich zur Ruhe legt, noch gute Nacht oder eigentlich guten Morgen ſagen will, kömmt gerade Recht, um Zeuge des rührenden Auftritts zu ſein, erhöht die Rührung durch ſeine Reden und ſpielt ſelbſt fünf Minuten lang, zur allgemeinen Erbauung des Publikums, die Kindermagd. Wo aber kömmt das geheimnißvolle Findelkind her? das werden wir gleich erfahren. Jener Spitzbube nämlich, der den Kaſſendiener im Mondſchein erſchlagen hatte, iſt zu hohen Ehren und großen Gütern gekommen und beſitzt unter Anderen auch eine Tochter die nicht ſo eingezogen wie Mll. Marie, die einſame Näthkrin, iſt. Die natürliche Folge der kleinen Freiheiten, die das Fräulein ſich genommen, iſt oben beſagter kleiner Schreihals. Nun ſoll ſich aber die junge Mutter, um einige nicht genau aufgeklärte Finanzverlegenheiten zu beſeitigen, mit einem jungen Manne aus einem reichen Hauſe, dem der vor zwanzig Jahren im Mondſchein Erſchlagene zugehört hatte, verheirathen, und bei dieſer Veranlaſſung wird von den Betheiligten beſchloſſen, das neugeborne Kind durch eine gewiſſe Mad. Polard nicht etwa blos verbergen, ſondern geradezu umbringen zu laſſen.

Das warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferſtehen.

Dieſe Mad. Polard, obgleich eine abgefeimte und in's liebe Geld bis zum Wahnſinn verliebte Perſon, hat aber nicht den Muth ſich ihres Auftrags zu entledigen und ſtatt zu tödten legt ſie die ihr anvertraute Kleinigkeit bei Mll. Marie nieder, deren gutes Herz ihr hinlänglich bekannt iſt. Sie verliert bei dieſer Gelegenheit ihr Sündengeld und Maitre Jean findet es. —

Das nennt man hier zu Lande Handlung, denn, wie es Leute genug gibt, die Firniß für Farbenglanz nehmen, ſo ſind auch diejenigen nicht ſelten, die Begebenheiten mit Handlung verwechſeln. Durch die Verwicklung des Dramas, der ich hier unmöglich ſtreng folgen kann, erfahren der Baron Hofmann (ſo heißt nämlich der ehemalige Mondſcheinmörder) und ſeine würdige Tochter, daß das Kind nicht todt, ſondern blos verſteckt ſei; ſie wenden ſich alſo von Neuem mit klingenden Empfehlungen an Mad. Polard und bringen ſie dahin, den Mord vermittelſt Verſenkung des Kindes in einen Brunnen wirklich zu begehen, und die arme Mll. Marie als die abſcheuliche Thäterin anzugeben. Auf der anderen Seite hat der Lumpenſammler in Erfahrung gebracht, daß dieſelbe Mad. Polard die zehntauſend Franken verloren hat, aber auch von der geheimen Induſtrie dieſer ehrenwerthen Dame einige Kunde erhalten und durch geſchickte Benutzung ihrer Geldſucht ihr wichtige Geheimniſſe und inhaltsſchwere Papiere entlockt. Mit denſelben rückt er nun dem Herrn Baron Hofmann, den ſie betreffen und bedrohen, zu Leibe, dieſer aber erinnert ſich, nachdem er den ehemaligen Leidensgefährten erkannt hat, der Libationen die Maître Jean dem Gott Bacchus zu bringen die fromme Gewohnheit hatte. Jean hatte nun freilich, ſeitdem er der machtloſe Zeuge des ſchrecklichen Mordes, der im Anfang des Stückes vorkömmt, geweſen war, dieſem Cultus durch einen feierlichen Schwur entſagt und ſich auch zwanzig Jahre lang mit Waſſer und Brod begnügt, aber die Bedienten des Baron Hofmann bringen es durch eine geſchickte Steigerung verlockender Flüſſigkeiten vom einfachen, beſcheidenen Medoc bis zum Jamaica Rum dahin, ihn wieder einmal aus der Faſſung zu bringen, und, ſowie er ſeiner Füße nicht mehr mächtig iſt, wird er gepackt, ſeiner Papiere beraubt, und mit Hilfe dieſer Papiere, die alles Mögliche enthalten, als der Thäter des vor zwanzig Jahren verübten Todſchlags ausgegeben. So wäre denn die tugendhafte Marie des Kindmords beſchuldigt und der edle Lumpenſammler angeklagt den Kaſſendiener Didier — Mariens Vater! — umgebracht zu haben. Allein man ſei unbeſorgt, die Tugend ſiegt immer im Melodram. Jean wird verhört, allein er weiß durch ſeine Beredſamkeit den Unterſuchungsrichter zu bewegen, daß er dreißigtauſend Franken zu dem Behufe vorſchießt und damit in Beiſein eines verkleideten Polizeiagenten der beſagten Mad. Polard neue Papiere abſchwatzt, die den Baron Hofmann, ſeine Tochter, die ſchon den Jungfernkranz in den Haaren den Gang zum Traualtar beginnen will und die ſchändliche Mad. Polard entlarvt und alle drei den Gerichten überliefert. Dafür erhält Mll. Marie die Hand eines jungen und reichen Herrn den ſie auf dem Ball

bezaubert, deſſen illegitime Zumuthungen ſie aber beſtändig von ſich gewieſen hatte, kurz der Böſewicht wird beſtraft und der gute Wicht von einem begeiſterten Publikum ſtürmiſch herausgerufen.

Was an dieſem Melodram, deſſen poetiſche Hohlheit jeder mit einigem Kunſtſinn begabte Menſch ſchon aus dieſer einfachen Erzählung entnehmen konnte, dem man aber einzelne pikant angelegte und geiſtvoll durchgeführte Scenen wie allenthalben Witz und Wärme nicht abſprechen kann. Zunächſt auffällig iſt die Abſichtlichkeit womit das ſchlechte Prinzip in die hohen Regionen der Geſellſchaft gebracht und aller Edelmuth, alle Tugend in die unterſten Schichten verwieſen iſt. Es iſt meine Sache nicht zu unterſuchen, wie ſehr die Ideen des Volkes durch dieſe gewaltſamen Gegenſätze verfälſcht werden und welche Gefahr aus ſolcher Verdrehung für die öffentliche Ordnung entſtehen könne; das geht die Polizei mehr an als die Kritik; aber daß ſolche Abſichtlichkeit der Tod aller Kunſt iſt, das läßt ſich nicht genug in einer Zeit wiederholen, wo der gemeinſte Sperling, der den Parnaß beſucht, mit ſeinem Gezwitſcher etwas Außerordentliches beweiſen will. Daß künſtleriſche Schöpfung einen geiſtigen Inhalt habe, iſt ihrer Natur gemäß, und ſo wenig das regelmäßigſte Geſicht, aus dem keine Seele ſpräche, für ſchön gelten könnte, eben ſo wenig dürfte eine Dichtung oder ein Gemälde, das zwar ein harmoniſches Geflechte von Worten oder Farben und Linien, aber nicht der lebendige Ausdruck einer Wahrheit oder Stimmung wäre, für ein echtes Kunſtwerk angeſehen werden. Sagen uns die griechiſchen Fechter nicht, daß menſchlich geübte Kraft etwas Göttliches, zeigt uns die Kirmeß von Teniers nicht, daß ſelbſt die wildeſte Orgie als Offenbarung des Lebens der Betrachtung werth ſei; der gothiſche Dom der zu den Sternen ragt, verräth er uns nicht, daß der Menſchengeiſt in den Schranken des Endlichen ſich zu eng fühlt und hinaus will über die Grenzen alles Irdiſchen, hat uns Mozart in ſeinen Melodien nicht die geheimſte Wonne der höchſten Liebesluſt enthüllt, und wo von der Ilias bis zum Fauſt gibt es eine Poeſie, die nicht unſterbliche Lehren enthielte? In keinem dieſer Meiſterwerke ſehen wir die Kunſt als Magd einer Meinung oder Leidenſchaft, überall ſind Satz und Form ſo durch und durch verſchmolzen, daß ſie trennen zu wollen vergebliche Mühe wäre. Das Wahre tritt in ſeinem vollen Glanze vor uns hin, und das nennen wir dann mit dem größten der attiſchen Weiſen: das Schöne. Bei Pyat dagegen herrſcht offenbar der Parteimann und der Dichter dient; ſein Drama iſt ein verkleidetes Pamphlet, man nehme ihm die paar Lumpen ſeiner Bühnenvermummung ab und die demagogiſche Fratze ſteht in ihrer ganzen, mir ſcheint nicht, verführeri-

ſchen Nacktheit vor uns da. Der Verfaſſer wollte ſeinem Haß gegen die hohe Bourgeoiſie, die jetzt am Ruder iſt, Luft machen, und hat ſich dazu der rohen aber wirkſamen Mittel, welche die Theater der Boulevards bieten, mit Geſchick und Energie bedient. Sein Lumpenſammler iſt ein Melodram von dem ſchwerſten Kaliber, es enthält Alles was ein gedankenloſes Publikum nur kirren und packen kann, vornehme Niederträchtigkeit und plebejiſche Tugend, Wickelkinder und Kindesmord, falſche Zeugniſſe und falſche Empfindſamkeit, und nebſt vielen anderen Ingredienzien ähnlicher Natur, Unwahrſcheinlichkeiten, ſo haarſträubend, daß ich von der Verwunderung gar nicht zurückkommen kann, wie der ganze Saal über einige derſelben nicht in einen Sturm des Erſtaunens ausgebrochen iſt. Das Publikum, das überhaupt nicht zum äſthetiſchen Zionswächter berufen iſt, wurde außerdem durch das Spiel Frederic Lemaitre's, der den Lumpenſammler mit unbeſchreiblicher Vortrefflichkeit gab, beſtochen. Dieſer berühmte Schauſpieler, deſſen ungebildetes Talent den ſtrengeren Forderungen wahrhaft dichteriſcher Werke gewöhnlich unterliegt und der namentlich von den Feinheiten und der Muſik der gebundenen Rede nicht eine Ahnung zu haben ſcheint, ſteht doch höher als die Melodramen, deren Hauptrollen ihm zufallen, und in Pyat's Lumpenſammler feierte er wirklich einen unvergleichlichen Triumph. Zornig und zärtlich, luſtig und betrübt, nüchtern und berauſcht, Philoſoph und Diplomat, er iſt das Alles mit unwiderſtehlicher Wahrheit und Lebendigkeit. Da nun das Stück auch ſonſt weit beſſer geſpielt wird als die Tragödien des Theater Français und des Odeon, ſo iſt das Publikum ſehr zu entſchuldigen, daß es die Gebrechen des Werks überſah, allein daß ein Theil der Kritik auch in den Jubel mit einſtimmte, iſt bedenklich. Durch Nichts wird der gute Geſchmack tiefer untergraben als durch Melodramen wie Pyat's Lumpenſammler. Das ausgelaſſenſte Melodram des Palais royal thut keinen Schaden; der Cynismus, mit genialer Heiterkeit getränkt, verliert ſein Gift und, wie der Tod, hat auch der Witz eine reinigende Kraft; allein ernſthafter Unverſtand und bodenloſes Pathos, das ungeübten Ohren wie Weisheit klingt, verwirren die Begriffe und tödten alles Gefühl für wahre Schönheit. Hier wäre es alſo die Aufgabe der Kritik energiſch einzugreifen, und es iſt zu wünſchen, daß die Recenſenten jenſeits des Rheins ihre Schuldigkeit beſſer thun werden als die Montagsmänner in Paris.

— ff —

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Anfang Juni.

Emil Girardin's Prozeß. — Bugeaud und Guizot. — Portugiesische Conflicte. — Die Perfidie des Einschreitens. — Parallele mit der Schweiz.

Der Prozeß des Herrn von Girardin, die Demission des Marschal Bugeaud und die Intervention in Portugal, sind die Hauptgegenstände, die die öffentliche Aufmerksamkeit in den letzten acht Tagen in Anspruch genommen haben. —

Die Anklage, welche die „Presse" erhob, daß Pairsstellen, Orden ꝛc. verkauft worden seien, war schwer genug, um von der einen oder anderen Behörde aufgefaßt und verfolgt zu werden. Daß man wartete, bis die Pairskammer selbst dagegen zu Felde zog, ist wahrscheinlich ein neuer Mißgriff der Regierung gewesen, da auf diese Weise eine Privilegienfrage zwischen der Deputirten- und der Pairskammer entstehen mußte, und man so jedenfalls erst auf einem Umwege zu einer Entscheidung gegen Herrn von Girardin kommt. Diese Entscheidung selbst wird doppelt zweifelhaft, da selbst, wenn die Deputirtenkammer die Anklage erlauben sollte, es Herr von Girardin nicht schwer fallen wird, den Herren Pairs zu beweisen, daß sein Angriff auf keinen Fall gegen sie gerichtet war, sondern vielmehr ihre Würde gegen die Corruption des Ministeriums in Schutz nahm. Genug, die Sache ist, wie sie jetzt steht, verkehrt eingeleitet. Vielleicht aber rettet Herr von Girardin die Regierung. Dieser kluge Schütze hat in der letzten Zeit allerlei Fehlschüsse gethan. Herr v. Girardin stellte seine erste Anklage so offen hin, daß er den Eindruck machen mußte, als ob die Regierung und die Minister Pairsstellen für 80,000 Fr. verkauft oder wenigstens feil geboten hätten. Seit er selbst aber als Angeklagter erscheint, schraubt er seine Worte so, daß es nur zu klar wird, wie er mehr hat glauben machen wollen als er zu beweisen im Stande ist. Deswegen versteckt er sich auch hinter sein Deputirtenprivilegium, um die Anklage der Pairskammer zurückzuweisen, und hinter seine Stellung als Angeklagter vor der Pairskammer, um dem Bureaux der Kammer seine Beweise vorzulegen. Es ist ihm nicht recht geheuer bei der Sache, und seine Beweise sind höchst wahr-

ſcheinlich der Art, daß ſie ihn nicht retten und weder der Pairskammer noch dem Miniſterium viel zu ſchaden im Stande ſein werden. Herr von Girardin ſoll Briefe beſitzen, aus denen hervorgeht, daß der frühere Gerant der „Epoque" einem hieſigen Banquier vage Hoffnungen auf die Pairswürde gemacht habe, wenn er ſich zu einem Geldopfer von 80,000 Fr. zum Ankaufe der „Epoque" verſtändigen wolle. Das würde nur beweiſen, was alle Welt weiß, nämlich, daß die Epoque nach allen Seiten hin Angeln auswarf und überall im Trüben zu fiſchen ſuchte. Der Banquier hat angebiſſen und dabei einige 20—30,000 Franken eingebüßt. Aber was geht denn das die Miniſter an? Dieſe Frage iſt es, die Herr von Girardin im Schach hält, und es iſt nicht unmöglich, daß der feine Spieler, der ſo oft ſeine Mitſpieler hineinzureiten wußte, diesmal nicht zuletzt lachen wird.

Die zweite Thatſache, die uns ſehr viel zu ſchaffen macht, iſt der Rücktritt des Marſchal Bugeaud von der Statthalterſchaft in Algier. Wer die franzöſiſchen Blätter lieſt, wird auch wenigſtens ein Dutzend Urſachen kennen, die den tapferen Marſchal zu dieſem Schritte veranlaßt haben. Aber ein Dutzend Urſachen — das iſt des Guten zu viel. Es iſt zwar ſelten genug, daß uns Eine einzige in unſeren Handeln bedingt, und deswegen mögen auch bei dem Marſchal Bugeaud mehrere zuſammentreffen. Er ſoll unwohl ſein und der Ruhe bedürfen. Aber die hätte er auch ohne Abſchied erlangen können. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er mit der Wahl des Generals Trezel zum Kriegsminiſter nicht einverſtanden iſt. Dieſer war nie ein unbedingter Anhänger, ſondern im Gegentheile nach ſehr vielen Richtungen hin, ein Gegner des Syſtems, das der Marſchal in Algier befolgte. Es herrſcht überdies eine gewiſſe innere Abneigung zwiſchen Herrn Guizot und Herrn Bugeaud. Beide ſind ziemlich feſte Charaktere, und beide wußten dennoch ſtets ſich dem „Syſtem" ſo ſchön zu fügen, daß die geſchmeidigſte Hofgewohnheit nicht feiner hätte zu Werke gehen können. Beide ſind kräftige, muthige, ja faſt kecke Naturen; ſie gleichen ſich in ihrem Weſen — trotz der äußern Verſchiedenheiten — ſo ſehr, daß ſie ſich höchſt wahrſcheinlich Einer den Andern auf's Herzlichſte haſſen und zugleich fürchten. Dieſe Furcht — wem das Wort nicht behagt, ſuche ein anderes, es kommt darauf nichts an — hielt ſie zuſammen. Ich müßte ſehr irren, oder dieſe Furcht, dieſe Hochachtung, dieſe Schätzung — wie's Ihnen beliebt — beſteht nicht mehr wechſelſeitig. Der alte „paysan du Danube", wie Herr Bugeaud oft genannt wurde, iſt liſtig wie die Bauern es oft ſind, und dieſe Liſt mag ihn veranlaſſen, Herrn Guizot in einem Augenblicke den Rücken zu kehren, wo ſein Stern ſich zum Untergange ſenkt. Der ehemalige Gouverneur von Algier — ſieht vielleicht im Geiſte die Erbſchaft des Marſchals Soult über ſeinem Haupte ſchweben, und verläßt Algier, um beim Sterbebette zu ſein, wenn das kranke Miniſterium den Geiſt aufgeben ſollte.

Die Intervention in Portugal hat uns ebenfalls viel Schweiß und Dinte gekoſtet. Sie iſt gewiß auch eine der ſchnödeſten Geſchichten der Neuzeit. Es liegt ein Unrecht, zugleich eine Feigheit, zugleich eine Perfidie in ihr. Unrecht iſt es, wenn man die Königin erſt Alles verſuchen ließ, um die Junta zu vernichten, und jetzt eintritt, wo die Junta von ihrem Siege Garantien für die Zukunft hoffen konnte. Es liegt eine Feigheit darin, daß man gegen das ſchwache

Portugal so muthig ist, während man gegen das stärkere Spanien so klug zu Werke ging. Es ist aber perfide, wenn man durch eine solche Intervention verhindert, daß eine kräftige Partei in Portugal an's Ruder komme. Hätte man der Königin geholfen, ein festeres absolutistisches Regierungssystem durchzusetzen, oder der Junta ein freieres Volksleben zu begründen, so würde Portugal höchst wahrscheinlich in dem einen wie dem anderen Falle an Kraft gewonnen haben. Aber die Intervention, wie sie jetzt stattfindet, fesselt zwei sich auflösende, sich wechselseitig vernichtende Kräfte aneinander, und bedingt so die Ohnmacht beider. Es ist das höchst wahrscheinlich die Absicht, sicher wird es die Folge der Intervention sein. Daß es die Absicht ist, scheint uns in demselben Augenblick durch ein Actenstück, das an einem andern Orte in's Leben trat, ziemlich klar bewiesen zu sein. Der französische Gesandte in der Schweiz hat der Berner Regierung erklärt, daß Frankreich, im Einverständniß mit Oesterreich, die Cantonalunabhängigkeit gegen eine mögliche Centralorganisation der Schweiz verbürgen zu müssen glaube. Das heißt: die Schweiz darf nicht kräftig werden, darf nicht wie wir ein Ganzes bilden, weil wir dann nicht mehr den Herrn und Meister in ihr spielen könnten. In Portugal heißt es: keine Partei darf mächtig werden, weil wir dann weniger mächtig sein würden. Es erinnert das an die Art, wie Rom die Ohnmacht seiner Nachbarn zur Bedingung seines Bestehens machte. Aber diese Ohnmacht selbst führte am Ende zum Untergange Roms. Eine andere Politik würde die lebenskräftigen Staaten zweiten Ranges in Schutz nehmen und erstarken. Das thun auch die starken Völker so lange sie stark sind. England half Holland frei und Preußen groß machen. Und auch Frankreich suchte einst in der Schweiz eher einen mächtigen Bundesgenossen als eine ohnmächtige Matière à exploitation. Aber es scheint, als ob es in Europa kein Volk gäbe, das heute kräftig genug war, um zu denken, daß ein kräftiger Nachbar ihm lieber als ein vernichteter sei. Wenn Neufchatel sagte: die Schweiz wird selbst wissen, was sie zum Besten der Schweiz zu thun hat — so würde der Einfluß Frankreichs auf die Schweiz vielleicht für immer zernichtet sein. —

J. —y.

II.

Aus Berlin.

Mitte Juni.

Weitere Schicksale der Ostbahn. — Die Einkommensteuer und ihre Gegner. — Das englische Parlament und die Preußen. — Camphausen. — Die Majoritäten und die Regierung. — Unbehagliche Situation des Landtags. — Die Judenfrage. — Der Schluß des Landtags.

In der Sitzung des 5. beschloß der Landtag auf den Antrag des Abgeordneten von Brünneck, dem Könige anheimzugeben, die Arbeiten an der Ostbahn aus den laufenden Staatsmitteln, so weit diese ausreichten, weiter führen, dem nächsten vereinigten Landtage aber eine neue Proposition darüber zukommen zu lassen. Die Stände deuteten durch diesen Beschluß die Hoffnung an, daß bis zum nächsten Landtage die rechtlichen Bedenken, welche jetzt einer Garantie ihrer-

ſeits entgegenſtehen, gehoben ſein werden, und erklärten zugleich ihre Zuſtimmung zu dem Project ſelbſt. Nichtsdeſtoweniger hat die Verweigerung der Garantie höchſten Ortes den allerunangenehmſten Eindruck gemacht; den Beweis dafür gibt die Einſtellung der Arbeiten an der Weichſelbrücke, welche uns die Allgemeine Preußiſche Zeitung vor einigen Tagen brachte.

Das verhängnißvolle Geſchick, welches bisher alle unſere Regierungspropoſitionen vor den Ständen erlitten haben, hat auch die Einkommenſteuer betroffen, die am 10., 11. und 12. von den vereinigten Curien berathen wurde. Zuerſt wurde die Frage „Soll eine Einkommenſteuer zum Erſatz der Mehl- und Schlachtſteuer nach dem Prinzip der Selbſteinſchätzung erhoben werden“ mit großer Mehrheit verworfen, hierauf auch die Einkommenſteuer im Allgemeinen. Diesmal waren es die Freunde der Regierung, bei denen dieſelbe den heftigſten Widerſtand fand, ſo wie allerdings auch bei einem bedeutenden Theile der Liberalen, namentlich bei den Vertretern der Städte. Die Bourgeoiſie und die Ariſtokratie boten ſich freundſchaftlich die Hand, um eine Beſteuerung der Reicheren zu Gunſten der unteren Volksklaſſen zu verhindern. Drei Procent vom Einkommen würden allerdings mancher fürſtlichen oder gräflichen Herrſchaft, ſo wie mancher reichen Firma ein etwas bedeutenderes Steuerquantum auferlegen, als die 144 Thaler der erſten Klaſſe der Klaſſenſteuer. Wir müſſen jedoch einer Fraction der Liberalen anerkennend Erwähnung thun, die für die Einkommenſteuer in die Schranken trat. Vor Allem vertheidigte ſie Camphauſen in einer meiſterhaften Rede, wie denn überhaupt dieſer Deputirte in der letzten Zeit ein Rednertalent bewieſen hat, das ihn neben Vincke und Beckerath ſtellt, welche drei unſtreitig als die begabteſten Redner des Landtags betrachtet werden können. Camphauſen muß von ſeinem Gegenſtande ergriffen ſein, um wahrhaft beredt zu werden, dann iſt er es aber auch mit hinreißender Gewalt. Außer ihm, nahmen noch hauptſächlich Hanſemann und von Auerswald für die Einkommenſteuer das Wort. Doch vergeblich; ſie fiel unter den vereinigten Angriffen der Landlords und Geldmänner. Der preußiſche Landtag von 1847 hat alſo nicht ſo viel Uneigennützigkeit bewieſen, als das engliſche Parlament von 1842, in welchem eine Torymajorität die reichen Klaſſen zu Gunſten der Aermeren beſteuerte. Deshalb möge man nicht über unſere Deputirten den Stab brechen; denn abgeſehen von dem drängenden Deficit, welches dem Parlament dieſe Maaßregel abnöthigte, werden derartig durchgreifende Reformen viel leichter in einem Staate mit parlamentariſcher Regierung durchzuſetzen ſein, als in dem unſrigen, wo das deutſch-ſtändiſche Prinzip vorherrſcht, nämlich Stände und Regierung ſich einander gegenüberſtehen, ohne daß die Letzere durch die Majorität der Erſteren beſtimmt würde. Ein kühner Miniſter in einem parlamentariſchen Staate, der zugleich Chef einer Partei iſt, wird durch ſeinen Einfluß auf dieſelbe ihr Beſchlüſſe abnöthigen, die oft nicht mit ihren Wünſchen harmoniren, die ſie aber zum Opfer bringt, um nicht das Miniſterium und zugleich ihre eigene Herrſchaft zu ſtürzen. So zog Robert Peel die widerſtrebende Torypartei vier Jahre lang hinter ſich her, von einer Reform zur andern. Unſere Miniſter ſind aber weit entfernt, Leiter der Majorität zu ſein, die auch nicht das geringſte Opfer bringen wird, um ſie an ihren Plätzen zu erhalten. Es iſt daher eine Redensart, um die Regierungsge-

walt zu ſtärken, dürfe man in Deutſchland dem parlamentariſchen Prinzip, der Regierung der Majoritäten, nicht nachgeben; grade dies Prinzip macht eine Adminiſtration ſtark, denn ſie ſtützt ſich auf die Mehrheit der Kammer, während unſer deutſch-conſtitutionelles Prinzip nur einen ewigen fruchtloſen, langweiligen Krieg zwiſchen der Majorität und der Regierung zur Folge hat, die ſich gegenſeitig an Allem hindern und ſelten etwas Ganzes und Genügendes zu Stande bringen. Man braucht übrigens noch kein Anhänger des parlamentariſchen Prinzips zu ſein, um über die Stellung unſeres Miniſteriums zu dem Landtage in Staunen zu gerathen, deſſen Propoſitionen ſämmtlich mit einem Eclat durchfallen, wie man es in gleicher Weiſe wohl kaum, ſeit es irgendwo ſtändiſche oder conſtitutionelle Regierungen gibt, geſehen hat. Dazu kömmt der Rechtsconflict, daß die Mehrheit der Stände ſtets nach andern Verfaſſungsgeſetzen verfährt, wie die Miniſter, eine Situation, die ſo unnatürlich iſt, daß ſie auf eine oder die andere Weiſe beendigt werden muß. Der Regierung bleibt nur übrig, einen Schritt vorwärts oder einen zurück zu thun, entweder die verlangten Conceſſionen zu machen, oder das Patent vom 3. Februar zurückzunehmen und in alter Weiſe weiter zu regieren. Die jetzige Lage compromittirt gradezu das monarchiſche Prinzip und wird Regierern wie Regierten, je länger ſie dauert, deſto unerträglicher. Hier trägt man ſich in gutunterrichteten Kreiſen mit dem Gerücht, daß höchſten Ortes der Unwille über das Verfahren der Stände ſehr groß, und die zweite der vorhin bezeichneten Alternativen beſchloſſen ſei. Wir können dem keinen Glauben beimeſſen, wir haben noch immer ſo viel Vertrauen in die Einſicht der Regierung, daß wir es für unmöglich halten, ſie werde eine Bahn einſchlagen, deren gefahrvolle Klippen auch dem Blindeſten nicht entgehen können.

Am 12. hat die zweite Curie mit faſt Stimmeneinhelligkeit beſchloſſen, den König um Vertagung des Landtags und um Wiedereinberufung in einer gelegeneren Zeit (etwa zum Winter) zu bitten. Nach der in den Regierungskreiſen vorherrſchenden Stimmung iſt die Gewährung dieſer Bitte nicht wahrſcheinlich. Ob jedoch die Stände ſchon am 19. geſchloſſen oder abermals verlängert werden, läßt ſich noch nicht mit Beſtimmtheit ſagen.

Vorgeſtern begann die zweite Curie die Berathung des Judengeſetzes, die in der Herrencurie bereits am 12. begonnen hat. In der Curie der drei Stände hat der Geſetzentwurf ſo gut, wie gar keine Ausſichten auf Annahme. — Der Geſetzentwurf wird in ſeinen einzelnen Artikeln durchdebattirt und abgeſtimmt. Die Beſtimmung, daß die Judenſchaft eine beſondere Corporation bilden ſoll, iſt bereits mit großer Majorität verworfen worden. Von Seiten der Oppoſition haben ſich beſonders die Herren v. Vincke, Beckerath und Camphauſen hervorgethan, die ſich ſämmtlich für eine politiſche Emancipation der Juden ausſprachen. Herr v. Vincke erklärte in ſeiner Rede unter andern, daß er nur den Leuten, die an Gott und Unſterblichkeit nicht zu glauben erklärten, die politiſchen Rechte entzogen wiſſen wolle. Das Nähere iſt in der Preuß. Allegem. nachzuleſen. — Herr von Beckerath hat zum §. 1 des Geſetzentwurfes ein Amendement auf die politiſche Emanzipation der Juden geſtellt, welches wahrſcheinlich heute zur Abſtimmung kommen wird. Die Annahme deſſelben iſt nicht zu erwarten, da unter den Abgeordneten des Landes ſowohl, Ritterſchaft und Landgemeinden, als der

kleinen Städte, das Vorurtheil gegen die Juden noch zu groß ist. Doch läßt sich auf eine bedeutende Minorität dafür rechnen. Künftige Landtage werden berufen sein, dieses Humanitätsprinzip zum Siege zu verhelfen. — Ueber die Wahl der Ausschüsse wird nach der Erklärung des Landtagscommissarius nicht eher etwas entschieden werden, als bis sich der Herrenstand darüber ausgesprochen hat.

Wie ich so eben höre, wird eine bestimmte Verlängerung des Landtags nach der am 19. d. M. abgelaufenen Frist nicht stattfinden, sollte gerade an diesem Tage eine Discussion unbeendigt sein, so wird die Beendigung derselben gestattet werden. Der Schluß der Sitzung ist demnach in den ersten Tagen der nächsten Woche zu erwarten. Wie man hört, wird der König in Person den Landtag schließen.

D.

III.

Aus Tirol.

Unterinnthal Anfangs Juni.

Die Landstände. — Protestation gegen Eisenbahnen. — Wirthe und Wirthshäuser. — Die Zeichnungen für die Venedig-Brixner Bahn. — Zur Ermunterung.

Unsere Landstände waren wieder beisammen! Wie in anderen Jahren, so war auch heuer ihr Zusammentritt durch das Steigen der Preise für Hühner, Wildpret, Spargel und andere eßbare Dinge, und ihr Auseinandergehen durch das Fallen derselben auf den Innsbrucker Wochenmärkten bezeichnet, in der Regel fast die einzige Lebensäußerung der versammelten Väter des Vaterlandes. Was geschieht und berathen oder nicht berathen wird, so lange die Herren beisammen sind, davon erfährt das Publikum, für dessen Wohl sie sorgen, wenig oder nichts. Von frühern Zeiten her wissen wir, daß man sich die rothen Fracks für den Ritterstand, die Einsetzung des Herz-Jesu-Festes und die Wiedereinführung eines Bettelmönchordens als besondere Zeichen kaiserlicher Huld erbeten, und in frischester Erinnerung ist es uns noch, daß, als man im ganzen Lande keine sechs Gymnasialprofessoren, die wissens- und glaubenstüchtig genug wären, zu finden wußte, man die Herbeirufung der Gesellschaft Jesu behufs der für Zeit und Ewigkeit zweckmäßigsten Dressur der hoffnungsvollen tiroler Jugend veranlaßte. Ein überglückliches Land fürwahr, das zu seinem vollkommenen Heil nichts braucht als rothe Fracks und einige spanische Reitmeister für seine Buben! —

Glück macht übermüthig; was Wunder nun, wenn bei den diesjährigen Verhandlungen, über deren größte Zahl indessen noch ein ägyptisches Dunkel liegt, bei Gelegenheit der Eisenbahnfrage die drei wohlhabendsten Gerichte von Nordtirol: Kitzbichl, Hopfgarten und Kufstein gegen die Errichtung einer solchen feierlich protestirten? Die Gründe, mit welchen die Protestation unterstützt wurde, waren dieselben, welche vergangenes Jahr zu eben dem Zwecke gebraucht wurden, nämlich: das wahrscheinliche Zugrundegehen von manchem Wirthshause an der Landstraße und die Schmälerung des — Vorspann-Verdienstes. Beim Licht be-

trachtet gibt's aber da keinen Unterſchied, denn Wirth und Vorſpanner ſind in der Regel eins und daſſelbe. Was aber ein Wirthshaus und ein Wirth bei uns iſt und zu bedeuten hat, das läßt ſich nicht ſo leicht errathen. Das Wirthshaus iſt für den tiroler Bauern offenbar mehr als für einen guten Germanen die Regensburger Wallhalla, und der Wirth mit rother Naſe und weinunterlaufenen Augen ſteht ihm unter gewiſſen Umſtänden immerhin höher als einem alten Griechen die ekſtatiſche Pythia auf goldenem Dreifuß. Dieſer Reſpect vor ſolchen Autoritäten iſt nicht den Bauern allein eigen, ſondern wird auch von vielen „Herren" getheilt. Im Wirthshaus wird berathen und beſchloſſen über alle Dinge des Gemeindelebens, und ſo häufig es im Staatsrathe in Wien die Anſicht des Referenten durchſetzt, ſo bei uns auf dem Dorfe die des Wirthes. Leicht zu begreifen iſt es daher, daß beim tiroliſchen Landtage das Wirthshaus und ſein Eigner eine mächtige Vertretung finden, aber von Herzen bedauern muß man heutzutage noch eine ſolche veraltete Anſchauungsweiſe des Nutzens und Schadens einer Eiſenbahn durch unſer Land auftauchen zu ſehen. Eine Bahn, die das adriatiſche Meer mit Süd- und dieſes mit Nordtirol und Baiern verbindet, iſt nach der Anſicht aller vernünftigen Leute die nächſte Lebensfrage für ganz Tirol.

Dies wird ſchon geraume Zeit als ausgemachte Sache betrachtet, die keiner weiteren Diskuſſion mehr bedarf, nur über das wo und wie? hatte man ſich noch nicht geeinigt. Zu dieſem Zweck wurde nun unlängſt eine Beſprechung zwiſchen den vorzüglichſten Geldmännern, die ſich von Venedig bis Augsburg finden, gehalten, und man iſt dahin übereingekommen, bei der Regierung die Bewilligung zu einer Bahn nachzuſuchen. Die Bahn ſelbſt würde nach Qualizza's Vorſchlag von Venedig über Verona, Roveredo, Trient und Botzen, vorerſt nur nach Brixen führen. Von da werden Perſonen und Waaren für jetzt mittelſt Eilfahrten über den Brenner nach Innsbruck gebracht werden, wo ſie dann wieder auf der Eiſenbahn durch das Unterinnthal über Kufſtein nach Baiern befördert werden ſollen. Wie ich aus guter Quelle höre, ſo ſind hierzu bereits 36 Millionen Gulden unterzeichnet.

Auf denn, Venedig, du ſtolze Dogenſtadt, du alte Löwin von Adria, rüttle ſie wieder deine mächtigen Glieder nach langem, langem Schlaf! und du mein liebes theures Tirol, ſchaffe und arbeite, und verhüte es, daß dir nicht alle Lebensfäden nach außen abgeſchnitten werden; in's kernfeſte Herz hat man dir ohnedies viele Tropfen ſchwarzen Giftes geſchüttet, und du haſt dich trotz deiner friſchen Lebenskraft vor innerer Fäulniß wohl zu wahren. Benutze getreu deine Mittel, welche dir Natur und Induſtrie darbieten, erſchrick nicht vor dem Geſpenſt einer Bruck-Salzburger Bahn, und verweiſe die geiſtesunmündigen Vertreter von Kufſtein, Kitzbichl und Hopfgarten ihre wahren und allgemeinen Intereſſen beſſer zu bedenken, mahne ſie daran, wenn ſie ihr Müthchen erproben wollen, lieber gegen das unſelige Holzausfuhrverbot, von welchem gerade dieſe Gerichte allein viele tauſend Gulden jährlichen Schaden haben, zu Felde zu ziehen, als auf dem für ſie ſterilen Boden der Eiſenbahnfrage, zu deren richtigen Beurtheilung ihnen alle Competenz fehlt.

IV.

Aus Stuttgart.

Frühling und Hochſommer. — Cannſtadt und die Badeärzte. — Die Unruhen und das Militär. — Die Unterſuchungen. — Der Rheiniſche Beobachter lobeſam. — Uebertriebene Vorſichtsmaßregeln. — Fräulein Bayer. — Neue Engagements.

Will man einen angenehmen Eindruck von Stuttgart gewinnen, ſo muß man es im Frühling, zur Zeit der erſten Baumblüthe und wenn die Rebſtöcke zu grünen beginnen, beſuchen. Dann nimmt ſich die Stadt in ihrem engen, grünen Bergkeſſel wunderlieblich aus, die ganze Atmoſphäre iſt mit aromatiſchem Dufte angefüllt, und ſteht man um dieſe Zeit an einem ſchönen Abend, wo die ſcheidenden Strahlen der Sonne dies Alles mit purpurnem Lichte umſäumen, auf einem gut gewählten Punkt einer der nächſten Berge, ſo muß man aus voller Bruſt in den Ausruf, den ſchon vor 300 Jahren Ulrich v. Hutten gethan haben ſoll: „Stuttgart iſt ein irdiſches Paradies!“ einſtimmen. Aber nur die kurze Frühlingszeit und etwa noch einige Herbſtwochen ſind dem Orte günſtig, im heißen Hochſommer muß es in dieſem engen, waſſerloſen Thale, wo die Berge den Luftwechſel verhindern, die Sonnenhitze hingegen mit doppelter Stärke zurückwerfen, furchtbar heiß und beklommen ſein. Alles was nur irgend kann, flieht dann auch aus Stuttgart fort.

Cannſtadt, das jetzt mit der Eiſenbahn in 6 Minuten zu erreichen, iſt das Eldorado, wo man wenigſtens friſche Luft und kühles Neckarwaſſer zum Baden und auch in den Mineralquellen Schutz gegen Leiden finden kann. Letzteres behaupten wenigſtens die Cannſtädter Brunnenärzte eben ſo wie ihre Collegen in der ganzen Welt, denn alle dieſe Herren beſtreben ſich, ihre Bäder als wahre Univerſalmittel anzupreiſen und Fremde coûte qui coûte heranzuziehen. Wenn aber Cannſtadt auch für Stuttgart von großer, gar nicht genug zu ſchätzender Annehmlichkeit iſt, ſo begreifen wir nicht, wie Fremde es ſich gerade zum längeren Aufenthaltsorte auswählen können. Es trägt einen viel zu provinziellen, echt ſchwäbiſchen Charakter an ſich, als das Ausländer ſich daſelbſt wohlgefallen können. Der Schwabe, bei allen ſeinen ſonſtigen vortrefflichen Eigenſchaften, beſitzt ſelten die Gabe einer leichten, angenehmen Geſelligkeit oder gar Zuvorkommenheit gegen Fremde. Dazu iſt es noch in Cannſtadt, beſonders was die Preiſe der Wohnungen anbelangt, faſt ſo theuer als in Baden-Baden oder andern großen Badeörtern, ohne daß man irgendwie ſonderliche Agrements dafür erhielte.

Dieſer Mai iſt den Stuttgartern theilweiſe durch ihren Theuerungstumult verdorben worden; derſelbe war an und für ſich ganz unbedeutend und hat nur durch die Wichtigkeit, welche man ihm von einigen Seiten ſo gerne auf künſtliche Weiſe geben wollte, wirklich einige Bedeutung erhalten. So hat man denn bisher unterſucht und wieder unterſucht, um eine ausgedehnte, nach tiefen Plänen handelnde communiſtiſche Verſchwörung zu entdecken, aber bisher noch zu keinem Reſultate gelangen können, ſo daß man die Mehrzahl der Verhafteten, worunter ſich beſonders ſehr viel Buchdrucker befanden, ſchon wieder auf freien Fuß geſetzt hat, und das Ganze ſich faſt in ein Nichts auflöſen wird. Einige Geſellen haben wohl vor dem Be-

ginn des Tumultes ſich über die Art und Weiſe, wie er anzuſtellen, beſprochen und nachher, als die Cavallerie auf die dichtgedrängte Maſſe einhieb, aus natürlichem Inſtinkt ſich durch vorgeworfene Wagen, die grade zur Stelle waren, zu ſchützen geſucht; dies iſt die ganze künſtliche Anlage und Leitung, wovon man ſo viel gefabelt. Der „Rheiniſche Beobachter“ freilich, der ſich auch von hier wie von überall Bären aufbinden läßt, enthielt zwar eine Correſpondenz à la Münchhauſen, worin ſehr viel von großer communiſtiſcher Verſchwörung elegant gekleideten Männern mit Masken vor den Geſichtern, unter den Tumultuanten und einer gefundenen abgehauenen Hand mit einem goldenen Siegelring u. ſ. w. ſtand, iſt aber, wie es dieſem Klatſchblatt oft zu geſchehen pflegt, hier tüchtig ausgelacht und verſpottet worden. Trotzdem, daß ſeit jenem Abend auch nicht die mindeſte Ruheſtörung vorgekommen, oder auch nur zu befürchten iſt, dauern die außerordentlichen Vorſichtsmaßregeln denn doch noch immer fort. Poſten von Infanterie ſtehen an vielen Orten, wo ſie ſonſt fehlten, und Cavallerie-Patrouillen durchreiten des Abends alle Straßen. Wenn nun auch dies Niemanden ſtört, ſo iſt dies doch nicht mit Schließung aller öffentlichen Lokale ſchon um 10 Uhr der Fall, die jetzt auch noch ausnahmsweiſe ſtattfindet. Grade im Sommer, wo die ſpäten Abende ſo ſchön ſind, iſt dies doppelt läſtig, und man kommt jetzt leicht in Gefahr, bei der Rückkehr von einem Spaziergang oder aus dem Theater, wenn daſſelbe gar bisweilen bis gegen drei Viertel zehn Uhr dauert, hungrig und durſtig zu Bett gehen zu müſſen, denn mit dem Schlage zehn Uhr wird man unerbittlich aus jedem öffentlichen Lokale hinausgetrieben.

Uebrigens iſt es uns doppelt ſchmerzlich, daß grade in Würtemberg, einem in vieler Beziehung am mildeſten und gerechteſten regierten Staaten Deutſchlands, ſolche Tumulte vorfallen mußten und man ſogar ſich nicht ſcheute, das Herz eines wahrhaft edeln Monarchen zu betrüben. Möge daher die wirklich Schuldigen die Strafe des Geſetzes treffen, Unſchuldige aber nicht durch lächerlichen Argwohn und Verfolgungspeſt geplagt werden.

Das hieſige Theater entfaltete in letzter Zeit viel Regſamkeit, und Baron Gall beginnt allmälig in der Gunſt des Publikums, die ihm anfänglich ſehr ſpärlich zu Theil ward, zu ſteigen. Unter den vielen Gäſten aller Art, die in letzter Zeit hier auftraten, machte Frl. Bayer aus Dresden in ungewöhnlicher Weiſe Furore, und es iſt nur Eine Stimme über den innern Gehalt und die äußere Grazie dieſer ächt deutſchen Künſtlerin, die man mit um ſo größern Opfern hier engagiren möchte, als grade ihr Fach ungenügend beſetzt iſt, nachdem Fräulein von Stubenrauch, die in dieſem Rollenkreis noch immer vermißt wird, ſich ganz von der Bühne zurückgezogen hat. Sonſt gaſtirten noch mit vielem Beifall (ſo daß ſie in Folge deſſen auch engagirt worden): der Baſſiſt Lehr aus Hamburg und die Soubrette Mad. Goltermann aus Schwerin. Letztere in Spiel, Geſang und äußerer Erſcheinung mit Recht zu loben; die übrigen Gäſte waren unbedeutender, ausgenommen etwa noch Herr Reer aus Coburg.

J—s.

V.

Aus Süddeutſchland.

Die Ordenswuth. — Ihr Einfluß auf Staatsverträge. — Nordamerika. — Portugieſiſche Freigebigkeit.

Es muß doch ein gar wunderliches Ding um einen Orden ſein, daß manche als vernünftig angeſehen ſein wollende Menſchen ihr ganzes Leben darnach haſchen und ringen ſo ein buntes Bändlein oder Kreuzlein zu bekommen. Fallſtaf ſagt: „was thue ich mit der Ehre, ſättigt ſie mich? nein! tränkt ſie mich? nein! kann ich mich damit zudecken wenn mich friert? nein! Alſo was thue ich damit?“ Wir Menſchen ſind doch oft aus wunderlichen Stoffen zuſammengeſetzt und ſchwer zu ergründen. Beſonders je höher Jemand in der Geſellſchaft ſteht, je mehr ihm ſonſt ſchon Ehre und Rang aller Art zu Theil wird, deſto ſtärker wächſt auch ſeine Ordenskrankheit, denn ſo darf man es wohl mit Recht nennen. Was iſt ſchon Alles eines Ordens wegen geſchehen, was unterlaſſen? Es müſſe in der That einen hübſchen Betrag zur Geſchichte des Menſchengeſchlechtes geben, könnte man nur ein Hunderttheil dieſer Fälle in voller Wahrheit ſchildern. Menſchen, die ganz beſonders Orden zu lieben pflegen, ſind unſere Diplomaten, in deren Händen ja das Wohl und Wehe der Nationen liegt. Bei Abſchließung von Verträgen wird ſtark Bedacht darauf genommen, daß ja auch ein Bändlein und Sternlein mit dabei abfällt, und oft ſehr wichtige allgemeine Intereſſen dieſem noch wichtigeren ſpeziellen untergeordnet. Es iſt Schade, daß die vereinigten Staaten von Nordamerika keinen Orden haben. Wir glauben feſt, der viel gehoffte Handelsvertrag des Zollvereines mit demſelben wäre ſonſt ſchon lange zu Stande gekommen. So freilich mag es noch viele Jahre damit währen, ja wird wahrſcheinlich, wie ſchon ſo oft Aehnliches von uns geſchah, ſo lange aufgeſchoben werden, bis ein anderer klügerer Staat, deſſen Vertreter nicht ſo ſehr dieſe Ordenswuth beſitzen, uns zuvorkommt, und für ſich Vortheile gewinnt, die wir ſelbſt hätten haben können. Doch was macht dies unſeren Diplomaten? Da hat Portugal es doch ganz anders verſtanden; ſeine bunten Kreuze, die es mit ſo überſchwenglicher Freigebigkeit zu Dutzenden austheilte, haben bewirkt, daß das ganze Prinzip des Zollvereines vor ihnen zu Schanden ward. Dieſem gemäß ſollte derſelbe nur vereint Handelsverträge mit auswärtigen Staaten abſchließen können, jedem einzelnen Vereinslande dies aber unterſagt bleiben. Doch der portugieſiſche Geſandte, der wohl auch gerne möchlichſt viele verſchiedene dieſer Orden mit nach Liſſabon bringen wollte, wußte den Repräſentanten unſerer einzelnen Staaten es einleuchtend zu machen, daß ihnen ja auf dieſe Weiſe die hübſchen portugieſiſchen Dekorationen entgehen würden. Dies zog, eilig wurde das ganze Syſtem des Aneinanderhaltens zerſtört, und uneingedenk des gegebenen Verſprechens, ſchloß jeder einzelne Staat, oder Staatlein, gleichviel, ob er (wie es bei Manchen im Innern von Deutſchland der Fall iſt), auch nicht für einen Kreuzer Werth Handelsverbindungen mit Portugal hat, einen eigenen weitläufigen Handelsvertrag mit demſelben ab. Alle Parteien,

welche beim gegenseitigen Umtausch der Orden betheiligt waren, freuten sich über ihr Meisterstück; das Ausland sah aber mit Staunen und nicht ohne Schadenfreude, daß das System des Zollvereins nicht einmal stark genug, um portugiesischen Orden Widerstand leisten zu können!

W.

VI.

Aus Prag.

1.

Die Bäckereemeute. — Die Juden als Sündenbock. — Verfälschung der Lebensmittel. — Die Milchverkäufer. — Graf Wallis. — Die Dampfmühle. — Böhmisches und bairisches Bier. — Die Bierbrauer und die Finanzwache.

Sie werden bereits gehört haben, daß auch wir unsern Bäckerladen-Krawall gehabt haben, der dieses Jahr wie eine Epidemie die deutschen Städte durchzieht. Scenen dieser Art sind übrigens seit einigen Jahren etwas häufiger Natur bei uns. Die Druckereemeute vor drei Jahren hat man den Juden in die Schuhe geschoben. Unter unsern Bäckern, Müllern und Bierbrauern befinden sich aber keine Juden, d. h. keine Israeliten, denn Juden im Nebensinne gibt es da mehr als im fünften Hauptviertel! Eigentlich müßte sich die hiesige Judenschaft bedanken, daß man sie von den „ehrsamen" Bäckern, Müllern und ähnlichen Zünften ausschließt, denn wäre nur ein Jude darunter, so hätte die ganze Zunft alle ihre Missethaten diesem Einzigen in die Schuhe geschoben und der löbl. Magistrat als „Vertreter der Bürgerschaft" hätte um der Popularität willen Chorus gemacht, und nach einigen herkömmlichen Judendurchprügelungen, Fenstereinwerfen, Hep-Hepmarseillaisen wären die Mißbräuche beim Alten geblieben. So aber kann dem abrahamitischen Sündenbock dieses Mal die Schuld nicht aufgeladen werden und wir müssen schon in christlicher Liebe und Demuth in unserer eigenen Mitte nach den Wurzeln der Uebelstände graben und sie auszurotten suchen, so gut oder vielmehr so schlecht es geht.

Der Verkauf von Lebensmitteln wird leider bei uns bei weitem nicht mit der Umsicht und Strenge überwacht, um vor dem täglich sich wiederholenden Betrug zu schützen. Die bestehenden Marktvorschriften beurkunden zwar die besten Absichten, aber sie werden nicht exequirt, die dafür bestellten Organe nehmen die Sache aus begreiflichen Gründen auf die leichte Achsel, und so ist der Unfug empörend, der von den Verkäufern getrieben wird. Es ist schauerlich, wenn man weiß wie die Qualität und Quantität der Naturprodukte durch die raffinirteste Verfälschung und Verkürzung im Maaß und Gewicht für Gesundheit und Tasche unerträglich gemacht werden. Kein Mittel wird unversucht gelassen, um die Käufer zu hintergehen, und den größtmöglichen Gewinn zu erzielen. Das ganze Viergespann der Elemente Erde, Luft, Feuer und Wasser, im Geleite der Kunst, werden angewendet, um den verschiedenen Gegenständen des Marktes dasjenige Aussehen und Volumen zu geben, welches die

Käufer für unerläßlich halten, wenn dieſe die erwartete Güte haben ſollen. Das Fleiſch wird mit Eis gebleicht und mit Luft aufgedunſen, um ihm Friſche und Fülle zu geben, die Butter wird gefärbt, und die altes und ranziges Fett enthaltenden „Stritzel" mit einer dünnen Kruſte friſcher Butter umhüllt und als friſch geprieſen und verkauft. Die Milch wird nach homöopatiſchen Grundſätzen verdünnt und Mehl beigemengt, was wohl das erträglichſte wäre, aber ſie wird auch mit Gypsmehl und Pottaſche verſetzt, um ihr die durch das beigeſellte Waſſer gegebene blaue Farbe zu benehmen, und ſie vor dem Gerinnen zu bewahren. Den Beſchluß dieſes chemiſchen Prozeſſes macht der mit Seife eingeſchmierte Rührlöffel, durch welches einfache Mittel die Milch den Schaum erhält, der nach dem brockhauſiſchen Converſationslexicon, „Schmetten, Sahne, Obers oder Rahm" benannt wird. Durch dieſe Alchymie wurden im verfloſſenen Jahre mehrere Familien vergiftet. Wo iſt der durch das Finanzpatent zu einer traurigen Berühmtheit gekommene Graf Wallis, der ſeiner Zeit häufig in den Morgenſtunden durch die Straßen eilte und den Milchweibern höchſt eigenhändig dieſe Rührlöffel zerbrach? Wollen Sie noch einige Ovid'ſche Metamorphoſen kennen lernen?

Alte Hennen werden vermöge einer geſchickten Metamorphoſe in gemäſtete Kapaunen umgewandelt, indem ihnen durch eine ſchmerzloſe Operation, ohne Anwendung des Schwefeläthers, der Kamm abgenommen wird.

Weizenmehl wird mit Korn- und Kukuruzmehl, Kornmehl hingegen mit Gerſtenmehl gemengt; dabei iſt der Preis hoch und noch immer im Steigen begriffen, trotz der Ueppigkeit aller Feldfrüchte und ihrer binnen kaum funfzig Tagen bevorſtehenden Einfechtung. Den hohen von den Müllern willkürlich geſtellten Mehlpreiſen ſollte die projectirte Dampfmühle mit einem Schlage abhelfen, ſo wurde vorher geſagt und ſanguiniſch gehofft. Die Dampfmühle prangt zwar vollendet am Smichow und ihr rauchender Schlott gibt der Hauptſtadt Kunde von ihrer Thätigkeit, allein ſie hat durch ihre Erzeugniſſe auf die allgemeinen Preiſe nicht nur nicht gewirkt, ſondern ihr Tarif iſt ein höherer als jener der Waſſermühlen und ſo dient ſie den Letzteren vielmehr zum Vorbilde ihre Preiſe derſelben gleichzuſtellen. Dies wird indeß erklärbar, wenn man die Organiſirung der Dampfmühl-Verwaltung und der eleganten Herſtellung des ganzen Etabliſſements kennen gelernt. Das Verwaltungsperſonal wird hoch beſoldet, die Betriebskoſten ſind groß, weshalb der Aufwand dem Gewinne gegenüber in keinem Einklange zu ſtehen ſcheint, und ſo zeigt ſich dieſes in edelſter Abſicht geſchaffene Inſtitut bis jetzt noch nicht der gehegten Erwartung entſprechend.

Auch das Bier — dieſes dem Böhmen „angeſtammte" Getränk — auch das Bier wird verkümmert theils durch den hohen Preis, theils durch die ſogenannten kalten Gebräue, wodurch nach den Ergebniſſen ärztlicher Unterſuchungen eine wahre, die menſchliche Geſundheit zwar langſam aber ſicher zerſtörende Aqua Tofana erzeugt wird. Der Preis dieſer böhmiſchen Malvaſiers iſt gegenwärtig acht bis zehn Kr. C.-M. pr. Maaß, faſt auf gleicher Höhe mit dem Weine, während ſie noch vor einigen Jahren blos mit vier oder fünf Kr. ausgeſchänkt wurde, ein Preis, bei welchem es dem Offizier, Beamten und andern Beſoldeten zum Opfer, dem Soldaten, mindern Gewerbsmann und Tagarbeiter aber zur poſitiven Unmöglichkeit wird, ein Glas ſeine phyſiſchen Kräfte ſtärkendes Bier zu genießen.

Sonderbar, daß Böhmen das Land wo der beste Hopfen gedeiht, namentlich in den ausgedehnten Pflanzungen von Saaz, und wo in allen Gauen der Anbau der Gerste nach großartigem Maßstabe betrieben wird, sein gutmüthiger Bewohner verurtheilt ist, ein schlechtes und theures Bier zu trinken, mittlerweile der Baier, der Gerste und Hopfen in großen Quantitäten aus Böhmen holt, ein anerkannt gutes nach den bewährtesten Regeln der Bierbrauerkunst erzeugtes Bier und dazu um einen mäßigen Preis erhält (dasselbe kostet dort noch immer nicht mehr als sechs Kr. rheinisch oder fünf Kr. Conv.-M.) Was sind die Ursachen? wird die billige Frage sein; und die Antwort lautet: einerseits die nicht unbedeutende Steueraufläge, so behaupten die Brauer, andererseits und dies viel wahrscheinlicher — indem Thatsachen dafür sprechen — die Gewinnsucht der Letzteren. Faktisch ist, daß ziemlich alle Brauer reich sind und ein luxuriöses Leben führen, denn die Einrichtung ihrer Gemächer, ihre Kleider und die Equipagen mit gallonirten Kutschern und Dienern sind kaum zu unterscheiden von jenen der Hochgeborenen des Landes.

Sanitätsrücksichten, Humanität und politische Klugheit müßten eigentlich die Regierung auffordern, daß sie selbst für eine gute und wohlfeile Erzeugung eines Getränkes Sorge trage, welches ein nicht geringer Factor in Haushaltungen, bei öffentlichen Unterhaltungen Alles ist; allein die Regierung und Stände verfolgen in dieser Beziehung zu sehr fiscalische und selbstsüchtige Zwecke. Die Regierung will an der Steuer, die Grundobrigkeiten an ihrem sichern Gewinn nichts verlieren, nur das Publikum ist verdammt Geld und Gesundheit zum Opfer zu bringen. Ohne Zweifel aber ist für Beide das bestehende System unrichtig und nicht von den Folgen begleitet, die ein anderer Zustand der Dinge hervorrufen würde. Ein gutes und billiges Bier steigert den Verbrauch, daher auch den Gewinn. In noch höherer Potenz wäre dies der Fall, wenn der die menschliche Gesundheit verpestende Branntwein, dieses Erbübel der arbeitenden Klasse, das so viele physische und moralische Leiden erzeugt, gänzlich verboten und unterdrückt würde. Die für die Gesammtheit daraus entspringende große Wohlthat wäre, daß dadurch der Genuß dieses schädlichen Getränks unmöglich gemacht, und daß eine große Menge von Naturprodukten zur Nahrung erübrigt werden möchten.

Der Staat verbraucht einen großen Theil der für die Biererzeugung eingehobenen Verzehrungssteuer auf Regie-Auslagen, namentlich für die Finanzwache, jenes Janitscharencorps, das gänzlich demoralisirt, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen nie das werden kann, was damit beabsichtigt wird, weil die Zahlung vom Staate schlechter als diejenige ist, die sie von den Gesetzübertretern empfängt. Referent kennt Details aus dem Munde eines Eingeweihten: Ist ein Biergebräu angemeldet, und die Abgabe anticipando bezahlt worden, so entsendet der betreffende Kommissär nach Umständen einen oder zwei dieser Biergarde mit einer ihre Verrichtungen bestimmenden Tagesliste in das Brauhaus zur Ueberwachung der Operation. Was aber nicht immer geschieht, ist eben die Ueberwachung, denn die Männer des Gesetzes haben Taschen und Magen, die gefüllt sein wollen. Der vorgeschriebene Rapport aber wird genau und auf das Strengste erstattet. Der Act ist vollzogen, aber der Brauer erzeugte sein Decoct nach Belieben. Treten indeß die seltenen Fälle ein, wo die Personen sich schroff ent-

gegen ſtehen, ſo wird wohl genau die verſteuerte Fäſſeranzahl erzeugt, aber eines Doppelbiers, das nachher durch das kalte Gebräu verdünnt wird, und ſo die Defraudation und der unſichtbare Geſundheitsmord an Tauſenden begangen. Dem würde vorgebaut, wenn die Bier- oder Getränkeſteuer ganz nach einfachen Grundlagen erhoben werden möchte. Läßt ſich das Bierbrau-Monopol ſo ſchwer als ein der Grundſteuer unterliegendes Object denken? Könnte nicht eben ſo wie dort von dem möglichen Ertragniſſe die Giebigkeit ermittelt werden? Gewiß, denn man kennt in dieſer Beziehung genau die Ergebniſſe einer unendlichen Reihe von Jahren, die in den beſtehenden Regiſtern hinterlegt ſind, und wonach ein verläßlicher und ziemlich untrüglicher Durchſchnitt gezogen werden könnte, der die Baſis der Steuerſchuldigkeit bilden möchte. Dieſe würde unbeirrt eingehoben werden, ob das Ertragniß für das Steuerjahr größer oder kleiner ſich darſtellen möchte, denn das Ertragniß wäre eine Folge des Bierabſatzes, dieſer aber bedingt ein gutes Bier, folglich wäre dieſe Art der Steuerhebung der ſichere Sporn zu einer beſſern Biererzeugung. Die Staatsverwaltung hätte nur zu überwachen, daß ein vollkommen geſundes und nur ein gehörig ausgegorenes Getränk erzeugt und ausgeſchänkt werde. Der Vortheil wäre augenſcheinlich, ſowohl für den Staat als für die Brauberechtigten und das conſumirende Publikum, denn der erſtere würde den Heuſchreckenſchwarm von Finanzwächtern, Ober- und Unter-Commiſſären, Reſpicienten und wie ſie alle heißen, die ſichtbaren und unſichtbaren Hebel dieſer Dienſtbranche mit den ihr anklebenden großen Ausgaben erſparen, da dieſe Steuer ohne alle Schwierigkeit durch die öffentlichen Steuereinnehmer unentgeltlich erhoben werden könnte; die zweiten entgingen der läſtigen Zeit und geldraubenden und Alles beſchnobernden Ueberwachung, die tauſendfältig umgangen und immer zur Chicane wird, für das genießende Publikum aber wäre der Hauptzweck erreicht, ein gutes den Preiſen der andern Lebensmittel analoges Getränk zu erhalten. Zunächſt wäre es die Aufgabe der Landſtände eine wohlerwogene und wiſſenſchaftlich praktiſche Propoſition zu ſtellen und ihren Einfluß anzuwenden, damit in dieſem Zweige der National-Oeconomie die zweckmäßige Reform eingeführt werden möchte.

Die Verhandlungen der Stände haben diesmal den ganzen Wonnemonat hindurch gedauert, ob ſie aber ihnen ſelbſt oder Andern zur Wonne gereichen werden, ſteht in Frage. Die Achſe, um die ſich die Hauptberathungen gedreht, ſind immer und immer wieder die ſtändiſchen Privilegien. So lange jedoch der Bauer- und Bürgerſtand nicht in angemeſſener Anzahl von Mitgliedern gehörig vertreten wird, ſo lange bleibt das Ständeweſen in Böhmen ein Stückwerk, und der Thron wird nie von den Bedürfniſſen des Landes auf dieſem Wege das Geeignete und Wahre erfahren. Unter andern das innere Geſchäftsleben bezweckende Angelegenheiten hat der Stand der Geiſtlichkeit für die zwei austretenden Beiſitzer des permanenten Landesausſchuſſes Andere gewählt, und da die Wahl zwei erleuchtete und beſonders humane Prälaten getroffen, ſo iſt dieſe Thatſache immer ein Gewinn für diejenigen, die mit dieſen Männern zu verkehren ihre Beſtimmung haben, zumal da es unter dem Clerus und den Laien bekannt, daß bei einem der Krummſtabträger grade kein Ueberfluß von Höflichkeit zu entdecken iſt.

P.

2.

(Verſpätet.)

Schluß der ſtändiſchen Verſammlung. — Muſterwirthſchaft und Communalweſen.

Den 1. Juni hat die Ständeverſammlung ihren Schluß erreicht. Der letzten Sitzung waren zwei bedeutende Anträge vorbehalten; doch wurde Debatte und Erledigung beider — vertagt.

Mag die Vertagung des einen Gegenſtandes auch zu beklagen ſein, ſo iſt uns dieſelbe doch willkommen, um den Preis, daß auch der zweite der Vertagung, wir wollen hoffen auf ſechs Monate, nach engliſchem Brauche, anheimfiel.

Dieſer vertagte zweite Gegenſtand betraf die Gründung einer Ackerbauſchule auf Landeskoſten, und allerdings erſcheint ein ſolcher Antrag, von ferne betrachtet, ganz unſchuldig, ja löblich ſogar, ſo wie es auch richtig ſein mag, daß wir der Schulen viele beſitzen, und der Schulreſultate blutwenig, daß der Ackerbau auf einer Schule, wenn auch mit praktiſchem Unterrichte, kaum gründlich erlernt wird, beſonders bei uns, wo die Zahl der Lehrer oft von ganz andern Rückſichten, als denen wirklicher Befähigung beſtimmt wird, wie dies mancher Lehrgang am techniſchen Inſtitute zum Jammer der Schüler beweiſt. Diesmal aber hat es mit dem Antrage jener Ackerbauſchule im großen Style ganz Beſonderes zu bedeuten, denn zur Ausführung des Projectes ſoll auf Landeskoſten eine große Herrſchaft im Werthe von beiläufig 500,000 Fl. C. M. gekauft, auf dieſer Herrſchaft ſoll die Schule gegründet, der ganzen Anſtalt ſoll ein Director (etwa ein Landſtand?) mit bedeutendem Gehalte vorgeſetzt werden, und gar Sonderbares erzählet das böſe Gerücht über die eigentlich nächſten Tendenzen des ganzen Projectes, weil ſein Auftauchen großartiger Kameraderie angeblich verdanken, und zunächſt die Verwerthung einer ſehr bedeutend verkäuflichen Herrſchaft zum Zwecke haben ſoll, deren climatiſche Lage und Bodenbeſchaffenheit noch überdies, wie behauptet wird, zu den Zwecken einer Ackerbauſchule, ſeiner Muſter- und Probewirthſchaft gar nicht taugte. Wir laſſen das unerörtert, und freuen uns über die — Vertagung des Antrags in dieſer Geſtalt, welche, ſo Gott will, für immer gelten möge.

Der zweite zweckmäßigere und bei weitem edlere Antrag von Grafen Franz, Grafen Thun, Sohn, geſtellt, ſeine Majeſtät um Gewährung freierer Munizipalverfaſſung zu bitten, ward vertagt, damit der Antrag näher entwickelt und entſchiedener geſtellt, nochmals zur Verhandlung komme, welcher wir vom Herzen gute Erfolge wünſchen, ohne ſie jedoch hoffen zu können.

S. S.

VII.

Notizen.

Ein ſächſiſcher Staatsmann über Oeffentlichkeit. — Der Proſpectus zur deutſchen Zeitung. — Das Duell des Herrn von Gagern. — Neueſte Romantik in Spanien. — Die deutſchen Kleinſtädter in Paris. — Heine. — Bibelſtudien.

— In Bezug auf den Neubau der Dresdner Gemäldegallerie iſt bei Brockhaus eine kleine Schrift erſchienen, die man allgemein einem hochgeſtellten ſächſiſchen

Staatsmann (die Augsburger Allgemeine nennt gradezu den Miniſter von Wietersheim) zuſchreibt. Die darin verhandelte Frage iſt zu ſpeziell, um ſie hier auseinander zu ſetzen; wohl aber ſind einige Worte in der Einleitung, grade weil ſie aus ſolcher Feder kommen, ſehr zu berückſichtigen. „Warme Theilnahme an öffentlichen Dingen — ſagt der Verfaſſer — iſt ſtets erfreulich. Selbſt wenn ſie aus trüber Quelle fließt, ſelbſt wenn ſie einſeitig, oder irrig iſt, ſoll dies weder befremden noch verletzen. Kein Licht ohne Schatten. Ernſte Betrachtung aber verdient immer und überall, beſonders bei wichtigen und zweifelhaften Fragen, die von dem Urtheile redlich Wollender geleitete öffentliche Meinung. Würdiger und beſſer ſei, wo möglich gewinnen, oder doch beruhigen, als ſchroffes Zurückweiſen, oder gleichgültiges Ueberſehen.“ — Wahrlich ein ſchönes und männliches Glaubensbekenntniß. Möchten doch die Herren, die in nächſter Zeit über die Angelegenheiten Deutſcher in Frankfurt tagen werden, ſich dieſe goldenen Worte des ſächſiſchen Staatsmannes als Votivtafel an die Wände des Saales ſchreiben laſſen —

— Der Proſpect der neuen deutſchen Zeitung, von Gervinus, liegt uns nun vor. Von dem Namen ihres berühmten Herausgebers, von der großen Zahl ausgezeichneter Staatsmänner, die er für ſeine Zwecke zu gewinnen gewußt hat, läßt ſich Bedeutendes erwarten, und wir begrüßen das Unternehmen, als ein Organ des gemäßigten oder entſchiedenen Liberalismus, mit Freuden. Mit dem Proſpect ſelbſt können wir uns nicht ſo einverſtanden erklären; er gibt zu viel und zu wenig. Zu viel, denn er enthält in Kurzem alle möglichen politiſchen Fragen, die ſich doch erſt in der Discuſſion entſcheiden können, ſchon beantwortet, und kann eben dieſer dogmatiſchen Faſſung wegen nicht Alle befriedigen; zu wenig, denn er ſpricht ſich über das Aeußere, die Einrichtung ſeines Blattes und deſſen Organismus zu wenig aus, abgeſehen davon, daß der Styl, in dem er abgefaßt iſt, nicht eben friſch und lebendig zu nennen iſt. Jedenfalls wird in kurzer Zeit die That ſelbſt mehr ſagen, als die Erklärung, was man thun will.

— Herr von Gagern wird ſich *nicht* duelliren! Dies iſt vernünftig, redlich und doch — fatal! Es iſt vernünftig und redlich, daß ein noch junger Mann, der eine ſchöne und edle Zukunft vor ſich hat, der eine Stütze der Fortſchrittspartei in ſeinem Vaterlande iſt, der das Vertrauen ſeiner Mitbürger genießt, von deſſen Talent Vieles zu hoffen iſt, ſich nicht dem mörderiſchen Würfelſpiel ausſetzt, daß ihm ſein Gegner im Wahnſinn der Wuth anbietet, ein Gegner, der vielleicht nichts mehr zu verlieren hat in dieſer Welt, dem vielleicht das Leben eine Laſt iſt und der nun quitte à double ſpielen will und ſein eigenes wenig neidenswerthes Leben gegen ein reines, unbeflecktes, zehn und hundert Mal werthvolleres auf's Spiel ſetzt. Ich ſterbe mit den Philiſtern, rief Simſon aus, hier ruft ein Philiſter ich ſterbe, aber der junge kräftige Simſon muß mit! Darum aber iſt die Ablehnung des Duells eine Fatalität! Georgi ſoll ſich nicht rühmen können, ein ehrlicher Mann habe vor ihm gezittert; es iſt freilich dies ein Ruhm, den jeder wüthende — ja wie ſage ich gleich — jeder wüthende . . . Wolf für ſich in An-

ſpruch nehmen konnte. Allein ein wüthender ... Wolf läuft einſam durch die Straße. Die „Mitwölfe" heulen nicht vor Freude, wenn ein vernünftiger Menſch dem Anfall ausweicht. Um dieſer Mitwölfe willen iſt die künftige Poſition Gagerns fatal und wir ſehen im Voraus, daß einer dieſer Mitwölfe über kurz oder lang von Gagern's Muth ſich wird überzeugen müſſen. — Bei dem Allem verwundern wir uns über die „ſonderbare" Sanftmuth der großherzogl. heſſiſchen Regierung, die derlei Dinge unter ihren Augen verhandeln ließ ohne einzuſchreiten!

— Spanien will durchaus ſeinen romantiſchen Charakter behalten und Europa ſtets mit neuen Romanen verſehen. Es iſt eine wahre Liebesſeuche im Hauſe der ſpaniſchen Bourbonen eingeriſſen: Alles fühlt der Liebe Freuden, ſchnäbelt, tändelt, herzt und küßt, von Madame Mugroz an, die ganze Infantenſchaft durch. Nun will auch die Königin abdanken, ihre Ehe für nichtig erklären (Grund dazu iſt nach dem canoniſchen Recht vorhanden) und den General Serrano heirathen. Wirthſchaft Horatio, Wirthſchaft, das Gebackene von dem erſten Heirathsſchmaus gibt kalte Hochzeitsſchüſſeln — würde Hamlet ſagen —

— Kotzebue's deutſche Kleinſtädter wurden kürzlich in franzöſiſcher Bearbeitung im Palais Royal aufgeführt und — wie der Voleur ſagt der ſchlechten Aufführung wegen — ausgeziſſen. Das Stück hatte übrigens eine eigene Wanderung gemacht. Vor circa 50 Jahren fand der franzöſiſche Schauſpieler und Luſtſpieldichter Picard in einer Stelle von La Bruyère den Stoff zu einem Stück „la petite Ville." Kotzebue machte ſeine „deutſchen Kleinſtädter" aus dieſem Stück und jetzt läßt es ein Mr. Narrey wieder unter dem Titel „**les notables de l'endroit**" in ſeine Heimat zurückwandern.

— Heinrich Heine befindet ſich ſeit Kurzem abermals in den Pyrenäen, um in einer der dortigen Heilquellen Linderung ſeiner Leiden zu finden.

— Abermals hat ſich Jemand, und zwar diesmal ein Dr. Richard Dickſon in Amerika, die Mühe genommen, die Worte und Buchſtaben der Bibel zu zählen. Er zählte daran drei Jahre lang, täglich acht Stunden, und brachte heraus, daß die Bibel 31,173 Verſe, 773,692 Worte und 3,566,480 Buchſtaben enthalte. Der Name Jehova findet ſich darin 6855mal und das Bindewort **und** 45,227mal vor. Die Mitte der Bibel bildet der 117. Pſalm. — Das heißt doch ſeine Zeit gut angewendet!

☞ Wiederholt bitten wir unſere Herren Correſpondenten (mit Ausnahme jener, denen wir beſondere Adreſſen angaben) Briefe und Packete unter der Adreſſe des Redacteurs oder der Verlagshandlung **nach Leipzig** zu adreſſiren.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Friedrich Hebbel.

Judith 1840. — Genoveva 1842. — Maria Magdalena 1844. — Der Diamant 1847.

Unſere Zeit iſt nicht ſo reich an wahren Poeten, daß die Kritik nicht eifrigſt nach jedem Goldkorn in der Spreu ſtöbern ſollte. Fühlen wir uns einmal erquickt von dem Hauch des Genius, der aus einer Dichtung unmittelbar in die Seele weht, ſo verdrießt es uns, wenn uns wie aus einer Douche das kalte Waſſer der Reflexion überſtrömt und uns das ſüße Gefühl der Bewunderung verkümmern will. Und wahrlich, thäte es noch Noth, gegen den Unverſtand des Publikums die urſprüngliche Kraft, die grandioſe Naturwahrheit jenes Dichters zu vertreten, der den entnervenden Reflexionen eines blaſirten Zeitalters einmal wieder das Bild ganzer Menſchen entgegenhält, ſo würde ich der Letzte ſein, an einer Erſcheinung zu makeln, die mich ſelbſt in meinem Innerſten ergriffen hat. Aber die Kritik hat darin jetzt ihre Schuldigkeit gethan; die Bedeutung Hebbel's, ſeine groß gedachte Charakteriſtik im Gegenſatz gegen die markloſen Phantaſiegeſtalten ſeiner meiſten Nebenbuhler, iſt hinreichend gewürdigt, und ich darf es jetzt vor meinem Gewiſſen verantworten, wenn ich dem Dichter zurufe: Du biſt auf einem Abwege, von dem man noch nicht gewiß weiß, wohin er führen kann.

In der Vorrede zu Maria Magdalena leſe ich folgende Stelle: „Für Rechenfehler iſt Jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er es nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will oder nicht, denn das einmal Lebendiggewordene läßt ſich nicht zurückverdauen, es läßt ſich nicht wieder in Blut verwandeln, ſondern muß in freier Selbſtſtändigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geiſtige Entbindung kann eben ſo gut wie eine leibliche, die Vernichtung, ſei es nun durch den Tod oder durch den Wahnſinn nach ſich ziehen. Man denke an Lenz, an Hölderlin, an Grabbe."

Ich muß geſtehen, daß mich der nämliche Gedanke durchfröſtelte, als ich das neueſte Werk des Dichters las. Hebbel iſt zwar ein größerer Dichter,

aber ein Geiſtesverwandter von Lenz, von Hölderlin, von Grabbe (ich möchte noch Kleiſt hinzufügen), und je tiefer er fühlt, deſto gefährlicher iſt es mit ſeinen eigenen Phantaſien zu ſpielen. Wenn einige Modeſchriftſteller mit der unheimlichen Nacht des Geiſtes tändeln, ſo will das nicht viel ſagen, ſie ſind zu oberflächlich um ihre Schrecken innerlich zu empfinden; aber in dem wahren Dichter ſchlummert ein Dämon, den er vorſichtig behandeln muß, um Meiſter über ihn zu bleiben.

Man pflegt es dem Dichter als eine Verirrung auszulegen, wenn er ſich neben ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit auch in weitgehende Reflexionen vertieft; man hat es namentlich ſeit dem Vorgang den Romantiker Schiller vorgeworfen, er habe die natürliche Schärfe ſeines Geſichts durch die Brille der Reflexion abgeſtumpft. An ſo etwas kann nur derjenige glauben, dem als das Höchſte des Menſchen dieſes Unbewußte, Unklare und Trübe in der Tiefe der Seele erſcheint, was ſich nie verſtändlich wird, der den Genius wie ein wunderbar in den Naturzuſammenhang einbrechendes, übernatürliches Licht anſieht, von dem man nicht weiß, woher es kommt und wohin es geht. Wer aber Geiſt und Natur in ihrer Einheit begreift, wird den echten Gedanken auch als eine Quelle der echten Poeſie verehren. In unſerer Zeit liegt das Gold nicht mehr auf dem Raſen verſtreut, es wird nicht durch Beſchwörungen, nicht durch die Wünſchelruthe gehoben; mit Fleiß und Wiſſenſchaft muß man in der Tiefe der Erde nachgraben, um ſich ſeines Scheins zu erfreuen.

Darum wollen wir über die Reflexionen, mit denen Hebbel ſeine poetiſchen Erzeugniſſe begleitet, keineswegs leichtfertig hinweggehen, wie es manche legitime Kritiker gethan, abgeſchreckt von der Unbehilflichkeit jener Reflexionen und ihrer ſcheinbaren logiſchen Verwirrung. Hebbel will nicht ein Tagesdichter ſein, er will nicht blos für den unmittelbaren Bedarf der Bühne ſcharrwerken, er will das Anrecht der Poeſie auf ein neues Gebiet bethätigen. Bei der Tiefe dieſes Dichters müſſen ſelbſt ſeine Irrthümer lehrreich ſein.

„Der Menſch dieſes Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Inſtitutionen, er will nur ein beſſeres Fundament für die ſchon vorhandenen, er will, daß ſie ſich auf Nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identiſch ſind, ſtützen, und alſo den äußern Haken, an dem ſie bis jetzt zum Theil befeſtigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem ſie ſich vollſtändig ableiten laſſen, vertauſchen ſollen .... Dieſen welthiſtoriſchen Prozeß .. hat die Philoſophie, zerſetzend und auflöſend, vorbereitet .. und die Kunſt hat die Aufgabe, in großen,

gewaltigen Bildern zu zeigen, wie die .. erſtarrten, aber durch die letzte große Geſchichtsbewegung entfeſſelten Elemente, durcheinander fluthend und ſich gegenſeitig bekämpfend, die neue Form der Menſchheit erzeugen." — Eine Anſicht, die ich unbedingt theile, was auch die romantiſche Theorie der Tendenzloſigkeit, die ſich ſelbſt in einem Kritiker der philoſophiſchen Schule gegen Hebbel ausgeſprochen hat, dagegen einwenden mag. Hebbel zeigt ſogar im Einzelnen, daß er — theoretiſch — ein richtiges Bewußtſein darüber hat, indem er an den Wahlverwandtſchaften (wie an Calderon) tadelt, daß der Dichter die ſittliche Beſtimmung als feſt vorausſetzt, die er eben in ihrem Prozeß veranſchaulichen ſoll; an Fauſt, daß er die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menſchheit, aus Unfähigkeit, ſie in ihrer Totalität zu faſſen, endlich zu bloßen Krankheitsmomenten eines Individuums herabdrückt. Wenn er dann hinzuſetzt: „Nur wo ein Problem vorliegt, hat eine Kunſt etwas zu ſchaffen; wo euch aber ein ſolches aufgeht, wo euch das Leben in ſeiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in euerm Geiſt das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wieder findet, da ergreift es! wenn ihr auch das Fieber nicht heilen könnt, ohne euch mit dem Fieber einzulaſſen;" ſo kann die Kritik dieſen Maaßſtab des Urtheils unbedingt adoptiren, und eben daran des Dichters Leiſtungen verurtheilen.

Denn was ſind es für Probleme, die unſer Dichter ſich ſtellt? Eben jene anonymen, individuellen Krankheitsgeſchichten, die nicht dem hiſtoriſchen Gebiet, ſondern dem pathologiſchen angehören. Wenn Gutzkow ſich in die Seele eines Nero zu träumen, oder wenn er das Problem zu löſen ſucht, wie ein Dalai Lama die Welt auffaſſen mag, ſo iſt das eine Aufgabe, die mit dem großen Gange des Weltgeiſtes nichts zu ſchaffen hat. Es iſt, als wenn Einer bei der Pfeife Tabak ſich den Kopf darüber zerbricht: wie mögen doch die Leute im Monde ausſehen, oder was für Gefühle mag einer haben, der lebendig begraben iſt u. dergl. Und leider muß ich erklären, daß die ethiſchen Probleme, die Hebbel ſich ſtellt, in keiner Weiſe eine größere Dignität in Anſpruch nehmen können.

Worin liegt, Alles in Allem genommen, das Große und Anerkennenswerthe unſers Dichters? Darin, daß er ſich nicht auf dieſe halben Weſen einläßt, die heute dies, morgen jenes wollen, ſondern ganze Charaktere concipirt, die unbedingt in Eine Leidenſchaft, in Eine Gemüthsrichtung aufgehen, wenn dieſe auch Wahnſinn iſt. Aber eben daß ſie in der Regel Wahnſinn, wenigſtens Krankheit iſt, das entreißt ihm wieder den Kranz der echten Poeſie, der nur da erworben wird, wo Maaß iſt. Man mißverſtehe mich nicht,

ich weiß wohl, daß jede Leidenſchaft eine Krankheit iſt, aber es gibt eine geſunde Krankheit, die den Körper allerdings unter Lebensgefahr wieder herſtellt, und ein unnatürliches Siechthum, dem Kraftmenſchen eben ſo gut unterliegen können als Schwächliche. Ich erinnere an Klinger's Stücke aus der Sturm- und Drangperiode, z. B. die Zwillinge, an Grabbe und ähnliche Graftgenies; die Helden haben alle die Tobſucht, ſie raſen, fluchen, lärmen, morden, aber das alles iſt ihnen nicht natürlich, ſie ſind nur betrunken; der Rauſch jedoch gehört nur in die Poſſe, nicht in die Tragödie.

Und nun folge man den Sprüngen, in welchen Hebbel einige ſeiner Hauptcharaktere entwickelt, und ſage, ob das Natur oder Rauſch iſt. Der ausgeführteſte Starkgeiſt iſt ſein Golo in der Genoveva. Noch ein halber Knabe, nur gewohnt an Pferde, Lanzen und Schwerter, wird er von ſeinem Herrn, der in einen Kreuzzug zieht, zur Hut ſeiner Gemahlin zurückgelaſſen. Golo hat dieſe bisher immer als eine Heilige betrachtet, jetzt ſieht er zum erſten Male in der Abſchiedsſcene, daß ſie ein Weib iſt und lieben kann; ſeine Begierde wird entzündet, aber das Gebot der Tugend ſpricht noch in ihm; um dieſe zu erhalten, gebraucht er ein ſonderbares Mittel: er klettert auf eine ſchwindelnde Höhe, wo es unmöglich ſcheint, das Gleichgewicht zu behalten, und erklärt, wenn er hier nicht den Hals bräche, lege er es ſo aus, daß Gott ihn zu einem Schurken machen wolle. Ein ander Mal fordert er Genoveva auf, ihm ein Wort zu ſagen, ſo wolle er ſich ſelbſt erſtechen. Genoveva hält ihn zurück. Nun, ruft er, biſt du mein! Und ob der Heiland ſelbſt ſich ſtellen wollte zwiſchen dich und mich, zu ſeinen ſieben Wunden geb' ich ihm die achte! — Durch eine böſe Hexe wird er verleitet, ſie durch Schmach und Noth zu verſuchen; er zeiht ſie des Ehebruchs, wirft ſie in's Gefängniß, und tritt hier vor ſie, einen Brief an ihren Gemahl in der Hand, worin er ſein Verbrechen bekennt, und einen Giftbecher; laß mich dieſen Giftbecher trinken, ruft er ihr zu, ſo iſt das Papier dein. Sie ſchaudert, gießt aber das Gift aus; darauf läßt er die Henker hereinkommen, die ſie ermorden ſollen. — — Das ſind nur einzelne Beiſpiele, in ähnlichen Sprüngen aber geht er ſtets aus einem Extrem in das andere. Es iſt ſehr richtig, daß die Zeit der erwachenden Pubertät für ſolche fieberhaften Einfälle mehr als irgend eine andere geeignet iſt; aber eben darum gehört ſie nicht in's Drama, weil ſie mit der Sittlichkeit nichts zu thun hat. Der Dichter hat das Recht, die Leidenſchaft in ihrer fürchterlichſten Gewalt darzuſtellen, aber er muß eine innere Nothwendigkeit zeigen; ſo ſehr wir das Hinreißende, das Dämoniſche dieſes Rauſches bewundern, den der Dichter mit ſeinem Helden theilt, ſo fühlt man ſich doch bei jedem neuen Zug ge-

drungen zu ſagen: er hätte eben ſo gut etwas anders thun können; man wird jeden Augenblick überraſcht und beſtürzt, und dieſer ewige Wechſel der Anſpannung ermüdet endlich eben ſo ſehr, wie das unausgeſetzte Träumen in der Tieck'ſchen Genoveva, in welcher ſich die Charaktere in Blumendüfte und Volkslieder-Reminiscenzen auflöſen. Die Ueberſpannung der Stärke ſchläfert eben ſo ein, wie das fortgeſetzte Siechthum der ſittlichen Ohnmacht.

In der Judith iſt es eben ſo; Holofernes, ein Wüſtling an der Spitze einer Mongolenſchaar, ohne irgend eine ſittliche Idee, ohne äußern Widerſtand, ſpringt von einer Laune zur andern, er läßt die Menſchen bald pfählen, bald ſchinden, bald erweiſt er ihnen Gnade; wenn er nicht von der Judith ermordet wäre, ſo hätte das noch lange ſo fortgehen können: ſein Untergang hat keine innere Nothwendigkeit, ſeine Geſchichte kein immanentes Geſetz, und ſeine myſtiſchen Reflexionen über Gottheit und Menſchheit, ſind dem barbariſchen Zeitalter ſo widerſprechend als möglich, dienen nur dazu, ſeine Gelüſte noch widerlicher zu machen.

Ich muß nun freilich geſtehen, daß all' dieſe Verirrungen das Gepräge eines großen Talents tragen; daß die dämoniſche Gluth des Haſſes mit eben ſo ſinnlicher Wahrheit uns vor die Seele geführt wird, als das ſchmeichelnde Geflüſter der Liebe. Außer Leſſing und Kleiſt kenne ich keinen deutſchen Dramatiker, deſſen Zeichnung ſo ſcharf und beſtimmt ausgeführt, mit ſolcher unerbittlichen Härte feſtgehalten wäre. Hebbel hat ſogar vor Jenen den Vorzug, daß ſeine Dichtungen auch den muſikaliſchen Reiz nicht entbehren, den poetiſchen Duft, der jene harten Formen dem Gemüth näher führt. Die Abſchiedsſcene zwiſchen Siegfried und Genoveva iſt eins der reizendſten Bilder, welche die deutſche Poeſie hervorgebracht hat, ſo wie Meiſter Anton eine der kühnſten Conceptionen, die überhaupt ein Poet gewagt. Aber überall ſteht er an dem ſchmalen Rande, der genialen Geiſt vom Unſinn ſcheidet, und ſein Tritt iſt nicht ſicher genug, wir ſchweben beſtändig in der Furcht, er werde hinübergleiten.

Judith die Heldin ſeines Erſtlingswerks, iſt eine große Seele, die das Bedürfniß hat zu lieben, anzubeten, aber nur was dieſer Anbetung würdig iſt; die aber auch zugleich das dämoniſche Gelüſt in ſich trägt, das man den ſchwangern Weibern nachſagt, den Drang ihrer Seele im Zerſtören zu befriedigen. Dieſen Drang ahnte ihr verſtorbener Mann in ihr, als er ſie in der Hochzeitnacht nicht berührte; Asmodi, das bittere Geſpenſt, hauchte ihn mit ſeinem Schauder an, und er vernahm in den Tiefen ſeines Herzens: dieſes Weib zerreißt, was es liebt, mordet, wenn ſeine Wolluſt rege wird. Ihre beiden Ideale werden ihr erfüllt: ein Mann erſcheint, den

ſie der Anbetung würdig findet, und eine That wird ihr vorgeſtellt, in der ſie ihre Heldenſeele geltend machen kann: die Befreiung ihres Vaterlands von einem Tyrannen. Um ſo glühender muß dieſe Idee ſie ergreifen, da ſich dieſer Heroismus im Zerſtören äußern darf. Der Conflict iſt nun dieſer: den Mann, der ihr unter allen Sterblichen zuerſt das Gefühl der Anbetung einflößt, ſoll ſie tödten; um ihn tödten zu können, muß ſie ſich ihm Preis geben, muß ſich ihm in der verächtlichen Form einer Buhlerin darſtellen. Sie gibt ſich ihm Preis, aber nicht blos, wie ſie gedacht, um ihn zu fangen, ſondern aus Wolluſt; ſie mordet ihn, aber nicht aus Patriotismus, ſondern aus Wuth, von ihm verachtet zu ſein, noch zitternd von der Brunſt des thieriſchen Genuſſes. — Ein pſychiſcher Cloak, der eines Fr. Soulié würdig wäre, den aber, als nothwendiges, welthiſtoriſches Uebergangsmoment der einen Form des Geiſtes in die andere darzuſtellen, einen krankhaften Seelenzuſtand verräth.

Wo iſt ferner der ſittliche Conflict in der Genoveva? Es ſcheint, als ſollte er nicht in den einzelnen Charakteren liegen, ſondern in der ganzen Zeit; als ſei die Menſchheit überhaupt in eine große Schuld verfallen, die nun der Einzelne büßen müſſe. Darauf deutet Hebbel in der kurzen Vorrede hin; darauf ſcheint der Plan des Ganzen angelegt, der uns Judenverfolgungen, Kreuzzug-Details, Hexenſabbate und dergleichen vorführt, ohne daß es erſichtlich wäre, wie durch ſie die Handlung gefördert wird. Golo ſagt:

Ich wollte daß dein Fluch
Die Welt zerſprengte! Nicht zum zweiten Male wird
Sie Gott erſchaffen, nur ſein Mitleid hält
Sie noch zuſammen mit dem blut'gen Kitt,
Den ihm vom Kreuz herunter bot ſein Sohn.
Mich ſchaubert's, denn mir iſt, als wär' ich nur
Ein Wurm in einem Körper, der verfault.

Ja das letzte Reſultat ſcheint auch darauf hinauszukommen. Siegfried ſagt:

Ich ſtrafe niemals einen Menſchen mehr,
Seit ich in's Innre der Natur geſchaut.
Auch ſie, wenn ſie noch lebte, ſtürbe nicht.
Was iſt ein Wort! der Hauch von einem Hauch!
Sie war das ſchöne Zifferblatt der Welt,
Und ihre Schuld, der ſchwarze Weiſer, ſtill
Durch das verborgne Triebrad fort gerückt,
Und raſch von Mittag auf die Mitternacht
Zuſteuernd, die den Kreislauf ſchließen ſoll.

Und welches iſt dieſe Zeit, deren Weiſer die Schuld des Einzelnen ſein ſoll? Der Dichter ſagt, „die poetiſche.“ Das kann doch nur heißen: die allgemein menſchliche, die ideale, die jedes Volk und jedes Jahrhundert ver-

ſteht, ſo lange es überhaupt denken und fühlen kann. Dagegen lehnt ſich nun freilich jener Teufelsſpuk und jene Judenverfolgung auf, die in dem Stück vorkommen, und man wird wohl ſagen müſſen, es ſei ein Jahrhundert gemeint, in welchem die Sittlichkeit noch ein äußerlich Gegebenes war, nicht ein innerlich Vermitteltes, in welcher die Leidenſchaft um ſo brauſender aus dem Quelle des unheiligen Gemüths hervorſchäumte, je enger und feſter der künſtliche Wall der Autorität ſie einſchränkte. Das kann alſo unſer Zeitalter nicht ſein, während die Art der Leidenſchaft, wie ſie Golo erfaßte, zu jeder Zeit erſcheinen kann. Ich begehre eines Andern Weib, ſie widerſteht mir, ich ſuche ſie zu verderben. Dieſer Conflict iſt, trotz des äußern Apparats, ein zufälliger, ſubjectiver; und es bedarf weder eine Judenverfolgung noch eine Geiſterbeſchwörung, um ihn zu motiviren. Soll nun etwa das ſittliche Geſetz, an welchem Golo untergeht, alſo das ſiebende Gebot, als ein aufzuhebendes dargeſtellt werden, wie es Hebbel in Goethe's Wahlverwandtſchaften gewünſcht hat? wir finden darüber keine Andeutung; im Gegentheil iſt die Ehe Siegfried's und Genoveva's eine wahrhaft ſittliche, und Golo bleibt ein Verbrecher vor jedem Richterſtuhl.

Hebbel's drittes Stück Maria Magdalena iſt offenbar das einheitlichſte Drama, was er geliefert hat, vielleicht ſein Maximum. Es hat ſchon äußerlich den großen Vorzug, daß es nicht in einer poetiſchen, d. h. eingebildeten, unklaren und unbeſtimmten Zeit ſpielt, ſondern in der Gegenwart, in der Beſchränktheit des kleinbürgerlichen Familienlebens, das der Dichter kennt und darum auch darzuſtellen vermag. Hier ſcheint nun allerdings die Tendenz vorzuwalten, dieſe verhärteten Ehrbegriffe als das Abſcheuliche darzuſtellen, an dem das frei Natürliche widerrechtlich zu Grunde geht. Es ſcheint aber auch nur ſo, denn das, woran jene beſchränkte Sittlichkeit Anſtoß nimmt, iſt eben das Widerſinnige, das Unnatürliche, dieſe bodenloſe Willkür der Stimmung, der Reflexion, die der ſtrengen Zucht bedarf, um gebrochen, nöthigenfalls ausgerottet zu werden. Maria Magdalena glaubt von ihrem Geliebten vernachläſſigt zu ſein; im Aerger darüber gibt ſie ihre Jungfräulichkeit einem Andern Preis, den ſie nicht liebt, ja den ſie ſeiner ganzen Anlage nach verachten muß. Wird dieſer Act etwa dadurch ſittlicher, daß ſie während deſſelben eiskalt bleibt? daß ſie darauf rechnet, jener Andere werde ſie heirathen? daß ſie endlich, damit ihr Vater ſich nicht wegen ihrer Schande den Hals abſchneiden darf, in einen Brunnen ſpringt! Was iſt das für eine abſcheuliche Welt, in die wir verſetzt werden! Der Vater, ein polternder Alter im modernen Gewande, erlebt in ein Paar Tagen den Schmerz, daß ſein Sohn als Dieb angeſchuldigt wird, daß ſeine Frau darüber der Schlag

rührt, daß die Tochter von ihrem Bräutigam im Stich gelaſſen wird, daß ſie ſich endlich erſäuft; er muß fühlen, daß er ſie ſelber zu dieſem Schritt durch ſeine Drohungen gedrängt hat, und was iſt ſeine erſte Empfindung, als er von ihrem Tod benachrichtigt wird? „Hoffentlich hat man nicht geſehen, daß ſie ſich ſelbſt getödtet hat, dann bleibt mir die Schande erſpart!“ Ich muß geſtehen, daß mir einem ſolchen Vater gegenüber die naive Niederträchtigkeit eines Leonhard noch wie ein ſittliches Ideal vorkommt.

Da iſt alles Reflexion! alles erfunden! Hebbel iſt bei aller Macht ſeiner Phantaſie im eigentlichſten Grund ſeiner Schöpfung ein Verſtandesdichter wie Leſſing, aber ohne deſſen kritiſchen Tact. Seine Sprache fließt nicht den natürlichen Lauf des Gefühls, das ſich ſelber vergeſſen muß — ſie iſt antithetiſch, zerbröckelt; überall ſcheint es, als habe der Dichter erſt einen Charakter in abstracto ſich erdacht, und frage ſich nun in jedem beſtimmten Fall: wie muß dieſer ſich ausdrücken? Seine Probleme kommen nicht aus dem Herzen, ſie kommen aus einer durch die Reflexion befleckten Phantaſie. Es iſt möglich, daß es Frauenzimmer gibt, die eine That begehen, wie Maria Magdalena; daß es Väter gibt, die, wenn der Würgengel des Todes ihre ganze Familie hinwegrafft, ähnliche Bemerkungen zu machen im Stande ſind; die dann, um ſich ein Relief zu geben, hinzuſetzen: Ich verſtehe die Welt nicht mehr! Aber was hat die Poeſie mit ſolchen Mißgeburten zu thun! Wenn der Dichter mit raffinirter Wolluſt ſich ſelber einen wunderbar verwickelten pſychiſchen Knoten knüpft, und ihn dann zerhaut, weil er ihn nicht auflöſen kann, ſo ſchaudern wir, aber wir werden nicht erſchüttert, obgleich die meiſterhafte, grandioſe Ausführung dieſes häßlichen Problems eines Shakeſpeare würdig wäre. Es iſt ebenſo wie mit der Ermordung der Emilie Galotti; wenn die Heldin nicht ſicher genug iſt, der Verführung nicht zu erliegen, und doch die Unkeuſchheit für eine Todſünde anſieht, ſo bleibt ihr freilich nichts anders übrig, als ſich allenfalls mit einer Haarnadel zu erſtechen; und wenn Maria Magdalena — aber wozu das häßliche Bild noch einmal wiederholen!

Seit Shakeſpeare iſt die Poeſie in die Tiefen der Subjectivität hinabgeſtiegen, er hat die ſittlichen Conflicte in das Innere des Menſchen verlegt. Aber dieſe inneren Kämpfe mußten jedes unbefangene Herz erſchüttern, weil ſie einfach waren, weil die bloße Willkür, das bloße Schwangerſchafts-Gelüſt dem Adel ſeiner Phantaſie fern blieb. Die neuern Dichter aber brechen die Spitze des Witzes, weil ſie dieſelbe bis in's Unſichtbare ſchärfen; ſie werden komiſch, weil ſie zu ſchrecklich ſind. Hamlet oder Kleopatra und Richard III. ſind die Vorbilder der modernen Poeſie, der romantiſirte, mit

Somnambulismus und ſozialem Weltſchmerz geſättigte Hamlet ſpukt wie ein bleiches Geſpenſt in der Hälfte der deutſchen und franzöſiſchen Belletriſtik. — „Die Welt iſt aus den Fugen! Schmach und Gram, daß ich zur Welt, ſie einzurichten kam!“ Und ſo ſiecht die Jugend an dieſer unausgeſetzten Selbſtbefleckung und wähnt ſich groß, nur weil ſie gelernt hat, daß nicht alles ſo iſt, wie es ſein ſollte! — Die kräftigern, ich möchte ſagen burſchikoſen Geiſter dagegen lehnen ſich an die dämoniſchen Figuren Shakeſpeare's; Judith iſt eine romantiſirte Kleopatra, die Buhlerin mit Mondſucht und Weltſchmerz, Holofernes ein Richard III., der den Feuerbach ſtudirt hat. Mir wird unheimlich in dieſer trüben Miſchung entgegengeſetzter Elemente; gebt uns die lüſterne Hetäre, das königliche Weib voll Frechheit und Blutdurſt, aber macht die Venus nicht zur Libitina! bringt nicht die Religion hinein! Es iſt wahr, daß man eine innere Verwandtſchaft herausfinden kann, aber die Poeſie wäre die ſchlimmſte Gabe der Götter, wenn ſie es ſich zur Aufgabe ſetzte, die übelriechenden Elemente der Verweſung, welche die Menſchen mit Erde überſchütten, wieder an die freie Luft heranzuziehen. Sie ſcheint es ſich in der That jetzt als Problem geſtellt zu haben, den Würmern zu folgen in ihrer unterirdiſchen Thätigkeit, wenn ſie an dem faulenden Leichnam nagen, dem Arzt in ſein Laboratorium oder gar in die geheimen Gemächer eines Bordells — oder — — „doch begehre der Menſch nimmer zu ſchauen, was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!“

Dieſes fieberhafte Zucken der Wolluſt, wie es nun nicht allein in dem Blut, ſondern in dem Hirn der Poeten kocht, wurde dadurch etwas gemäßigt, daß in neuerer Zeit die dramatiſche Kunſt wieder eine Richtung auf die Bühne nahm. Die Tragödie ſollte ihrer urſprünglichen Bedeutung wiedergegeben werden, die Menge unmittelbar hinzureißen. Ganz richtig ſagt Hebbel: „Eine Dichtung, die ſich für eine dramatiſche gibt, muß darſtellbar ſein, weil, was der Künſtler nicht darzuſtellen vermag, von dem Dichter ſelbſt nicht dargeſtellt wurde, ſondern Embryo und Gedankenſchemen blieb.“ Um ſo mehr mußte es befremden, als Hebbel in ſeinem neueſten Werk wieder der Bühne entſagte und ſich in einer allegoriſchen Vorrede darüber erklärte: er habe dem Beſtreben einer unmittelbaren Wirkſamkeit ſo viel von den edleren Schätzen ſeines Geiſtes opfern müſſen, daß er endlich ganz waffenlos in das Allerheiligſte der Poeſie einkehren müßte, wenn er nicht ſeine Opfer zurücknähme. —

Der „Diamant,“ Hebbel's neueſtes Werk, iſt alſo nicht mit Rückſicht auf die Bühne geſchrieben, und es iſt denn auch eine wunderliche Compo-

ſition daraus geworden. Da dieſes Stück weniger bekannt iſt als die frühern, ſo will ich hier ſeinen Inhalt angeben. Zu den Zeiten des Kaiſers Barbaroſſa überreichte ein Geiſt in der Geſtalt eines alten Invaliden dem Ahnherrn des **ſchen Königshauſes einen Diamant, mit der Erklärung, er werde ihn von dem Letzten des Hauſes wieder abholen. Es war alſo gleichſam der Talisman der Familie und wurde ſtets der älteſten Tochter des Königs zur Aufbewahrung anvertraut. Der jetzt regierende König hat nur eine Tochter, die ſomnambul und nervenſchwach iſt. Dieſe wird von einem alten Invaliden angebettelt, erſchrickt, glaubt den Geiſt ihres Ahnherrn zu ſehen, wirft ihm den Diamanten zu und bildet ſich nun ein, ſie ſei die Letzte ihres Hauſes, ſie müſſe bald ſterben oder ſie ſei ſchon geſtorben. Vergebens ſtellt man ihr einen liebenswürdigen Prinzen vor, der ſie curiren ſoll; die Mondſüchtige bleibt wahnſinnig — aber es iſt ein milder, eleganter Wahnſinn — und der König, der halb und halb doch ſelbſt an die Erſcheinung glaubt, ſetzt einen Preis für denjenigen aus, der ihm den Diamant wiederbringt, um durch das Wiederfinden deſſelben die Nichtigkeit des Geſpenſtes nachzuweiſen.

Jener Invalide bettelt ſich von Dorf zu Dorf, bis er endlich zu einem armen Bauern kommt, der ihn gaſtlich aufnimmt. Bei dieſem ſtirbt er. Der Bauer findet den Stein, weiß ihn nicht zu ſchätzen, und ruft einen Juden herein; dieſer bietet ihm einen Thaler. Der Bauer merkt nun, daß mehr dahinter ſein müſſe, und verlangt 100 Thlr. Der Jude hat nicht ſo viel; er ſtiehlt den Stein, verſchluckt ihn, um ſicher zu gehen, und entflieht. Aber vergebens ißt er Pfefferkuchen mit Obſt und trinkt Weißbier in fabelhaften Quantitäten, er hat zwar furchtbare Bauchſchmerzen, aber der Stein will ihm nicht abgehen. So findet ihn der Bauer und ſchleppt ihn zum Richter. Der Richter hat die Publication des Hofs über den geſtohlenen Diamanten vor ſich, er muß ihn haben, aber wie ſoll man dazu kommen? Ein anweſender Arzt, der heimlich den Stein für ſich ſelbſt behalten will, ſchlägt vor, dem Juden den Leib aufzuſchneiden. Und ſo ſoll es geſchehen, die chirurgiſchen Inſtrumente werden herbeigeſchafft und mittlerweile der Jude in's Gefängniß abgeführt. Der Schließer meint, ich kann den Stein eben ſo gut haben, er entführt alſo den Juden, um ihn unterwegs zu erſchlagen und ihm den Stein aus dem Magen zu nehmen. Aber dem Juden wird plötzlich unwohl, er geht hinter einen Baum und tritt jubelnd hervor: da iſt der Stein! Der Schließer nimmt ihn und entflieht. Der Jude wird jetzt von ſeinen Verfolgern — dem Bauer, dem Arzt, dem Amtmann, zu denen ſich jetzt auch der Bräutigam der Prinzeſſin geſellt hat — ereilt, ſie wollen ihm eben ſchneiden, da kommt der Schließer dazu, der von einem

Jäger als Wilddieb verfolgt wird und beinahe erſchoſſen wäre, man nimmt ihm den Stein ab und bringt ihn der Prinzeſſin. Dieſe kommt auch beim Anblick deſſelben zur Beſinnung, wenigſtens ſcheint es ſo, namentlich führt ſie die Erſcheinung des grob realiſtiſchen Bauern von ihren Viſionen zurück; der Bauer erhält die verſprochene Belohnung, der Jude ärgert ſich, eben ſo der Schließer; die Prinzeſſin wird nun wohl den Prinzen heirathen, mondſüchtig wird ſie freilich bleiben, aber der Wahnſinn iſt vorbei, wenigſtens vor der Hand, und ſo findet die Komedie denn ihr Ziel. Ich muß noch bemerken, daß es an einigen Stellen dunkel bleibt, ob der Jude wirklich den Stein von ſich gibt, ob er nicht den Schließer betrogen hat. Indeß bei Hof wird man ſich doch wohl auf Diamanten verſtehen, und ſo wollen wir denn an die Realität des wiedergefundenen Steines glauben.

Das iſt der Inhalt des Luſtſpiels. Und nun die Moral? Sie wird handgreiflich genug hingeſtellt. Als man nämlich dem Prinzen die Erſcheinung erklärt: „Der arme kranke Soldat hat ſich in den königlichen Garten zu ſchleichen gewußt, er iſt vor die einſame Prinzeſſin hingetreten und hat ſie mit ſtummen Geberden um ein Almoſen angefleht. Die Prinzeſſin, in der Dämmerungsſtunde tief in ihre Phantaſien verſenkt, hat in dem Verſtümmelten den Geiſt, deſſen Erſcheinung ſie täglich in fieberhafter Erregtheit entgegenſah, zu erblicken geglaubt und ihm den Diamant, den er ihr abzufordern ſchien, mit Entſetzen zugeworfen; dann iſt ſie, im innerſten Grunde ihres Daſeins erſchüttert, bewußtlos zurückgeſunken und der Menſch hat ſich ſtillſchweigend entfernt;“ ſo antwortet dieſer:

„So iſt's! ſo muß es ſein! denn nur ſo wird der Wahnſinn vollkommen. O Welt, Welt! biſt du denn etwas Anderes als die hohle Blaſe, die das Nichts emportrieb, da es ſich fröſtelnd zum erſten Mal ſchüttelte? Schau' mir nicht ſo ſtarr in's Geſicht, ich könnte dir jetzt den Kopf herunterſchlagen und mir einbilden, das geſchehe blos in der Einbildung. Nein! Nein! Da ſchafft die Natur ein Weſen, das keinen Fehler hat als den, daß es zu vollkommen iſt, daß es der Welt nicht bedarf und all' ſein Leben aus ſich ſelbſt, aus der unergründlichen Tiefe ſeines Ich hervorſpinnt, und dieſem Weſen tritt eine Fratze, ein lächerliches Zerrbild ſeines eignen Todestraums in den Weg und vor der Fratze muß es vergehen.“ —

La vida es sueño ſagt der Katholik, und in der reflectirten Geſpenſterwelt der Romantik wird daraus: Die Welt iſt ein Narrenhaus. Aus dieſem Gedanken kann man wohl ein Tieck'ſches Mährchen, einen blonden

Egbert hervorſpinnen, wo der blonde Egbert einen Freund hat, den er erſticht, der ſich dann in ſeine Geliebte, dann in einen andern Ritter, in ſeine Mutter, in ein Vöglein verwandelt, das immer ſingt: Waldeinſamkeit! wie liegt ſo weit, was mich erfreut, Waldeinſamkeit! bis der blonde Egbert darüber verrückt wird, aber nie ein wirkliches Drama. Jener Plan iſt eben eine ſolche Verkehrtheit als Immermann's Idee, die Langeweile des Zeitalters durch die Langeweile ſeines Buchs zu ſchildern.

Man könnte jene Aeußerung vielleicht für den Fiebertraum eines Verliebten halten, aber im Prolog wiederholt ſie ſich noch einmal in einer Viſion des Dichters:

Ich ſeh' an einem Edelſtein
Des ird'ſchen Lebens irren Schein
Und alle Nichtigkeit der Welt
Phantaſtiſch-luſtig dargeſtellt.
Ein Menſch vom Tod ſchon angehaucht,
Bekommt ihn, da er Nichts mehr braucht.
Ein Weſen von der Elfen Art — —
Glaubt, daß den Diamant ein Geiſt
Entführte, der ſie ſterben heißt.
Der Wahn verſtört ihr das Gemüth —
Und wenn ſie ihn auch ſelber ſpann,
Sie ſtirbt nicht weniger daran.
Indeſſen geht der Diamant
Den Alles ſucht, von Hand zu Hand,
Doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur,
Daß ſeine innerſte Natur,
Sonſt weggedrückt und wohl verſteckt,
Entſchleiert wird und aufgedeckt.
Iſt das geſchehn, ſo dreht ſich ſchnell,
Der Zufall macht das Dunkle hell,
Und wandelt das erträumte Glück,
Für Jeden um in Mißgeſchick." —
„Ich ſoll die Welt
In dem, was ſie befangen hält.
In ihrem eigentlichſten Tichten,
Ja durch dies Tichten ſelbſt vernichten;
Ich ſoll, wohin kein Schickſal reicht,
Den Zufall führen, daß er zeigt,
Wie wenn der Menſch ſo tief verſtockt,
Daß er den Funken nicht mehr lockt,
Der Blitz in ſein Metall noch ſchlägt
Und durch ſein Gold ihn ſelbſt erlegt."

Das iſt dieſelbe Stimmung, welche die romantiſche Schule Weltironie nannte, dies bewußtloſe Bewußtſein des univerſellen Schwindels, in dem das Feſteſte gleich dem ewig Wechſelnden in träumeriſcher Flüchtigkeit

uns umwirbelt. Eine ſolche phantaſtiſche Welt kann nur, wie im Sommernachtstraum, durch Heiterkeit, Witz, Humor und ein üppiges Spiel der Phantaſie genießbar werden; alles Eigenſchaften, von denen man bei Hebbel keine Spur findet. Selbſt die Späße trägt er mit einer froſtigen Leichenbittermiene vor. Man denke an Shakeſpeare's As you ike lit; hier gehen auch die Empfindſamen und die Narren unmittelbar neben einander, aber wie in einer Maskerade, um ſich einander zu verſpotten und irre zu führen; in Hebbel's Diamant hingegen iſt es mit der Mondſucht der Prinzeſſin eben ſo bitterer Ernſt, als mit dem groben Cynismus der komiſchen Perſonen; mir wenigſtens kommt es etwas übelriechend vor, fünf Acte hindurch das Prinzip der phantaſtiſchen Welt im Maſtdarm eines Juden zu ſuchen und den Durchfall als Vermittler der Idee zu beſchwören.

Einzelne plaſtiſch vortreffliche Aeußerungen finden ſich auch hier; aber ſie ſind gemacht wie das ganze Stück. So als der Schließer, wie er den Juden ermorden will, ſich künſtlich in Aufregung ſetzt, ſich ſelber Ohrfeigen gibt und dem Juden alle möglichen injuriöſen Gedanken ſuppeditirt; als der Bauer, von dem man erklärt, er könne nicht lügen, darüber aufgebracht wird, und raſch erzählt: „Es klopft Jemand. Nun? iſt es wahr? — ſeht ihr, daß ich lügen kann?“ u. ſ. w.

Es iſt klar, daß dieſes ſeltſame Luſtſpiel in jeder Beziehung als ein Rückſchritt aus der beſtimmten Welt, die der Dichter in der Magdalena ſeiner Poeſie erobert, in die wüſte Nacht der Romantik genannt werden muß.

Hebbel ſteht, wie es ſcheint, auf dem Scheidewege, in einer höchſt gefährlichen Stellung. Wenn er den böſen Dämon in ſeinem Innern, dieſe dunkle Macht, die ihn ſelber treibt, wie ſeine Helden, überwindet, ſo wird er aus der Hand des Volkes den Kranz empfangen, den jetzt ſein überreiztes Gefühl vergebens an ſich zu reißen ſucht. Nur die gemäßigte, geſetzlich gebändigte Kraft bleibt Kraft; der zügelloſe Ungeſtüm führt zur Ohnmacht.

Vis consilî expers mole ruit sua:
Vim temperatam Dî quoque provebunt
In majus: idem odere vires
Omne nefas animo moventes.

J. S.

Die Ereigniſſe in Portugal.

Paris, Mitte Juni.

Die Intervention in Portugal war das große Ereigniß der letzten acht Tage. Alle Organe der Oeffentlichkeit haben ſich über dieſelbe ausgeſprochen; die Preſſe, die blue books, und die Kammern ſelbſt. Als Quinteſſenz dieſer Ueberſchwemmung von Nachrichten und Erklärungen in der portugieſiſchen Angelegenheit ſind die beiden Reden zu betrachten, die Herr Guizot und Lord John Ruſſel dies- und jenſeits des Canals vom Stapel gelaſſen haben. Man ſollte eigentlich nicht ſagen: die beiden Reden, ſondern einfach: die Rede. Denn beide Redner haben ſo vollkommen daſſelbe geſagt, daß Lord John die Rede Herrn Guizot's, und Herr Guizot die Lord John's, mit ein Paar Aenderungen in Nebenſachen, nur hätte zu überſetzen gebraucht. In Bezug auf die portugieſiſchen Angelegenheiten ſelbſt ſind die beiden erſten Miniſter vollkommen einverſtanden, daß die Königin die Conſtitution mit Füßen getreten und dadurch die Revolution veranlaßt habe. Die Junta war ſomit in ihren Augen halbwegs berechtigt zum Aufſtande, und wenn ſie, jetzt faſt ſiegreich, auf die Cabinete von England und Frankreich ſtößt, ſo geſchieht dies nicht aus Feindſchaft gegen die Volksfreiheit in Portugal, ſondern eigentlich nur zum Beſten derſelben, da man von beiden Seiten behauptet, man fürchte, die junge Freiheit könne ſich überſchlagen, und deswegen wolle man ihr mit den guten Erfahrungen Englands und Frankreichs zu Hülfe kommen. Auch in Bezug auf den Grundſatz der Intervention und Nichtintervention ſind die beiden erſten Miniſter vollkommen derſelben Anſicht. Sie ſind beide Anhänger der Nichtintervention, und Gegner der Intervention. Das iſt für England ein Rednergrundſatz, für Frankreich „le droit des Nations!“ Nur gibt es von allen Regeln Ausnahmen, die — eben Nichts als die Regeln beſtätigen, wie unſere Väter nicht nur ſagten, ſondern auch geglaubt zu haben ſcheinen. Dieſe Ausnahmen treten ein, wenn ein mächtiges Volk ſieht, daß ein ſchwaches dumme Streiche macht. Dumme Streiche aber ſind ſolche, die „vor Allem“ dem ſchwachen Volk ſelbſt

ſchaden, dann aber auch „nebenbei" den ſtarken Nachtheil bringen oder auch nur den Vortheil, den der Starke aus dem Schwächen zieht, ſchmälern könnte. Nicht nur über dieſen Grundſatz, ſondern auch über ſeine Anwendung in Bezug auf Portugal ſind Herr Guizot und Lord John ebenfalls vollkommen einverſtanden; denn beide erklären, daß ſie um drei Viertel wenigſtens zum Beſten Portugals und nur um das kleine vierte Viertheil im Intereſſe Englands und Frankreichs handelten. Die großen Völker ſind ſo großmüthig gegen die kleinen, wie die Löwen gegen die Hunde, wie die Wölfe gegen die Schaafe.

Noch in einem Punkte ſind ſie einverſtanden. Sie behaupten beide, daß ſie keineswegs ſich in die portugieſiſchen Angelegenheiten gemiſcht haben würden, wenn ſie dazu nicht durch die Furcht gezwungen worden ſeien, Andere ſich allein in ſie miſchen zu ſehen. Hier tritt dann der Punkt ein, wo in der Rede Lord John's und Herrn Guizot's eine wechſelſeitige Correction vorgenommen werden müßte, um die Lord John's Herr Guizot und die Herrn Guizot's Lord John mundgerecht zu machen. Herr Guizot behauptet, — und ſucht es mit Documente zu belegen —, daß die Engländer eigentlich ohne die Franzoſen hätten interveniren wollen; und Lord John behauptet und bekundet, daß Herr Guizot eigentlich ohne die Engländer in Portugal zu interveniren beabſichtigt hatte. Und das hätten beide nicht zulaſſen wollen. Es ſcheint auch, hier haben beide ganz recht, Einer hat den Andern auszuſchließen geſucht, bis ſie zuletzt ſich gezwungen, die Hand zum gemeinſchaftlichen Handeln gereicht. Lord John erklärt ſehr einfach, warum er nicht zulaſſen könne, daß Frankreich feſten Fuß in Portugal faſſe, und zwar: weil Portugal allein ſeit Anfang des letzten Jahrhunderts vier Mal mit England gemeinſchaftlich Spanien und Frankreich bekämpft habe, und England nicht Luſt habe, einen ſo guten Bundesgenoſſen fahren zu laſſen. Die franzöſiſche Regierung ihrer Seits will Portugal nicht ganz aufgeben und England überlaſſen. In dieſen Geſtändniſſen liegt der Kern der ganzen Angelegenheit. Frankreich und England handeln in Portugal gemeinſchaftlich, wie ſie in Spanien gemeinſchaftlich handelten, um ſich in aller Freundſchaft — nicht zu bekämpfen, ſondern ein wenig, ſo viel es aber geht — zu betrügen. Die Grundlage des „cordialen" Einverſtändniſſes iſt die cordialſte Eiferſucht; wenn ſie ſich die Hände geben, ſo geſchieht es nur, um ſich wechſelſeitig zu verhindern, ſich bei den Haaren zu faſſen, oder Einer den Andern rücklings ein wenig niederzuſtoßen. Wie lange das Spiel noch dauern wird, wiſſen die Götter; aber Spiel iſt es, und es wird dereinſt doch Ernſt werden. Ein Zufall wird genügen.

Fragt man sich nun, wer hat in dieser Angelegenheit am Klügsten gehandelt, am Meisten gewonnen? so scheint mir, daß England jedenfalls den Kürzeren ziehen wird. Es gibt drei Parteien in Portugal, die der Königin, die der Junta, die Don Miguel's. Mit allen dreien hat Lord Palmerston coquettirt. Der Colonel Vilde, der erste Abgesandte Lord Palmerston's, ist ein Hofstallmeister des Prinzen Albert. Der König von Portugal ist der Neffe des Queens Consort in England. Herr Dietz, der Anstifter der Revolution in Portugal, wurde, als er in London ankam, augenblicklich zur Königin Victoria berufen. Das Alles bekundet hinlänglich, wie die englische Regierung der Partei der Königin und des Königs von Portugal nicht feindlich gesinnt ist. Dennoch tritt die englische Intervention mit Grundsätzen und Bedingungen ein, die den Insurgenten günstig sind. Lord John proclamirt in Westmünster portugiesische Freiheit! Und unterdeß lassen sich die englischen Befehlshaber in Portugal Zweideutigkeiten aller Art zu Schulden kommen, die zuletzt dahin ausschlagen, daß sie mit List — List des Starken gegen den Schwachen — die Macht der Junta zerstören und ihre Schätze wegnehmen. Die Art wie Lord Palmerston sich gegen den Graf Montemolin benahm, war sicher die Hauptursache, daß Don Miguel wieder halbwegs versuchte, offen aufzutreten. Genug, man hat in England es aller Welt recht machen wollen, und wahrscheinlich — es mit aller Welt verdorben.

Unterdeß sieht Frankreich in gewisser Beziehung ruhig zu. Es hat erst die Spanier zur Intervention getrieben und trieb dann die Engländer ebenfalls in's Feuer, während es thatsächlich das Ansehen behält, als ob es nur gezwungen mit fortgeschleppt werde. Die Portugiesen, die nachgerade anfangen, die Engländer wie ihre Blutfeinde zu hassen und die in den Spaniern seit Jahrhunderten ihre Erbgegner sehen, werden thatsächlich nur von den Engländern und den Spaniern verletzt. Die französische Fregatte, die die englischen Schiffe „begleitet" — wie Lord Palmerston, der wohl ahnete, daß wenn Frankreich ganz wegbleibe, auch aller Haß der Portugiesen allein auf England fallen werde — wird den Portugiesen nicht vielen Schaden thun. Die Franzosen waren überdies halbwegs gezwungen, von Anfang an Partei für die Königin zu nehmen; sie dürfen diese nicht fallen lassen, weil ihr Sturz Don Miguel nach Portugal und Don Carlos nach Spanien zurückbringen würde, ein Ereigniß, das England nicht unmöglich erscheinen mag, für Frankreich aber eine Kriegserklärung wäre. Die Franzosen werden also bei dem portugiesischen Hofe mehr gewinnen als die Engländer, und somit thatsächlich um so mehr Einfluß in Lissabon erlangen, je

mehr Mühe die Engländer ſich geben würden, die Macht der Krone wieder herzuſtellen, je mehr es ihnen gelingen wird, einen Aufſtand der Junta und der Migueliſten unmöglich zu machen. Man würde Unrecht haben, wenn man glaubte, daß die franzöſiſche Politik dieſe Vortheile alle vorhergeſehen und vorher berechnet hätte. Sie iſt in der Lage eines Sehenden, der ſich mit einem Halbblinden verbindet, die Früchte eines Baumes einzuſammeln, deſſen Aeſte der Blinde mit ſtarker Hand ſchüttelt. Sie erndet heute theilweiſe die Früchte, die England früher ſäete; — doch iſt mein Blatt zu Ende und ſomit muß ich die Ausführung dieſer Anſicht Ihrer Leſer für die Antwort ſchuldig bleiben. Die Gelegenheit wird ſich bald genug bieten, denn die Urſachen, die in Portugal wirken, ſind überall thätig, wo England und Frankreich „Hand in Hand“ gehen. —

J. —y.

Das Lottospiel in Oesterreich.

Vortrag des Grafen Rudolph Morzin,

gehalten in Prag in der ständischen Versammlung den 24. Mai 1847 *).

So kurz auch die diesfällige Eröffnung der k. k. Hofkanzlei an die Stände lautet, so scheint sie mir doch Mehreres zu enthalten, welches die Stände nicht ganz so unbeachtet hinnehmen können.

Im Wesentlichen geht aus dieser Eröffnung hervor: 1) daß die k. k. Hofkammer Maßregeln getroffen habe, um die unerlaubten Anlockungen zum Lottospiele zu begegnen; 2) daß sie sich nicht veranlaßt finde, den Ständen nähere Mittheilungen über diese getroffenen Maßregeln zu machen, dieselben vielmehr in die Verfügungen der Behörden zu vertrauen haben; und 3) daß dieser Gegenstand gar nicht in den Bereich ständischer Wirksamkeit gehöre.

Gegen diese von den beiden k. k. Behörden ausgesprochene Meinung erlaube ich mir Nachfolgendes zu bemerken:

Da in dieser Hofkanzleientscheidung ausdrücklich blos von unerlaubten Anlockungen die Rede ist, so scheint die k. k. Hofkanzlei anzunehmen, daß es neben solcher auch wohl noch erlaubte Anlockungen zum Lottospiel geben könne, und hierunter dürften höchst wahrscheinlich jene Anlockungen verstanden werden wollen, welche von den k. k. Behörden selbst ausgehen.

Diese Ansicht kann ich aber keineswegs als richtig gelten lassen, sondern muß vielmehr jede Anlockung zum Lottospiele, sie möge von wo immer

---

*) Bereits im vorigen Jahre haben die böhmischen Stände (wie auch die steyermärkischen) auf Aufhebung oder Beschränkung des für die ärmeren Klassen so verderblichen Lotto's angetragen. Der ungünstige Bescheid, den die Regierung darauf gegeben, hat in den diesjährigen Ständesitzungen ein ernsteres Eingehen auf diesen Gegenstand zum Resultat gehabt, und in Folge des obigen Vortrags ist beschlossen worden, eine directe Deputation an Se. Maj. den Kaiser abzusenden. D. E.

herkommen, als eine unerlaubte bezeichnen, um ſo mehr aber, nachdem nicht blos von den Ständen, ſondern auch von anderen Seiten her die nachtheiligen und verderblichen Folgen des Lottoſpiels Sr. Maj. geſchildert und um Abhilfe gebeten worden iſt, gerade jene Anlockungen, welche von den Behörden ſelbſt ausgehen, zu den unerlaubteſten und tadelnswertheſten zählen.

Ob und welche Maßregeln die k. k. Hofkammer wirklich ergriffen habe, um dieſe Unheil bringende Spielwuth einigermaßen zu beſchränken, kann ich um ſo weniger beurtheilen, als dieſelbe ſich nicht veranlaßt fand, den Ständen eine nähere Mittheilung darüber zu machen; ich muß es aber geradezu bezweifeln, daß in dieſer Beziehung wirklich Etwas überhaupt veranlaßt worden ſei, weil in einem ſolchen Falle eine auch nicht den Ständen, doch den mit der Polizeiverwaltung auf dem Lande betrauten obrigkeitlichen Aemtern Etwas hätte bekannt werden müſſen, oder wenigſtens der Erfolg ſolcher Maßregeln auf irgend eine Art bemerkbar geworden wäre; endlich ſchon darum, weil geradezu Beweiſe des Gegentheils vorliegen, denn es gibt wohl keine größere und wirkſamere Anlockung zum Lottoſpiele als die Vermehrung der Collecturen, welche leider durch die k. k. Behörden fort und fort begünſtigt und gefördert wird, und nun dadurch das Ziel bald erreicht haben dürfte, daß jetzt beinahe ſchon kein noch ſo kleiner Ort zu finden iſt, in welchem nicht auch eine Lottocollectur, in größeren Ortſchaften aber ſelbſt zwei beſtehen.

Die Brünner Collecturen, welche ſonſt nur bei einigen Collectanten in der Hauptſtadt Prag zu finden waren, ſind nun beinahe überall auf dem Lande ſchon ausgebreitet, und erſt in der jüngſten Zeit iſt durch die Aufſtellung der Linzer Collecturen in Prag die Anlockung zum Lottoſpiele auf eine wirklich unglaubliche Weiſe vermehrt worden.

Durch ſolche Facta kann es gewiß nur gerechtfertigt erſcheinen, wenn die Stände auf die Zuſicherungen der Behörden nicht vertrauen, ſondern vielmehr dieſe k. k. Behörden geradezu beſchuldigen müſſen, ſelbſt am meiſten zur Förderung dieſes auf ſo gefährliche Weiſe demoraliſirenden Lottoſpiels beizutragen und die Anlockungen herbeizuführen, was doch ganz gewiß nicht in der Abſicht und dem Willen Sr. k. k. Maj. liegt.

Ueber den von der k. k. Hofkammer ausgeſprochenen Beweggrund der Verweigerung einer Mittheilung, ſo wie über den von der k. k. Hofkanzlei bei dieſem Anlaſſe in Form eines Verweiſes ertheilten Beſcheid, halte ich es für überflüſſig, Etwas zu bemerken, da die Stände bereits bei ähnlichen Gelegenheiten ſich ſchon gegen derlei Anmaßungen der Behörden und das den Ständen zugemuthete Verhältniß einer gegen die Behörden ſubordinirten

Stellung sich bereits verwahrt haben, und wie ich voraussetzen muß, es auch bei diesem Anlasse kräftigst thun werden.

Gegen die Ansicht aber, daß die Aufhebung des Lottospieles nicht in den Bereich ständischen Wirkens gehöre, muß ich mir noch einige Worte erlauben, um diese Behauptung entschieden zurückzuweisen.

Jeder Gegenstand, der auf das Wohl und Wehe des Landes, auf den physischen oder moralischen Zustand seiner Bewohner Einfluß nimmt, muß meiner Ueberzeugung nach auch ein Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und der thätigsten Wirksamkeit der Stände sein. Um wie viel mehr muß aber grade ein solcher Gegenstand die Theilnahme der Stände in Anspruch nehmen, der bereits als die wichtigste und hervorragendste Ursache der allgemeinen Verarmung, zugleich aber auch einer auf höchst beunruhigende Weise überhand nehmenden Demoralisation allseitig anerkannt worden ist, und leider schon die Zahlungsunfähigkeit so manches Steuerpflichtigen herbeigeführt hat, und noch herbeiführen wird.

Ich habe schon bei Gelegenheit der im Jahre 1845 berufenen Riesengebirgs Cooñ die Ehre gehabt, in einem ausführlichen Vortrage das Lottospiel als eine der Hauptursachen des Nothstandes und der Verarmung namhaft zu machen, und den Nachweis der Richtigkeit meiner Angaben durch ziffermäßige amtlich bestätigte Erhebungen zu liefern.

Ich halte es für nothwendig, wenigstens eine dieser ziffermäßigen Erhebungen den Herren Ständen hier mitzutheilen, damit dieselben daraus ersehen mögen, welche Höhe das Lottospiel schon damals erreicht, mit welcher Wuth es betrieben wurde, und welche ungeheuere Summen grade aus den Taschen der ärmsten Klassen in die Collecturen gewandert sind, wobei ich zugleich nicht unbemerkt lassen kann, daß durch die seither stattgefundene von den k. k. Behörden so sehr begünstigte Vermehrung der Collecturen alle diese Uebelstände gegenwärtig einen noch weit höhern Grad erreicht haben.

Schon der im Monate Februar 1843 sich auf meiner Besitzung Hohenelbe zum Theile äußernde Nothstand hatte mich veranlaßt, Nachforschungen einzuleiten, und die gepflogenen Erhebungen haben nachgewiesen, daß in diesem Monate Februar allein durch den obrigkeitlichen Steuereinnehmer an Lottogeldern aus der Hohenelber Collectur nach Abzug der ausgezahlten Gewinnste 4970 Fl. C. M. daher um 2707 Fl. C. M. mehr als die ganzjährige Rusticalsteuer dieser Herrschaft, welche somit Fictitium und dem Domesticalfondszuschlage im Jahr 1842 4699 Fl. 17 Kr. C. M. betragen hatte, an die Kreiskasse abgeführt worden sind, was demnach so ziemlich dem zwölffachen Ertrage der Rustikalsteuer gleichkäme.

Um dieſe Zeit wurden grade noch einige neue Collecturen in der Umgegend errichtet, welche von einem großen Theile Hohenelber Unterthanen weiterhin ſtatt der ihnen entfernter gelegenen Hohenelber Collectur benützt wurden; demungeachtet aber wurde im Verlaufe des Jahres 1843 doch noch aus der Hohenelber Collectur die ungeheuere und im Vergleiche zu der Grundſteuer gewiß auffallende Summe von 26,863 Fl. 7 Kr. C. M. an Lottogeldern aus der Hohenelber Collectur durch den obrigkeitlichen Steuereinnehmer an die Kreiskaſſe abgeführt, nebſtbei aber auch auf einige Beträge von dem Collectanten ſelbſt direct durch die Poſt an die Kreiskaſſe befördert, über deren Ziffer ich aber nicht Kenntniß erhielt.

Wenn man weiß, wie ſchwierig es iſt, die directen Steuern einzutreiben, wie viele Executionen hiebei ſtattfinden, und wie viele Steuerreſte dennoch verbleiben, ſo muß man nicht nur ſtaunen, man muß erſchrecken über die dieſen indirecten Steuern geopferten Summen, die auf rechtlichem Wege herbeizuſchaffen nicht möglich wären, und in der That auch nur auf dem Wege des Betruges und Verbrechens herbeigeſchafft werden.

Ich habe mir damals auch erlaubt, die hieſige Gebirgs-Cooñ auf die vielen nachgewieſenen Fälle von Betrug, Diebſtahl, Einbruch, Raub und Selbſtmord aufmerkſam zu machen, welche einzig aus der grenzenloſen Wuth zum Lottoſpiele und der trügeriſchen Hoffnung eines Gewinnes hervorgegangen ſind.

Eine andere ebenfalls ſehr ernſte und wichtige Frage drängt ſich mir unwillkürlich hiebei noch auf; aus den ziffermäßigen Erhebungen, welche ich ſo eben die Ehre hatte, hier mitzutheilen, und welchen zufolge von einer Bevölkerung von beiläufig $2\frac{1}{2}$ □Meilen in einem Jahre 26,863 Fl. 7 Kr. C.-M., alſo das ſechsfache der Ruſticalſteuer zu dem Lottoerträgniſſe beigeſteuert worden iſt, muß doch ganz folgerecht angenommen werden, daß das Erträgniß der Lotterie der Staatskaſſe eine weit größere Einnahme abwerfen ſollte, als das der directen Geldſteuer ſelbſt. Und doch iſt dies nicht der Fall, denn es iſt allgemein bekannt, daß an Lottoerträgniß nicht mehr als drei bis vier Millionen in die Staatskaſſe einfließen, welche Ziffer übrigens mir von einer Autorität im Finanzminiſterio, welche ich nöthigenfalls auch nennen könnte, perſönlich beſtätigt wurde.

Es frägt ſich daher, wo kommen dieſe ungeheueren dem Lande entlockten Summen hin, da ſie doch nicht in die Staatskaſſe einfließen; — und wenn auch — dieſe ſehr bedenkliche Frage jetzt nicht näher und genauer erörtert werden kann, ſo iſt ſie doch ganz geeignet, das größte Mißtrauen zu wecken, und die Stände noch mehr in ihrer Ueberzeugung zu beſtärken,

daß dieſer Gegenſtand nicht blos in den Bereich ihrer Wirkſamkeit gehöre, ſondern daß es jetzt eine ihrer wichtigſten Pflichten ſei, nicht eher zu ruhen, bis das vorgeſetzte Ziel erreicht ſein wird.

Ein Geſichtspunkt, von welchem aus, ſo viel ich glaube, dieſer Gegenſtand noch nie hier zur Sprache gekommen iſt, iſt die nähere Beleuchtung des Lottoſpielplans ſelbſt, und die Grundlage, auf welcher derſelbe beruht. Dieſer Spielplan iſt unbeſtreitbar einer der ſcharfſinnigſten und vollendeſten Combinationen, leider aber auch zugleich eine der verächtlichſten und verwerflichſten, da er auf einer Baſis beruht, welche eben ſo wenig mit dem Begriffe von Ehre und Recht überhaupt als insbeſondere mit den von Sr. Majeſtät erlaſſenen allerhöchſt geſetzlichen Beſtimmungen vereinbarlich iſt. Es wäre zu weitläufig hier in eine genauere Zergliederung dieſes Spielplanes einzugehen, es iſt aber auch nicht nothwendig, da wenige Worte ſchon hinreichen werden, um die Richtigkeit meiner Behauptung nachzuweiſen.

Wie bekannt, beſteht dieſe Lottorie aus 90 Nummern, wovon bei jeder Ziehung fünf gewinnende Nummern herausgehoben werden.

Jede dieſer 90 Nummern iſt mit einem fixen Gewinnſtcapitale dotirt, über welches hinaus ohne Rückſicht, ob die Einſätze eine noch ſo große Höhe erreicht haben, keine Auszahlung eines gemachten Gewinnes mehr ſtattfindet. Nach der Combination des Spielplanes reicht aber ſchon ein verhältnißmäßig ſehr geringer Betrag der Einſätze hin, um die Abſorbirung des dotirten Capitals zu bedrohen, und allen weiteren, über dieſen beſchränkten Betrag folgenden, ſpäteren Einſätzen iſt in vorhinein ſchon jede Möglichkeit eines Gewinnes benommen; nichtsdeſtoweniger werden aber weitere Einſätze nicht zurückgewieſen, ſondern die Collecturen nehmen fort bis auf die letzte Minute vor der Ziehung weitere Einſätze mit dem Vorwiſſen ein, daß der Spielende geprellt und betrogen ſei, da ihm auf keinen Fall mehr ein Gewinnſt zu Theil werden kann.

In dieſer Weiſe geſchieht es, daß bei der großen Verbreitung der Collecturen den vielfachen Anlockungen zum Lottoſpiele und der ſo geſteigerten Spielwuth des Volkes in jeder Ziehung alle 90 Nummern bedeutend und oft ſo hoch überſetzt ſind, daß der Betrag der (ohne Möglichkeit eines Gewinnes) auf eine Nummer gemachten Einſätze ſelbſt das Gewinnſtkapital dieſer Nummer überſteigt.

Nach erfolgter Ziehung gelangt nur ein ſehr kleiner Theil der Spielenden, nämlich nur jener, welcher eine oder mehrere der fünf gezogenen Nummern beſetzt hatte, zur traurigen Kenntniß, daß er betrogen ſei dadurch, daß er ſtatt des gemachten Gewinnſtes blos den Beſcheid erhält, ſein Ein-

satz sei gesperrt gewesen, und er muß sich noch glücklich schätzen, wenn ihm auf sein Verlangen der Einsatz zurückerstattet wird.

Bei dem übrigen in der Ziehung nicht herausgehobenen 85 Nummern aber erfährt der Spielende nie, ob sein Einsatz gesperrt war, erhält daher auch nie den ohne der geringsten Chance eines Gewinnes geopferten Einsatz zurück, und gerade diese, meist der ärmsten Klasse auf eine in keiner Weise zu rechtfertigende Art entlockten Beträge sind es, welche das Haupterträgniß des Lottogefälls bilden.

Den über Glücksspiele bestehenden allerhöchsten Gesetzen gemäß, würden die k. k. Behörden gewiß auch jedem Privaten, der sich eines solchen Vorgangs erlauben könnte, als des Betruges schuldig verurtheilen und auf das Strengste bestrafen.

Ich bin auch darum überzeugt, daß wenn Sr. Maj. Behörden es als ihre Pflicht erachtet hätten, Sr. Maj. dem Kaiser über diese bestehenden Modalitäten des Lottospieles aufzuklären und von den Grundsätzen, welche dem Spielplane zur Grundlage dienen, vollkommen in Kenntniß zu setzen, so würde Sr. Maj. in höchster Weisheit und Gerechtigkeit gewiß dieses mit seinen erhabenen und hochherzigen Gesinnungen so sehr im Widerspruche stehende in seinem Wesen wie in seinen Folgen verwerfliche Lottospiel nicht einen Augenblick länger mehr geduldet und um jeden Preis bereits schon abgeschafft haben.

Darum glaube ich auch, daß es jetzt Sache der Stände sei, Sr. Maj. jene Aufklärungen zu geben, welche zu geben die k. k. Behörden sich nicht veranlaßt fanden, und erlaube mir daher in Antrag zu bringen:

Stände wollen beschließen: mittelst Diätalschrift oder auf sonst geeignetem Wege, die von mir hier nur angedeuteten Gebrechen des Lottoplanes, in gründlicher und umfassender Darstellung Sr. k. k. Maj. allerunterthänigst zur Kenntniß zu bringen, zugleich aber auch zu bitten: Se. Maj. möge huldreichst geruhen, bis zu dem Eintritte der erwarteten Lottoaufhebung, vorläufig jede Vermehrung der Collecturen und die Ausdehnung des Lottospieles in Böhmen auf die Ziehungen anderer Provinzen den betreffenden k. k. Behörden auf das Strengste zu untersagen.

Nach längerer Discussion, in welcher sich viele Redner im Sinne des Herrn Grafen Morzin ausgesprochen haben, wurde dieser Antrag mit großer Majorität angenommen und beschlossen: daß ein Sr. Maj. ex dieta zu überreichende Memoire durch eine eigene ständische Deputation überreicht werde. Was auch bereits Statt fand. D. E.

Die Judenfrage

auf dem preußischen Landtage.

Wir geben diesen Auszug aus der Debatte des preußischen Landtags über das ihm vorgelegte Gesetz als einen Beitrag zur Culturgeschichte unserer Zeit. Es ist weniger das unmittelbare, politische Interesse, das zu erwartende Resultat, was uns bei der Auswahl bestimmt hat, als das allgemein menschliche: wie denken diese erfahrenen, angesehenen Männer, diese Vertreter des Volks, über eine Frage, in der sich altgeerbte Vorurtheile, Einfluß persönlicher Berührung und Conflict der Interessen so gern hinter allgemeine Theorien versteckt. Die Thatsachen sprechen für sich selbst: wir fügen nur die Bemerkung hinzu, daß von allen ständischen Versammlungen Deutschlands der Preußische Landtag derjenige gewesen ist, in dem das Prinzip der geistigen Freiheit am meisten Wurzel geschlagen hat.

* * *

Schumann aus Rataywalla in Posen. Ich war in meinen jüngern Jahren ein Gegner der Juden und gestehe es an dieser feierlichen Stelle ganz offen, daß ich mich damals getäuscht, von meinem Vorurtheile gegen sie zurückgekommen bin. Ich weiß es wohl, daß unser Großherzogthum beinahe die Hälfte aller Juden der Monarchie zu ihren Bewohnern zählt, auch will ich es nicht in Abrede stellen, daß ein großer Theil unserer Juden in Rücksicht auf Bildung denen der übrigen Landestheile nachstehe. Nichtsdestoweniger spreche ich meine innigste Ueberzeugung aus, daß sie die durch den Gesetzentwurf bezweckte Zurücksetzung nicht verdienen. Wenn die Verordnung vom 1. Jan. 1837 die Juden gehoben, so möchte daraus folgen, daß der ihr vorhergehende Zustand ein Zustand war, den unsere Juden nicht verschuldet haben, sondern daß derselbe durch ihre bis dahin gedrückte Stellung bedingt war. — In meiner langjährigen Erfahrung habe ich, der ich inmitten von kleinen Städten mit zahlreicher jüdischer Bevölkerung wohne, gefunden, daß sie, was Sittlichkeit und Bildung betrifft, im Allgemeinen unserer christlichen Bevölkerung nicht nachstehen. Sie sind, so wendet man ein, verschmitzt, sie sind dem Schacher, dem Wucher ergeben, sie richten hiemit den christlichen Bewohner zu Grunde. Das befürchte ich nicht, denn gibt es auch allerdings schlechte Juden, so gibt es dergleichen Subjecte auch unter andern Religions- und Stammgenossen. Daran hat aber weder Religion noch Abkunft Schuld. Der bisherige gedrückte Zustand der Juden erklärt Alles. Erlangen die Juden dasjenige, was ihnen von Gottes und Rechtswegen gebührt — Gleich-

ſtellung mit den übrigen Bewohnern des Staats — ſo werden ſchlechte Juden eben ſo gebrandmarkt daſtehen, wie es bei den Nicht-Juden der Fall iſt.

v. Gottberg auf Mahnwitz in Pommern. Der vorliegende Geſetzentwurf hat mir die Ueberzeugung verſchafft, daß eine ſchärfere Abſonderung der Juden beabſichtigt worden iſt. Ich kann nicht glauben, daß unter Ihnen eine Sympathie für dieſe Beſtimmungen, welche einen offenbaren Rückſchritt enthalten würden, Fuß faſſen könnte. — Was die politiſchen Rechte betrifft, ſo hört man davon ſprechen, daß die Juden noch auf einer zu niedrigen Stufe der ſittlichen Ausbildung ſtehen. Ich weiß nicht, was ich von einem ſo allgemein geſtellten Urtheil halten ſoll. So weit ich die Juden kenne, ſind ſie mäßig in ihren Genüſſen, nicht ausſchweifend, tugendhaft in Heilighaltung der Familienbande. Ich wüßte keinen Fehler, den ich unter meinen chriſtlichen Mitbürgern nicht eben ſo ſehr fände. Der einzige Vorwurf, den man ihnen macht und der zum Theil einen gewiſſen Schein von Wahrheit für ſich hat, iſt der, daß ſie in ihren Geſchäften mit chriſtlichen Mitbürgern zum Betrug und zum Eigennutz geneigt ſind. Aber iſt das ein Fehler, der mit der jüdiſchen Nationalität und dem jüdiſchen Glauben nothwendig verbunden iſt? Iſt es nicht vielmehr eine Folge der Behandlung, welche ihnen bisher zu Theil geworden iſt? Wenn dem ſo iſt, ſo glaube ich, bleibt der Geſetzgebung nichts übrig, als das bisherige Syſtem zu ändern. Denn wie können ſie ſich einer edleren Geiſtesanſtrengung hingeben, wenn die edlern Berufsarten ihnen verſchloſſen ſind? Man gebe ihnen Staatsämter, dann wird ſich zeigen, daß ſie mit hohen Geiſtesgaben ausgerüſtet und vollſtändig befähigt ſind. Ich halte es aber auch für eine Forderung der Gerechtigkeit gegen die chriſtlichen Staatsbewohner, daß dieſe Capacitäten zur Anwendung gebracht werden. — Wir haben uns fern gehalten von allen localen und partikularen Intereſſen, und ſo kann ich nur wünſchen, daß es auch in Beziehung auf dieſe Frage geſchehe, daß wir uns fern halten von vorgefaßten Meinungen und uns nur leiten laſſen durch die Geſetze der Gerechtigkeit, der allgemeinen Menſchenliebe und der Wohlfahrt der ganzen Nation.

Graf Renard auf Groß-Strehlitz. Eine Haupteigenthümlichkeit des Geſetzentwurfs iſt, daß er die Bahn der frühern Geſetzgebung in ſo weit verläßt, als er die Juden in beſtimmte Judenſchaften abſondert. Die Abſicht des Geſetzes kann dabei unmöglich eine andere ſein, als Hegung und Pflege des jüdiſchen Cultus, ſteht aber ſo in directem Widerſpruch mit jeder bürgerlichen Verſchmelzung und Gleichſtellung. Der Jude ſoll Jude bleiben in der ganzen gehäſſigen Nebenbedeutung des Worts, und weil er Jude bleiben ſoll, kann er keine Anſprüche machen auf gleiche Rechte mit den Chriſten. So verſtehe, ſo erkenne ich aber mein Chriſtenthum nicht, ſo löſt der Staat, der ſich ſo gern, ſo vorzugsweiſe einen chriſtlichen nennt, ſeine Aufgabe nicht. — Ich erkenne die Uebelſtände nicht, welche eine ſofortige gänzliche Emanzipation herbeiführen wird; dieſe Mißſtände müſſen mit der fortſchreitenden Bildung immer ſchwinden, und ſie müſſen gänzlich verſchwinden, wenn der großartige Act der Verſchmelzung gelungen und vollendet daſteht, wenn wir nicht mehr Juden und Chriſten, ſondern nur Menſchen und Bürger und Brüder ſind. Kann die Verſammlung den hochherzigen Entſchluß nicht faſſen, glaubt die Geſetzgebung nicht darauf eingehen zu

können, so trage ich darauf an, daß Alles beim Alten bleibe, weil die alten Uebelstände leichter zu tragen sind als neue, und dieser neue Gesetzentwurf würde gewiß viele herbeiführen, ohne die alten zu verwischen.

Milde aus Breslau. Wir müssen alle diejenigen Juden, welche jetzt in unserm Vaterlande wohnen, vollkommen berechtigen und befähigen, die Stellung einzunehmen, die sie das Recht haben zu fordern. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten.

Werner aus Brieg. Es ist sowohl Menschen- als Christenpflicht, die Juden zu emanzipiren.

Mewes aus Groß-Wulkow. Lassen Sie uns nicht vergessen, daß es unsere Aufgabe ist, auch ein Zeugniß zu geben von der so sehr gepriesenen Intelligenz und Aufklärung unseres Jahrhunderts.

Fürst Heinrich 74. von Reuß-Kösteritz auf Jänkendorf. Das ist bei mir gar nicht zweifelhaft, daß die Gleichstellung der Juden in den bürgerlichen Rechten ihnen über kurz oder lang zu Theil werden wird. — Nur auf dem Wege bürgerlicher Gleichstellung dürfen wir hoffen, die Juden für die Wahrheit des Christenthums zu gewinnen, die ich für so erhaben über dem Judenthum halte, daß sie nur durch Druck und Verfolgung den Juden verdunkelt bleiben konnte.

Liebig aus Breslau. Ich glaube, daß nur aus Vorurtheil eine Beschränkung der Juden hervorgehen kann; diese Vorurtheile müssen endlich schwinden.

Naumann aus Posen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Juden sich bereits von sich selbst emanzipirt haben. Sie haben die isolirte Stellung, in der sie sich früher befanden, aufgegeben, sie sind aus der ausschließlichen Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen herausgetreten, die Scheidewand, die zwischen Juden und Christen bestanden hat, ist in Hinsicht auf den gebildeten Theil der Christen längst gefallen, es handelt sich also nur noch um eine Emanzipation dem Staat gegenüber, und da der oberste Zweck des Staats in Erstrebung einer möglichst vollständigen Humanität besteht, so sollte man glauben, daß dieser Theil keinen erheblichen Schwierigkeiten unterliegen könne.

Dittrich zu Reinerz in Schlesien. Ich glaube, daß gerade von oben herab, von der Gesetzgebung, von der Ständeversammlung, die Rechte ausgehen müssen, welche Vorurtheile widerlegen.

Naumann aus Posen. Durch die Zurücksetzung der Juden halte ich die Gerechtigkeit für verletzt. In dieser Verletzung sehe ich einzig und allein den Grund des Zurückbleibens der Juden hinter den Ansprüchen der Civilisation.

Baron v. Gaffron zu Kunern. Ich habe bei einer frühern Gelegenheit, wo von der Befugniß zur Theilnahme an den ständischen Rechten seitens der Nicht-Christen die Rede war, mich gegen diese Befugniß ausgesprochen, ich habe aber seit dieser Zeit mich mit dieser Frage tief und gewissenhaft beschäftigt, und bekenne es gern, daß ich in meiner Ueberzeugung dahin gelangt bin, daß ich die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen in einem höhern Grade für zweckmäßig und nothwendig halte, als ich es nach meiner frühern Ansicht mit dem Wohl des Vaterlandes vereinbar hielt.

Winkler aus Lübbenau. Wenn die Gleichstellung der Rechte erfolgt,

ſo wird das, was wir zu tadeln haben, die Iſolirung der Juden, aufhören, ſie werden ſich verſchmelzen in ihrem Handeln und Thun mit den Chriſten, denn wenn man dem Juden es häufig Schuld gab, er ſei noch nicht reif zum allgemeinen Staatsbürgerthum, er zeige zu wenig Vaterlandsliebe, ſo muß ich behaupten, er hat keine zeigen können. Wer nicht das Recht hat ſeine ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Kräfte in jeder Stellung dem Vaterlande widmen zu können, wer in Rechtsgleichſtellung nicht eng verbunden war mit dem Leben und Gedeihen des Staats, der kann auch kein eigentliches Vaterland haben. Deshalb trage ich darauf an, den Geſetzentwurf zurückzuweiſen und die völlige Gleichſtellung zu erbitten.

v. Rath auf Lauersfort. Ich hoffe, daß das Wort Jude in bürgerlicher Beziehung in Preußen in dem Sinne, wie ihn das Volk verſteht, in der Folge aufhören wird, daß wir den, der im Befreiungskriege mit uns gefochten, und den wir nicht fragten, ob er Jude ſei, daß wir den mit dieſem Schimpfnamen nicht mehr bezeichnen, ſondern ihn Preuße und Mitbürger nennen werden.

v. Raven auf Poſtelwitz. Die Juden, welche einen ſo ſcharfen Geiſt beſitzen, die ihn ſo vielfach ausbilden, und dann ſo wenig Gelegenheit haben, in Aemtern angeſtellt zu werden, arbeiten in Deutſchland vorzugsweiſe an der Preſſe. Sie haben durch die vielen Geldmittel und durch ihre Intelligenz Gelegenheit dazu; ſie arbeiten aber an der Preſſe mit der Bitterkeit und Gereiztheit, welche ſie gegen die ſozialen Verhältniſſe haben müſſen. Wenn wir aber das größte Erziehungsmittel für ein großes, ſtarkes Vaterland haben wollen, ſo müſſen wir auch dieſe gereizte Stimmung durch Beſeitigung aller Vorurtheile nach Kräften aufheben.

v. Beckerath aus Krefeld. Ich will es nicht näher entwickeln, welche Vortheile für den Staat in materieller Beziehung von der Anwendung des Grundſatzes zu erwarten ſein werden, daß es jedem Staatsbürger geſtattet ſein muß, ſeine Kräfte in moraliſcher Richtung frei zu entwickeln. Ich will nur die intellectuelle Seite berühren, ich will darauf hinweiſen, daß es ſich nicht allein um einen Act der Gerechtigkeit gegen die Juden, ſondern um die Wahrung unſerer eigenen Staatsintereſſen, daß es ſich darum handelt, ob das Prinzip der chriſtlichen Moral, des Rechts und der Freiheit im Staate durchgeführt oder verleugnet werden ſoll. Das Unrecht, welches wir an den Juden verüben, wirkt auf uns ſelbſt nachtheilig zurück. So lange die Juden nicht frei ſind, ſind wir ſelbſt nicht frei.

Staatsminiſter v. Thile. Ich habe unter den vielen Rednern, die in der heutigen Verſammlung geſprochen haben, nicht eine Stimme gehört, die ſich für das Prinzip des vorgelegten Geſetzes ausgeſprochen hätte. Ich will gleich im Voraus ausſprechen, daß ich dieſe Gefühle achte und ehre, und daß ich, wenn ich nicht glaubte, daß ſie auf einer falſchen Baſis der Beurtheilung ſtänden, dieſelben vollkommen theilen würde. — Ich habe meine Jugend in der damaligen Provinz Südpreußen verlebt und die Juden in großer Maſſe daſelbſt kennen gelernt; ich erkannte ihre Vorzüge ſchon damals und habe oft gefunden, daß ſie in Mäßigkeit, in Nüchternheit, in Betriebſamkeit und in Ernſt bei ihren Arbeiten über der chriſtlichen Bevölkerung ſtanden, unter der ſie lebten, und habe nur

innig bedauern können, daß der chriſtliche Bauer ihnen in dieſen ausgezeichneten Eigenſchaften oft ſo weit nachſtand. — Alles was heute über die Juden geſagt worden iſt, geht von einem an ſich ſchönen Humanitätsprinzip aus: die Geſetzgebung aber durfte von dieſem bloßen Humanitätsprinzip nicht ausgehen; ſie hatte daneben eine andere hohe Verpflichtung, nämlich die, die Rechte des chriſtlichen Staats zu wahren. — Das Chriſtenthum ſoll nicht in dem Staat, es ſoll über dem Staat beſtehen und ihn regieren. — Mit dieſem Sinn halte ich es für unverträglich, den Juden obrigkeitliche Rechte beizulegen. Sie würden dann berufen ſein, eine von dem chriſtlichen Geiſt durchwehte Geſetzgebung entweder fördern oder verwalten zu helfen, und beides müßte gegen ihr Gewiſſen ſein, in ſo fern ſie ſich von dem Chriſtenthum ſondern, von dieſem chriſtlichen Geiſte nichts wiſſen und auf ihrem altteſtamentlichen Glaubens-Standtpunkt ſtehen bleiben wollen. Warum ſind die Juden nach 18. Jahrhunderten noch immer ein abgeſondertes Volk? Weil ihre Religion mit ihrer Nationalität in untrennbarer Weiſe verwachſen iſt. Es kann keine jüdiſche Nation geben ohne moſaiſche Religion, und es kann keine moſaiſche Geſetzgebung geben als für Juden oder die ganz Juden werden. Ich würde für Emanzipation der Juden ſtimmen, wenn die Juden ihr ſeparates und ſo ſeparirendes Geſetz aufgeben. Weil ſie aber dies feſthalten wollen, darum kann die Geſetzgebung nicht ſo weit gehen, ihnen alle Schranken zu löſen. — Es iſt von der Preſſe die Rede geweſen und von dem Einfluß, den jüdiſche Schriftſteller in derſelben ausüben. Ich ſchreibe dieſen Einfluß keineswegs einer Feindſeligkeit zu, ſondern dem Umſtande, daß der Jude an und für ſich kein Vaterland haben kann als das, worauf ihn ſein Glaube hinweiſt. Zion iſt das Vaterland der Juden. Jeder Jude, der an ſeine Religion glaubt, hat dort ein Vaterland, von dem er ſeinen Blick nie wegwendet. Er kann unter andern Nationen wohl ein gehorſamer Unterthan ſein, er kann den Zuſtänden, in denen er lebt, aus eigenen Intereſſen oder aus dem Gefühl allgemeiner Menſchenliebe große Opfer bringen, er wird aber nie ein Deutſcher, nie ein Preuße werden, weil er ein Jude bleiben muß. Diejenigen Juden, die ſich ſo vielfach in der Preſſe geltend machen, können nicht anders als entweder das Judenthum oder den Homopolitismus predigen. Dies aber weiſt uns hin auf die Lücke, die ihr Glaube ihnen läßt: Es fehlt ihnen das Vaterland.

Camphauſen aus Cöln. Nach meinem Dafürhalten iſt der Begriff des chriſtlichen Staats, weniger im Kreiſe praktiſcher Staatsmänner, veranlaßt durch wirkliche Erfahrungen und Bedürfniſſe, entſtanden, als ich darin eine vielleicht mit äußern Urſachen zuſammenhängende Entdeckung unſerer neuen Staatsphiloſophie erkenne. Ein großer Dichter hat geſagt, daß es viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde gibt, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen laſſe; ich möchte hinzufügen, daß auch unſere Philoſophie ſich viele Dinge träumen läßt, die mancher Wachende nicht mehr wahrzunehmen vermag. Manche Dinge habe ich hingegen allerdings wahrgenommen. Ich habe wahrgenommen, daß Jahrhunderte lang in Europa ein furchtbarer Kampf gekämpft wurde, um das Rechtsgebiet des Staats von dem Rechtsgebiet der Kirche zu trennen. Ich habe nicht wahrgenommen, daß die Niederlande und Frankreich, welche die Emanzipation der Juden vollzogen haben, ſich durch dieſen Umſtand ſo von uns unterſcheiden, daß ſie aufgehört

Digitized by Google

haben ſollten, chriſtliche Staaten zu ſein, während wir ein chriſtlicher Staat geblieben wären. Ich habe endlich wahrgenommen, daß die Exiſtenz des preußiſchen Staats an den Grundſatz geknüpft iſt, daß verſchiedenen Confeſſionen die gleiche politiſche Berechtigung zuſtehe, und daß die Monarchie gefährdet würde, wenn dieſer Grundſatz nachhaltig und weſentlich verlaſſen werden ſollte. Aus dieſen Wahrnehmungen bin ich zu dem vielleicht nicht philoſophiſchen Schluſſe gelangt, daß, in ſo fern wir wirklich unter die Kategorie des chriſtlichen Staats fallen, dieſe Kategorie uns nicht hindern könne, den Juden die politiſchen Rechte einzuräumen. — Blicke ich um mich in unſerem Staat, ſo kann ich den großen Ueberfluß an geiſtigen und namentlich praktiſchen Fähigkeiten nicht entdecken, der uns veranlaſſen könnte, den Kreis, worin dieſe Fähigkeiten zu ſuchen ſind, zu beſchränken oder zu verengen. Es ſcheint mir vielmehr ein Mangel an Fähigkeiten vorzuliegen, welcher die Erweiterung dieſes Kreiſes nothwendig macht. Daß dem geſinnungstüchtigen Genie die Bahn erſchloſſen werde, das iſt es, was ich begehre, und was ich für die Juden auch deshalb in Anſpruch nehme, weil ſo manches Blatt unſerer Geſchichte von Judenverfolgungen einen dunkeln Flecken trägt, den ich weggewiſcht zu ſehen mich ſehne.

Mewiſſen aus Kempen. Wenn ich den Blick zurückwerfe in die Geſchichte, und nach den Gründen forſche, weshalb der jüdiſche Stamm das Prinzip der Abſonderung ſo vermögend in ſich ausgebildet, ſo finde ich den Grund dieſer mit Recht auffallenden nationalen Zähigkeit und Widerſtandskraft in dem unnatürlichen, widerrechtlichen Zwange, der Jahrhunderte lang auf dieſem Volk gelaſtet hat. Nachdem Jahrhunderte lang die Juden gezwungen waren, verachtet, entwürdigt, vereinzelt und zerſplittert unter den Chriſten zu leben, wäre es ein Wunder, wenn in dieſen Juden nicht der Geiſt des Haſſes, der Trennung und Feindſchaft gegen dieſe Chriſten ſich ausgebildet haben ſollte? Er hat ſich aber ausgebildet, in ſolchem Grade, daß er im Lauf der Geſchichte dem chriſtlichen Elemente endlich gefährlich geworden iſt, daß er ihm heute, wo das erhöhte Rechtsbewußtſein mehrmals gegen jeden Druck, jede Knechtſchaft ſtreitet, gefährlicher noch als früher zu werden droht. — Auf das uneinnehmbare, keiner menſchlichen Willkür unterworfene Gebiet der geiſtigen Forſchung, waren die Juden ſowohl durch eigene Neigung, wie durch fremde Einwirkung hingedrängt, und es ſind auf dieſem Gebiet eine Reihe der edelſten Geiſter aus dieſem kleinen Stamm, der auf der ganzen Erde zerſplittert daſteht, hervorgegangen. Bei dieſer Hinneigung für das geiſtige Schaffen und Forſchen hat ſich des Judenthums durch den Druck, den es empfunden, ein Geiſt des Haſſes, des bittern Spottes bemächtigt, welcher namentlich in neueſter Zeit ſeine meiſten Ergüſſe durchdrängt und auf die Anſchauungsweiſe der Gegenwart ätzend und vergiftend einwirkt. Sehen wir uns um in der Geſchichte der Literatur der letzten dreißig Jahre, ſo finden wir mehr und mehr die Journaliſtik in den Händen der Juden; wir finden, daß die Literatur der Verzweiflung, die Literatur des Weltſchmerzes vorzugsweiſe durch die Juden unter uns ausgebildet hat. Wer könnte heute unter uns behaupten, daß er von dieſem nothwendigen Ausfluß des von bitterem Haß gereinigten jüdiſchen Geiſtes unberührt geblieben ſei, daß er nichts von dieſem Geiſt des Spottes und der Verwirrung in ſich aufgenommen habe? Jenes negirende Element

würde auf den deutſchen Geiſt nicht ſo übermächtig eingedrungen, die Nation würde freier davon geblieben ſein, wenn nicht der Druck der Vergangenheit noch fortdauernd auf dem Geſchlecht der Juden laſtete. Ich frage nun, iſt es mehr im Intereſſe der Chriſten, mehr im Intereſſe des jüdiſchen Stammes geboten, daß jener unſelige Zuſtand verſchwinde? — Damit der unter uns lebende Jude preußiſch werde, damit er unſerem Staat mit Leib und Seele angehöre, müſſen wir ihm die Rechte, die der Menſch in dem Juden reclamirt, die Rechte, die er als das unveräußerliche Eigenthum ſeiner menſchlichen Natur fordert, gewähren.

Dittrich. Man ſagt, es ſei nur ein allmäliges Fortſchreiten nothwendig; nun ſind aber ſeit 35 Jahren allmälige Fortſchritte eingetreten, und es fragt ſich, ob die Juden die ihnen bis jetzt übertragenen Aemter ſchlecht verwaltet haben? wenn das nicht der Fall, wie ich doch annehmen muß, ſo folgt daraus, daß wir noch eine Stufe weiter gehen müſſen, daß wir ihnen nach den Subalternen-Aemtern, zu denen man ſie bis jetzt verſtattet hat, auch zu den höheren und edleren den Weg erſchließe, um alles Unwürdige in ihnen zu ertödten, namentlich ſie von dem unglücklichen Schacher abzubringen.

Knoblauch aus Berlin. Da ich als Mitabgeordneter von Berlin die Ehre habe, zugleich eine zahlreiche jüdiſche Gemeinde zu vertreten, die ſowohl in dieſer Hauptſtadt, als im ganzen Lande zu den gebildetſten gehört, halte ich mich für verpflichtet, in dieſer Beziehung ebenfalls meine Meinung zu äußern. Wie wenig ich auch geneigt bin, auf Specialien einzugehen, ſo kann ich doch nicht umhin, mit ein oder zwei Beiſpielen anzugehen, von welcher Bedeutung die hieſige jüdiſche Gemeinde überhaupt iſt, abgeſehen von der allbekannten großen Bereitwilligkeit, welche ſie bei jeder Gelegenheit zeigt, wo es gilt, Wohlthätigkeit zu üben. Wir brauchen eigentlich nur einen Blick in ihre Hospitäler und Armenhäuſer zu thun, um uns zu überzeugen, mit welchem Geiſt wahrer Liebe ſie errichtet ſind. Außer allen andern Abgaben gibt die hieſige jüdiſche Gemeinde zu Beſtreitung ihrer beſondern Bedürfniſſe ſo namhafte Beiträge, daß dieſe klaſſenweiſe von zwei Thaler an und bei einer Familie ſogar bis zu 750 Thaler jährlich ſteigen.

Freiherr v. Vincke zu Hagen. Die jüdiſche Religion enthält keine Vorſchriften, welche die Juden verhinderte, eben ſo gute Staatsbürger zu ſein als wir Chriſten. In einer wahrſcheinlich von der Miniſterbank ausgegangenen Denkſchrift findet ſich zwar der Spruch des A. T.: „Jehovah, wir bitten dich, unſere Feinde zu vernichten.“ Aber ich meine, daß dies Gebet eine geſchichtliche Beziehung hat auf die damalige Zeit, und ich glaube, daß wir keine Urſache haben, jetzt deshalb ſonderlich furchtſam zu ſein. Ich kenne keinen Religionsgrundſatz der Juden, der den unſrigen durchaus entgegenſtände; ſie glauben an Gott wie wir, ſie haben ſogar eines unſerer heiligen Bücher mit uns gemein, und ihre moraliſchen Vorſchriften ſind im Weſentlichen dieſelben wie die, denen wir folgen; namentlich wenn wir uns auf den Standpunkt unſerer Landesgeſetze ſtellen, ſo legt ihnen ihre Religion dieſelben Pflichten auf, wie uns. Ich kann alſo aus der Religion keinen Grund entnehmen, ihnen die ihnen gebührenden Rechte zu verſagen. — Ich komme auf die Fehler zurück, die uns von mehreren Seiten, als den Juden eigen, hervorgehoben wurden, und zu dieſen zähle ich namentlich

ihre Habſucht, die ſehr häufig einen ſchmutzigen Charakter annimmt, und ich möchte hinzufügen, ihre Kriecherei und trotz mancher entgegenſtehenden Beiſpiele ihre Feigheit; alle dieſe Fehler ſichern ſie vor meiner Sympathie; wenn ſie mir aber auch noch ſo unangenehm in ſozialen Verhältniſſen wären, ſo genügt mir doch dies nicht, um ihnen die politiſchen Rechte abzuſprechen; zumal wenn wir uns noch ſagen müſſen, daß dieſe ihre Fehler in der Behandlung, die ihnen unſere Geſetzgebung hat angedeihen laſſen, ihren Urſprung haben.

v. Saucken aus Tarputſchen. Es iſt Thatſache, daß in Königsberg in neueſter Zeit die Juden den Sabbath auf den Sonntag haben verlegen wollen, die Polizeibehörde dies aber nicht geſtattet hat. Wer hängt hier am Vorurtheil? — Welche Rechte werden denn für die Juden verlangt? Es ſind die Rechte, die jeder Berliner Eckenſteher hat, das Recht, wenn des Einzelnen eminentes Talent, ein hervorragender Geiſt, alle Schwierigkeiten, die ſich entgegenſtellen, zu überwinden vermag, wenn er Vertrauen erwecken und Fähigkeiten ſich anzueignen weiß, um einen Poſten zu übernehmen, wollen Sie ihm dieſes Recht nicht geben, weil ſeine Standesgenoſſen in der Allgemeinheit es nicht verdienen?

* * *

Betrachten wir das Reſultat dieſer Verhandlungen, wie ſie die Preuß. Allgemeine Zeitung ausführlicher mittheilt, und die Abſtimmung über die einzelnen §§. der Propoſition, ſo fällt es auf, daß hier für die Emanzipation eine ſo geringe Majorität gewonnen iſt, während unter den Rednern mit ſehr wenigen Ausnahmen Alle ſich dafür erklärten. Wenn wir die Miniſter ausnehmen, die in dieſer Frage mehr theologiſch-philoſophiſche Gründe als ſtaatsmänniſche vorbrachten, ſo waren die Stimmen gegen die Emanzipation ſo kleinlaut, ſo confus, daß man hätte ſagen können, ſie ſchämen ſich ihrer Meinung. Haben doch ſelbſt die Miniſter zu den kühnſten Combinationen chriſtlicher Speculation ihre Zuflucht nehmen müſſen, um einen Geſetzvorſchlag zu vertreten, in welchem das bisherige Unweſen, das allmälig verfallen war, organiſirt, von Neuem conſtituirt werden ſollte. Ueber den moraliſchen Eindruck dieſer Debatte auf das Volk kann daher kein Zweifel obwalten.

Neukölln.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Mitte Juni.

Die Verbindung mit Hamburg. — Lügengerüchte. — Eisenbahn und Handelsverbindungen. — Ungarische Zeitungen. — Egyptische Blindheit. — Das neue Bankerotgesetz.

Der Jubel über unsere enge Verbindung mit Hamburg und Stettin hat leider nicht lange gewährt und ist nur zu bald wieder getrübt worden durch wiederholte Unterbrechung in der regelmäßigen Ankunft der Briefe und Zeitungen aus Berlin, Hamburg und Breslau. In der Gegend von Oderberg haben in Folge der andauernden Regengüsse Erdabrutschungen am Bahndamm sich eingestellt, und wie man hört, sollen Böswilligkeit und Dummheit unter den Landleuten dortiger Gegend diesen Bahnbeschädigungen ebenfalls nicht ganz fremd sein, ein Beweis, daß selbst die blutige Strenge unseres drakonischen Strafgesetzes über Eisenbahnverbrechen die Leute nicht zu zügeln vermag. Dieses Gesetz findet im Publikum, trotz seiner ungewöhnlichen Strenge, worin es alle ähnlichen Strafnormen in andern Staaten weit überflügelt (?), die vollste Billigung, da es zum Schutz des Allgemeinen erlassen ist.

Als sich jüngst hier das Gerücht verbreitete, es sei ein Train von 17 Waggons bei der Fahrt über die Donaubrücke bei Floridsdorf in den Strom hinabgestürzt, eilten gegen 30,000 Menschen zu Fuß und zu Wagen dahin, um sich davon zu überzeugen, wie die Fama zu lügen vermag. Das ganze Mißgeschick beschränkte sich auf den Zusammenstoß eines Dampfbootes mit einem mit 200 Klaftern beladenen Holzschiff, das ein Brückenjoch beschädigte und eine Mühle zertrümmerte.

Die längst projectirten Pferdebahnen, die von den beiden Bahnhöfen auslaufen und vor der Zollhalle am Kanalhafen ausmünden sollen, was für den Verkehr und die zollamtliche Manipulation von außerordentlichem Vortheil wäre, werden jetzt in Angriff genommen und auf das Eiligste hergestellt. Sie sind keine Fortsetzung der Privatschienenwege, sondern werden auf Staatskosten gebaut; da einige Wohnhäuser demolirt und sogar die Sakristei der Pfarrkirche

in der Vorſtadt Weißgärber angekauft werden mußten, ſo hat der Voranſchlag eine ziemlich bedeutende Summe erreicht.

Der Hofrath von Eſch, Referent in Handelsſachen bei der k. k. allgemeinen Hofkammer, iſt nach Berlin abgegangen, um mit dem preußiſchen Cabinet in Betreff einer gleichförmigeren Reform des Poſt- und Zollweſens in Unterhandlung zu treten, und es ſcheint die entſchiedene Abſicht der diesſeitigen Regierung ſowohl in Betreff der Zollſätze, als auch der Poſtnormalien Annäherungen zu bezwecken, wogegen es ihr ſehr daran gelegen iſt, dem ſehr beträchtlichen Schmuggelverkehr mit engliſchen und franzöſiſchen Manufacturwaaren aus dem Zollvereinsgebiet kräftig zu ſteuern, was nur durch Erhöhung des vereinsländiſchen Tarifs zu erzielen iſt. Weiterhin ſoll auch die Frage wegen Fortführung der Telegraphenlinie auf preußiſchem Gebiet bis Hamburg in Berlin zur Sprache gebracht werden, denn die öſterreichiſche Linie wird demnächſt bis Oderberg vollendet ſein. Denkt man ſich dieſelbe einerſeits bis Trieſt und auf der andern Seite bis Hamburg vollendet, ſo iſt für die Benachrichtigung dieſer beiden Haupthandelsplätze Deutſchlands in wichtigen Fällen eine Schnelligkeit zu ermöglichen, die an's Fabelhafte grenzt. Die wichtigſten Nachrichten der Ueberlandspoſt könnten alſo gleich nach der Ankunft des Dampfers von Alexandrien in Trieſt mittelſt des electro-magnetiſchen Telegraphen über Hamburg nach London befördert werden und ſomit dem Felleiſen ſelbſt weit voraneilen.

Gegen dieſe rühmlichen Beſtrebungen der Staatsverwaltung, die Communicationen zu fördern und unſere Bemühungen mit dem Weltverkehr zu vervielfältigen, ſteht das Verfahren gegen die ungariſchen Zeitungen und Journale in einem ſeltſamen Mißverhältniß, indem der Portoaufſchlag für ſelbige vom 1. Juli 1847 an von 48 K. auf 2 Fl. Conv.-Münze per Semeſter erhöht wurde. Es iſt kaum anzunehmen, daß dieſer auffallenden Maßregel blos ordinäre Plusmacherei zu Grunde liegen ſoll, man muß vielmehr vorausſetzen, daß ſie von irgend einem politiſchen Motiv eingegeben ſei, das die Trennung Ungarns von den Erbländern Oeſterreichs für rathſam hält. Während immer und immer wieder die Nothwendigkeit der Aufhebung der Zollſchranken zwiſchen Ungarn und dem übrigen Oeſterreich behauptet und hervorgehoben wird und bereits eine ſtarke Partei in Ungarn ſelbſt davon überzeugt zu ſein ſcheint, richtet man neue Zollſchranken im geiſtigen Gebiete auf, und ſo gewinnt es beinahe das Ausſehen, als wollte man allenfalls zum Frommen der Finanzkaſſen eine Einigung der beiden Haupttheile des Kaiſerſtaats in Bezug auf die materiellen Intereſſen, indeß eine geiſtige Verbrüderung in keiner Weiſe gewünſcht werde.

Der gute Erfolg der Kurmethode, welche Dr. Jäger, unſer berühmteſter Augenarzt, bei dem Enkel des Vicekönigs von Aegypten angewendet, haben Mehemed Ali bewogen, eine Anzahl von ſolchen Aegyptiern hieher zu ſenden, die entweder ſchon erblindet oder von der in jenem Himmelsſtrich ſo furchtbaren Augenkrankheit befallen ſind und welche ſich ſofort unter der Aufſicht des Dr. Jäger einer ſtrengen Kur unterwerfen ſollen. Man ſieht der Ankunft dieſes unglücklichen Transportes ſchon in den nächſten Tagen entgegen.

Schon ſeit Jahren boten die Creditverhältniſſe der kaufmänniſchen Welt Oeſterreichs und beſonders der Hauptſtadt ein Schauſpiel dar, das in der That

ekelerregend genannt werden mußte, und der Ruf nach einem ſtrengeren Geſetz für Bankbrüchige und Zahlungsunfähige wurde immer lauter und allgemeiner. Das bisher geltende Cridageſetz zeichnete ſich durch ſeine Milde aus, und die humane Abſicht des Geſetzgebers ging offenbar dahin, den Schuldner nicht ohne äußerſte Nothwendigkeit zu Gunſten der Gläubiger zu Grunde zu richten, ſie war vielmehr bedacht, den ohnehin vom Schickſal hart Bedrängten in ſo weit zu retten, daß ihm nicht alle Ausſicht zur Wiederherſtellung ſeiner bürgerlichen Exiſtenz entzogen wurde und der Fallit mit Weib und Kind den Haufen jener Unglücklichen vergrößere, die das Proletariat des Staates bilden. Niemand wird die Humanität und ſtaatsökonomiſche Nützlichkeit dieſes Motivs derſelben in Abrede ſtellen; leider hat ſich im Laufe der Zeit und zwar hauptſächlich durch die gewiſſenloſen Rathſchläge vieler Advokaten, eine Praxis herausgebildet, welche allem Rechtsgefühl Hohn ſprach und die Milde gegen den Schuldner zur Härte gegen den Gläubiger werden ließ. Die Schonung, die in dem Geſetz vorwaltete, wurde von der Böswilligkeit, der Habſucht und Gaunerei ſyſtematiſch ausgebeutet. Es trat nur allzu klar an's Licht, daß das Cridageſetz auf eine Baſis von Rechtlichkeit und kaufmänniſcher Ehre berechnet war, wie ſie bei deſſen Erlaß vielleicht vorhanden geweſen ſein mochte, welche aber in der Sturm- und Drangperiode der Concurrenz und Genußſucht längſt zu Grabe gegangen. Die in der Handelswelt mehr und mehr überhand nehmende Demoraliſation hatte die in dem Geſetz herrſchende Humanität zur Fratze gemacht und das Geſetz ſelbſt zur völligen Unwirkſamkeit zerfaſert, ſo daß die gebieteriſche Nothwendigkeit eintrat, ein ſtrengeres, dem jetzigen moraliſchen Zuſtand der Kaufmannswelt angemeſſenes Geſetz über die Behandlung der Falliten feſtzuſtellen.

Fortan ſoll jeder Bankbrüchige zur Haft gebracht werden und nur dann wieder ſeine Freiheit erlangen, wenn der Gang der gegen ihn einzuleitenden Unterſuchung ſeine Schuldloſigkeit deutlich herausſtellt. Dies iſt aber nicht der Fall, ſobald der Fallit einen übermäßigen Aufwand geführt oder durch mangelhafte Führung der Handelsbücher jede Prüfung ſeiner Geſchäftsverwickelungen unmöglich macht, ſo wie auch dann, wenn derſelbe ſein Handelsgeſchäft mit einem fingirten Vermögen begonnen hat, indeß er ſelbſt ohne die gehörigen Geldmittel (der Großhändler 10,000, der Kaufmann 6000 Fl. C.-M.) war und gleich von vornherein auf unmoraliſcher Grundlage ſich bewegen mußte. Nicht minder ſtrafbar erſcheint derjenige Fallit, der, ſobald er ſeine ſchwierige Lage erkannt, nicht alſogleich Crida anmeldet, ſondern noch immer neue Unternehmungen wagt, um mit möglichſtem Gewinn zu fallen und auch Andere in ſeinen Sturz hineinzureißen. Eine ſehr zweckmäßige Anordnung iſt die, daß derjenige, welcher einem kaufmänniſchen Anfänger behilflich iſt, die Behörde mit einem fingirten Vermögensausweis zu hintergehen, bei ſpäter etwa ausbrechendem Falliſſement des vermögensloſen Handelsmannes mit ſeinem geſammten Vermögen für dieſen einſtehen muß, was die Kapitaliſten etwas vorſichtiger machen dürfte.

So lange in Beziehung auf die Trennung des Vermögens bei Mann und Frau und zumal wegen Schenkungen des Erſtern an die Letztere nicht poſitive und praktiſche Beſtimmungen Platz greifen, ſo lange iſt dem Betrug ſtets ein weites Thor geöffnet und gerade in dieſer Materie hat das neue Geſetz gar

Nichts gethan, und es wäre denjenigen Beamten, die mit der Ausarbeitung desſelben beauftragt waren, doch ein Leichtes geweſen, die betreffenden Artikel des **Code du Commerce, Section III.** zu benutzen. Wenn man ſchon die Gütergemeinſchaft der Ehegatten nicht als unbedingt annehmen will und auch das Verbot der Schenkungen als einen Eingriff in das Privateigenthum verwerfen muß, ſo ſollte mindeſtens die Verpflichtung eintreten, daß der Schenkende die Schenkung gerichtlich vollziehen und durch die Zeitungen veröffentlichen laſſen müſſe.

Die Beſtimmung wegen der Strafbarkeit des übermäßigen Aufwandes ſcheint uns bei den ſchwankenden Begriffen in dieſer Hinſicht eine große Schwierigkeit zu enthalten und es dürfte dem richterlichen Ermeſſen hierin ein allzu weiter Spielraum eröffnet ſein, der unter gewiſſen Umſtänden leicht zu argen Mißbräuchen und grober Beſchönigung Veranlaſſung geben könnte. Ueberhaupt liegt viele Schwäche und wahrſcheinliche Wirkungsloſigkeit des neuen Geſetzes nicht ſo ſehr in dem Geiſte und der Tendenz deſſelben ſelbſt, als in dem gerichtlichen Verfahren, deſſen Blößen und Mängel, deſſen Verwaltung und Gebrechlichkeit niemals beſchämender zu Tage kommt als dann, wenn ſogar eine weiſe und wohlthätige Geſetzreform an der Fehlerhaftigkeit der Exekutive ſcheitert.

Was wir vor Allen vermiſſen, iſt die Aufſtellung von Handelsgerichten, denen doch allein eine eindringliche Unterſuchung des Thatbeſtandes in commerziellen Dingen zuzutrauen wäre, denn bei dem beſten Willen iſt der gewöhnliche Richter, welcher überdies mit andern ihm verſtändlicheren und darum wichtigeren Arbeiten überbürdet iſt, nicht im Stande, alle Schliche und Wege der Handelsgaunerei zu kennen und dem Inquiſiten auf ſein eigenes Feld zu folgen, während eine von Kaufleuten geleitete Unterſuchung demſelben bald jeden Ausweg abſperren und die Thatſachen genau und nackt hinſtellen wird. Dabei könnte die Schöpfung des Urtheils immerhin dem Richter vorbehalten bleiben, dem dadurch keine geringe Mühewaltung und ſelbſt mancher Gewiſſensſkrupel erſpart würde. Eben ſo wäre ein öffentliches Verfahren hier beſonders wünſchenswerth, als ein Zaum für die einreißende Demoraliſation, die nicht beſſer gezügelt oder geſtraft werden kann als durch öffentliche Schande, und mehr noch als die über den Falliten verhängte Strafe, die ſich nach dem neuen Geſetz auf 3—12 Monate Gefängniß, verſchärft mit ſchwerer Arbeit und mit Faſten, erſtrecken kann, wird der betrügeriſche Bankerottirer das Brandmal fürchten, mit dem er zeitlebens in der öffentlichen Meinung gezeichnet iſt. Aber in beiden Punkten, ſowohl was die Aufſtellung von Handelsgerichten, als die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens betrifft, ſcheinen die Aengſtlichkeit und Halbheit, die der Erbfehler aller unſerer Einrichtungen ſind, eine muthige Reform zum großen Nachtheil der Sache ſelbſt verhindert zu haben, und ohne Zweifel befürchtete die Regierung die theilweiſe Anerkennung des Prinzips und die Macht des vereinzelten Beiſpiels. In den Handelstribunalen liegt nämlich der Keim der Jury, und die partielle Einführung der Oeffentlichkeit in das Gerichtsverfahren müßte allerdings zur ſpätern Ausdehnung des Prinzips auf die geſammte Gerichtsverfaſſung hinleiten.

Dadurch, daß die Bankerottſachen der gewöhnlichen Concursinſtanz zugewieſen ſind, entſteht eine neue Schwierigkeit, zumal die Koſten der Unterſuchung derſelben zur Laſt fallen ſollen. In Oeſterreich, wo noch vielfach die Patrimo-

nialgerichtsbarkeit beſteht, werden die herrſchaftlichen Gerichte keinen Eifer zeigen, die bei ihnen anhängig gemachten Concursprozeſſe gründlich zu bearbeiten, ſondern der Koſtenlaſt wegen die Sache ſo leicht als möglich abthun. Zugleich ſei noch erlaubt zu bemerken, daß die Patrimonialgerichte wegen Koſtenerſparung durchweg nicht Collegialgerichte, ſondern nur mit Einem Richter beſetzt ſind, ein Umſtand, der eben ſo ſehr in Bezug auf Geſchäftsüberbürdung, als in Betracht der leichteren Möglichkeit von Beſtechung große Wichtigkeit beſitzt. Dieſe Wichtigkeit nimmt noch zu, ſobald man in Erwägung zieht, daß dem Falliten die Möglichkeit geboten iſt, ſich ſeinen Richter ſelbſt zu wählen, denn er darf blos vor Anmeldung des Concurſes, z. B. von der Vorſtadt Winden in die Vorſtadt Schottenfeld umſiedeln, ſo gehört ſein Prozeß nicht mehr vor die magiſtratiſche Behörde, ſondern vor den Richter des Schottenkloſters, das mehrere Vorſtädte als Grundherrſchaft beſitzt und daſelbſt die Gerichtsbarkeit ausübt, oder in die Vorſtadt Lichtenthal, wo der Fürſt Lichtenſtein die Grundgerichtsbarkeit ausüben läßt.

Der Leſer ſieht alſo deutlich genug, daß mit dem neuen Geſetz wegen Behandlung der Falliten wohl *Etwas* gethan worden, aber noch lange nicht *Alles*, und daß der *billigen Wünſche* noch Viele zu befriedigen wären.

§. §.

2.

Das Eiſenbahngeſetz. — Der Director der mediciniſchen Facultät. — Das Theater an der Wien und die italieniſche Oper. — Das Burgtheater.

Erſt ſeit wenigen Tagen iſt das neue Geſetz über Eiſenbahnbeſchädigungen im Publikum bekannt. Es liegt ihm eine allerhöchſte Entſchließung zu Grunde, die ſchon im Januar den Behörden zur Kenntniß gebracht wurde, aber bei unſerm langſamen Geſchäftsgang, der ſelbſt zur bloßen Erledigung ſich geraume Zeit läßt, erſt jetzt dieſes „Spießruthenlaufen" durch die Aemter vollendet hat. Es iſt mit Strenge abgefaßt. Die Strafen, die es feſtſetzt, lauten für Beſchädigungen, Hemmungen auf 1—5 Jahre ſchweren Kerkers, und haben ſie einen Unfall zur Folge gehabt, auf 1—10 Jahre, bei beſonderer Bosheit auf 5—10 reſpective 10—20 Jahre, ja ſogar bei beſonders erſchwerenden Umſtänden auf lebenslängliche Kerkerſtrafe. Iſt aber dadurch der Tod eines oder mehrerer Menſchen verurſacht worden, ſo iſt Todesſtrafe darauf geſetzt, wenn das auch vom Thäter nicht unmittelbar beabſichtigt, ſondern nur vorhergeſehen werden konnte. Dieſe Geſetze ſind in ihrer Strenge nicht eben durch allzu bedeutende wirklich ſtattgefundene Thatſachen hervorgerufen worden; es iſt aber gewiß, daß eine ſolche Vorkehrung für die Zukunft Noth that, wenn auch dieſe Strenge nicht grade für dieſen einzelnen Fall durch den Drang der Umſtände dem Geſetze abgenöthigt wurde.

Ueber eine intereſſante Veränderung, die vielleicht wichtiger und einflußreicher iſt, als ſie nach dem erſten Anblick ſcheinen mag, muß ich Ihnen berichten. Bisher war die Stelle eines Präſes und Directors der mediciniſchen Facultät und die eines erſten Leibarztes des Kaiſers in einer Perſon vereinigt. Das hat

mit der gerade ſtattgefundenen Wahl des bisherigen Vicedirectors dieſer Studien von Well zum Präſes aufgehört. Es iſt das in der That ein nicht unbedeutender Fortſchritt, denn ein Univerſitätsamt und ein Hofamt können nicht vereinigt ſein. Der Leibarzt verlernt unwillkürlich das freie Wort, und das muß der Vorſteher einer der höchſten Lehranſtalten ſich wahren. Die Studenten haben ohnedies bei uns der Vertreter nicht eben allzu viele, ihrer freien Entwickelung wird ſo ſelten und ſo ungerne das Wort geredet, daß es fürwahr unrecht iſt, wenn man ihnen Männer zu Vorgeſetzten gibt, die von vorhinein dazu nicht berufen ſind. Dazu kam, daß grade dieſes Amt ſeit Jahren für Studenten und Nichtſtudenten ein Miniaturbildchen von Philipp II. war. Man erinnert ſich an Stift. Raimann hätte ein Stift werden können, wenn nicht die Zeiten grade angefangen hätten, anders zu werden. Man ſagt, daß die Sitzungen der mediciniſchen Facultät, bekannt wegen ihrer ſtürmiſchen Vorgänge und der Oppoſition, die ſich da auf geſetzlichem Wege zu bilden ſucht, Raimann's Krankheit zum Theil verurſacht haben. Wir werden ſehen, was Well uns bringt. Er hat eine bedeutende Macht in Händen, da er zugleich Referent bei der Studienhofcommiſſion iſt, und wie man hört, auch Referent bei der k. k. Hofkanzlei in Sanitätsſachen werden ſoll. Zugleich iſt mit Ueberſpringung vieler alten ergrauten Zöpfe Biſchof zum Oberfeldarzt gewählt worden, was die bedeutendſte ärztliche Stelle in der ganzen öſterreichiſchen Armee iſt. Es iſt grade die mediciniſche Facultät, in deren Mitte ſich das regſte Leben kund gibt, indeß die philoſophiſche zu einer Schulſtube geworden iſt, wo die Herren Profeſſoren hinterm Ofen ſitzen, und den Jungens, die gerne luſtig ſein möchten, und mit den Füßen revoltiren, die Prüfungen als Popanz zeigen.

Mad. Birchpfeiffer iſt hier. Sie gaſtirt im Theater an der Wien, das hin und wieder Oper iſt, aber ſo gaſtfreundliche Geſinnungen hat, daß es mit Allem zufrieden iſt, was die werthen Herren- und Frauen-Gäſte wünſchen. Wenn Gäſte dazu da ſind, iſt Oper, wenn andere Gäſte ſich vorfinden, wird geſchauſpielt. Auch Hendrichs aus Berlin iſt da. Hendrichs und die Birchpfeiffer und Kunſt ſpielen birchpfeifferiſche Stücke, der Kunſtgeſchmack aber flüchtet ſich auf's Bücherreviſionsamt und ſtudirt die verbotenen Stücke der „ausländiſchen" deutſchen Dichter und geht dann in's Affentheater zur Erholung.

Die italieniſche Oper geht zu Ende. Sie hat uns erſt vor Kurzem wieder eine neue Oper gebracht, die wir angeſtaunt haben, denn es iſt das Geiſtloſeſte, was die italieniſche Muſik hervorbringen kann.

„Renée's Tochter iſt ad acta gelegt worden, und wird im Burgtheater vor den Ferien nicht mehr aufgeführt werden, da die Schauſpielerin, welche die Titelrolle hätte geben ſollen, krank wurde. Dafür haben wir ein ſehr ſchlechtes Stück aus dem Franzöſiſchen als Novität, und ein altes Stück von Jünger „die Entführung" als Neuigkeit bekommen. Es iſt doch Alles beſſer, als birchpfeifferiſche Stücke, die im vorigen Sommer anwanderten, und die die Nähe der Verfaſſerin auch dieſes Jahr leicht wieder hätte bringen können. Wir legen jetzt beim Burgtheater einen negativen Maßſtab an. Nicht für das, was es bringt, ſind wir dankbar, denn es bringt Nichts, ſondern für das, was es nicht bringt. Iſt nicht

Alles Gewinn? Sonst wird auch viel gastirt. Sie suchen einen jungen Liebhaber. Wozu? Für solche alte Sachen sind alte Liebhaber gut genug.

D.

3.

Ein Festessen. — Pannasch und Grillparzer. — Verunglückte Ehrenrettung. — Conflict des Glaubens und der Diplomatie. — Gebrechen des Krankenhauses.

Am 12. dieses veranstalteten eine Zahl von etwa hundert Slaven ihrem Landsmanne dem königlich böhmischen Historiographen Franz Palacky als erwähltem Mitglied der Akademie ein Festessen beim Sperl, welches durch die Anhörung fast aller slavischen Dialecte (nur der russische war nicht vertreten) ein philologisches Interesse bot. Illyrische, kroatische, serbische, böhmische Reden, die beiden letzern von dem berühmter Historiker und Liedersammler Wuk Stephanowitsch und dem vielseitig gebildeten Grafen Leo Thum gehalten, wechselten miteinander ab und wurden vom Gefeierten, der dem Vernehmen nach hier um die akademische Secretärstelle concurrirte, im reinsten böhmisch erwiedert. Ein Gedicht vom böhmischen Dichter Furch wurde in die Versammlung, die sehr heiter und sehr spät auseinander ging, vertheilt.

Dem als dramatischen und strategischen Schriftsteller bekannten Oberstlieutenant Pannasch, der vor drei Jahren wegen eines bekannt gewordenen Ehrenhandels in den Pensionsstand versetzt wurde, ist zur Freude der Verehrer seines tüchtigen Charakters wieder zum Archivsdirector der Hofkriegskanzlei ernannt worden. Es stehen nun zwei geistreiche Männer (Grillparzer ist Archivsdirector der Hofkammer) an der Spitze bedeutender Institute, und wir wollen hoffen, daß sie ihre Stellung besser begreifen und für die Geschichte ausbeuten werden, als der Director des Staatsarchivs.

Ist das Factum nicht höchst merkwürdig, daß der hieher berufene Dr. Hurter, der mit der historischen Rettung des unglückseligen Ferdinand II. beauftragt ist, einen Theil seiner Arbeit bereits vor einem halben Jahre der Censur übergeben aber noch nicht zurückerhalten hat? Man sagt, es habe selbst dieser den Kaiser zu sehr gerettet.

Heute als Erinnerung des Wahltages des Papstes ist das ganze diplomatische Corps beim hiesigen Nuntius zum Diner geladen, worunter sich auch der türkische Botschafter befindet; man ist begierig, wenn die Toaste ausgebracht werden, ob Letzterer Champagner trinken wird!

Im hiesigen allgemeinen Krankenhause fand ein betrübendes Ereigniß statt, in dem bei hundert Patienten sich gleichzeitig Vergiftungssymptome zeigten, zwei von ihnen sind bereits gestorben, die andern schweben mehr oder weniger noch in Gefahr, bei der chemischen Untersuchung zeigte sich Kupfer in den Speisen, welches durch den schlecht verzinnten Kessel hineingerathen war. Das corpus delicti wurde sogleich beseitigt, und der Regierung vom Director Schiffner kurzweg angezeigt, es sei ein epidemisches Leiden ausgebrochen; indem doch Arzt und jeder Krankenwärter das Gegentheil wissen *). Man erinnert sich an eine durch

*) Wir verweisen auf die „Spital-Memoiren", die unser nächstes Heft aus einer andern Feder bringen wird. D. R.

gleiche Sorgloſigkeit vor mehreren Jahren in der k. k. Thereſianiſchen Ritterakademie ausgebrochenen Vergiftung, in Folge deren mehrere Schüler mit dem Tode büßten, und muß mit wahrem Bedauern die ſchlechte und ſorgloſe Aufſicht in dergleichen beklagen.

0—0.

4.

Mitte Juni.

Der niederöſterreichiſche Landtag. — Anträge auf Veröffentlichung der Landtagsprotocolle und — des Staatsbudjets. — Auch hier gegen die Cenſur. — Erzherzog Karl.

Bei dem am 7. Juni l. J. eröffneten niederöſterreichiſchen Poſtulatenlandtage gelangte der Bürgerſtand auf Verwendung der drei andern Stände faſt nach einem Säculum wieder zum erſten Mal zu ſeiner verfaſſungsmäßigen Geltung. Leider machte er diesmal nur einen ſtummen Gebrauch von ſeinem Rechte. Die verſammelten vier Stände bewilligten zwar die allerhöchſt geforderte Poſtulatſumme, machten aber Se. Maj. in ihrer Landtagserklärung aufmerkſam, wie ſchwer es ſelbſt dem patriotiſchen Eifer der Stände falle, bei der zwar nicht erhöhten Grundſteuer und bei den ſich ſtets mehrenden indirecten Belaſtungen, den Contribuenten mit ſo bedeutenden Staatslaſten zu belegen. Die Stände wieſen auf den allgemeinen Nothſtand in der Provinz, auf die beſonders drückende Lage der Weinbauern, ſie wiederholten ihre Bitten um Beſeitigung oder Milderung der Verzehrungsſteuer und der Stempeltaxe, welche beide Abgaben auf dem gemeinen Manne drückend laſten, während beſonders in Stempelſachen die reicheren Klaſſen eine nicht zu rechtfertigende Erleichterung genießen. Die Stände baten ferner die hohe Regierung um Veröffentlichung ihres Staatsbudgets, da nur die Oeffentlichkeit Stütze und Bedingung des Vertrauens iſt. — Wahrlich der wichtigſte Schritt der bisherigen ſtändiſchen Regſamkeit in Oeſterreich! — Wird aber der bureaukratiſche Theil der Regierung Einſicht und Kraft genug haben, dieſen dringenden Forderungen der Zeit zu entſprechen? — Wann wird ſie den Grundſatz der Oeffentlichkeit an die Stelle geheimnißkrämeriſcher Beamtenweſens ſetzen? —

In der dem Poſtulatenlandtage folgenden „ſtändiſchen Verſammlung" waren die wichtigſten Fragen die Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen, die Cenſur und das Studienweſen. Die Stände erklärten ſich faſt einſtimmig für uneingeſchränkte Veröffentlichung ihrer geſammten Verhandlungen, und es wurde der Landmarſchall angegangen, die diesfälligen Schritte bei der Staatsverwaltung einzuleiten. Die Cenſur und Studienfrage wurde jede einem eigenen Comité zur Beleuchtung und Begutachtung des Gegenſtandes zugewieſen. Es ſteht nun zu erwarten, daß die Stände ein, in möglichſter Uebereinſtimmung mit den übrigen deutſchen Staaten, ſtehendes Preßgeſetz, und einen auf zeitgemäße Prinzipien baſirten Studienplan entwerfen und dieſe beiden wichtigen Geſetzvorſchläge der Regierung zur Genehmigung vorlegen werden. — In der am 11. Juni erfolgten Schlußſitzung ward die Errichtung eines Monumentes für den Erzherzog Karl beantragt, auch dieſer Gegenſtand wurde einem Comité überwieſen, welches ſich mit allen ſtändiſchen Corporationen der öſterreichiſchen Monarchie in's Einvernehmen zu ſetzen hat, um dieſes gemeinſchaftliche vaterländiſche Denkmal ſo

groß und würdig als nur immer möglich, auf gemeinsame Kosten im gemeinsamen Vereine zu errichten. Die übrigen zur Verhandlung gekommenen Fragen waren von weniger allgemeinem Interesse. Ich erwähne hiervon nur die Relation und wegen Verbesserung der Landwege eingesetzten Comité's, dessen Vorschläge in ihrem ganzen Umfange als sehr zweckmäßig angenommen wurden. — Wenn man das Ergebniß dieses Landtages zusammenfaßt, so kann man es nur ein sehr befriedigendes nennen, in so fern nicht die aller ständischen Regsamkeit feindliche Beamtenherrschaft all' das Gute schon im Keime vernichtet, was die Stände so gerne dem Lande erringen möchten. —

II.

Aus Brünn.

Mitte Juni.

Der Magistrat und die Gemeinde. — Der Krankenhausbeitrag. — Städtische Militärgebäude. — Der Commandirende. — Beamtenwohnungen.

Auch in Mähren, wie in den übrigen Theilen der Monarchie wird das Bedürfniß einer freieren Gemeindeverfassung immer allgemeiner und dringender gefühlt. Denn die unter der Controle des Gouverniums stehende Verwaltung des Gemeindevermögens durch die von der Regierung ernannten Magistrate hat überall die Folge gehabt, daß die Magistrate sich als die Besitzer des Stadtvermögens ansehen, aus dem sie den Bürgern nichts zukommen lassen wollen, obwohl es die Vorfahren der Bürger waren, welche dieses Vermögen gesammelt haben, (der Magistrat der Stadt Rokitzen in Böhmen ist vielleicht die einzige Ausnahme, indem die Communalrenten dazu verwendet werden, daß die Steuern sämmtlicher Bürger aus ihnen bestritten werden.) In der Regel suchen die Magistrate auf alle mögliche Art die Communaleinkünfte zu vermehren, um Ersparnisse nachweisen, und Zulagen zu ihrer Besoldung erlangen zu können. Darin gehen sie so weit, daß sie sogar Auflagen, welche aus der Communalkasse bestritten werden sollten, den Bürgern als außerordentliche Steuer aufbürden. So zahlt hier in Brünn der Bürger von jedem Gulden der Haussteuer noch zwei Kreuzer, sogenannnte Zinskreuzer, an die magistratische Communalkasse, wovon der Eine Kreuzer von jeher die Bestimmung hatte, die Auslage des Krankenhauses zu decken. So lange die zu deckenden Krankenhausauslagen geringer waren, als die Summe der von den Bürgern erhobenen Zinskreuzer, war der Magistrat ganz zufrieden; als aber seit einigen Jahren die Krankenhausauslagen bedeutend zunahmen, und die Zinskreuzer nicht mehr hinreichten, wollte der Magistrat das Defizit nicht aus der Communalkasse erstatten, sondern bewirkte es beim Gouvernium, daß den Bürgern eine neue Steuer unter dem Namen „Krankenhausbeitrag" aufgelegt wurde; ja, als auf die Vorstellungen mehrerer Bürger die Unrechtmäßigkeit dieser neuen Steuer vom Gouvernium erkannt wurde, sträubte sich der Magistrat gegen den Gouvernialausspruch, und läßt die Bürger fort den Krankenhausbeitrag bezahlen.

Auf ähnliche Art handelt der Magistrat auch bei den Kasernen und andern

Militärgebäuden der Stadt Brünn; dieſe Gebäude gehören nämlich der Stadtgemeinde, welche folglich auch die Reparaturen zu beſtreiten hat. Abgeſehen davon, daß hier der Staat dieſe Gebäude benutzt und die Stadtgemeinde ſie in Stand erhalten muß, ſo wäre doch nichts billiger, als daß das Letztere aus dem Communalvermögen geſchehe. Allein nicht nur, daß die Bürger der Stadt eine nach der Größe ihrer Häuſer bemeſſene eigenthümliche Steuer „den Militärquartierbeitrag" für die Wohnungen der Offiziere der Garniſon zu bezahlen haben, ſo werden auch alle Reparaturen der Militärgebäude dieſer Steuer zugeſchlagen, wodurch dieſe oft bedeutend erhöht wird. So hat der letzte Wechſel des commandirenden Generals zur Folge gehabt, daß die Wohnung für ihn renovirt, und dadurch der Militärquartierbeitrag für zwei Vierteljahre um 50 pCt. erhöht wurde, wodurch mancher kleine Hausbeſitzer, der ſonſt für das Quartal zwei Gulden bezahlte, zwei Mal nun einen Gulden mehr bezahlen muß, was Manchem in dem heurigen Nothjahr ſehr empfindlich iſt. Wüßte der commandirende General, Fürſt Reuß, daß zur Ausſtattung ſeiner Wohnung ſo mancher arme Bürger beitragen mußte, er würde gewiß keinen Augenblick zaudern, dieſe Auslage den Bürgern zu erſtatten, da er ein Einkommen von 80,000 Fl. C. M. hat, und davon bei ſeiner mäßigen Lebensweiſe kaum ein Viertel verbraucht. Ueberhaupt geſchieht in Oeſterreich viel Mißbrauch mit den ſogenannten Naturalquartieren der höhern Beamten. Nicht zufrieden damit, die Wohnung gratis zu haben, läßt ſich jeder neuernannte Beamte dieſelbe weit eleganter einreichten, als wenn er es aus Eigenem hätte beſtreiten müſſen, und bereitet dadurch dem ohnehin bedrängten Staatsſchatze oder der Stadtgemeinde Auslagen, welche er leicht aus ſeinem hohen Gehalte hätte bezahlen können.

III.

Aus Paris.

Mitte Juni.

Die Corruption. — Ihre verſchiedenen Arten. — Das Budget. — Das Vertrauen der Regierung auf die Wähler. — Moralität des Geſchrei's über Corruption. — Lamartine's Geſchichte der Girondiſten. — Scepſis der modernen Bildung.

„La corruption!" — Dieſes gräßliche Wort, das nebſt dem Begriffe der Beſtechung auch den des Moders und der Verweſung mit ſich führt, ſchallt Einem hier von Morgens bis Abends um die Ohren. Schlägt man des Morgens beim Kaffee ſein Journal auf, ſo iſt das erſte, was Einem in die Augen fällt, ein Artikel mit der Ueberſchrift „le regne de la corruption," oder „la corruption partout!" Geht man aus und kömmt mit Franzoſen in's Geſpräch über Politik, ſo iſt die Klage über Corruption ſogleich bei der Hand. Der Prozeß Cubières und die ganze Lavine von ſcandalöſen Enthüllungen, die ſich in dieſer letzten Zeit Luft gemacht, bietet immer neue Stoffe der Betrachtung, le pouvoir est dans des mains avides et corrumpues iſt der Refrain jeder politiſchen Debatte. La corruption, la corruption, die Beſtechung, die Verweſung überall! Dieſer Ruf iſt zu vergleichen dem Unkenruf in Teichen. Zuletzt wird man des

Wortes müde und satt und gibt sich Mühe sich zu überzeugen, ob das Alles nicht furchtbar übertrieben ist. Dies schöne Paris eine Pestbeule Frankreichs, dies schöne Frankreich ein Land der Verwesung, dieses Volk dem Niemand die Ritterlichkeit, den Muth, die Liebeswürdigkeit absprechen kann, ein Volk von Corrupteurs und Corrompus? Mit aller Kraft sträubt sich das Herz gegen solche Verdächtigungen. Und doch! das Vorhandensein der Corruption ist unleugbar. Würde sich noch eine Regierungspartei mit ihrem verhaßten Systeme allem französischen Nationalgefühl zu Trotz nun sieben Jahre schon erhalten haben, wenn sie nicht ihre Zuflucht zur Bestechung der Wähler nähme? Diese Bestechung ist vorhanden, alle Welt spricht von ihr, alle Welt nennt sie das Krebsübel, das am Frankreich von heutzutage nagt. Wer mag sich über die ministerielle Majorität in der Kammer wundern? Darüber nur kann man sich verwundern, daß man unter den Gliedern der Opposition noch unabhängige Männer und unbestochene Meinungen findet.

Eine Regierungspartie, die den Wünschen und Sympathien der Masse der Nation zuwider ist, braucht eine servile Kammer, und um diese zu bekommen, muß sie nothwendig um jeden Preis die Majorität in den Wahlen zu halten suchen. Das ist das Mittel, dessen die jetzige Partei sich bedient, um am Leben zu bleiben, es ist zugleich der Weg, auf dem das Gift der Corruption von einem kleinen Punkt aus sich bis in die größte Masse des Volks stiehlt.

Die Anzahl der Wähler ist noch nicht Zweimalhunderttausend. Das Ministerium braucht sich also nur der Stimmen von Hunderttausend versichert zu haben, um in jedem Falle der Majorität gewiß zu sein. Der Mittel aber, sich diese Stimmen zu sichern, hat die Regierungspartei genug.

Je beschränkter das Stimmrecht ist, desto leichter ist die Bestechung. Man braucht weniger Geld und weniger Stellen, um einmalhunderttausend Stimmen zu kaufen als eine Million Stimmen.

Von dem Budget von 1,472,000,000 Franken, das die Contribuables in diesem Jahre zahlen, kommen 315,000,000 Franken zur Besoldung von 376,500 Stellen, die von der Regierung verliehen werden. Man berechnet, daß das Ministerium alljährlich 18,825 vacante Stellen zu vergeben hat. Vier Jahre als mittlere Dauer eines Ministeriums angenommen, hat folglich das Ministerium von seinem Antritt an 75,000 Stellen, die es den Wählern, ihren Brüdern und Freunden schenken, oder richtiger gesagt, verkaufen kann. Ein Fünftel des Staatsbudjets ist auf die Beamtenbesoldungen zu rechnen, ein anderes Fünftel geht für Pensionen, Unterstützungen weg.

Jeder Minister hat mehrere Millionen in der Hand, die er nach Gutdünken verwendet und mit denen er das Gewissen Derjenigen gewinnen kann, die durch Stellen nicht zu locken sind. Mit solchen Kräften kann man viel wirken, und es wird viel gewirkt. Das Ministerium hat Lockspeisen der verschiedensten Art für die verschiedenen Neigungen. Den Leuten, die Stellen ambitioniren, verspricht oder verleiht es Stellen, denen, die schon Stellen besitzen, verspricht oder gibt es Avancements. Die Ehrsüchtigen gewinnt man mit Bändern und Kreuzen, die Geistlichen, die sich als Courtiers im Seelenhandel für's Miniſte-

rium betheiligen, mit alten Bildern und Kirchenſchmuck, die Familienväter mit Poſtämtern und Tabakstrafiken. Den Maire's verſpricht man Straßen, die an ihren Meierhöfen vorüberführen, den Stadtverordneten einen Canal, einen Markt, ja ſogar eine Brücke; den Landbewohnern bewilligt man einen Antheil von den 2,000,000 Fr., die alljährlich zur Entſchädigung für Feldſchäden, Mißwachs verwandt werden.

Die Statiſtiken geben die Totalſumme der Beamten auf 931,777 an. 303,900 von dieſen hängen vom Miniſterium des Innern ab, 106,800 mit Beſoldung, die übrigen ohne Beſoldung. Mit einer ſolchen Armee von Beſtallten, die von der Hoffnung des Avancements und von der Furcht vor Ungnade zu willenloſen Werkzeugen der Macht umgewandelt wird, wie ſollte die Regierungspartei nicht triumphiren und ſich aufrecht erhalten, wenn ſie es einmal auf die Corruption angelegt hat?

Guizot ſagte vor Jahren: „Das nationale Gouvernement überläßt vertrauensvoll dem Lande die Wahl ſeiner Deputirten. Die völlige Unabhängigkeit der Wahlen aufrecht zu erhalten, wird der Stolz der Regierung ſein.“ So ſprach Guizot, aber das iſt lange her. Als er es ſagte, waren kaum zwei Monate ſeit der Julirevolution verſtrichen und im Luxembourg ſaßen vier Miniſter Karl X., am Leben bedroht, weil ſie ſich unter Anderm auch Beſtechung und Corruption der Wahlen hatten zu Schulden kommen laſſen.

Das iſt der Stand der Sachen; das Uebel der Corruption iſt vorhanden, und iſt der Grund der böſen Stimmung, die durch ganz Frankreich verbreitet iſt. Die Peſſimiſten ſehen darin den Verfall des Landes und bedenken nicht, daß das maaßloſe Entrüſtungsſchreien über Corruption, die unverhohlene Aufdeckung des Uebels in allen Blättern, die Drohungen, die ſich ununterbrochen und überall darüber zeigen, eben dafür ſprechen, daß die Immoralität Einiger noch keinen Einfluß auf das große Ganze hat, daß die öffentliche Meinung die Ehre Frankreichs zu wahren geſonnen iſt und nur den Zeitpunkt erwartet, um ſich von dem unreinen Krankheitsſtoffe mit einem Mal zu befreien. Kräftig und ungeſchwächt, wie das franzöſiſche Nationalgefühl nach ſo vielen Kämpfen noch iſt, läßt ſich voraus ſehen, daß die Kataſtrophe, die dem jetzigen Syſteme früher oder ſpäter ein Ende machen wird, nicht ohne gewaltſame Erſchütterungen vor ſich gehen könne.

Auf Lamartine's Geſchichte der Girondiſten, die nun beendigt iſt, muß ich wieder zurückkommen. Die einzelnen Partieen dieſes Buches beſtechen ſo, daß man darüber erſt dann ein Urtheil fällen kann, wenn man ſich den Ueberblick über das ganze Werk geſichert, und es vom Anfang bis zum Ende durchgeleſen. Die Macht der Schilderung, die Vollendung der Portraits, kurz Alles, was Beſchreibung heißt, iſt in dieſem Buche vortrefflich. Ein gewaltiger Zauber bindet den Leſer an dieſe Blätter, in denen ſich die große Reihe von Bildern, vom Todtenbette Mirabeau's bis zum Schaffotte Robespierre's, ſo herrlich aufrollt. Wie das leibt und lebt, wie das glüht und athmet, wie das Alles in's tiefſte Herz greift! Wir Deutſchen haben kein Geſchichtsbuch von ſolcher Macht der Schilderung! Doch all' dieſe großen, dieſe außerordentlichen Vorzüge dürfen uns

für die Mängel des Buchs nicht blind machen; es hat deren, und das Schlimme ist, daß die Mängel in der Unentschiedenheit des Verfassers für die politischen Parteiungen liegen. Der Verfasser ist über seinem Buche selbst ein Anderer geworden, und hat es somit selbst in zwei Hälften gespalten.

Im Anfang ist er Girondist mit Girondisten, bis in die Hälfte des Werks, wo plötzlich Robespierre zum fleischgewordenen Prinzipe der Revolution heranwächst. Von da an sind die Girondisten nur des democrates d'occasion, während dem Robespierre das lebendige Prinzip der Democratie, le democrate de principe, ist; der Verfasser zeigt dann unbarmherzig, wie die Girondisten, nur um sich selbst zu retten, nur um nicht von der treibenden Gewalt der Revolution verschlungen zu werden, für den Tod des Königs stimmen und sammt und sonders gegen ihre Ueberzeugung zu Mördern werden. Nicht einmal den Vorzug läßt er den Girondisten, der edlere und menschlichere Theil der Revolutionsmänner gewesen zu sein, für den die meisten anderen Schriftsteller sie ausgegeben.

Eine ähnliche Unsicherheit in Handhabung seines Richteramtes als Geschichtsforscher zeigt Lamartine bei Mirabeau und Danton. Er, der Schriftsteller, der vor allen Andern auf unbedingte Schätzung des Prinzips, der Gesinnung dringt, warum begeistert er sich so oft für die bloße Kraft, für das Genie ohne Ueberzeugung? So stellt sich heraus, daß auch dieses Buch bei seinen unendlichen Schönheiten doch mehr ein Gedicht, als ein Geschichtswerk ist. Lamartine hat damit seinem Vaterland einen großen Dienst gethan, er hat gewiß, indem er mit seinem energischen Pinsel alle halbvergessenen Greuel der Revolution wieder hinzeichnete, in einer großen Masse den Schrecken vor den entfesselten Gewalten heraufbeschworen: von sich selber aber hat er gezeigt, daß auch in seiner Brust die tiefe böse Krankheit wohnt, die die modernen Poeten seit Byron nicht loslassen zu wollen scheint — die tiefe traurige Scepsis, die sich vergeblich mit dem Hinblick auf die Göttlichkeit der Menschennatur zu trösten und in Ruhe zu singen sucht.

A.

IV.

Aus Berlin.

Mitte Juni.

Abstimmungen in der Judenfrage. — Votum der Herrencurie über die ständischen Rechte und die Ausschüsse. — Künftiges Verfahren der Liberalen. — Diner bei Hofe. — Preßgesetz. — Schluß.

Die zweite Curie hat die Berathungen über das Judengesetz am 15. geschlossen. Das Resultat derselben ist im Ganzen ein freisinnigeres, als wir es erwartet hatten. Zwar ist die politische Emanzipation der Juden verworfen worden, jedoch nur mit der Majorität einer einzigen Stimme (220 gegen 219), welche Abstimmung um so weniger die wirkliche Mehrheit der Versammlung herausstellt, als fast 100 Mitglieder fehlten. Dagegen ist die Berechtigung der Juden zu allen Staatsämtern (ausgenommen natürlich diejenigen, welche mit der

Verwaltung des christlichen Cultus zu thun haben) mit 220 Stimmen gegen 215 Stimmen durchgegangen, ebenso, wie die Ehe zwischen Juden und Christen. Der Gesetzentwurf ist schließlich, jedoch auf eine Weise amendirt, daß sein ursprüngliches Prinzip wesentlich verändert ist, von der Mehrheit angenommen worden. Die ganze Verhandlung kann als ein großer Schritt zur endlichen Emanzipation der Juden betrachtet werden. Weniger liberal hat sich die Herrencurie in dieser Frage gezeigt, jedoch auch sie hat mehrere der illiberalsten Bestimmungen der Proposition abgeändert. (Vergl. die Preuß. Allgem. Zeitung.)

Die von der zweiten Curie beschlossenen Petitionen auf Abänderung des Patents vom 3. Februar, haben am 18. und 19. der Herrencurie vorgelegen und wesentliche den Rechten der Stände nicht gerade vortheilhafte Modificationen erlitten. Statt auf zweijährige Einberufung, hat die Herrencurie nur auf Periodicität im Allgemeinen angetragen, und die Dauer dem freien Willen der Krone anheimgestellt. Ferner hat sie es der Krone überlassen, in Kriegszeiten, ohne die vorherige ständische Bewilligung, Schulden zu contrahiren, und auch ohne Zustimmung oder selbst nur Beirath der Stände die Verfassungsgesetze zu ändern. Das ausschließliche Recht des vereinigten Landtags zu den das Allgegemeine betreffenden Gesetzen rechtsgültigen Beirath zu ertheilen, ohne durch den der Provinzialstände ersetzt werden zu dürfen, ist gleichfalls nicht von den Herren anerkannt worden. Unbedingt haben sie sich auch nicht gegen die Wahl der Ausschüsse erklärt, jedoch beantragt, die Befugnisse derselben möchten auf die in den §§ 2 und 4 des Gesetzes von 1842 enthaltenen Bestimmungen beschränkt werden, nämlich auf vorbereitende Arbeiten zu den den Ständen vorzulegenden Gesetzentwürfen. Unter dieser Bedingung würde allerdings gegen die Wahl der Ausschüsse nichts einzuwenden sein.

Dieser von dem Herrenstande getroffenen Abänderungen gegenüber wird der zweiten Curie und insbesondere der liberalen Mehrheit derselben, wenn sie anders nicht alle bisher so beharrlich verfochtenen Rechtsprinzipien aufgeben will, nichts anders übrig bleiben, als bei ihren ersten Beschlüssen, in den meisten Punkten wenigstens, zu verharren, und darauf zu verzichten, die Petitionen in formeller Weise der Krone vorzulegen. Dies wäre sowohl das würdigste, als auch das einzig politisch richtige Benehmen, welches die Opposition einschlagen könnte, in dem sie defensive Haltung unerschütterlich beibehält, und es genügt, die allmälige Anerkennung aller vorenthaltenen Rechte zu erlangen, nachdem sie gezeigt hat, daß sie vor Erhaltung derselben keine Bewilligung irgend welcher Art machen wird. Ob die Beschlüsse durch Beitritt des Herrenstandes das formelle Recht erlangen der Krone vorgelegt zu werden, oder nicht, ist im Grunde gleichgültig; das Staatsministerium und alle Welt überhaupt kennt sie, und bei der dermaligen Lage der Dinge können sie von Niemanden, wer es auch sei, ignorirt werden. Auch darf die Opposition unter keiner Bedingung die Ausschüsse wählen, es sei denn, daß durch eine ausdrückliche Erklärung des Gouvernements die Befugnisse derselben auf das von dem Herrenstande beantragte Maaß beschränkt würden. Hoffen wir, daß unsere Vertreter nach so vielen siegreich überstandenen Proben, auch diese letzten Schwierigkeiten überwinden und das fast in den Hafen gelangte Schiff nicht zum Scheitern bringen werden, damit die liberale Partei Deutschlands den

ersten preußischen Landtag als einen großen und entschiedenen Sieg der liberalen Sache zu feiern berechtigt sei.

Gestern war ein königliches Diner in Potsdam, zu dem, außer den Mitgliedern des Herrenstandes und den Landtagsmarschällen und ihren Stellvertretern, nur solche Abgeordnete aus der zweiten Curie eingeladen waren, die sich im Verlauf des Landtags als unbedingte Anhänger des Gouvernements erwiesen haben. Diese Bevorzugung hat natürlich in allen politischen Kreisen eine große Sensation erregt, und allgemein kam eine solche Belohnung politischer Gesinnungen und parlamentarischer Dienste unerwartet.

Heute (21. Juni) wird in der zweiten Curie der Antrag auf Preßfreiheit und die Erlassung eines Preßgesetzes zur Berathung kommen, und es steht zu erwarten, daß er ohne langwierige Debatten noch in der heutigen Sitzung angenommen werden wird. Morgen wird dann die zweite Curie zur Beschlußnahme über die aus der Herrencurie zurückgesandten ständischen Petitionen schreiten.

Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der vereinigte Landtag noch in dieser Woche zu Ende gehe, der Tag der Schlußsitzung läßt sich noch nicht mit Sicherheit voraus bestimmen. Vor dem 24. dürfte dieselbe wohl keinenfalls erfolgen.

Sie werden aus der Preußischen Allgemeinen ersehen, daß am zweiten die zweite Curie nach v. Auerswald's Antrag einstimmig beschlossen hat, der Krone die Ueberzeugung auszudrücken, „daß im preußischen Volke das stärkste Verlangen nach Preßfreiheit vorhanden sei, und nicht erlöschen werde, ehe es Befriedigung erhalten habe." Ein Versuch von Seiten der Conservativen durch einen der ihrigen, Herrn v. Wedel, Secretär der Curie, diesen Beschluß so formuliren zu lassen, daß die Curie, da die bisherigen Präventivgesetze keine genügende Abwehr gegen Preßunfug darböten, um ein Preßgesetz bäte, mißlang völlig, obwohl Herr v. Wedell das Gutachten in diesem Sinne abgefaßt hatte. Als es in der gestrigen Sitzung zum Vortrag kam, reclamirte Herr v. Auerswald auf das Energischste den von ihm gestellten und von der Versammlung adoptirten Antrag gegen die eigenmächtige und unbefugte Abänderung des Herrn v. Wedell, und drang natürlich, von allen Seiten Unterstützung findend, damit durch. Herr v. Vincke hatte die krause Idee gehabt, einen Antrag auf Abschaffung der Anonymität in der Zeitungspresse zu stellen, wofür er gerechter Weise dadurch bestraft wurde, daß sein einziger Unterstützer in der Person des höchst ehrenwerthen und aufgeklärten Herrn v. Tadden, des durch seine excentrisch-royalistischen Ergüsse bekannten Abgeordneten aus Pommern, sich vorfand, der unter dem schallenden Gelächter der Versammlung eine donnernde Philippica gegen das politische Schriftstellerthum hielt und zuletzt mit den Worten schloß: Offene Fehde mit den Herren Literaten aber der Galgen nebenbei! Man sieht, in Herrn v. Tadden steckt ein gesetzgeberisches Genie! Schade, daß er hier keinen genügenden Wirkungskreis findet.

Die Versammlung drückte gestern noch, auf Anregung des Grafen v. Schwerin, ihre Sympathien für Schleswig-Holstein (das Nähere ist in der Pr. Allgem. nachzulesen) aus, ohne jedoch über die dahinzielende Petition einen Beschluß zu fassen, was absichtlich von den Führern der Liberalen vermieden wurde, da man

einen Proteſt ſeitens der Miniſterbank und den übeln Eindruck deſſelben für die Sache Schleswig-Holſteins fürchtete.

Heute kommt das Gutachten der Abtheilung über die vom Herrenſtande modifizirten Petitionen auf Abänderung des Patents vom 3. Februar zur Debatte. Es iſt wahrſcheinlich, daß man den Antrag der erſten Curie auf Periodicität im Allgemeinen (das Nähere bleibt der Beſtimmung des König's überlaſſen) beitreten wird, ſo wie dem auf Modifizirung der Ausſchüſſe im Sinne der §§ 2 und 4 des Geſetzes von 1842, wodurch freilich denſelben alle Bedeutung genommen wird, da ihre Thätigkeit nur eine vorbereitende und keineswegs die des vereinigten Landtags in irgend einer Weiſe erſetzende ſein ſoll. Ausſchüſſe im Sinne des Patens vom 3. Februar wird, falls es die Regierung verlangen ſollte, die Oppoſition unter keinen Umſtänden wählen. Den andern Modificationen der Herrencurie gegenüber, wird die zweite Curie hoffentlich ihre früheren Beſchlüſſe aufrecht erhalten. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Angelegenheit heute bereits erledigt wird. Unmittelbar darauf wird die Entſcheidung der Regierung über die Wahl der Ausſchüſſe erfolgen; der Schluß des Landtags ſteht am 25. oder 26. zu erwarten.

D.

V.

Notiz.

Ein Beitrag zur Kenntniß der modernen Literatur.

Eine der Hauptquellen unſerer modernen Literatur ſind die Correſpondenzen, die von berühmten oder unberühmten Leuten vor oder nach ihrem Tode veröffentlicht werden. Bei den Deutſchen iſt dieſe Briefliteratur um ſo eigenthümlicher, da ſie ſich in ihrer Correſpondenz gewöhnlich nicht objectiv halten, ſondern alle Geheimniſſe ihres Herzens ausſchütten, und da ſie in allen andern Dingen ſo ſehr gewohnt ſind, die Oeffentlichkeit zu ſcheuen. Dieſe Correſpondenz mußte lange Zeit unſre mangelnde Publizität erſetzen, und in den ſiebziger, achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts regte ſich das Intereſſe der Menſchheit mehr für die anonymen Empfindungen eines liebeſeligen Naturpoeten, als für die Rieſenſchritte des menſchlichen Geiſtes. — Uns liegt eine nicht unintereſſante Biographie vor: „Zur Erinnerung an F. W. Meyer, den Biographen Schröder's; Lebensſkizze nebſt Briefen von Bürger, Forſter, Göckingk, Goethe, Herder, Heyne, Schröder u. ſ. w. Braunſchweig 1847, Vieweg und Sohn. 2 Bde." Hier iſt es nun nicht grade die Bedeutung des Briefſtellers, die ſeiner Biographie Intereſſe verleiht, ſondern ſein Umgang mit bedeutenden Männern. Profeſſor Meyer war 1759 zu Harburg geboren, 1840 geſtorben; er hatte mehrmals Paris beſucht, und überall an der Entwickelung der Literatur, Kunſt und Politik lebhaften Antheil genommen. Neben dem Intereſſe für das Theater, für welches Meyer mehrere Stücke gearbeitet hat, iſt es beſonders die Freimaurerei, die ſich durch dieſe Briefe hinzieht. Das Glück mit bedeutenden Männern enge Freundſchaft angeknüpft zu haben, iſt reichlich ausgebeutet. Sein eigenes harmloſes Streben charakteriſirt er ſelbſt in den Verſen, die dem Buche als Motto vorgeſetzt ſind:

Den Heuchlerkünſten fremd, der Wahrheit ſtets ergeben,
Gebrach mir Einſicht oft, dem Irrthum zu entfliehn;
Doch wenn ich ihn erkannt, willig verließ ich ihn;
Und das Bewußtſein gibt dies Zeugniß meinem Leben:
Ich war gewiß nicht ſchlechter als ich ſchien.

Es ſei mir erlaubt, ein Paar Stellen zu excerpiren.

Meyer an Schneider, März 1804. „Pfui der Welt! Es iſt eine elende, nichtswürdige Welt. Sie hat ſich ſeit Hamlet's Zeiten noch ſehr verſchlimmert. — Wenn ſich die Zeiten ändern werden? Nicht etwa, wenn Bonaparte, der bis jetzt nur immer ermordet ſein ſollen, endlich einmal ermordet iſt. Der Herzog von Orleans war ſchlechter als Ludwig XVI., Robespierre ſchlechter als der Herzog von Orleans, Reubel ſchlechter als Robespierre, Bonaparte ſchlechter als Reubel. Es iſt durchaus nicht unmöglich, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, noch ſchlechter zu ſein, als Napoleon Bonaparte.

Ueber Iffland in Bremen, 1811: „Ein großes Gefolge iſt um ihn verſammelt. Er wird belagert von Verwandten aus der Nachbarſchaft, die mit leeren Händen kommen und mit vollen zurückgehen. Er wird hier vergöttert, Einladungen und Beſuche reißen ſich um ihn, 13 Meilen in der Runde ſtrömt Alles herbei; ich vermuthe, das die Douanier's ſelbſt ihre Linien verlaſſen und die Contrebandier's ihren Geſchmack einſchwärzen wie ihre Colonialwaaren. Iffland iſt ſehr beſcheiden und wacht über ſich im Geſpräch und Genuß. Den angenehmen frohen Geſellſchafter findet man nur unter vier Augen und in den flüchtigen Augenblicken, die er im Kreiſe ſeiner Familie zubringt."

Meyer, 1814. „Die franzöſiſche Geſchichte hat ſeit mehr als einem Jahrtauſend keinen guten Anfang genommen, und iſt daher keines guten Endes fähig. Der Charakter der Nation widerſpricht. Treue und Beſcheidenheit liegen gänzlich außer ihrem Bereich. Bonaparte hat planmäßig alle Gefühle ihrer Sittlichkeit unterdrückt, denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß für die Menge, welche philoſophiſcher Uebergänge unfähig iſt, Religion die einzige verwandte Sittenlehre bleibt. Der Code Napoleon iſt in mehreren ſeiner Verfügungen geradezu darauf berechnet, alle Gefühle des Mitleids, der Großmuth und des im Innern des Gemüths zu ehrenden Rechts und Unrechts zu unterdrücken. Das Volk und ſeine Führer ſpielen mit Eiden. Niemand ſcheut ſich des Verbrechens wie der Niederlage. Welche Sicherheit gibt es gegen ſolche Nachbarn? Sie beſitzen Talent genug, jede zu untergraben. Jeder Friede mit ihnen wird nur ein Waffenſtillſtand ſein. So lange Gott noch einen Franzoſen auf der Erde duldet, wird es nicht an Unruheſtiftern, ſo lange noch einen Juden, nicht an Wucherern fehlen, und da es uns unmöglich iſt, beide auszurotten, ſo bleibt uns nichts übrig als beiden zu mißtrauen, ohne der Nachwelt eine beſſere Zeit zu prophezeien als uns zu Theil geworden."

Berichtigung. In dem Aufſatze: „Das Lottoſpiel in Oeſterreich" muß es, S. 520 und 521, Z. 17 ſtatt Gooß heißen Commiſſion.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Spital-Memoiren aus Wien *).

Im Jahre 1782 erſchien in Wien eine kleine aber gewichtige Schrift: „Gedanken über einige dem Publikum ſehr nützliche Verbeſſerungen in Wien," welche beſonders die Gebrechen der Wiener Krankenhäuſer und die daſelbſt eingeſchlichenen Mißbräuche an's Licht ſtellte. Joſeph II. benutzte die Schrift mit der begeiſternden Menſchenfreundlichkeit, die ſein erhabenes Herz zu einem unerſchöpflichen Born des Volkswohls machte. Darauf gründete der Kaiſer das allgemeine Krankenhaus in Wien und traf alle Vorkehrungen, daß dieſes nach ſeiner Anlage ſo gigantiſche als ſegenbringende Inſtitut ſeine heilige Beſtimmung erfülle, den hilflos Leidenden wo nicht ſtets die mögliche Rettung, ſo doch Linderung ihrer Qualen zu gewähren. Mit des großen Kaiſers Tode dehnte ſich mit der immer größern Anſchwellung der Bevölkerung Wiens dieſe Anſtalt noch mehr aus. Nach der großen Anzahl ihrer Kranken, wie nach der Ausdehnung ihrer Räumlichkeiten, hat ſie ſchon längſt das Anſehen und die unermeßliche Wichtigkeit einer von Kranken bewohnten Stadt erhalten. — Obgleich Joſeph's Nachfolger keine Umſicht, keine Koſten ſparten, damit dieſe Anſtalt ihre für die Humanität und den Staat gleich wichtige Beſtimmung vollkommen erfülle, ſo haben ſich doch, da die Lichtperiode der joſephiniſchen Preßfreiheit mit ihrem großen Spender eingeſargt wurde, unter dem ſiebenfachen Siegel des gebotenen Schweigens, auch in dieſem Inſtitute gefährliche Mißbräuche und Gebrechen eingeſchlichen, von welchen wir vor allem im Intereſſe der Humanität, dann aber auch im Intereſſe der Regierung, die für dieſe Anſtalt mit regem Eifer zu ſorgen ſtrebt, die dichten, gefährlichen Schleier ziehen wollen. Zu dieſer Enthüllung drängt uns die heilige Pflicht, ſo viel als möglich zur Linderung von

*) Die nachfolgenden Mittheilungen ſcheinen uns um ſo geeigneter für ein größeres Publikum, als die darin gerügten Mißſtände gewiß auch in vielen andern großen Spitälern heimiſch ſind und es ein Mal Zeit, auf dieſen Punkt die öffentliche Aufmerkſamkeit zu lenken, zumal da hier viel leichter abzuhelfen iſt, als bei andern Krankheitszuſtänden unſerer Geſellſchaft. D. Red.

Menſchenelend beizutragen, und ein dieſer Beſtimmung geweihtes Aſyl, deſſen im Ganzen großartiges Wirken nicht verkannt, nicht in Abrede geſtellt werden ſoll, von Gebrechen zu befreien, die oft ſeine Wirkſamkeit ſchmälern, oft ſogar den Balſam, den man hier erwartet, in Gift verwandeln.

Wir werden, um die vorzüglichſten Uebel klar und anſchaulich zu ſchildern, den Kranken in das Spital begleiten und die Behandlung von der Aufnahme bis zur Entlaſſung oder irdiſchen Auflöſung genau ſchildern. Wir gelangen auf dieſem Wege zuerſt in das

I. Aufnahmezimmer, Journalzimmer genannt.

Hier ſoll vorſchriftmäßig ſtets ein Arzt zugegen ſein; hier ſind auch die Krankenführer verſammelt, deren Geſchäft es iſt, die hilfeſuchenden Leidenden auf die angewieſenen Abtheilungen zu bringen. In Gegenwart dieſer profanen, hin und wieder etwas rohen Menſchen, ſo wie in Anweſenheit anderer Patienten, wird das Krankenexamen mit jedem einzelnen Leidenden vorgenommen, ein öffentliches Verfahren der merkwürdigſten Art, das manche unnöthige Schamröthe abdringt und zarter fühlende Seelen an der Schwelle des Aſyl's in Verzweiflung ſtürzt.

Die Kranken, die näher unterſucht werden müſſen, werden in eine anſtoßende kleine, durch ihre Unreinlichkeit abſchreckende Kammer geführt, und geben dem anweſenden geſunden und kranken Publikum Veranlaſſung zu geheimen und lauten Gloſſen, die nirgend den Menſchenfreund mehr beleidigen als hier im entweihten Sanctuarium Aesculap's. Dieſe Kammer zählt mit Ausnahme einer ſchmutzigen Lagerſtätte gar kein Möbelſtück.

Das Journalzimmer, in welchem eine anſtändige, von der Humanität wie von der Wiſſenſchaft gebotene Stille herrſchen ſoll, bildet den Durchgang für die Familie des anſtoßend wohnenden Kanzleidieners! Doch damit ſind die hier herrſchenden Uebelſtände leider noch nicht erſchöpft.

Da der Journaldienſt, gegen die Vorſchrift des 29. Abſatzes der Inſtruction für die Secundarärzte, von unbeſoldeten Practicanten verſehen wird, welchen dieſer Dienſt keinen Anſpruch auf Beförderung, keine Ausſicht in die Zukunft gewährt, ſo kommt es oft vor, daß gar kein Arzt in dem Aufnahmezimmer vorhanden iſt, in welchem Falle die profanen Krankenführer die Stelle der Aerzte vertreten, und in der That die hilfeſuchenden Kranken nach ihrer eigenthümlichen Diagnoſe auf die Abtheilungen bringen. Dieſes ganz vorſchriftwidrige Verfahren hat nicht ſelten entſetzliche Folgen. Wir wollen einige Beiſpiele zur Warnung anführen.

Ein im erſten Stadium am Typhus Leidender ward in das Aufnahme-

zimmer gebracht, wo eben wieder kein Arzt zugegen war. Da der Kranke delirirte, ſo hielt ihn ein Krankenführer für einen Irren und brachte ihn in's Beobachtungszimmer. Daſelbſt wegen Mangels des vorſchriftmäßigen Parere's zurückgewieſen, ward er in das Aufnahmezimmer zurückgebracht, wo er ſo lange im unruhigen Gedränge hilflos warten mußte, bis der Journalarzt erſchien und ihn auf die entſprechende Abtheilung ſandte. Hier langte der Unglückliche erſt nach der ärztlichen Viſite an, und da zufällig auch der inſpicirende Arzt auf der Abtheilung nicht zugegen war, ſo trat die ohnehin verſpätete Hilfe noch ſpäter ein. Bald darauf ſtarb der Kranke.

Aehnliches ereignete ſich mit einem fremden Schiffskapitain. Erkrankt in einem Gaſthofe der Reſidenz, wird er in's Spital gebracht. Zum Unglück iſt abermals kein Arzt im Aufnahmezimmer. Ein Krankenführer will ſein Leiden errathen und bringt den Unbekannten auf die ſeiner Diagnoſe nach entſprechende Abtheilung. Hier zeigt es ſich, daß der Krankenführer, wie leicht zu begreifen, die Löſung des Räthſels verfehlte; nun räth der Mann weiter und bringt den Kranken auf eine andere Abtheilung, für die er eben ſo wenig geeignet iſt als für die erſte. Nach mehreren andern Irrgängen in dem rieſenhaft ausgedehnten Gebäude, haucht der Kapitain den letzten Seufzer aus, ehe man noch ſein Uebel unterſuchte, ehe ihm noch ein Medicament gereicht wurde!

Ein drittes Beiſpiel. Es wurde ein bewußtloſes Individuum in das Spital gebracht, an welchem man nach den beſtehenden Vorſchriften Rettungsverſuche gegen den Scheintodt vornehmen ſollte. Da aber weder der Journalarzt, noch der Journalinſpector zugegen war, ſo unterblieben die ſo nothwendigen, ſo ſtreng vorgeſchriebenen Verſuche, durch welche man vielleicht den geſunkenen Lebensfunken wieder anfachen konnte.

Dieſe traurigen Ergebniſſe blieben kein Geheimniß. Sie veranlaßten die Verordnung, daß ſtets ein Primararzt im Hauſe anweſend ſein müſſe.— Bleibt aber die Wache immer auch auf ihren Poſten? oder haben die zur Aufſicht berufenen Primarärzte Zeit und Wechſel ihres Dienſtes ſo geordnet, daß der weiſe Zweck der Verordnung erreicht wird? — Eingeweihte werden dieſe Frage mit tiefem Schmerz verneinen müſſen.

Aus dem angedeuteten Verfahren im Aufnahmezimmer entſtehen auch Nachtheile, welche die materiellen Intereſſen dritter Perſonen ſchwer genug treffen, Nachtheile, die zwar minder wichtig ſind als die angedeuteten, aber die Billigkeit tief verletzen und ein ſchnödes Maskenſpiel begünſtigen. Aus Mangel der entſprechenden Aufſicht im Aufnahmezimmer werden nämlich oft Individuen im Krankenhauſe aufgenommen, die aus mancherlei unlauteren

Motiven ſich Krankheiten andichten. Wird nun ein ſolcher ſchauſpielernder Kranker nur einen einzigen Tag im Spitale verpflegt, ſo muß die Gemeinde, der er angehört, für ihn, der gewöhnlich ganz mittellos iſt, die Pflegegebühren für acht Tage, und bei längerem Aufenthalte für eine größere Zeitfriſt entrichten. So müſſen oft ganze Körperſchaften die Abweſenheit des Journalarztes im Aufnahmezimmer büßen, denn wäre er daſelbſt ſtets ein Arzt, ſo würde er dieſe Betrüger entlarven und entſchieden zurückweiſen.

Folgen wir dem Kranken in

II. das Krankenzimmer.

Das allgemeine Krankenhaus verpflegt in der Zeit, als dieſe Zeilen geſchrieben wurden (Frühjahr 1847) über 3000 Kranke. Für dieſes Heer von Leidenden ſind mit Inbegriff der Irrenanſtalt nur zwölf Primarärzte angeſtellt. Mancher dieſer Aerzte hat täglich über 200 Leidende zu beſuchen. Dieſer Beſuch oder die „Viſite" dauert gewöhnlich nicht länger als 1½ Stunden.

Frage: Iſt es möglich, die Behandlung von 200 Kranken in einer ſo kurzen Zeitfriſt gewiſſenhaft, wie es das Intereſſe der Humanität und Wiſſenſchaft verlangt, abzufertigen?

Auf jeden Kranken kommen im Durchſchnitt zwei Minuten, und in dieſem ſo raſch vorüberfliehenden Sandkorn der Zeit wird das Befinden erforſcht, die Krankheitsform unterſucht, das Heilmittel verſchrieben, der Seelentroſt geſpendet? — „Wie geht's?" lautet die ſtereotype geflügelte Frage des Primarius, der, ehe noch die Antwort erfolgt, den trüben Blicken des nach Antheil und Hülfe ſchmachtenden Kranken bereits entſchwunden iſt, um die gewichtige Frage an hundert andern Krankenlagern mit derſelben Eſtafetteneile an den Mann zu bringen!

Dieſe Haſt, dieſe Sturmſchnelligkeit geht hin und wieder Hand in Hand mit einer gefährlichen Zerſtreutheit. So fragte einſt ein bekannter Primarius bei dem erſten Krankenexamen den Patienten, wie gewöhnlich, im Fluge und mit preiswürdigem Laconismus: „Wo fehlt's?" Der Kranke antwortet leiſe, allein ſeine Worte verhallen ungehört, da der Primarius nach der Frage ſeine Gedanken in ganz andere Richtung abſchweifen ließ. Aus der Zerſtreutheit durch einen Seufzer des Kranken geweckt, fragt jener blitzſchnell: „Huſten Sie?" — „Nein." — „Schreiben Sie," wandte ſich jetzt der geiſtesabweſende Primarius an den ihn begleitenden Hilfsarzt, „ſchreiben Sie (auf die am Krankenbette befindliche Tafel) tussis chronica und geben Sie ein decoctum emolliens (decoctum altheae)."

Zum Glück für die leidende Menschheit ist dieses Exemplar eines Primararztes nicht in mehreren Auflagen im Spitale vorhanden; denn im Ganzen kann man die Wirksamkeit der Primarien nicht tadeln, wenn auch Mehrere hinter dem Fortschritte der Wissenschaft zurückbleiben und an dem alten Schlendrian kleben, da doch dieses großartige Institut zur Gesetzgebung in der Medizin berufen wäre — ein Beruf, den bis jetzt blos Rokitansky und Skoda begriffen haben.

Rücksichtlich der Pflichten der Humanität kann man den Primarärzten überhaupt keinen Vorwurf machen, sie streben in dieser Hinsicht ihre Obliegenheiten zu erfüllen.

Wie kommt es nun, daß das allgemeine Krankenhaus dessen ungeachtet durch die Volksstimme so streng gerichtet, im Gericht so sehr vernichtet wird? wie kommt es, daß die unteren und untersten Klassen der Bevölkerung — jene schnöden Maskenspieler ausgenommen — vor dem Spitale eine so furchtbare Scheu haben, daß sie nur mit äußerstem Widerwillen in dasselbe flüchten oder gegen ihren Willen in dasselbe gebracht werden müssen? Die Lösung dieses Räthsels nöthigt uns den Schleier von andern Gebrechen wegzuziehen, die jene so bedenkliche, so sehr zu beherzigende Stimmung der Volksseele verschulden.

Wir müssen hier besonders jene Klasse des diensthuenden Personals in's Auge fassen, welche eigentlich die executiven Instrumente im Spital bilden und im Krankenzimmer eine Hauptrolle haben. Wir sprechen von den Wärtersleuten, deren über 200, je zwei auf ein Zimmer, im allgemeinen Krankenhause angestellt sind.

Die Verhaltungsvorschriften für die Wärtersleute lassen, dies müssen wir, um gerecht zu sein, voraussenden, wenig zu wünschen übrig. Sie athmen den Geist der Humanität und enthalten alle eine heilsame Krankenpflege befördernden Vorschriften. Leider aber sind diese Vorschriften noch nicht vom Papier in's praktische Leben vorgedrungen, das sich denn auch im grellen vielschneidigen Kontraste mit jenen traurig hinspinnt.

Dies ist um so auffallender als die Regierung mit regem, nie erschöpftem Eifer für das Spital zu sorgen bemüht ist und daher auch allen Gebrechen, welche durch die Phalange der bureaukratischen Geheimnißkrämerei oder sonst auf regelmäßigem Wege zu ihrer Kenntniß gelangen, unverzüglich den gefährlichen Lebensnerv abzutödten eilt. Die ganze schwere Verantwortlichkeit für die hier geschilderten Zustände lastet einzig und allein auf der Direction des Krankenhauses. Kehren wir jetzt zu den Wärtersleuten zurück.

Die Direction beobachtet bei der Aufnahme der Wärtersleute nicht die

gehörige Vorsicht. Zwar fordert sie von jedem Aufnahmswerber ein Sittlichkeitszeugniß, da aber dieses Zeugniß ohne nähere Prüfung von den Hausbesitzern verabfolgt und vom Pfarrer, wenn die Partei nur regelmäßig zur Beichte geht, eben so schnell bestätigt wird, so bieten derlei leicht erworbene Zeugnisse keine Garantien für den Charakter der Wärtersleute.

Die schweren Pflichten der Krankenwärter erfordern eine viel größere Bürgschaft, als jene, welche absolvirte Beichte und eine den Hausherrn genügende Tugend gewähren.

Da es nun sehr leicht ist einen so wichtigen Posten zu erlangen, und da man im Krankenhause noch das Prinzip befolgt, Frauenspersonen zum Krankendienste zu verwenden, so ist es nicht zu verwundern, daß man größtentheils Magdalenen erhält, die zwar ihre Sünden für den Beichtstuhl und den Herren Pfarrer getilgt haben, sonst aber den Reiz zu derselben in sich tragen und bei Gelegenheit frei wirken lassen.

Der Dienst am Siechbette wird, wie der Leser leicht erräth, von diesen Personen nicht im heiligen Interesse der Menschheit übernommen. Man wirft sich in's Spital, um daselbst einen Anker zu finden, an den man sich klammern kann, nachdem ein anderer Erwerbszweig entweder in Folge des zerstörenden Ganges der Zeit, oder anderer Schwierigkeiten wegen keine weitere Aussicht bietet.

Ist aber diese Stellung wirklich lockend? Schrecken wo nicht die vielen, ernsten Pflichten, so doch Furcht vor Ansteckung, oder die Absperrung vom frischen, pulsirenden Leben zurück?

Was die pecuniären Vortheile der Wärtersleute betrifft, so ist ihre Stellung sehr kümmerlich. Eine Wärterin erhält täglich zwanzig Kreuzer C.-M. Von diesem winzigen Solde muß sie ihre Beköstigung, anständige Kleidung und alle andern Bedürfnisse bestreiten. Ihr Erwerb ist also kümmerlicher, als der eines Taglöhners, der überdies in frischer Luft arbeitet und nicht stets die Mittheilung einer Krankheit zu fürchten hat. Der Lohn ist es also nicht, der hier anzieht, er muß vielmehr zurückschrecken.

Was zieht also die Wärtersleute an?

Die Ueberzeugung, daß sie im Spitale noch andre Erwerbszweige finden, die zum Theil eine beinahe regelmäßige Ausbeute gestatten. Zu diesen Erwerbszweigen greifen nun die Wärterinnen, da der geringe Sold nicht einmal ihre ordentlichen, gegründeten Bedürfnisse deckt, und sie im Krankenhause bald noch Sorgen für dritte Personen übernehmen. Erklären wir uns deutlicher.

Die Magdalena, plötzlich dem freien, ungebundenen Leben entrückt und

an's Siechenlager gekettet, hat ihre früheren Lebensbezüge nicht aus den Augen verloren. Ihr trauriger Dienſt — traurig, weil ihm keine Begeiſterung für Menſchenwohl, kein heiliger Opfermuth zu Grunde liegt — fordert Abwechslung, fordert Erholung. Sie ſucht Liebe, nicht in ihrem Wirkungskreiſe, ſondern außerhalb. In der That ſehen wir, wie jede Krankenwärterin, und ſei ſie noch ſo vorgerückt im Alter, um einen Liebhaber wirbt, der ſich nicht lange ſuchen läßt. So übernimmt die Wärterinn, deren Sold ihre eigenen Bedürfniſſe nicht deckt, im Spital noch die Sorge für einen Dritten. Dies iſt für die Krankenpflege ein Umſtand von ſchwerſtem Gewichte, hier liegt der Knotenpunkt mannigfacher Erpreſſungen, die Quelle empörender Liebloſigkeiten.

Die Wärterin, die von dem Kranken oder ſeinen Angehörigen, Fremden oder Bekannten nicht mit Geſchenken bedacht wird — die, wir brauchen es kaum zu erwähnen, ſtreng verboten ſind — vernachläßigt ihn nicht nur, ſondern geht ſogar ſo weit, den Armen auf eine berechnete Weiſe zu quälen und zu reizen. Sucht nicht der Kranke ſich durch Beſchwerdeführung über dieſe empörende Folterung zu retten und zu wahren?

Nein. So auffallend dieſe Antwort klingt, ſo iſt ſie doch gegründet, und eine hundertfache Erfahrung beſiegelt ſie. Der Kranke wagt nämlich nicht gegen die Perſon aufzutreten, in deren Hände er gegeben iſt. Seine körperlichen Leiden berauben ihn in der Regel der Energie, die er etwa beſitzt; er iſt ein Schwächling, an einem fremden Orte, in einer fremden Umgebung — woher ſoll ihm Kraft zu einem entſchiedenen Schritte kommen? Und wenn er ſie hat, ſo führt ſie nur zu ſeiner Beſchämung, zur noch tieferen Kränkung. Wagt nämlich ein Kranker die liebloſe Wärterin anzuklagen, ſo ruft ſie mit ſchamloſer Frechheit die andern Kranken zu Zeugen ihrer Unſchuld auf, und dieſe ſind ſo eingeſchüchtert, daß ſie gehorſam dem Rufe der Wärterin entſprechen. Entdeckt der Arzt dieſe verwerflichen, empörenden Umtriebe, ſo wird zwar die Wärterin auf ſein Andringen entlaſſen — eigentlich ſollte ſie der Behörde zur Beſtrafung überantwortet werden — allein ſein Erſtaunen iſt nicht geringe, wenn er bereits nach Ablauf einiger Wochen dieſelbe eben ſo ruchloſe als gefährliche Perſon auf einer andern entfernteren Abtheilung der großen Krankenſtadt angeſtellt findet, angeſtellt vom Oberkrankenwärter, der ſich wohl hütet, ihre ſchlechte Conduite dem Primararzte der Abtheilung, dem die Perſon ganz unbekannt iſt, zu enthüllen. Wird endlich eine pflichtvergeſſene Wärterin in Folge eines ſchweren, Aufſehen erregenden Vergehens „für immer" entlaſſen, ſo tritt, da keine ſtrenge Charakterprobe bei der Aufnahme ſtattfindet, an ihre Stelle kein

beſſeres Werkzeug. Auch ermüden die Primarärzte, mit Mühe und Verdruß eingeſchulte Wärterinnen trotz ihrer moraliſchen Schlechtigkeit zu entlaſſen, denn da die Direction bei der Aufnahme dieſer Subjecte ſo leicht geherzt zu Werke geht, ſo vereinigen die neuen Pflegerinnen mit der völligen Unkenntniß des Dienſtes noch die ſchlechten Eigenſchaften ihrer Vorgängerinnen, ſind alſo viel ſchlechter als dieſe und machen den Wechſel gefährlich. Es fehlt nicht an Vorkehrungen, um die Kranken gehörig zu ſchützen, allein ſie fruchten nichts, weil man ſie mannigfach verletzen läßt. Der Oberkrankenpfleger ſoll nach der ſtrengen Vorſchrift die Krankenſäle fleißig beſuchen, um jeder Unordnung, jeder Pflichtverſäumniß oder gar Angriffen, wie wir ſie eben bezeichneten, zu ſteuern. Erfüllt aber der Oberkrankenpfleger dieſe Pflicht? Beaufſichtigt ihn die Direction pflichtmäßig ſo ſtreng, daß er ſein hochwichtiges Wächteramt genau erfüllen muß? — Wir müſſen leider beide Fragen verneinen. Auch die Secundarärzte ſind zum kräftigen Schutze der Kranken berufen, allein daß ihre Schritte bei dem herrſchenden Directionsſyſtem nichts nützen, weiß der Leſer bereits. Die Kranken nun, ſtille, furchtſame Zeugen dieſer furchtbaren Mißbräuche, bitten und ermuntern ihre Angehörigen und Fremde die Gunſt der Gewaltigen, in deren Hände ſie gegeben ſind, durch Geſchenke zu gewinnen. Wenn ſie das Spital verlaſſen, dann erzählen ſie wie es ihnen hier erging, was ſie ſahen und erlebten. Daher die Furcht der untern Klaſſen, daher ihre Scheu vor einer Anſtalt, die zu ihrem Heile, zu ihrem Troſte gegründet wurde.

Ein anderer, der wachſamen Direction ebenfalls entgehender Mißbrauch muß hier ebenfalls zum Beſten der armen Spitalbewohner enthüllt werden. Kaum ſind nämlich die Kranken ſoweit in der Geneſung vorgeſchritten, daß ſie das Lager verlaſſen können, ſo werden ſie von den Wärtersleuten als dienſtbare Geiſter benutzt. Manche Reconvaleszenten übernehmen dieſe Dienſtbarkeit gerne, weil ſie ihnen manche kleine Begünſtigung von Seite ihrer weiblichen Obrigkeit zuwendet; manchen ſind die aufgetragenen Arbeiten eben nicht ſchädlich, aber es iſt und bleibt ein Mißbrauch, der hin und wieder ſchwere Folgen nach ſich zieht, deshalb zwar verboten, aber dennoch an der Tagesordnung iſt.

Als ganz beſondere, höchſt gefährliche Erwerbsquelle der Wärtersleute ſtellt ſich der geheime Victualienhandel und die geheime Speiſewirthſchaft dar. Während die Diät, auf die der Arzt ſo viel zählt, die im Heilplane ein ſo entſcheidendes Gewicht hat, mit größter Genauigkeit von den Aerzten feſtgeſetzt, und auf der am Krankenbette befindlichen Tafel verzeichnet wird, vernichten gerade die Wärtersleute alle in dieſer Beziehung getroffenen An-

ordnungen. Die Wärterinnen verkaufen Weißbrod, ſchenken Kaffee aus, ja holen den Kranken um theure Preiſe verbotene Speiſen, die ſie nicht ſelbſt bereiten können. Dieſer Mißbrauch führt uns an die Quelle eines andern Uebels. Der gefährliche Victualienſchacher im Krankenhauſe wird nämlich dadurch unterſtützt oder vielmehr hervorgerufen, daß die Spitalsküche äußerſt ſchlecht iſt und Nahrungsmittel liefert, die der Kranke nur nothgedrungen und mit Ueberwindung ſeines Ekels zu ſich nimmt.

Die Gründe dieſes Uebels liegen eben nicht tief. Wir wollen ſie andeuten. Die Speiſung der Kranken wird von Zeit zu Zeit im Verſteigerungswege an Unternehmungsluſtige überlaſſen. Wer von den Concurrenten die niederſten Preiſe ſtellt, bleibt Sieger und erhält die Traiterie im Krankenhauſe. Auf dieſem Wege kam es dahin, daß die Preiſe der Lebensmittel im Krankenhauſe fabelhaft billig ſind, während ſie außerhalb ſeiner Ringmauern zu einer erſchreckenden Höhe hinaufgeſchnellt werden. Der Leſer wird dies einſehen, wenn wir ihm die Preiſe des Speiſentarifs im Krankenhauſe hier mittheilen. Der Spitalstraiteur liefert kontraktmäßig

eine Portion	Morgenſuppe	für	½	Kr. C. M.
" "	Mittagsſuppe	für	¾	" " "
" "	Gemüſe .	für	½	" " "
" "	Obſtſpeiſe .	für	1 ¼	" " "
" "	Kalbsbraten	für	3	" " "

Das Rindfleiſch wird ihm nach der gewöhnlichen allgemeinen Schätzung bezahlt.

Um ſolche Preiſe erhält man nirgends in der Welt, und am wenigſten in Wien, eine gute Nahrung wie ſie beſonders Kranken gebührt. Auch ſchlagen alle Anordnungen fehl, welche die gute Verpflegung der Kranken beabſichtigen. Wie dies geſchieht, ſoll dem Publikum nicht länger verborgen bleiben. Ein Primararzt hat die Pflicht die Speiſen täglich vor der Vertheilung zu koſten. Er thut dies mit ſchuldiger Gewiſſenhaftigkeit in Gegenwart eines Beamten der Verwaltungskanzlei. Letzterer hat wieder die Obliegenheit, ſo lange die Speiſenvorräthe zu hüten, bis ſie auf die Abtheilungen vertheilt worden, damit man ſie nicht nach erfolgter Approbirung verſchlechtere und ſo die getroffene Vorſicht vereitle. Der Beamte der Verwaltungskanzlei verläßt aber nur zu oft ſeinen wichtigen Poſten noch vor der Zeit, und ſo iſt denn die Gelegenheit geboten, die ohnehin ſchlechte Suppe, das Gemüſe und die Brühen durch reichlichen Waſſeraufguß auf den Grad völliger Nahrungsloſigkeit herab zu

bringen. Es besteht zwar noch die Vorschrift, daß die diensthabenden Secundarärzte die auf den Abtheilungen angelangten Speisen ebenfalls kosten, und täglich über ihre Qualität und Quantität schriftliche Berichte erstatten, allein diese Vorsicht scheiterte an dem merkwürdigen Verhalten der Direction. Die Berichte der Secundarärzte waren nämlich lange Zeit hindurch ganz der Wahrheit gemäß, und bildeten einen ewigen Wiederhall von Klagen über die normalwidrige Nahrung der Kranken. Da die Direction aber alle diese Klagen mit größter Gleichgültigkeit hinnahm, so ermüdeten endlich diese letzten Richter, und jetzt schreibt jeder Secundararzt, nachdem er lange Zeit fruchtlos geklagt und getadelt hat, mechanisch in seinen Bericht: „Speisen und Getränke normal"!!

Wie viel Schuld die Direction an diesen empörenden Zuständen hat, beweisen weniger die auf ihre Kosten im Krankenhause umlaufenden Gerüchte als deutliche und gehäufte Inzichten.

Es liegt zu Tage, daß solche Mißbräuche, ein solches Spiel mit hochwichtigen Daten unter einer Verwaltung, welche die Heiligkeit ihrer Sendung begreift, sich gar nicht einnisten konnten, es ist unzweifelhaft, daß es bereits längst die Pflicht der Verwaltung gewesen wäre, die wohlwollende, zu jedem Opfer für die leidende Menschheit bereite Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß die Kranken für die unter den gegenwärtigen Verhältniß mährchenhaften Tarifsätze keine gute Nahrung erhalten können.

Ist die Direction vielleicht mit Blindheit geschlagen? Kennt sie allein, welche den Krankenstaat leiten soll, nicht die gerügten Uebelstände, die doch jeder Hausknecht bereits ergründet hat?

Daß sie die schlechte gewissenlose Verpflegung kennt, möge ein Vorgang bewähren. Ein Secundararzt klassifizirte einst einen Speisenapparat folgendermaßen:

Suppe aequale Wasser.
Gemüse aequale Suppe
Fleisch aequale Leder.

Die Direction nahm diesen Bericht wie gewöhnlich mit Stillschweigen hin. Dies geschieht trotz der in der Instruction für die Secundarärzte unter 24 enthaltenen Bestimmungen, die wir hier wörtlich anführen wollen: „Die Kost und Nahrung der Kranken verdienen ein vorzügliches Augenmerk. Er (der Secundararzt) hat demnach zur Zeit einer jeden Ausspeisung auf den Krankensälen zu sein, die Speisen, das Brod und den Wein zu untersuchen und auf die Reinlichkeit der Eßgeschirre seinen Blick zu richten. Er muß nicht nur auf die Qualität, sondern auch auf die vorgeschriebene

Quantität der Speiſen ſehen, Fehler, die ſich ereignen, auf der Stelle verbeſſern, ſchlechte Portionen ausſtoßen und durch gute verwechſeln laſſen" ꝛc.

Da nun die Speiſen ſo überaus ſchlecht ſind, ſo werden ſie von allen Kranken, die nur irgend eine kleine Hülfsquelle haben, ſtandhaft verſchmäht, und von den Wärterinnen, deren Victualienſchacher dadurch blüht, in einem Trog geſammelt und zur Viehmäſtung verkauft. Was die Wärterinnen in ihren Küchen nicht geheimnißvoll brauen, oder die Kranken nicht bezahlen können, das tragen ihnen ihre Angehörigen, Freunde und Bekannte zu. Dadurch entſteht eine noch größere Unordnung in der Diät. Alle Vorſchriften des Arztes werden illudirt, es entſtehen Rückfälle und neue Krankheiten, die manches Opfer fordern.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Beſchaffenheit der Krankenzimmer. Viele dieſer Zimmer ſind ſo feucht, daß Wunden daſelbſt leicht gangränös werden, Scorbute ungemein ſchwer heilen. Der Verſuch ſechs bis ſieben dieſer Zimmer, mittelſt hydrauliſchen Kalks trocken zu legen, ſcheiterte, weil man die Zeit nicht abwartete, bis der Kalk getrocknet war, ja die Direction ging in ihrer Oekonomie ſo weit, ſchon nach acht Tagen Kranke in dieſe Zimmer zu legen.

Eine andere, den hier Rettung ſuchenden Hülfsbedürftigen höchſt verderbliche Gefahr liegt in der Ueberfüllung der Krankenzimmer. Es ſind da Zimmer, in welchen, als lebten wir in Zeiten eines verheerenden Krieges, über fünfzig Kranke aufgeſtapelt ſind; andere kleinere zählen über zwanzig Betten. Bei größerem Andrange nimmt die Direction keinen Anſtand, das Uebel durch Einſchieben von noch mehr Lagerſtätten (den ſogenannten „eingelegten Betten") grauenhaft zu ſteigern.

Alle Primarärzte proteſtiren gegen dieſe Ueberfüllung. Wie wenig aber ihre wohlmeinende Stimme Anklang zu finden vermag, und um welchen Preis die Direction ihr gemeingefährliches Walten zu ſtützen ſucht, möge ein in die neueſte Zeit fallender Vorgang bewähren.

Die Direction befahl auf der Abtheilung für Augenkranke noch eine dritte Reihe von Betten einzuklemmen. Der auf der Abtheilung wirkende Primarius gab ſeinem inſpicirenden Hülfsarzte H. den Auftrag, dieſe überzähligen Betten hinwegräumen zu laſſen. Der Hülfsarzt, der die Verpflichtung hat, die Anordnungen des Primarius auf's Pünktlichſte zu vollziehen, erfüllte den erhaltenen Auftrag, und ließ die eingeſchobene Bettenreihe beſeitigen. Als der Director davon hörte, fertigte er dem unſchuldigen Hülfsarzte H. ohne alle Unterſuchung ſeine Dienſtentlaſſung zu, und ließ die Betten wieder in die überfüllte Abtheilung zurückbringen!

Digitized by Google

Es entwickelt ſich eben in Folge ſolcher Ueberfüllung ein ſo tückiſcher Krankheitsgenius, daß Kranke, die wegen ganz unbedeutenden, leicht heilbaren Krankheiten in's Spital kommen, hier nicht ſelten ihr Lebensziel finden, während ſie außerhalb des Spitals bei dürftiger Pflege noch lange ihr Leben friſten konnten.

Wer mit dem Spitale nur irgendwie in Berührung kommt, oder im verfloſſenen Winter die Todtenliſten in der Wiener Zeitung eines Blickes würdigte, der weiß, wie grauenhaft um dieſe Zeit die Sterblichkeit im allgemeinen Krankenhauſe war. Daß die Ueberfüllung der Krankenzimmer vieles dazu beigetragen hat, kann mit vollem Rechte behauptet werden. Thatſache iſt es, daß im letzten oder vorletzten Wintermonat dieſes Jahres in einem dieſer überfüllten Zimmer alle Kranke ausſtarben, ſo daß man es, freilich etwas zu ſpät, gänzlich abſperrte.

Und doch weiß die Direction aus Erfahrung, wie bereit die Regierung iſt, der räumlichen Beſchränktheit des Spitals bei zu großem Gedrange abzuhelfen. Die Direction brauchte blos, um die entſetzlichen Folgen der Ueberfüllung zu vermeiden, bei der Regierung darauf anzutragen, daß ein naheliegendes Haus gemiethet werde*), um darin die Kranken unterzubringen, die ohne die größte Gefahr für ſich und Andere im Hauptgebäude nicht aufgenommen werden dürfen. Solche Anträge wurden unter den Vorgängern des gegenwärtigen Directors oft genug gemacht, und ſtets mit größter Willfährigkeit angenommen.

Warum machte man jetzt nicht den leichten Schritt, jetzt, wo das Bedürfniß ſo ſehr geſteigert war, wo die Pflicht der Humanität, die Pflicht des Arztes, wie des Beamten es erheiſchte, die Regierung auf Abwehr des gehäuften Uebels aufmerkſam zu machen? Will etwa die Direction ihren ökonomiſchen Ruf nicht ſchmälern? Will ſie etwa beweiſen, daß ſie außerordentlichen Bedürfniſſen mit nicht außerordentlichen Mitteln begegnen könne? Ein Blick auf die Todtenliſten würde derlei Beſtrebungen in das gehörige Licht ſetzen.

III. Die ſonderbare Controle.

Iſt der Kranke verſchieden, ſo kommt ſeine Hülle in die ſogenannte Leichenbeiſetzkammer, d. i. in einen Saal, wo niederhängende Glockenzüge den Leichnam um die Hände gebunden werden. Dieſe Glockenzüge correſpondiren

*) Wie wir aus den Zeitungen erſehen, iſt dieſes in den letzten Wochen wirklich geſchehen. D. Red.

der Art mit einer Weckuhr, daß jede Bewegung eines Scheintodten die Uhr zum Schlagen bringt, um ſo die im angrenzenden Zimmer weilenden Todtenwächter herbei zu rufen.

Es liegt in dem Bereiche der Pflichten der Direction, eifrig darüber zu wachen, daß dieſe hochwichtigen Vorkehrungen zur Rettung Scheintodter gehörig vollzogen werden. Indeſſen hält es die Direction aus unbegreiflichen Gründen für nothwendig, ihre Pflicht den ohnehin überlaſteten ſubalternen Aerzten aufzubürden. Wäre dies auf eine Art geſchehen, welche die wohlthätige Beſtimmung der erwähnten Kammer ſicher ſtellt, ſo würden wir über dieſe Uebertragung einer Obliegenheit kein Wort verlieren. Allein da man dabei einen ſo verkehrten Weg einſchlug, daß dieſe außerordentlich wichtige Anſtalt gegenwärtig, weder von dem Director, noch von den ſubalternen Aerzten überwacht wird, ſo halten wir es für eine heilige Pflicht, dem Leſer Aufſchluß zu geben, wie man zu dieſem gefährlichen Reſultate gelangte. Der Director befahl den ſubalternen Aerzten, deren Lage wir unten ſchildern werden, bei Tag wie bei Nacht alle drei Stunden nachzuſehen, ob die Todtenkammerwächter nüchtern auf ihrem Poſten ſein. Zum Beweiſe, daß die Aerzte dieſe Controle regelmäßig ausüben, ſollten ſie ihre Namen, Tag und Stunde des Wachtdienſtes in ein dazu beſtimmtes Buch ſchreiben. Die ſubalternen Aerzte hätten im Hinblick auf den höchſt wichtigen Zweck dieſe neue Pflicht freudig übernommen, wenn nicht die Direction zu gleicher Zeit beſchloſſen hätte, die von den Aerzten zu überwachenden Wächter wieder zu Wächtern über die Aerzte zu erheben.

Die Todtenwächter (Hausknechte) erhielten nämlich ihrerſeits den Auftrag, das Ausbleiben eines Arztes zur beſtimmten Stunde ſogleich der Direction zu denunciren. Dieſe auffallende Anordnung bewirkte, daß alle ſubalternen Aerzte ohne Ausnahme dem Befehle des Directors keine Folge leiſten, weil ſie es ihrer Stellung unwürdig finden, die Controle der Hausknechte anzuerkennen.

So kam dieſe wohlthätige Maßregel in Vergeſſenheit, und dieſelbe Direction, die den Aerzten nicht traute, überläßt jetzt mit größter Unbefangenheit den rohen Hausknechten das wichtige Amt der Todtenbewachung. Wird die von der kalten, ſich matt regenden Hand eines Scheintodten getroffene Weckuhr ſtets vernommen? Sind die Hausknechte immer auf ihrem Poſten? ſind ſie ſtets nüchtern? wachen ſie, um unverzüglich Hülfe herbeizurufen, wenn das Leben in einem ſcheinbar erſtarrten Herzen ſich wieder zu regen beginnt? —

IV. Die Todtenlisten.

Unstreitig müssen die Todtenlisten oder Sterberegister, um als statistische Hülfsmittel zu nützen, und anderen höchst wichtigen Zwecken zu dienen, den Stempel der Aechtheit an der Stirne tragen, und mit heiligem Ernst für die Wahrheit, und den wissenschaftlichen Fortschritt verfaßt werden.

Die Primar- und Secundarärzte begreifen die Wichtigkeit dieser Pflichten vollkommen, und bezeichnen sowohl in den täglichen, als in den monatlichen Berichten genau und gewissenhaft die Krankheiten, welchen die Leidenden erlegen sind. Nun ereignet es sich nicht selten, daß die Direction, welche die abgeschiedenen Kranken gar nicht sah, die in den Berichten bezeichneten tödtlichen Krankheiten streicht, und an ihre Stelle nach Willkür andere setzt! Wir haben hier nicht jene Krankheiten im Auge, deren Veröffentlichung das Gedächtniß des Verstorbenen, oder seine Angehörigen verletzen könnte, und die vorschriftsmäßig nicht enthüllt werden dürfen. Wir meinen jene Uebel, bei welchen diese zarte Rücksichten keine Anwendung finden, und die willkürlich „zur Ehre des Hauses," oder „um den Credit des Hauses nicht zu schmälern," wie die Direction sich ausdrückt, in andere Uebel travestirt werden!

V. Die Aerzte.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die äußere Lebensstellung der im Krankenhause wirkenden Aerzte.

Daß diese Stellung in vielfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit des Forschers in Anspruch nimmt, wird Niemand in Abrede stellen, der erwägt, wie schwer, wie heilig der Priesterdienst der Hygiäa ist, besonders in einem so gigantischen Institute, wo Leben und Tod sich so oft begegnen, so nahe aneinander grenzen.

Die Aerzte des Krankenhauses sind Primar- oder Secundarärzte.

Die Primarärzte beziehen ein Gehalt von 1200 bis 1500 Fl. C. M., und haben schöne, geräumige Wohnungen im Institut. Sie müssen zwei Mal des Tags, Morgens um sechs und Nachmittags um vier Uhr die ihnen zugewiesenen Krankenzimmer besuchen, und die Ordination besorgen.

Die Secundarärzte, deren in jeder Abtheilung zwei wirksam sind, beziehen eine jährliche Besoldung von 240 Fl. C. M., d. i. vierzig Kreuzer des Tags, d. i. vier Kreuzer mehr als die Hausknechte. Ihre Wohnung besteht in einer kleinen höchst dürftig meublirten Kammer, die fast für den niedrigsten Diener der Anstalt zu schlecht geachtet wird. Wie weit man hierin geht, beweist unter andern die Thatsache, daß man aus einer Hausknechts-

wohnung, die der Hausknecht für seine Person zu schlecht fand, und nicht länger behalten wollte, drei Wohnungen für Secundarärzte machte. Viele dieser Wohnungen liegen, in abgelegene Winkel hineingedrückt, ganz isolirt und da sie nicht einmal mit einem Glockenzuge versehen sind, so ist der Secundararzt, wenn er, was in Folge seines anstrengenden Dienstes oft geschieht, in der Nacht erkrankt, hülfloser in seiner abgeschiedenen Zelle, als der ärmste Kranke, auf dessen Ruf er jeden Augenblick erscheinen muß.

Diese trostlose Hülflosigkeit hat erst in neuester Zeit ein entsetzlicher Unglücksfall leider fruchtlos an's Tageslicht gezogen. Ein junger Hülfsarzt war des Nachts an seinem mit Büchern und Papieren bedeckten Tischchen eingeschlafen. Die Kerze, die er auszulöschen vergessen, brannte herab, und ergriff die naheliegenden Schriften. Am folgenden Tage fand man den Unglücklichen erstickt. Die theils umgeworfenen, theils verschobenen Möbelstücke lieferten den Beweis, daß der Arme vergeblich nach Hülfe rang.

Der Grundsatz, die Secundarärzte einzig und allein auf ihre elenden Bezüge zu verweisen, wird mit solcher Unbarmherzigkeit gehandhabt, daß ein Secundararzt, selbst wenn er erkrankt, nicht, wie jeder andere Siechengast, vom Hause verpflegt wird.

Er ist dann viel schlimmer daran, als ein Bettler. Von seinen vierzig Kreuzern Tagelohn muß er sich Medicamente und die nöthige Pflege bestreiten! Die Direction gewährt den Secundarärzten nicht einmal die nothdürftigste Bedienung — und so lechzt der kranke Secundararzt in seiner abgeschiedenen Kammer, wo sich Niemand um ihn kümmert, oft vergeblich nach einem Trunk Wasser!

Diese elende Lage wissenschaftlicher Männer, die täglich, ja jeden Augenblick ihr Leben im Dienste der Menschheit auf's Spiel setzen, erscheint der gegenwärtigen Direction noch viel zu glänzend. Der Director, der ein Gehalt von 4000 Fl. C. M. genießt, sich einer glänzenden Freiwohnung und anderer Emolumente erfreut, hielt es für unerläßlich nothwendig, in einer Sitzung der Primarärzte den Antrag zu stellen, man solle den Secundarärzten gar kein Gehalt geben, indem sich auch dann Doctoren zu diesen Diensten finden würden. Ein als Mensch und Arzt höchst achtbarer Primarius erhob sich gegen diese edle Motion mit den Schlagworten: Herr Director, es würden sich ohne Zweifel auch Männer finden, die **Ihre** Stelle unentgeldlich übernehmen. Diese bedeutungsvolle Stimme begrub den Plan des Planmachers, der betreten verstummte.

Wenden wir uns jetzt zu den Pflichten und Leistungen dieser subalternen Aerzte, dieser merkwürdigen Proletarier der Wissenschaft.

Digitized by Google

Der diensthabende Secundararzt — der Dienst trifft ihn einen Tag um den andern — darf Tag und Nacht das Haus nicht verlassen. Da die Primarärzte nur zwei Mal des Tags bei den abzuhaltenden Ordinationen zu erscheinen verpflichtet sind, so müssen die Secundarärzte jeden neuanlangenden Kranken aufnehmen, untersuchen und behandeln. Den Kranken, deren Zustand sich in der zwischen den Ordinationen oder Visiten liegenden Zeit verschlimmert, muß der Secundarius bei Tag und Nacht schleunige Hülfe leisten. Ueberdies liegt den Secundarärzten die Führung der Protokolle, die Verfassung der Krankengeschichten, Ordinations- oder sogenannten Einlagszettel, den Medicamentenextracten für die Apotheke, der Speisezetteln, die tägliche Rapporterstattung, die Aufzeichnung der für jeden einzelnen Kranken bestimmten Diät, die Ausarbeitung der Monats- und Jahresberichte u. s. w. ob.

Während der Ordination haben die Secundarärzte den Primarien stets an der Seite zu sein, und in Kürze vorzutragen, was sich bei Tag oder Nacht mit den Kranken zugetragen. Im Erkrankungsfalle der Primarien vertreten die Secundarien ihre Stelle.

Ueberdies müssen die Secundarien entdeckte Gebrechen, welche zum Nachtheile der Kranken gereichen, entweder selbst auf das Schleunigste abstellen, oder dem Primararzte der Abtheilung anzeigen, die ihnen subalternen Wundärzte, Practikanten und Wärtersleute zur genauesten Pflichterfüllung anhalten, die Kranken vor Verwahrlosung, Verkürzung oder Mißhandlung der Wärtersleute schützen, die Qualität und Quantität der Speisen untersuchen*), auf die Heitzung, Beleuchtung und Reinigung der Krankensäle ihr Augenmerk richten.

Auch haben sie zu sorgen, daß in den Krankensälen die reinste Sittlichkeit beobachtet werde und die Kranken, ehe sie noch die Geistesgegenwart verlieren, zur Erfüllung der Pflichten jener Religion, zu welcher sie sich bekennen, verhalten werden.

Wir übergehen noch andere Leistungen, welche die treffliche Instruction für die Secundarärzte ihnen zur Pflicht macht. Der Leser sieht, daß diese so thätigen mit ärztlichen, Kanzleiökonomie und Sittenpolizeidiensten überschwemmten Personen mehr verdienen, als kümmerlichen Tagarbeiterlohn, und daß sie auf eine höhere, bessere Würdigung ihres gemeinnützigen Lebens die gerechtesten Ansprüche hätten. Im Laufe einiger Monate raffte jüngst

*) Weshalb die Secundarärzte diesen wichtigen Sendungen nicht, wie es sein sollte, entsprechen, haben wir oben angedeutet. D. E.

Digitized by Google

wieder der Tod nicht weniger als vier junge ſubalterne Aerzte hin, die im Spitaldienſte ihr frühes Grab fanden.

Ehemals hatten die Secundarärzte wenigſtens die ſichere Ausſicht, für ſo viele Dienſte, für eine ſo große Hingebung zum Beſten der leidenden Menſchheit endlich mit einer beſſeren Staatsanſtellung bedacht zu werden. Jetzt iſt es anders. Die gerechten Hoffnungen der jungen Aerzte ſcheitern an dem Unweſen der Protectionswuth und an andern Gebrechen, deren einſtlbige Andeutung hier genügen muß. Dieſe Aufzeichnungen werden hinreichen, die wohlwollende Regierung auf Schattenſeiten und Gebrechen aufmerkſam zu machen, die trotz der trefflichſten Inſtructionen, mit welchen ſie im grellſten Widerſpruche ſtehen, ſich hier einſchlichen, und die ihren menſchenfreundlichen Abſichten ſo feindlich, ſo gefährlich entgegenwirken. Bei mehr Muße wird der Verfaſſer dieſer Zeilen noch von manchen andern Krebsſchäden dieſes dem Wohle der Menſchheit, und dem Fortſchritte der Heilwiſſenſchaft gewidmeten Inſtituts, den dichten, ſo gefährlichen Schleier ziehn. Eine ſo unberechenbar wichtige Anſtalt muß, wenn ſie ihrer Beſtimmung entſprechen ſoll, das volle Licht der Oeffentlichkeit ertragen können.

Moderne Historiker.

2.

Lamartine, Geschichte der Girondisten *).

Bei der lebendigen Regung, die seit einigen Jahren die politische Stagnation namentlich Deutschlands unterbricht, hat man sich mit größerm Interesse wieder jenen Zeiten zugewendet, in denen die Ideen conzipirt wurden, die heut zu Tage in's Fleisch und Blut der Menschen übergegangen sind. Die französische Revolution, der erste großartige Versuch, die Idee unmittelbar zu realisiren, wird jetzt von einem höhern, menschlichern Standpunkt aus aufgefaßt, als damals, wo man von dem mächtigen Drange der Geschichte unmittelbar fortgerissen wurde. Eine Reihe von Geschichtschreibern, die in neuester Zeit sich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, wird uns dazu dienen, nicht nur über die dargestellte Epoche, sondern auch über ihr Verhältniß zu der unsrigen uns aufzuklären.

Lamartine's Werk ist auf acht starke Bände angelegt, von denen in dem unterzeichneten Verlag bereits drei erschienen sind. Der erste geht bis zur Abdankung Bailly's und Lafayette's, der zweite bis zum 20. Juni 1792, der dritte bis zu den Septembermorden.

Herr von Lamartine fing als Poet an, spielte dann in der Politik eine nicht ganz unbedeutende Rolle und tritt nun als Geschichtsschreiber auf; der Poesie hat er seit längerer Zeit entsagt, der politischen Wirksamkeit noch keineswegs. Wer einmal eine von seinen Reden über allgemeine politische Verhältnisse, wie er sie bei der Eröffnung jeder Session zu halten pflegt, mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dies angenehme Geplauder, das von der orientalischen Frage zu den Kreuzzügen, von den Kreuzzügen zum Ritterthum, vom Ritterthum zum Mittelalter überhaupt, vom Mittelalter zum

*) L. Histoire des Girondins. Leipzig 1847. Brockhaus und Avenarius. Bis jetzt drei Bände.

Romantiſchen, vom Romantiſchen zu den Eiſenbahnen u. ſ. w. überſpringt, der hat auch einen Begriff von ſeinem hiſtoriſchen Styl.

Als Wiſſenſchaft hat die Geſchichte in dieſem Buche keinen Fortſchritt gemacht. Es ſoll ein anmuthiges Leſebuch ſein, die ernſten Ereigniſſe jener ſtürmiſchen Jahre dem Feuilleton-Publikum zugänglich zu machen. Weder in Beziehung auf das Factiſche, noch auf die dialectiſche Entwickelung der revolutionären Idee iſt irgend eine bedeutende Forſchung angeſtellt; wer den Thiers kennt, wird nichts Neues erfahren. Schon bei Thiers fällt es auf, wie ein wenigſtens angehender Staatsmann ſich ſo wenig um das eigentlich Politiſche bekümmert, die Adminiſtration, die Finanzen u. ſ. w. Lamartine geht noch weiter; er läßt ruhig alles Uebrige bei Seite und erzählt die merkwürdigen, romantiſchen Begebenheiten, die zu jener Zeit in Paris vorfielen, indem er überall artige Schilderungen der einzelnen Perſönlichkeiten einflicht, ohne daß auch dieſe beſonders tief eingreifen. Alle Reden, die irgend einen rhetoriſchen Anlauf nehmen, werden gewiſſenhaft aus dem Moniteur abgedruckt, die Emeuten poetiſch geſchildert, wie wir das ſchon an Thiers gewohnt ſind.

Eigentlich iſt ſchon das Thema des Poeten mehr ſentimental als kritiſch; denn die Bedeutung der Gironde als Partei läßt ſich nur im Zuſammenhang der ganzen Revolution ermeſſen. Sie iſt ein Complex ſehr verſchiedenartiger Elemente, die durch beſondere Umſtände zu einer Partei, oder ſagen wir lieber zu einer Coterie, vereinigt wurden, deren Einzelſchickſale wohl ein Intereſſe erregen, aber nicht eigentlich ein hiſtoriſches.

Lamartine hat auch gefühlt, daß man des Zuſammenhangs wegen die frühern Ereigniſſe wenigſtens in einer Einleitung berühren müſſe. Er fängt an wie in einem Romane: „Mirabeau war eben geſtorben;“ dann folgt eine Charakteriſtik Mirabeau's, dieſe erfordert wieder eine Erzählung ſeiner Schickſale, dieſe führen zu andern Geſchichten u. ſ. w., bis endlich der Faden der Begebenheiten wieder auf die Ereigniſſe leitet, mit denen der Erzähler eigentlich hatte anfangen wollen. Ueberall ſind Reflexionen eingeſtreut, ungefähr dieſer Art: „Wenn jede der Parteien oder der Perſonen, die in dieſe Ereigniſſe verwickelt wurden, anſtatt der Leidenſchaft die Tugend zur Richtſchnur ihrer Handlungsweiſe erkoren hätte, ſo wäre all' das Mißgeſchick der Revolution vermieden worden. Wäre der König feſt und verſtändig geweſen, der Clerus uneigennützig, der Adel rechtſchaffen, das Volk gemäßigt, Mirabeau unbeſtechlich, Lafayette entſchieden, Robespierre menſchlich — ſo hätte die Revolution ihren Lauf majeſtätiſch und ruhig über Frankreich und Europa genommen; ſie hätte ſich wie eine Phi-

loſophie in das Thatſächliche, in die Geſetze, in den Cultus eingeführt. Aber es ſollte anders kommen; der heiligſte Gedanke, wenn er durch die menſchliche Unvollkommenheit geht, kommt zerriſſen und blutbefleckt heraus. Aber das Verbrechen kann die Wahrheit nicht entſtellen, die Idee nicht beflecken, und trotz der Frevel, die ſie entehren, reinigt ſich die Revolution, begreift ſich und triumphirt. Denn die Gewalt der Revolution war in der Idee, welche die Menſchen zwang ſie zu erfüllen und nicht in denen, die ſie erfüllten; alle ihre Werkzeuge waren laſterhaft, eigennützig u. ſ. w., aber die Idee war rein und göttlich." Hier möchte man nun fragen, wo war denn dieſe Idee anders als in den Menſchen? oder ſchwebte ſie wie der Geiſt Gottes in Geſtalt einer weißen Taube über den Waſſern? Allein bei einem Poeten darf man es nicht ſo genau nehmen, und überdies kann man von dieſen Reflexionen ſagen, wie der Rabbi Akibha im Uriel Acoſta: Iſt alles ſchon dageweſen!

Im Uebrigen läßt ſich nicht leugnen, daß Lamartine, eben weil er von dem Ideellen kein ſehr beſtimmtes Bild in ſich trägt, weil ihm die Kategorie hiſtoriſcher Nothwendigkeit nur eine allgemeine Formel, keine wirkliche Anſchauung iſt, ſich gegen das Einzelne ziemlich billig zeigt, wenn nicht die den Franzoſen angeborne Neigung zu Antitheſen und ſtiliſtiſcher Eleganz, eben ſo das Beſtreben, Alles zu einem gewiſſen Abſchluß zu bringen, die harten, ungemüthlichen Geſetze der Kritik häufig über Bord werfe. In ſeinen Charakteriſtiken iſt er ſelten originell, aber immer pikant. Man vergleiche z. B. die folgende Schilderung Danton's mit der in Thiers und Mignet *);

*) „Danton war einer von den Menſchen, die aus der Gährung der Revolutionen hervorzugehen ſcheinen und die auf dieſem Strudel ſchwimmen, bis er ſie verſchluckt. Alles an ihm war athletiſch, roh und gemein wie die Maſſen. Er mußte ihnen gefallen, weil er ihnen glich. Seine Beredſamkeit war wie der Ausbruch der Menge; ſeine Stimme ſonor wie das Geheul des Aufruhrs; ſeine Phraſen kurz und präcis wie das Commando des Feldherrn. — Ohne beſtimmte Prinzipien, liebte er an der Demokratie nichts als die Verwirrung; ſie war ſein Element, er tauchte ſich hinein, nicht aus Herrſchſucht, ſondern um dieſer ſinnlichen Luſt willen, welche der Menſch in der beſchleunigten Bewegung findet, die ihn entführt. Er berauſchte ſich in dem revolutionären Schwindel, wie man ſich in Wein berauſcht, und dieſer Rauſch ſtand ihm gut, denn er hatte das Uebergewicht der Gelaſſenheit in der Verwirrung, die er hervorrief um ihr zu gebieten. Kaltblütig in ſeiner Leidenſchaft, humoriſtiſch ſelbſt in ſeinem Zorn, brachte er den Pöbel zum Lachen, ſelbſt wenn er nach Blut lechzte; er amüſirte das Volk, indem er es in Leidenſchaft ſetzte. Darum konnte er es auch nicht achten; er ſprach ihm nicht von Grundſätzen, von Tugend, ſondern von Kraft. Die Kraft war das Einzige, wofür er Sinn hatte; alles war nur Mittel für ihn; er war der Politiker des Augenblicks, der mit der Bewegung ſpielte, ohne einen andern Zweck als die Luſt

es iſt darin durchaus nichts Neues, aber es iſt elegant erzählt und man wird angenehm unterhalten. Ueberall hat man es mit einem gebildeten, geiſtreichen Manne zu thun und man hört ihm gerne zu, wenn man auch nicht gerade überzeugt wird. Von ſeinen Urtheilen über Ereigniſſe, über Völker, Staaten u. ſ. w. gilt daſſelbe, was ich von ſeinem Urtheil über Perſonen ſagte; er individualiſirt ſo gut es gehen will, und iſt fertig, ohne gerade erhebliche Studien gemacht zu haben *).

---

dieſes ſchrecklichen Spiels, ohne andern Einſatz als ſein Leben. Ein ſolcher Menſch war natürlich vollkommen gleichgültig gegen Despotismus oder Freiheit (!!); im Gegentheil machte ihn ſeine Verachtung des Volks mehr der Tyrannei geneigt. Wenn man in den Menſchen nichts Göttliches ſieht, ſo iſt das Beſte, was man mit ihnen thun kann, ſie knechten. Man dient nur dem, was man achtet. Er hielt es mit dem Volke, weil er aus dem Volke war, weil dem Volke der Sieg gehört; er hätte es verrathen, wie er ihm diente, ohne Gewiſſensbiſſe. Der Hof erkannte den Tarif ſeiner Ueberzeugungen: er bedroht ihn, um ſeinen Preis zu ſteigern. Er hatte die Hand in allen Intriguen; ſein Gewiſſen ſcheute ſich vor keiner Beſtechung; heute kaufte man ihn und morgen war er auf's Neue feil. Die ungeheuern Summen, die aus dieſer unreinen Quelle floſſen, wurden ſofort leichtſinnig verſchleudert. Ein Anderer hätte ſich vor den Einzelnen und den Parteien geſchämt, die im Geheimniß ſeiner Schwäche waren: er nicht im Mindeſten; er ſah ihnen in's Geſicht ohne zu erröthen. Aber die Andern hatten nur die Niedrigkeit des Laſters; Danton's Laſter waren heroiſch. Der Unglaube, dieſe Schwäche ſeiner Seele, war in ſeinen Augen die Stärke ſeines Ehrgeizes; er cultivirte in ihm gleichſam das Element ſeiner künftigen Größe. Er verachtete Alles was noch irgend einen Reſpect fühlte. Ein ſolcher Mann mußte ein ungeheures Uebergewicht über die Maſſen gewinnen. Er regte ſie auf und brachte ſie zur Gährung, bereit, ſich auf jedem Meer einzuſchiffen, ſei es auch von Blut."

*) Uns Deutſche werden vor Allem die Urtheile intereſſiren, die jener Poet, der es im Uebrigen mit uns gut meint, und mit uns in Frieden leben will, wenn er uns auch blaues Blut im Gegenſatz des rothen Blutes der Franzoſen andichtet, über unſer Vaterland fällt. Z. B. „Der machiavelliſtiſche Geiſt Friedrichs des Großen war der Geiſt Preußens geworden. Seine Monarchie, aus eroberten Länderſtückchen zuſammengeſetzt, bedurfte den Krieg, um ſich zu vergrößern, die Unruhe der Intrigue, um ſich zu legitimiren. Preußen war ein Auflöſungs-Ferment im deutſchen Reichskörper. Kaum entſtanden, hatte es ſchon den deutſchen Geiſt aufgegeben, indem es ſich mit England und mit Rußland verband. England, dem es daran lag, dieſe Uneinigkeiten zu unterhalten, machte es zu ſeinem Spürhund in Deutſchland; Rußland zu ſeiner Vorhut gegen den Weſten: es war die Spitze des ruſſiſchen Degens, auf das Herz Frankreichs gerichtet. Es war vor Allem eine militäriſche Macht, die Regierung ein Commando, das Volk eine Armee. Aus Politik ſtellte es ſich an die Spitze der proteſtantiſchen Staaten und bot allen Beſtrebungen, die gegen Oſterreich gerichtet waren, Unterſtützung an." — „In Deutſchland, dieſem Lande des Wartens und der Geduld, nahmen dieſe ſcheinbar ſo trägen Geiſter mit ernſthaftem und concentrirtem Eifer an der allgemeinen Bewegung des Geiſtes Theil. Der freie Gedanke nahm daſelbſt die Formen einer allgemeinen Verſchwörung an, er umhüllte ſich mit Geheimniſſen. Deutſchland, ſeinem Weſen nach gelehrt und formaliſtiſch, gab ſelbſt ſeiner Empörung den Anſchein der

Wenn es irgend geht — erzählt Lamartine — wie in einem hiſtoriſchen Roman*) Seine Darſtellungen gehen immer darauf aus, in lebhaften Farben zu malen, durch Contraſte zu ergreifen, kurz, ſinnlich zu wirken**). Wenn ſich daher in neuerer Zeit, namentlich ſeit Mignet, die Geſchichtſchreiber der

---

Wiſſenſchaftlichkeit und Tradition. Die ägyptiſchen Weihen, die myſtiſchen Innungen des Mittelalters wurden von den Adepten der neuen Idee nachgeahmt. Man dachte, wie man conſpirirte; die Philoſophie umhüllte ſich mit Symbolen, die man nur in den geheimen Geſellſchaften ablegte, von denen alle Profanen ausgeſchloſſen waren. Der Schwindel der Einbildungskraft, ſo mächtig über die ideale und träumeriſche Natur der Deutſchen, mußte in die neuen Wahrheiten einführen. — Friedrich der Große hatte ſeinen Hof zum Centrum des religiöſen Unglaubens gemacht. Unter dem Schutz ſeiner durchaus militäriſchen Macht hatte ſich die Verachtung des Chriſtenthums und ſelbſt der monarchiſchen Inſtitutionen frei ausgebreitet, denn dieſem materialiſtiſchen Fürſten war an den moraliſchen Mächten nichts gelegen. In den Bajonetten lag nach ſeiner Anſicht alles Recht der Fürſten, in der Inſurrection alles Recht der Völker, im Ausgang alles öffentliche Recht. Sein Glück trug die Mitſchuld ſeiner Unſittlichkeit, denn er hatte von jeder Uebelthat günſtigen Erfolg erlebt, eben durch die Größe ſeiner Frevel. Er hinterließ die verderbliche Richtung ſeines Geiſtes ſeiner Hauptſtadt, die nun der Heerd der Verführung für Deutſchland wurde. Militärſchulen im Sinne Friedrichs, Akademien im Sinne Voltaires, Colonien reicher Juden und franzöſiſcher Emigrirten machten die Bevölkerung Berlins aus und bildeten die öffentliche Meinung. (!) Dieſer leichtfertige, ſceptiſche, freche, ſpöttiſche Ton ſchüchterte den Reſt von Deutſchland ein. Die Schwächung des deutſchen Geiſtes datirt von Friedich dem Großen (!); er war der Verführer des Reichs; er eroberte Deutſchland dem franzöſiſchen Geiſt; er war ein Heros des Verfalls." — Stimmt der franzöſiſche Romantiker nicht ganz gut mit unſerm deutſchen überein, die er ſelber als Träumer und Myſtiker bezeichnet?

*) „Es war damals zu Paris ein junger Offizier, von einer hohen Abſtammung, einer verführeriſchen Schönheit, einem graziöſen, biegſamen, ſprühenden Geiſt. Wenn er auch den Namen einer der älteſten Familien trug, ſo ſchwebte doch ein Dunkel über ſeiner Geburt, und man ſuchte ein echt königliches Blut in ſeinen Adern. Seine Züge erinnerten an Ludwig XV. und die Zärtlichkeit der Schweſtern deſſelben für dieſes Kind, das unter ihren Augen aufgewachſen war, gab dieſen Gerüchten Nahrung" u. ſ. w. — „Einer dieſer unheimlichen Menſchen, die das Blut wittern, die als Vorboten des Verbrechens erſcheinen, kam damals u. ſ. w." — „Ich bin über 50 Jahr alt, ſagte er mit gedämpfter Stimme, und einem Ausdruck, in dem ſich die Feſtigkeit des Soldaten mit der Rührung des Menſchen vermählte."

**) „Der Marquis von St. Hurugue, aus einer edlen Familie, war einer von dieſen Männern des Aufruhrs, die in ſich die Maſſen zu perſonificiren ſcheinen: von einem hohen Wuchs, einem martialiſchen Geſicht, mit einer Donnerſtimme, die das Gebrüll des Volkes übertönte. Er hatte Augenblicke der Erregung, der Wuth, der Reue, ſelbſt der Furcht. Sein Herz war nicht grauſam, aber ſein Kopf war verwirrt. Zu ſehr Ariſtokrat um neidiſch zu ſein, zu reich um zu ſtehlen, zu leichtſinnig für den Fanatismus, wurde er von der Revolution ergriffen, wie das Auge von dem Schwindel eines Waſſerſturzes. Er liebte den Sturm der Revolution, weil darin etwas Wahnſinniges lag.

Revolution beſtrebt haben, das Intereſſe an den Perſönlichkeiten, wie an dem Detail überhaupt, zurückzudrängen, und dagegen die Ideen in ihrem dialectiſchen Prozeß hervorzuheben, ſo thut Lamartine das Gegentheil; ſein ganzes Intereſſe geht im Detail auf, ſei es, daß er auf unſre Thränendrüſen drücken, ſei es, daß er unſer Blut erhitzen will. „Es iſt beinahe immer das ſtille Gemach des Privatlebens, in dem der Schlüſſel für die Geheimniſſe des öffentlichen zu ſuchen iſt.“ Daher geht er am Genaueſten auf die innere Welt der Frauen ein, die in die Revolution verwickelt wurden; die Schilderung der Mad. Roland nimmt mehr Raum ein, als die Charakteriſtik Robespierres und Dantons. Er folgt ihr in die Träume ihrer Kindheit, analyſirt die wechſelnden Regungen ihres Herzens, er belauſcht ihren Schlummer; er folgt dem Wechſel ihrer Empfindungen gegen dieſen und jenen. Er liebt es, bei jeder Aeußerung, bei jeder That ſeiner Helden auf ihre vergangenen und zukünftigen Schickſale anzuſpielen, ſie in den Furchen ihrer Stirn zu ſuchen —

scars of the lacerating mind,
which the soul's war does leave behind.

Wir glauben mitunter, in irgend einem Roman der Gräfin Hahn-Hahn zu ſein, wenn die Fineſſen des Herzens bis in die anonymen Willkürlichkeiten einer augenblicklichen Laune, einer vorübergehenden Stimmung verfolgt, und bis in's Unſichtbare ſecirt werden. Seine Dialectik iſt nicht von der Art, daß er den Gegner mit einem furchtbaren Stoß erſchüttert, ſondern daß er ihn durch einen zierlichen Pas artig überraſcht*). Wenn er einmal auf auswärtige Angelegenheiten kommt, was ſelten genug geſchieht, ſo werden nicht die politiſchen Richtungen dieſer Staaten, ſondern die Hofanecdoten erzählt. Keine Maitreſſe eines fremden Königs entgeht dem Scharfblick des hiſtoriſchen Romanſchreibens; der Maskenball, auf dem Guſtav III. erſchoſſen wurde, wird uns ſo lebhaft vor Augen geführt, als ob wir gegenwärtig wären; von den Gerüchten, die über den ſchnellen Tod Leopold's II. ſich verbreiteten, wird uns keines erſpart, kurz, wenn irgendwo etwas Romantiſches, Pikantes angebracht werden kann, ſo muß der Ernſt der Geſchichte ſchweigen. Der Wechſel der Moden, die Mützen, Beinkleider u. ſ. w. werden mit großem Ernſt beſprochen; wenn dem kleinen Dauphin eine Jakobinermütze aufgeſetzt wird, und das arme Kind darunter ſchwitzt, ſo wird davon

*) „Der Herzog von Orleans erwartete müſſig die herannahende Revolution, als ob die Freiheit der Welt nur noch eine Maitreſſe wäre unter den unzähligen, deren er ſich erfreute.“

ein Aufhebens gemacht, daß das Tragiſche des Moments ſich in eine völlig entgegengeſetzte Stimmung auflöſt. Es liegt im franzöſiſchen Volk, auch in ſeinen ernſthafteſten Tendenzen, des Komödienhaften genug; die Declamationen der damaligen Freiheitshelden ſchmecken oft genug nach dem Theater, aber dieſes Theatraliſche wird auch redlich ausgebeutet, und die jenen Worten entſprechenden Mienen und Geſten aus der Phantaſie des Hiſtorikers hinzugedichtet. Die ſchöne Königin bietet natürlich den reichhaltigſten Stoff für ein derartiges Intereſſe; aber wenn ein ſchönes Kind unter den Fiſchweibern der Hallen ſich einmal mit reizender Naivität laut macht, ſo wird dieſes auch nicht verſchmäht. Würde es wohl einem Geſchichtſchreiber, den ſein furchtbar erhabener Gegenſtand ganz erfüllt, einfallen, von Vergniaud zu erzählen, er habe die Gewohnheit gehabt, beim Schreiben das Papier auf's Knie zu legen, ſtatt auf den Tiſch?

Schon Thiers hat ſich vorzüglich bemüht, die Emeuten in den Straßen von Paris, die Tage vom 14. Juli, 5. October, 20. Juni, 10. Auguſt durch eine anſchauliche Schilderung zu vergegenwärtigen. Wir werden geſtoßen und gedrängt, fortgetragen vom Gewühl des Pöbels, fortgewälzt von dem Strom des Aufruhrs; wir theilen ſeine Furcht, ſeine Wuth, ſeine Leidenſchaft. Aber Thiers bleibt in dem Hauptſtrom der Bewegung; Lamartine geht weiter; er ſchleicht ſich in die Schlafzimmer der Demagogen, er weiß, was ihre Frauen miteinander reden, er ſchaut in die Tiefen des Herzens, und lieſt darin die Monologen, die ſie in den Augenblicken der Drangſal halten oder doch halten könnten; und er weiß wirklich ein echt dramatiſches Intereſſe hineinzulegen. Camille Desmoulins ſtürzt nur einen Augenblick nach Hauſe, um einen neuen Rock anzuziehen, man ſollte denken, das wird keiner bemerken; aber nein! Lamartine ſteht auf der Lauer, faßt raſch ſeine Hand, zählt die Pulsſchläge, und entläßt ihn mit einer graziöſen Verbeugung. Robespierre geht die ganze Nacht in ſeinem Zimmer auf und ab, Alles ſchläft, keiner kann ihn hören, aber Lamartine iſt unter dem Bett verſteckt, zeichnet jede Miene, jeden Geſtus auf, und verzeichnet ſie in die Acten der Ewigkeit.

Es iſt natürlich, daß durch dieſe Genremalerei der Totaleindruck des Gemäldes einigermaßen geſtört wird. Lamartine ſucht ihn dann zu erſetzen durch ſummariſche Ueberblicke, ſowohl beim Auftreten einer neuen Erſcheinung, als bei ihrem Ende. Dieſe Ueberblicke ſind immer geiſtreich, aber auch immer nur halb wahr, weil ſie aus echt franzöſiſcher Syſtemſucht, was für den einzelnen Fall gilt, allgemein ausſprechen. Folgende Schilderung der Parteien beim Beginn der legislativen Verſammlung wird zeigen, daß

man Lamartine grade keine parteiiſche Vorliebe für ſeinen Gegenſtand vorwerfen kann. „Die Partei der Girondiſten trat mit der Kühnheit und der Einheit einer Verſchwörung auf. Es war die triumphirende, neidiſche, aufgeregte, beredte Bourgeoiſie, die Ariſtokratie des Talents, die für ſich allein die Freiheit, die Macht und das Volk ausbeuten wollte. Sie wollten die Bewegung fortſetzen, bis ſie die Revolution ganz in Händen hätten, und wirkten durch Keckheit und Intrigue, während bei den Jacobinern, der Partei des Volks und der in That übergehenden Philoſophie, Fanatismus und Hingebung zu Hauſe war. Nicht dieſe Partei war es, die nach Aufhebung der Ariſtokratie und des Clerus dem Thron am Feindlichſten war, denn ſie fühlte tief, wie nothwendig eine Einheit der Macht ſei; ſie war nicht die erſte, die von Krieg und Republik ſprach, aber ſie führte das Wort Dictatur im Munde. Wenn die Girondiſten ſich mit der conſtitutionellen Partei vereinigt hatten, die Verfaſſung mit den nöthigen Modificationen zu vertheidigen, ſo hätten ſie ihre Partei gerettet und den Thron dominirt. Aber die Rechtſchaffenheit, die ihrem Führer (Briſſot) abging, fehlte auch der Partei, ſie ergaben ſich der Intrigue. Sie machten ſich zu den Demagogen einer Verſammlung, deren Staatsmänner ſie hätten ſein können. Sie glaubten nicht an die Republik, ihr Glaube war gemacht. In der Revolution ſind aber nur die Ehrlichen die Geſchickten. „Es iſt ſchön als Opfer ſeines Glaubens, es iſt häßlich, als Narr ſeines Ehrgeizes zu ſterben.“ Jeder, der die Geſchichte jener Zeit genau kennt, wird zugeben, daß dieſer Ausſpruch, ſo treffend er auf Einzelne bezogen wird, in ſeiner Allgemeinheit eine Verleumdung iſt. Es iſt eben ein Einfall, den der Dichter an andern Stellen vergißt. — Ebenſo iſt es auch nur ein Einfall zu nennen, wenn Lamartine von der conſtituirenden Verſammlung verlangt, ſie hätte gleich nach der Flucht des Königs die Republik proclamiren ſollen. Das iſt eine ideelle Anticipation, die ſich an der Geſchichte verſündigt. Die Parteien machen nicht die Geſchichte, ſie dienen ihrer Bewegung: eine Wahrheit, die Lamartine ſehr wohl weiß, die er aber vergißt, um ſich in der ſelbſtgefälligen Rolle eines ſuperklugen Schulmeiſters zu brüſten.

Ebenſo wird Lamartine im Fluß ſeiner Darſtellung zu Behauptungen über die Einzelnen hingeriſſen, die allerdings zu ſeinen Sympathien für die modernen, eleganten Demokraten Frankreichs ſtimmen, die aber keineswegs für die Unbefangenheit ſeines hiſtoriſchen Blicks ſprechen. Man höre folgende Schilderung Robespierre's, als dieſer der öffentlichen Meinung gegenüber den Frieden vertheidigt (Anfang des Jahres 92): „Er ſah ein, daß der Krieg an ſich ein Verbrechen gegen das Volk war, daß er ſelbſt bei glücklichem

Ausgang zum Sturz der Demokratie führen müsse. Robespierre betrachtete die Revolution als eine strenge Anwendung der philosophischen Grundsätze auf die Gesellschaft. Ueberzeugter und leidenschaftlicher Anhänger Rousseau's war ihm der Contract social ein Evangelium; ein Krieg, der mit dem Blut des Volks geführt wird, war nach den Lehren dieser Philosophie, wie er es stets in den Augen der Weisen sein wird, ein Gemetzel für den Ehrgeiz Einzelner. Robespierre glaubte Frankreich nicht in der Nothwendigkeit, zum Schwert zu greifen. Ueberzeugt von der Allmacht der neuen Ideen, deren gläubigen Fanatismus er in seiner Seele trug, die gegen alle Intrigue verschlossen war, konnte er an eine äußere Gefahr nicht glauben. Er glaubte, daß in der Gerechtigkeit einer Sache eine unbesiegliche Kraft liege, das Gott und die Menschen für das Volk wären u. s. w."; die schönen Phrasen des Sophisten werden ohne Weiteres als baare Münze angenommen.

Mehr einverstanden kann man sich mit dem Urtheil erklären, welches Lamartine über die legislative Versammlung fällt. „Aus ihrer Schwäche ging die Wuth des Volkes hervor; sie war der Krisis nicht gewachsen. Sie hatte das Talent, die Einsicht, den Patriotismus, selbst die Tugenden, welche den Begründern der Freiheit nothwendig sind; aber ihr fehlte der Charakter, der Charakter ist der Genius der That. Diese Männer hatten nur den Genius des Wortes und den Genius des Todes; schön sprechen und schön sterben das war ihre Bestimmung."

Ein vollständiges Urtheil über ein historisches Werk abzugeben, von dem noch nicht die Hälfte erschienen ist*), scheint allerdings gewagt; doch ist die ganze Färbung der Handlungen und Reflexionen schon in diesen drei Bänden zu bestimmt ausgeführt, als daß man in den folgenden noch eine wesentliche Verschiedenheit erwarten sollte. Für die Kritik ohne Werth, selbst als abgeschlossenes Geschichtswerk unklassisch, da es eine furchtbar erhabene Zeit, die uns durch ihre Bedeutung erschüttern sollte, dazu benutzt, uns durch Detail zu rühren, wird es sich doch in den größeren Kreisen volle Geltung verschaffen, und wir wünschten nur, daß mehr derartige Werke geschrieben würden, die schlechte Lectüre zu verdrängen, die jetzt dem abstracten Lesebedürfniß dienen muß.

*) In Paris ist bereits das ganze Werk erschienen, und es heißt, Lamartine wolle in ähnlicher Art die übrigen Theile der Revolution, die Geschichte der Constituante und des Directoriums behandeln. Wir kommen wohl noch einmal darauf zurück.

Tagebuch.

I.

Münchener Zuſtände.

München iſt ohnſtreitig eine der intereſſanteſten Städte Deutſchlands. Ganz abgeſehen von ſeinen reichen Kunſtſchätzen, bietet auch das innere Leben viele der näheren Beobachtung werthe Seiten. Das Volksthümliche hat ſich hier bei dem Kern der Einwohnerſchaft noch ziemlich unverfälſcht erhalten — wie vor 50 Jahren.

Nirgends weniger auf der Welt ſtimmen dieſe hohen Paläſte und Kunſthallen, dieſe goldglänzenden Standbilder und Säulen und Triumphbogen, die man überall in Baierns Hauptſtadt findet, mit dem Charakter des Volkes. Selbſt der Eindruck aller dieſer reichen Schöpfungen, zu denen ganz Deutſchland mit Recht wallfahrtet, ging bisher bei den Einwohnern ſelbſt faſt gänzlich verloren. Es wird zu den Seltenheiten gehören, wenn man einen rechten Münchener einmal bei der Betrachtung irgend eines Kunſtwerkes finden ſollte. Die Hallen ſeines klaſſiſchen Gerſtenſaftes ſind ihm weit lieber als alle Pynakotheken und Glypthoteken und er würdigt die herrlichen Freskomalereien von Rottmann in den Arkaden des Hofgartens keines nähern Blickes, um ja nur recht ſchnell nach den Beluſtigungsgärten, wo Genüſſe ganz andrer Art ſeiner warten, zu kommen. Höchſtens wird ſein Stolz auf ſeine Vaterſtadt befriedigt, wenn er hört, daß dieſe ihrer Kunſtſchätze wegen ſo weit und breit berühmt iſt, und alljährlich immer größere Schaaren von Fremden aller Nationen dahin wallfahrten. Dennoch haben dieſe ungeheuren Bauten den Wohlſtand der Stadt ſelbſt in hohem Grade vermehrt, und zahlreichen Bürgern des Handwerkſtandes reichen Erwerb zugewieſen, wie auch die 5—600 Künſtler, die ſich beſtändig hier aufhalten, viel ſchönes Geld verbreiten. Wenn daher das übrige Königreich bisweilen über die zu große Kunſtliebe ſeines Monarchen ſeufzt, ſo iſt man in München ſelbſt vollkommen mit dieſer Vorliebe einverſtanden. Daß trotzdem den Münchenern der Kunſtſinn noch ſehr wenig in's Fleiſch und Blut gedrungen, zeigt beſſer als alle Worte der geringe Geſchmack den ſie in allen Dingen an den Tag legen. Nirgends wird im Allgemeinen ſchlechter von allen Handwerkern gearbeitet, trifft man unconfortablere

Zimmer und Mobilien, zieht die Männerwelt ſich geſchmackloſer an, iſt, Muſik abgerechnet, weniger Sinn für künſtleriſche Genüſſe vorhanden, als in dem „Iſar-Athen.“ Das Theater, beſonders das Schauſpiel, iſt weit ſchlechter als in vielen unbedeutenden Städten, und wenn irgend ein künſtleriſches Stück gegeben wird, kann man ſicher ſein, daß es geringen Anklang findet, und das Haus meiſt nur von Fremden beſetzt wird. Poſſenſpiele, wo möglich mit derben Zoten tüchtig gewürzt, unnatürliche Gliederverrenkungen im Ballet, Kunſtſtücke von Gauklern und Seiltänzern werden immer vollen Beifall finden. Leider iſt dies immer mehr oder weniger in ganz Deutſchland der Fall, aber ſo auffallend nirgends als wie in München.

Noch ſchlimmer ſteht es im Allgemeinen mit dem geiſtigen Leben. Man findet hier allerdings viele, ſehr viele hochgebildete Männer, Männer die in einzelnen Fächern zu den Glänzendſten gehören, aber ſie bilden nur einen ſehr kleinen Kreis, und haben unendlich geringen Einfluß auf alles Uebrige. Bei der Mehrzahl der Bewohner, ſelbſt der beſſern Stände, iſt jedoch das geiſtige Leben noch ganz unendlich wenig ausgebildet, viel weniger als in allen fränkiſchen, ſchwäbiſchen, rheinbairiſchen Städten. Es ſind gute geſunde Anlagen im Volke vorhanden, der mittlere Stand, wenn er auch vielleicht nicht raſch und lebendig faſſet oder beſonders witzig oder gar geiſtreich iſt, hat doch einen guten, zwar langſamen aber ſicheren Verſtand, und eine reiche Ader kräftigen Mutterwitzes. Aber dieſe Anlagen ſind lange nicht ſo ausgebildet wie ſie es ſein ſollten, ja ſind zum Theil gröblich vernachläſſigt. Zwei Umſtände tragen hierzu ſehr viel bei. Der eine iſt der übermäßige Genuß des ſtarken Bieres bei alt und jung. Wahrlich, dieſer braune kräftige Saft iſt eine treffliche Gottesgabe, und wir wünſchen von ganzem Herzen die unteren Stände in ganz Deutſchland könnten ſich deſſelben erfreuen, und der abſcheuliche Fuſel, der im deutſchen Norden eine ſo gräuliche Rolle ſpielt, würde dadurch verdrängt. Aber in München findet dieſer Genuß in viel zu bedeutender Weiſe ſtatt. Abgeſehen von den enormen Biertrinkern, die täglich 12—16, ja ſelbſt 20 Maaß Bier conſumiren, kann man auf den erwachſenen Mann der Bevölkerung dort täglich 2 Maaß, auf die Schuljugend aber 1 Maaß ſtarkes Lagerbier rechnen. Dies iſt, wenn auch vielleicht nicht für den Körper, ſo doch gewiß für die geiſtige Thätigkeit ein wahres Gift. Ein zweiter Grund des Mangels an geiſtiger Ausbildung, liegt in dem ſchlechten Schulunterricht. Statt die Verſtandesthätigkeit zu erwecken, indem man die Kinder ſo früh als möglich an das eigene Nachdenken gewöhnt, unterdrückt man dieſelbe recht abſichtlich durch bloßes mechaniſches Auswendiglernen, was nur das Gedächtniß, ſonſt aber weiter nichts übt. Dies geht, einzelne Ausnahmen natürlich abgerechnet, durch alle Stände. Der junge Edelmann aber lernt mechaniſch griechiſche und lateiniſche oder franzöſiſche und engliſche Vokabeln und einige nothdürftige geſchichtliche und geographiſche Zahlen und Namen. Der Knabe der Armenſchule ſein Einmaleins und ſein Vaterunſer; das iſt faſt der ganze Unterſchied zwiſchen ihrer geiſtigen Erziehung. Und auch mit dem Mittelſtand, mit dem es ſonſt immer am Beſten beſtellt zu ſein pflegt, ſieht es nicht viel anders aus. Geiſtliche Lehrer, in deren Intereſſe eine höhere geiſtige Ausbildung der Jugend, die ſie zum eigenen Denken befähigt, nicht liegt, bilden die Mehrzahl an

allen höheren Gelehrtenſchulen. Unter dem Miniſterium Abel wurde ſolche geiſtige Unterdrückung planmäßig und mit Anwendung aller nur möglichen Mittel getrieben und derſelbe fand dabei in München und überhaupt in Ober- und Niederbaiern den wenigſten, in Franken, Schwaben und Rheinbaiern aber den ſtärkſten Widerſtand.

Man beſuche nur die verſchiedenen Klubs und öffentlichen Orte von den, aus der vornehmen Ariſtokratie bei Hadold und Tombosk gebildeten, bis auf die Bierſtuben bei dem Hofbrau und dem Pſchorr wo die eigentlichen Bürger zuſammen kommen, und weiter noch zu den Hallen, wo die Arbeiter ihr Mittagsmahl, in Bier und Brot beſtehend, einnehmen, und man wird über die Art und die Gegenſtände der Geſpräche erſtaunen. Man gehe ferner in die Collegien und man wird ſich wundern wie weit die geiſtige Ausbildung der meiſten Studenten aus Altbaiern noch zurück iſt, wie tief die Profeſſoren herabſteigen müſſen, um auf ſie wirken zu können. Auf keiner deutſchen Hochſchule wird ein Gleiches vorkommen. Wenn manche mit Recht ausgezeichnete Lehrer der Münchener Univerſität nur ſo aufrichtig in dieſer Beziehung ſein könnten als ſie wohl möchten, würden ſie ſelbſt zugeben müſſen, daß dieſe unſere Behauptung richtig ſei. Manche Collegien, beſonders ſolche, welche von den Theologen, die großentheils aus Oberbaiern zu Hauſe ſind, beſucht werden, gleichen in der ganzen Art und Weiſe ihrer Haltung mehr Schulſtuben für fünfzehnjährige Knaben, als Auditorien für gereifte Studenten. Ferner beſuche man fleißig die Buchläden und erkundige ſich, welche Bücher außer denen der verſchiedenen Sachwiſſenſchaften, viele in der Stadt lebende Gelehrten an das größere gebildete Publikum ſetzen und man wird ſowohl über die geringe Zahl als über die Wahl der Bücher wunderbare Aufſchlüſſe erhalten. Wir ſind überzeugt, daß Städte, wie Stuttgart, Frankfurt, Leipzig, mit ihren 50—60,000 Einwohnern, viel mehr Bücher gebrauchen als München mit ſeinen 100,000 Einwohnern. Wie gering iſt doch die Zahl Jener, welche die Schätze der königlichen Bibliothek benutzen, und wie wenig Leihbibliotheken zählt die Stadt; es gibt nur zwei daſelbſt, die einigermaßen von Bedeutung ſind und eine erträgliche Auswahl beſitzen. Wie unbedeutend, theilweiſe ſogar erbärmlich, iſt ferner die eigentliche Localpreſſe! Wie viel anders ſtehen denn doch die unterſten würtembergiſchen, badenſchen, ſächſiſchen Blätter dieſer Art in ihrer ganzen Haltung da, als z. B. der „Landbote“ und „Landbötin“ und „Volksfreund“ und wie das Zeug noch weiter heißt, die ihre Spalten großentheils nur mit möglichſt gemeinen Klatſchgeſchichten, ſchmuzigen Zoten oder trivialen Anekdoten füllen. Es iſt wahr, ſo lange das Miniſterium Abel mit ſeinem Deſpotismus jede freiere Bewegung der bairiſchen Preſſe unterdrückte, konnte dieſe nie werden was ſie billiger Weiſe ſein ſollte. Daß ſie aber ſo bodenlos ſchlecht wurde wie die zu München, liegt in dem geiſtigen Indifferentismus der Mehrzahl der Bewohner. Alle anderen bairiſchen Städte, namentlich die Frankens mit einzelnen wenigen Ausnahmen, und ganz Rheinbaierns, haben, trotz aller Abel'ſchen Unterdrückung, ſich ihre Localblätter denn doch auf einer ganz anderen Stufe erhalten, als die der Hauptſtadt des Landes. Ein deſpotiſches Miniſterium kann wohl eine gute Preſſe unterdrücken, nie aber eine ſchlechte hervorrufen, wenn der Indifferentismus des Volkes nicht

ſelbſt dabei am Meiſten hilft. Der Zuſtand der Localpreſſe iſt allenthalben ein Thermometer für den geiſtigen Bildungsſtand einer Stadt, und wir rathen jedem Reiſenden, der in eine ihm fremde Stadt kömmt und ſich orientiren will, die Mühe nicht zu ſcheuen, vierzehn Tage alle Localblätter, welche von der eigentlichen Maſſe der Bevölkerung am Meiſten geleſen werden, ſorgfältig zu ſtudiren. Bei einiger Umſicht in der Benutzung mancher anderen Beobachtungen, hat er dadurch ſchon ein ziemlich feſtes und nicht leicht täuſchendes Fundament für ſeine ferneren derartigen Studien gewonnen.

Auch wenn der Landtag in München verſammelt iſt, hat man ſo recht Gelegenheit ſich zu überzeugen, wie unendlich geringen Antheil der eigentliche Münchener Bürger an den Verhandlungen deſſelben nimmt, mögen ſich dieſe auch mit den wichtigſten Fragen über Kirche und Staat beſchäftigen. Nur als die Kammern ſich mit der Frage über die Regulirung des Biertarifes beſchäftigten, gewahrte man einen lebhaften Antheil, und die Gallerien des Ständeſaales wurden zu dieſer Zeit ſehr eifrig beſucht.

Dies ſind große Schattenſeiten, aber wir glauben nicht, daß ſie zu dunkel gehalten oder gar fälſchlich angebracht ſind. Jeder der ſich längere Zeit in München aufgehalten, ſich um den Volkscharakter bekümmert hat und dabei unbefangen iſt, wird uns Recht geben müſſen. Und dennoch bleibt München eine viel intereſſantere Stadt, als manche andere, deren Durchſchnittsbildung eine höhere iſt. Es iſt ſo viel Urſprüngliches, Charakteriſtiſches im Volke! Der Münchner gibt ſich noch ganz ſo wie er iſt, und verſchmäht jede Verſtellung. Er heuchelt nicht, er coquettirt nicht mit geiſtigen Intereſſen, er lügt ſich keine Bildung an, wenn er ſolche nicht wirklich beſitzt, er iſt kein Phraſenmacher, er hat nichts von jener krankhaften Schöngeiſterei und Prahlhanſerei ſo vieler Berliner, die um nicht ein Haar gebildeter ſind als der ſchlichte Münchner Bürger, und ſich doch in lügenhafter Geſchraubtheit blähen. Der gewöhnliche Münchner iſt gegen Fremde grade nicht beſonders höflich und fein, aber bieder, arglos und zuthunlich. Man kann in München mit dem erſten Beſten an irgend einem öffentlichen Ort ein Geſpräch welches man wolle, anknüpfen und wird faſt immer offene freimüthige Antworten erhalten, während z. B. der Schwabe mit argwöhniſchem Mißtrauen, der Sachſe mit breiter Redſeligkeit entgegnen würde. Man trifft viel Rauheit, die ſelbſt oft in Rohheit übergeht, aber auch Gutmüthigkeit und Zuverläſſigkeit. Dieſe trefflichen Eigenſchaften laſſen manches Andere gerne überſehen. Auch von den Frauen gilt dies Urtheil. Die Münchnerinnen ſind ſelten gewandt in der Converſation, witzig, oder gar geiſtreich und daher im Allgemeinen nichts weniger als pikant, dagegen natürlich, unbefangen, ohne Ziererei, heitern Gemüthes; ein fröhlicher Tanz iſt ihnen mehr als ein äſthetiſches Geſpräch, ein tüchtiges Abendeſſen, bei dem das Bier keineswegs zimperlich verſchmäht wird, ſteht ihnen viel höher als Thee und Butterbemmen; dies gilt nicht allein bei den eigentlichen Bürgern, ſondern auch, vielleicht etwas weniger ſchroff, bei dem Adel und den höchſten Beamten. Nirgends in ganz Deutſchland unterſcheidet ſich der Adel durch ſein äußeres Auftreten weniger von den übrigen Ständen. Man muß nur ſo eben von einer norddeutſchen Reſidenz, etwa Dresden, Berlin, Hannover, dahin kommen, um den Unterſchied zu empfinden. Wenn man ſo recht erkennen will wie wenig der Adel in

unſerer Zeit noch zu bedeuten hat, muß man nur nach München gehen und den dort wohnenden Adel beobachten. Weder Wohlhabenheit noch geiſtige Bildung, äußeres Auftreten, zeichnet ihn (mit wenigen Ausnahmen) im Mindeſten aus. Es iſt gewiß, auch in Norddeutſchland hat der Adel im Allgemeinen wenig zu bedeuten, aber äußere Formen, eine gewiſſe Tournüre im Umgange hat er ſich doch noch bewahrt; bei dem hieſigen Adel findet man dies viel ſeltener. Aber lobend iſt es anzuerkennen, daß der Adel in München, wenigſtens in der Mehrzahl ſeiner männlichen Mitglieder, jenen lächerlichen Kaſtengeiſt nicht kennt, wie es an ſo vielen anderen Orten der Fall iſt.

Davon weiß man überhaupt in München wenig, und man findet an allen öffentlichen Orten alle Stände, vornehm und gering, in bunter Miſchung vereinigt, den Staatsrath oft neben dem Schuſter, den Lieutenant neben dem Barbier. In Dresden, Berlin, ja in ganz Norddeutſchland muß der Fremde ſich erſt ängſtlich erkundigen, ob der oder jener öffentliche Ort auch anſtändig ſei, bevor man ihn beſuchen kann, in München hat man dies nicht nöthig, ſondern kann ohne Scheu in die Bierſchenken eintreten. Dieſe Ungezwungenheit im öffentlichen Leben, verbunden mit den mancherlei Hülfsmitteln, welche die große Stadt ſonſt noch bietet, macht das Leben in München ſo angenehm, daß Jeder, der nur einige Zeit dort verweilt hat, ſich ſtets wieder dahin ſehnen wird. Gibt es doch auch der kleineren Kreiſe genug, in denen man Kenntniſſe, Geiſt und vor Allem fröhlichen, unbefangenen Humor in reichem Maaße findet. Und darum nennen wir München eine der intereſſanteſten Städte Deutſchlands, denn es iſt eine der eigenthümlichſten, und in unſerer nivellirenden Zeit halten wir jede Eigenthümlichkeit für intereſſant.

J. v. W.

II.

Aus Paris.

Ende Juni.

Die Medicin, das Syſtem der Concours. — Die Academie und die Facultäten. — Privilegien innerhalb der Gelehrſamkeit. — Die Moralität der Bourgeoiſie.

Die Pairskammer hat in den letzten acht Tagen die Hauptrolle in unſerm politiſchen Treiben geſpielt. Das Geſetz über die mediciniſchen Angelegenheiten und der Prozeß des Herrn v. Girardin haben die vorherrſchende Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Was den Geſetzvorſchlag über eine neue Medicinalordnung und Medicinallehrpolizei anbelangt, ſo hat derſelbe eine größere, allgemeinere Bedeutung dadurch erlangt, daß das Syſtem der Concours für die Profeſſorenſtellen, das bis jetzt in Frankreich befolgt wurde, eine erſte Niederlage erlitten hat. Die Concours, d. h. Erkämpfung der Lehrſtellen durch öffentliche Examen und öffentliche Probearbeiten und Probevorleſungen iſt theilweiſe in Frankreich ſehr alt, theilweiſe eine Errungenſchaft der Anſichten von Gleichheit und Oeffentlichkeit, wie ſie in der Revolution die Ueberhand erlangten. Alt iſt dies Syſtem für die Rechtsfacultät, ja es hat höchſt wahrſcheinlich bei dieſer von

Anfang an geherrſcht, und die Kanzler Frankreichs haben es oft mit der größten Tapferkeit gegen die Eingriffe des Hofes und der Miniſter, als nach und nach alle ſchützenden Inſtitutionen zuſammenbrachen, vertheidigt. In den Medicinſchulen war das Syſtem weniger durchgedrungen, wie dieſe Schulen überhaupt ſelbſt ſich weniger kräftig und geſchloſſen zu organiſiren gewußt hatten. Dennoch aber fanden in ihnen Concours ſchon vor der Revolution ſtatt. In den theologiſchen Schulen herrſcht natürlich Macht von Oben herab; die ſogenannten Facultäten der sciences et belles lettres ſind überhaupt erſt in neuerer Zeit nach und nach ſelbſtſtändig als Facultäten hervorgetreten, und fielen ſie ſo mit ihrer Herſtellung in Zeiten, in denen Concours gegen das herrſchende Syſtem der Regierung, gegen den Gedanken: l'état c'est moi! anſtieß. Bei ihnen galt ebenfalls nur Ernennung durch die Regierung.

Dieſe geſchichtlichen Erinnerungen haben ſich in gewiſſer Beziehung bis in die neueſte Zeit hinüberverpflanzt. Die alten Facultäten, Rechtswiſſenſchaft-Medicin, halten ziemlich feſt an dem Syſtem der Concours, die neuen Facultäten sciences et lettres ſind im Weſentlichen denſelben weniger hold. An der Spitze dieſer beiden letzteren ſteht überdies die Academie; dieſelbe iſt in gewiſſer Beziehung das höchſte Obergericht, die oberſte Behörde und Autorität der Wiſſenſchaften, die ſie in ſich vereinigt. Zu dieſer Academie ſelbſt gelangt man aber ohne Concours dadurch, daß man ſich in einer Spezialität auszeichnet und überdies die Herren Academiker zu gewinnen weiß. Die mediciniſche Wiſſenſchaft hat ebenfalls eine Academie, und ſchließt ſich in dieſer Beziehung den beiden andern Facultäten an.

Bedenkt man dieſe Verhältniſſe, ſo erklärt es ſich halbwegs, wie es kommt, daß die Facultäten, die ihren Mittelpunkt in dieſer Academie finden, ſo wie die Academien ſelbſt, dem Concours weniger hold ſind, daß ſie im Gegentheile die oberſte Leitung ihrer Wiſſenſchaften lieber in die Hände der Academien ſpielen möchten, als ſie der freieren Inſtitution einer öffentlichen Bewerbung zu überlaſſen. Berückſichtigt man dann weiter, daß gerade les lettres et les sciences faſt ausſchließlich das Vorrecht haben, politiſche Capacitäten zu erziehen, daß alle Gelehrten der beiden Kammern — Arago, Tocqueville, Beaumont, Blanqui, Paſſy, Couſin, Salvandy, Flourens, V. Hugo. — dieſen angehören, während kein einziger Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft oder der Medicin in denſelben ſitzt — ſo verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß die Freunde der Concours in der Regierung und den Kammern nicht gerade die Stärkſten ſind. Die Frage der Concours iſt ein Kampf zwiſchen den „gelehrten" und den „nicht gelehrten", den ernſten und den brillanten Wiſſenſchaften. Die letztern haben den Sieg davongetragen. Die Angelegenheit hat noch viele andere Seiten — die eines Kampfes der Academie gegen die Facultäten, die der Oeffentlichkeit und Gleichheit gegen Intriguen und Nepotismus, die der Gelehrſamkeit gegen die miniſterielle Laune — doch iſt der angedeutete Widerſpruch zwiſchen den herkömmlichen Anſichten der verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaften in Frankreich wohl die hervorſtechenſte von allen und ziemlich ſicher die, die den Ausſchlag gegeben hat. Hätte neben Herrn Couſin, Flourens, Salvandy ein Profeſſor der Medicin, wie etwa Lallemand aus Montpellier und ein Profeſſor des Rechts, wie etwa Aubry aus

Straßburg geſtanden, ſo würde ziemlich ſicher die Pairskammer eines Beſſern belehrt worden ſein und vielleicht auch anders entſchieden haben. —

Der Prozeß Herrn v. Girardin's hat die Aufmerkſamkeit noch weit mehr auf die geſtrige Sitzung der Pairskammer gelenkt. Heute aber ſteht alle Welt ganz verblüfft da und weiß gar nicht recht, was von der Freiſprechung des tapfern Redacteurs der „Preſſe" denken. Ich geſtehe gerne, daß ich ſelbſt zu denen gehöre, denen die Sache ein Räthſel iſt. Herr v. Girardin erklärt, er wiſſe, daß man die Pairswürde für 80,000 Fr. verſprochen habe. Dafür beſchließt die edle Kammer ihn anzuklagen, und fordert ſich den Verbrecher von der Deputirtenkammer heraus. Dieſe ſträubt ſich theilweiſe, gibt aber zuletzt den Beleidiger her: und dann kommt dieſer Frevler vor die Pairskammer, erklärt, daß er dieſelbe nicht habe beleidigen wollen; aber daß die Thatſache, die er enthüllt, für ihn außer allem Zweifel ſei, und daß er ſie nicht beweiſe, weil er dazu keine Luſt habe, da er Perſonen zu nennen nicht für ſeiner Ehre angemeſſen halte. Und nun ſtimmt die hohe Kammer ab und ſpricht den Angeklagten frei. Dieſer behauptet vor wie nach, daß man die Pairswürde für 80,000 Franken feilgeboten habe. Die Herren Pairs haben ſicher ein Recht, dieſe Anklage nicht auf ſich beruhen zu laſſen. Entweder hat Herr v. Girardin den Beweis deſſen, was er ſagt, und dann ſcheint mir, daß die Herren Pairs ein Intereſſe haben zu wiſſen, wer ihre Würde feilbietet. Oder er hat den Beweis nicht, und dann hat Herr v. Girardin, um ſeinen Feinden zu ſchaden, ſeinen Freunden in's Geſicht geſchlagen. Man behauptet heute vielfach, daß die beiden Miniſter ſich mit Herrn v. Girardin abgefunden und daß der Friede zwiſchen dieſen bittern Feinden wieder hergeſtellt ſei. Aber ſelbſt dann löſt ſich das Räthſel nicht ganz. Herr v. Girardin bleibt feſt bei ſeinen Behauptungen; ſchließt die Regierung in dieſer Stellung Frieden mit ihm, ſo wäre dieſer Friede ſelbſt einer der glänzendſten Siege, die Herr v. Girardin je davongetragen hätte; ſo wäre dieſer Friedensſchluß ſelbſt einer der klarſten Belege zu allen den Beſchuldigungen, die die „Preſſe" gegen die beiden Miniſter je vorgebracht hätte. Zur Ehre der letztern wollen wir hoffen, daß die Wendung der Dinge auf einem jener Spiele des Zufalls beruht, die ſehr oft dort herrſchen, wo keine feſte Hand die Ereigniſſe lenkt. Dieſe feſte Hand ſcheint gegenwärtig nicht mehr das Steuerruder der franzöſiſchen Zuſtände zu führen. Und daher entſtehen alle Tage Inzidentſtreitfragen, die geſtern noch Niemand ahndete und die morgen gerade wieder ſo untergehen und verſchwinden, wie ſie aufgetaucht waren. Die Sache iſt langweilig im höchſten Grade, ſie ſpannt, ohne zu befriedigen, ſie treibt an, ohne zu einem Ziele zu führen. Es gehören geſunde Nerven dazu, um nicht müde zu werden. — Doch — beim Himmel — ich ſehe nicht ein, wozu ich Ihre Leſer noch länger über dieſen Unſinn und dieſe Tretmühlenpolitik langweilen ſoll.

J. —y.

III.

Aus Berlin.

1.

Die Preßfrage auf dem preußischen Landtage. — Auerswald, Hansemann und Thadden. — Sorgen und Hoffnungen.

Es ist höchst beklagenswerth, daß die Masse von Material, die den Preußischen Landtag gegen den Schluß seiner Sitzungen überhäufte, aus Mangel an Zeit so sehr in Bausch und Bogen abgehandelt ist. Darüber haben einige der wichtigsten Fragen zu einem Resultat geführt, das wir im Interesse des Fortschritts nur bedauern können. Ich meine hier namentlich die Verhandlungen über die Presse. Es ist allgemein ausgesprochen, daß auf dem Bundestage ein Preßgesetz vorbereitet wird, das formell zwar die Censur aufhebt, in der That aber einen Zustand herbeiführt, gegen welchen jeder Schriftsteller die Censur selbst ein Paradies zu nennen berechtigt wäre; es ist eben so ausgespochen, daß gerade von Preußen der Vorschlag zu demselben ausgeht. Dieser angebliche Entwurf ist sogar veröffentlicht worden. Es mußte nun wohl jeden in Erstaunen setzen, daß der Landtag den Beschluß faßte: den König um Aufhebung der Censur und um Erlaß eines Preßstrafgesetzes zu bitten, und ihn zu veranlassen, den Entwurf dazu dem Vereinigten Landtage vorzulegen, der nach den Erklärungen des Königs erst nach vier Jahren stattfinden soll. Der Landtag hat die Erklärung hinzugefügt, daß diese Bitte aus sehr verschiedenen Gründen hervorgegangen sei, d. h. wie der König aus den stenographischen Berichten sich informiren kann, daß die Einen eine Verschärfung der Maßregeln gegen die Presse, die Andern aber eine Milderung derselben für wünschenswerth halten. Der Urheber dieses geistreichen Vorschlags ist wieder Herr v. Auerswald, von dem auch jene berühmte Adresse ausging, in welcher Schwarz und Weiß zugleich als der Ausdruck der öffentlichen Meinung angegeben wurde. Natürlich wird die Regierung, da sie zwei sich widersprechende Dinge nicht zugleich thun kann, diejenige Meinung vorziehn, die ihr genehm ist. Ist es nun ferner nicht ein mindestens leichtsinniges Ignoriren der Thatsachen, wenn man auf jene Angabe, daß ein formell den Anforderungen der Versammlung entsprechendes Preßgesetz vorbereitet würde, das aber seinem Inhalte nach alle Bewegung der Presse aufheben müsse, gar keine Rücksicht nimmt? Um so mehr muß man das Verdienst des Einzelnen anerkennen, der sich von der Idee einer allgemeinen Uebereinstimmung der entgegengesetztesten Ansichten wenigstens nicht so weit hinreißen ließ, den Ausdruck seiner eigenen Ueberzeugung zurückzuhalten. Herr Hansemann hat auch in dieser Sache wieder den Ruhm erlangt, sich als der Gesinnungsvollste und Ehrlichste der Versammlung gezeigt zu haben. Im Uebrigen aber kommt mir der Landtag in dieser Frage wie der Vogel Strauß vor, der der Gefahr dadurch zu entgehen glaubt, daß er das Auge abwendet. Wenn Herr v. Thadden erklärt: „gebt den Literaten Freiheit zu sagen was sie wollen, aber richtet den Galgen für sie auf;“ so kann man freilich sagen, daß Herr v. Thadden vorläufig noch nicht Minister ist, daß es also mit dem Hängen noch Zeit hat; aber jene Ansicht, so schroff und paradox sie auch von diesem berühmten Belustiger der Versammlung

hingeſtellt iſt, enthält im Weſentlichen wohl etwas Aehnliches, wie das, was die herrſchende Partei beabſichtigt.

Wir können übrigens von dem Landtage ungefähr mit denſelben Worten Abſchied nehmen, mit welchem ihn der Königl. Commiſſarius entlaſſen hat: die mannigfaltigſten Gefühle kreuzen ſich, nur Eins möchte wohl vorwalten, daß der erſte preußiſche Landtag nicht alle die gedeihlichen Früchte getragen hat, die man zum Theil von ihm erwartete. Zweierlei iſt allerdings erreicht: einmal, und das iſt die Hauptſache, iſt das Bewußtſein des Volks rege geworden und an eine vernünftige Discuſſion politiſcher Fragen gewöhnt, ſodann iſt durch die königlichen Erklärungen über die Domainen und die Bedeutung des Ausſchuſſes und der Finanzdeputation der alte Rechtszuſtand anerkannt, den das Patent vom 3. Februar in Frage zu ſtellen ſchien. Als negative Reſultate möchte ich bezeichnen, einmal, daß die Herrencurie gezeigt hat, ſie laſſe ſich von der öffentlichen Meinung keineswegs beſtimmen, ſie ſetze ihre kleine Minorität — von 19 Stimmen — ungeſcheut dem durch ſeine Vertreter ausgeſprochenen Willen des Volkes entgegen: eine Erfahrung, die, wenn ſie fortgeſetzt wird, nur eine höchſt bedenkliche Erbitterung erregen kann. Sodann: das Gouvernement hat nicht das Vertrauen der Volksvertreter, es iſt mit all' ſeinen Propoſitionen zurückgewieſen und in allen Petitionen hat die Verſammlung dasjenige für rechtlich begründet, oder wenigſtens für praktiſch nothwendig anerkannt, was der ſtricte Gegenſatz zu den Intentionen der Regierung zu ſein ſcheint. Was daraus werden ſoll, läßt ſich noch nicht recht abſehen. Wir wollen das Beſte hoffen, wir wollen hoffen, daß die Regierung noch nachträglich, aufrichtig und rückhaltlos den Anſprüchen der Stände nachgeben, daß ſie auf dieſe Weiſe eine Majorität gewinnen und durch ſie dasjenige durchſetzen wird, was ſie dem Lande für erſprießlich hält. Aber ich muß geſtehen, daß dieſe Hoffnung vorläufig noch auf ſchwachen Füßen ſteht. —

Neukölln.

2.

Die verclauſulirte Wahl der Ausſchüſſe. — Das Recht der politiſchen Inconſequenz. — Gibt es eine radicale Fraction?

Sie werden die letzten Vorgänge am vereinigten Landtage aus den preuß. Zeitungen entnehmen können; wir wollen uns daher nicht auf einen detaillirten Bericht darüber einlaſſen, ſondern nur kurz eine Frage erörtern, welche ſowohl die Abgeordneten ſelbſt, als die öffentliche Meinung aufs Aeußerſte aufgeregt hat, wir meinen die Wahlen der Ausſchüſſe. In unſerm letzten Berichte noch haben wir uns entſchieden gegen dieſe Wahlen ausgeſprochen, wenn nicht das Gouvernement einwilligte, den Ausſchüſſen eine nur vorbereitende, den vereinigten Landtag in keiner Weiſe erſetzende Wirkſamkeit beizulegen. In Betracht jedoch der obwaltenden, zum Theil unvermuthet eingetretenen Umſtände, ſtehen wir nicht an dieſe Anſicht theilweiſe wenigſtens zu modifiziren und uns der Hauptſache nach für die Abgeordneten auszuſprechen, welche mit Hinzufügung einer Clauſel gewählt haben. Aus den letzten Botſchaften der Krone an die Stände geht unſtreitig die Neigung der Regierung hervor, einzulenken. Verſchiedene von dem Landtage erbetene Erklärungen ſind in befriedigender Weiſe erfolgt; zwar verlangt die Krone die

Wahl der Ausschüsse, jedoch mit hauptsächlicher Hervorhebung des Umstandes, daß sie dieselben zur Begutachtung des den Provinziallandtagen schon vorgelegten Criminalgesetzentwurfes, auf dessen Berathung vor seiner Erhebung zum Gesetz der vereinigt Landtag also kein Recht mehr hat, nächstens einzuberufen gedenke. Die Botschaft verspricht die Anträge der Stände auf Periodizität des vereinigten Landtags und Beschränkung der Wirksamkeit der Ausschüsse in ernste Erwägung zu ziehn, fordert allerdings von den Ständen, daß das Patent vom 3. Februar vorher seinen Bestimmungen gemäß vollzogen werde. Diesem Verlangen haben die Stände (die liberalen Abgeordneten wenigstens) durch die Wahl nicht ganz entsprochen, denn sie haben nicht Ausschüsse gewählt, wie das Patent sie einsetzt, sondern nur solche mit vorbereitenden Befugnissen. Sie haben aber andererseits der Krone die Hand zur Verständigung geboten und keinen unmittelbaren, grellen Bruch herbeigeführt. Die Gründe zur Rechtfertigung dieses Verfahrens sind erstens, die Wichtigkeit, ein nochmaliges Gutachten über den Criminalgesetzentwurf nicht von Ausschüssen vollziehen zu lassen, im Falle, daß dieselben in den Händen der retrograden Partei sich befänden, ferner die Rücksicht darauf, daß, wenn die Mehrheit der Ausschüsse der Opposition angehört, diese beharrlich und mit Erfolg jede Uebernahme einer Function des Landtags verweigern kann und wird, während im andern Falle die jedenfalls durch Minoritätswahlen zu Stande gekommenen Ausschüsse sich bereitwillig zu jener Uebernahme hergegeben hätten, endlich die theils in der Botschaft hervortretende, theils auf nicht offiziellem Wege den Ständen bekannt gewordene Absicht des Gouvernements, eine Verständigung herbeizuführen, wenn nur die äußere Form einigermaßen gerettet würde. Die Hinzufügung der Clausel war nothwendig, erstens, um sich gegen jede spätere Mißdeutung, die doch wenigstens als eine mögliche Eventualität vorhergesehen werden mußte, sicher zu stellen, ferner um dem frühern Benehmen nicht in zu crasser Weise zu widersprechen. Die Abfassung dieser Clausel wünschten wir übrigens in einem Punkte geändert; statt nämlich, wie es wenigstens von Seiten der Abgeordneten der Provinz Preußen geschehen ist, vorzugeben, man verstehe die Botschaft nur in dem Sinne, „daß die Ausschüsse zur Berathung des Criminalgesetzentwurfes und zu vorbereitenden Gutachten gewählt werden sollten, und in so fern wähle man sie," einfach ohne jenes vorgegebenen Verständniß zu erklären, „man wähle sie *nur dazu*." Zwar ist dieser Unterschied von keiner praktischen Bedeutung, aber die letzte Fassung scheint uns würdiger. Eine Anzahl Abgeordneter der liberalen Seite verweigerte die Wahl ganz, worunter der ganze Stand der rheinischen Landgemeinden mit Ausnahme dreier Deputirten, der also, da die rheinischen Landgemeinden vier Wahlen zu vollziehen haben, und da jene außerdem unter den die Wahl Verweigernden wählten, gar nicht im Ausschusse vertreten ist. Wir achten den Muth und die Gewissenhaftigkeit derer, welche sich der Wahl enthielten, müssen aber nichts deste weniger beklagen, daß sie bei einer so wichtigen Frage die Kräfte der Opposition durch Spaltung zersplitterten, und dadurch den Erfolg gefährdeten. Es ist von der höchsten Nothwendigkeit, daß die Mehrheit der Ausschüsse oppositionell sei, und deshalb der Ausfall der vier bäuerlichen Deputirten des Rheinlandes sehr zu beklagen. Haben diejenigen, welche nicht wählten, den Ruhm einer starren Consequenz für sich, so erinnern wir daran,

daß anſcheinende oder auch wirkliche Inconſequenzen auf dem politiſchen Felde zuweilen nöthig ſind, um höhere Zwecke nicht zu gefährden. So lange er ſich mit Ehren vermeiden läßt, iſt ein völliger Bruch der Stände mit der Regierung keineswegs ein Act politiſcher Klugheit und Vorausſicht; iſt man denn ſo gewiß auf dieſem Wege, eher zu reuſſiren, als auf dem allerdings oft beſchwerlicheren und weniger einladenden, den die liberalen Abgeordneten, welche die Wahl vollzogen, eingeſchlagen haben? Die Hauptſache iſt, daß man ſich die Waffe nicht aus den Händen winden läßt, und kein Zugeſtändniß macht, das die Rechte des Landes gefährdet. Dies iſt nicht geſchehen und, wir wagen es zu behaupten, wird auch nicht geſchehen.

Aus der Schlußrede des Landtagscommiſſarius ſcheint hervorzugehen, daß die Regierung rigoroſe Maßregeln, etwa wie im vorigen Herbſte gegen die Naumburger Stadtverordneten, gegen diejenigen Abgeordneten beabſichtigt, die die Wahl verweigerten. Es iſt zu hoffen, daß dieſer in der Uebereilung der erſten 24 Stunden gefaßte Entſchluß wieder aufgegeben wird.

Außer den rheiniſchen Landgemeinden haben unter andern die Herren Meviſſen, Hanſemann, v. der Heydt, v. Vincke, v. Bockum-Dolffs, Milde, Tſchokke, Siebig die Wahl verweigert. Man ſieht wohl ſchon aus dieſer Zuſammenſtellung, daß die Nichtwählenden keineswegs ſämmtlich als einer politiſch-radicalen Fraction angehörig zu betrachten ſind, ſondern obwohl in dieſer Frage einig, in allgemeinen politiſchen Prinzipien ſehr von einander abweichen, wie z. B. die Hrn. Meviſſen und v. Vincke im Uebrigen keineswegs miteinander harmoniren. Wir hoffen daher, daß man die ſchon an ſich beklagenswerthe Spaltung in der Oppoſition nicht dadurch zu einer dauernden zu machen ſuchen wird, daß man eine radicale und liberale Fraction einander gegenüberſtellt, eine Trennung, die für die jetzigen Verhältniſſe viel zu früh käme und deshalb völlig unpaſſend ſein würde. Derartige falſchverſtandene Beſtrebungen könnten nur zum Vortheile der Gegenpartei ausſchlagen.

D.

3.

Ein Diner. — Graf von Schwerin. — Die Popularität eines Ariſtokraten. — Die Finanzdeputation.

Als Nachtrag zu meinem vorgeſtrigen Berichte gebe ich Ihnen noch einige Mittheilungen über die Ereigniſſe der letzten Landtagswoche. Am 24. fand ein großes königliches Diner in Potsdam ſtatt, bei dem diesmal eine weniger ſtrenge Auswahl der Gäſte vorherrſchte. Außer den Mitgliedern der Herrencurie und den zahlreich eingeladenen Abgeordneten der Regierungspartei, waren auch die Herren von Beckerath, Graf v. Schwerin, Camphauſen, v. Saucken zugegen, dagegen kein einziger Unterzeichner der „Declaration der Rechte.“ Man ſchließt hieraus natürlich, daß von allen Demonſtrationen der Oppoſition die Declaration diejenige ſei, welche höchſten Ortes am Uebelſten vermerkt worden iſt. Die letzten Vorgänge, die Berathungen der zweiten Curie über die aus der Herrencurie zurückgeſchickten ſtändiſchen Petitionen, ſo wie die ſchon weitläuftig von uns beſprochenen Ausſchußwahlen haben Mißſtimmungen unter den liberalen Abgeordneten hervorgerufen,

von denen wir hoffen, daß sie vorübergehend sein werden. Befremdend ist vielen das Benehmen des Grafen v. Schwerin erschienen, der sich dafür erklärte, im Kriegsfalle der Regierung die Contrahirung von Staatsschulden ohne ständische Zustimmung zuzugestehen. Das noch frische Andenken an die energischen Erklärungen des Abgeordneten der pommerschen Ritterschaft bei Gelegenheit der Landrentenbank- und Ostbahn-Debatte, „keine Macht der Erde solle ihn je vermögen einzuwilligen, daß ohne ständische Garantie Anlehen irgend welcher Art gemacht werden dürften," erklärt allerdings das ziemlich allgemeine Erstaunen über dies unerwartete Zugeständniß zur Genüge, das dem großen Rigorismus einiger Puritaner zu harten, und wie wir glauben, unverdienten Vorwürfen Veranlassung gegeben hat. Wir zweifeln keineswegs an der Charakterfestigkeit und politischen Zuverlässigkeit des edlen Grafen, dagegen scheint es, als ob die gewohnte Schärfe seines Urtheils sich in dieser Frage nicht bewährt hat. Wir kommen noch einmal und mit Nachdruck darauf zurück, daß man nicht versuchen möge aus denen, welche die Ausschußwahlen verweigerten, eine radicale Fraction zu construiren, da die Angelegenheit keineswegs ein politisches Prinzip in sich schloß, sondern es sich rein darum handelte, in einem einzelnen Falle das zweckmäßigste Benehmen einzuschlagen. Wir achten die Motive derer, welche die Wahl verweigerten, obwohl wir die dadurch hervorgerufene Spaltung tief beklagen, beanspruchen aber auch entschieden die gleiche Achtung für die große Mehrzahl der Liberalen, die unter einem Vorbehalt wählten. Wir glauben, daß die erste und aufgeklärteste Freisinnigkeit eines Camphausen, v. Beckerath, v. Auerswald vollkommen die gleiche Anerkennung verdient, wie die energische Beharrlichkeit der Herren v. Vincke, Hansemann und Mevissen in der einmal ausgesprochenen Ansicht.

Herr v. Vincke ist übrigens, wie kaum ein anderer der Deputirten, der Liebling des hiesigen Publikums. Sein Name ist in Aller Munde, für die unwiderstehliche Gewalt seiner Rede, seinen schlagenden Witz, seine glänzende Dialektik ist nur ein Ausdruck allgemeiner Bewunderung. Das öffentliche Interesse nährt sich von zahlreichen Anekdoten, die über den gefeierten Liebling des Volkes herumgetragen werden, von denen die Mehrzahl jedoch zu den gut erfundenen gehören dürfte. Die Popularität strömt auf diese Weise einem Manne zu, der nichts thut, um sie sich zu erwerben, denn könnte Jemand unbekümmerter, ja rücksichtsloser seinen Weg gehen, als Herr v. Vincke, dessen offen zur Schau getragene aristokratische Gesinnungen noch dazu in vielen Punkten den Gesinnungen der Masse keineswegs entsprechen. Die Volksbeliebtheit, die er sich trotzdem erworben, ist um so ehrenvoller für ihn, denn er hat nicht um sie gebuhlt, er verdankt sie seinem unbeugsamen Muth in Vertheidigung des Rechtes, der unerschütterlichen Festigkeit seiner Gesinnung, ebenso wie seinem glänzenden Talent; es ist aber auch ein schönes Zeugniß für das Volk, das den stolzen und kräftigen Charakter eines Mannes zu schätzen weiß, der sich wenig darum bekümmert, ob seine Ansichten und Reden mit den Lieblingsideen der öffentlichen Meinung harmoniren oder nicht.

Die Wahl der Finanzdeputation hat, soviel wir wissen, viel weniger Bedenklichkeit erregt, als die der Ausschüsse, da sie nach den unzweideutigen Erklärungen des Gouvernements nur die Staatsschuldenverwaltung controliren, keines-

wegs aber die Zustimmung zu Anlehen in Vertretung des vereinigten Landtags ertheilen soll. Die Frage über die Contrahirung von Kriegsanlehen ist freilich unerledigt, da die beiden Curien sich über keinen dahinzielenden Antrag an die Krone vereinigen konnten, die Staatsschuldendeputation berührt aber nach der eben erwähnten Erklärung der Regierung die Angelegenheit in keiner Weise mehr, und die Wahl derselben beschränkt daher nicht im Mindesten diesen Rechtsanspruch der Stände.

D.

IV.

Aus Wien.

Die ständische Bewegung. — Oeffentliche Meinung. — Die Presse. — Preußen und Oesterreich. — Graf Montecuculi.

Es muß als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden, daß jetzt aus allen österreichischen Provinzen die Symptome ständischer Electricität sich kund geben. Wir erinnern uns seit Menschengedenken nicht von der ständischen Versammlung in Mähren, Steiermark, Kärnthen je etwas in öffentlichen Blättern gelesen zu haben, etwa mit Ausnahme der Beschreibung des monotonen Ceremoniells bei Eröffnung des Postulatenlandtags. Zum Erstenmale in diesem Jahre lasen wir eine Notiz aus Brünn, aus Klagenfurt in der Allgemeinen Zeitung, dürftig und kaum andeutend, wie es die Verhältnisse dieses Blattes nicht anders erlauben, aber doch eine Notiz. Und im Grunde ist ein Symptom auch nicht mehr werth als eine Notiz. Eigentliche Bedeutung haben bisher blos die Lebensäußerungen der Wiener und Prager landständischen Versammlungen. Nicht etwa, daß die Beschlüsse dieser Versammlungen Aussicht haben, einen directen Einfluß auf die Legislation zu üben, aber die öffentliche Meinung wird dadurch angeregt, ermuthigt, productiv. Wir verstehen darunter nicht etwa die öffentliche Meinung, die in den Kaffeehäusern, auf der Börse ihre Arena hat, sondern was weit wichtiger ist, die öffentliche Meinung in den höchsten Kreisen, der Bureaukratie, des Hofes, ja der kaiserlichen Familienmitglieder selbst. Wenn Männer, wie Fürst Lamberg, Graf Colloredo, wie die Grafen Nostiz, Thun und so viele Andere, die den ersten Familien des Staates angehören, die durch Reichthümer und ausgedehnten Grundbesitz eigentlich conservativ sein müßten, da bei etwaigen Reformen sie zuerst getroffen würden, (so z. B. ist der Fürst Schwarzenberg durch die Reform eines Theils der Grundsteuereinhebung in Böhmen, welche die Stände zu Gunsten der Rustikalbesitzer selbst einführten, jährlich um 26,000 Fl. C. M. *mehr* besteuert worden und hat diese Last de bon coeur angenommen) wenn Männer dieser Art gegen die unselige Stabilität und Versumpfung unserer Staatszustände sich erheben, dann kann man nicht mehr die Ausrede geltend machen, welche die Polizei bisher gegen die „Grenzboten", gegen Andriani, gegen Schuselka's und andere Oppositionsschriften auftischte, daß diese Opposition blos von Menschen ausgehe, die nichts zu verlieren haben, von unruhigen Köpfen, böswilligen Verleumdern (böswillig ist namentlich ein Lieblingsausdruck unserer Polizeihofstelle), man muß sich vielmehr fragen, was wollen alle diese Männer, woher ihr Unbehagen, ihre Unzufriedenheit? Wie kömmt es, daß *sie* auf Entwickelung der Presse,

auf freieres Gemeindewesen, auf Oeffentlichkeit und dergleichen antifeudale Zustände antragen? Es muß also doch nicht das bloße Hirngespinnst einiger in's „Ausland" geflüchteten Literaten sein, die von der Morschheit unserer Zustände, von der Gefahr, die Oesterreich bedroht, sprechen. Es muß also in der That ein neues System, ein frischeres, der Zeit angemesseneres Verfahren nothwendig sein. Man erzählt sich hier, daß der König von Preußen vor Kurzem gegen sein Ministerium sich beklagt habe, daß man ihn bisher in dem Glauben erhielt, es sei blos die schlechte Presse, welche gegen die Bureaukratie zu Felde ziehe, während die Mehrheit auf dem Landtage in beiden Curien beweise, daß mehr als die Hälfte der Nation in dieser Kritik des Regierungsprinzips einstimme. Bei uns in Oesterreich kann das erlauchte Kaiserhaus zu dieser Ueberzeugung noch nicht kommen, denn wir haben keine schlechte Presse, sondern blos eine elende, wir haben keinen Landtag, sondern blos landständische Privatversammlungen, wir haben keine Organe, durch welche der Monarch die Stimme seiner Völker hört (mit Ausnahme etwa Ungarns, das eine ganz exzeptionelle Stelle hat.) Wie können wir die Wünsche der Nation an den Stufen des Thrones niederlegen? Diese Frage wird die erste sein, mit welcher die Krone sich beschäftigen muß, sobald sie sich überhaupt überzeugt haben wird, daß diese Stimme zu hören ein nothwendiges Gesetz der Selbsterhaltung ist, und deshalb ist die Wirksamkeit der Stände, auch ohne Einwirkung auf die Legislation, und trotz aller mittelalterlichen, einseitigen, unzureichenden Elemente, aus denen sie bestehen, hoch zu bewillkommnen.

Ein kleiner charakteristischer Zug über den neuen Geist unserer ständischen Corporation ist folgender. Letzthin bei dem Begräbniß des Erzherzogs Karl versammelten sich die verschiedenen Staatskörper in der Burg in großer Galla, um der Leiche zu folgen. Jeder Corporation war ein besonderer Platz angewiesen. Der erste Platz nächst der kaiserlichen Familie war den Ministern und geheimen Räthen, der zweite der Generalität, der dritte den Landständen und dem Magistrat u. s. w. angewiesen. Als nun die österreichischen Landstände unter ihrem Präses dem Grafen Montecuculi in den Saal traten und der im voraus bestimmte Platz ihnen angewiesen wurde, antwortete Graf Montecuculi: „die Landstände sind die nächsten Beiräthe der Krone und sie nehmen daher auch den ihnen gebührenden Platz in Anspruch;" und mit diesen Worten schritt er gefolgt von den Landständen vorwärts und stellte sich in die Mitte der geheimen Räthe — die bekanntlich bei uns ganz was anders zu bedeuten haben, als in Preußen, wo dies ein leerer Titel ist. Es ist vielleicht kleinlich, einen solchen Zug zu erzählen, aber — er charakterisirt. ⊙.

☞ Wiederholt bitten wir unsere Herren Correspondenten (mit Ausnahme jener, denen wir besondere Adressen angaben) Briefe und Packete unter der Adresse des Redacteurs oder der Verlagshandlung **nach Leipzig** zu adressiren.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Digitized by Google